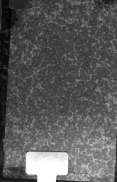
Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Ernſt Frhrn. von Feuchtersleben's

ſämmtliche Werke.

Mit Ausſchluß der rein mediziniſchen.

Herausgegeben

von

Friedrich Hebbel.

Fünfter Band.

Wien 1852.

Verlag von Carl Gerold und Sohn.

Digitized by Google

Digitized by Google

Beiträge

zur

Literatur,

Kunst- und Lebens-Theorie.

Digitized by Google

Digitized by Google

Einleitung.

— Botenpflicht iſt ſprechen. Damit gut.
Goethe.

Ein Theil dieſer Aufſätze, in periodiſchen Blättern (zumal in den Blätt. f. Literat. zur Oeſterreich. Zeitſchr. für Geſchichte und Staatskunde) bereits mitgetheilt, hat ſich einen Kreis denkender und ſtrebender Freunde erworben. Dieſen Kreis zu erweitern, und demſelben vom eigenen Streben und Denken eine klare, auf ein Ganzes deutende, Rechenſchaft abzulegen, — war, einem ſo wenig gehofften Erfolge gemäß, der verzeihliche Wunſch des Verfaſſers, und der Grund zur Veröffentlichung der vorliegenden Bogen.

Die vorhandenen Arbeiten wurden geſichtet, abgekürzt, wo ſich gelegenheitliche Zuſätze fanden, erweitert und ergänzt, wo es das Weſentliche galt, — vermehrt, genauer beſtimmt, geordnet, untereinander verbunden, die Lücken ausgefüllt, die Formen ſo viel als möglich Einem

Digitized by Google

Typus genähert, und dabei die Hinsicht auf den Einen Hauptzweck nie aus dem Auge gelassen; so, daß wohl zu hoffen wäre, einem wohlwollenden, verständigen Leser werde Sinn und Absicht des Ganzen, bei einiger Bemühung, kein Räthsel bleiben.

Einige Bemühung aber vom lesenden Publikum verlangen, heißt unhöflich sein und unsere Zeit verkennen. Der Kritiker, über die Zumuthung lächelnd, einem Autor auf seinen Lebenswegen nachzuspüren, hält sich an die Vorrede, die der neue Koch als Probegericht des ganzen Essens ihm vorzusetzen verbunden ist; aus dieser Assiette schmeckt er die Schule heraus, zu welcher der Koch gehört, — und die Gäste, sobald ihnen der Herold die Schule namhaft gemacht hat, wissen sofort, woran sie sind. Denn ein Mensch ist verstanden, sobald man weiß, in welche Koterie er gehört. Das ist die Weisheit unserer Tage.

Bei diesen Umständen thut man wohl am klügsten, wenn man dem kritischen Ritter lieber selbst auf den Sattel hilft; wenn man eine Einleitung schreibt, wodurch man ihm das lästige Studiren des ganzen Buches erspart; und wenn man in dieser Einleitung sein Geschäft antizipirt, und dem guten Publikum offenherzig sagt, zu welcher Gattung Autoren man gehört. Damit erspart man den Vielen, die gleich ganze Gattungen verwerfen, gar manche Zeit, die am Spieltische weit fruchtbarer zu ver-

wenden ist. Man braucht also, um unsere Aufsätze zu würdigen, nur die folgenden Zeilen zu überblicken.

Wenn wir aus den Verwirrungen des sozialen Lebens, die uns immer wüster umschlingen und unser reines, tiefstes Selbst immer mehr zu trüben und endlich völlig, daß wir es selbst nicht wieder erkennen, zu verfinstern drohen, — uns in die Ruhe verheißenden Regionen der Kunst und des Wissens zu flüchten gedenken, — so finden wir hier ein Chaos, noch hoffnungsloser als jenes, das uns herein trieb; hoffnungsloser, weil feinere, geistige Gewalten es geschaffen haben, und thätig sind, das Verwickelte durch neue Verwickelungen für immer unauflösbar zu machen. Wir müßten an unsern heiligsten Hoffnungen verzweifeln, wenn wir nicht wüßten, daß die Finsterniß aus sich selbst, auch ohne es zu wollen, das Licht gebiert.

Die Bücher haben aufgehört, Denkmale und fruchtbares Lebenserbtheil weiser und großer Menschen zu sein, seit sie zur Waare geworden sind. Auch ist die Menge der Waare zu groß, als daß nicht Schätzmeister nöthig würden, sie zu taxiren, ihre Sorte, ihren Werth zu bestimmen. Diese Schätzmeister, die selbst nicht erzeugen, sondern nur sortiren, schaffen das, was wir Literatur nennen, und haben das Chaos auf ihrer Seele, das uns

ängſtet. Werfen wir nun einen Blick auf die neueſten Chorageten dieſer Gilde, um zu unterſuchen, wie ſie es anfangen, die Verwirrung zu verewigen, ſo finden wir bald den Kern des Uebels. Es liegt darin, daß ſie lehren, ſtatt zu lernen. Die ganze Literatur iſt eine Anſtalt zur Bildung. Was ſelbſtſtändige Geiſter ſchaffen, iſt Element, welches fördernde Talente für ſich und die Welt zur Kultur verarbeiten ſollen. Wahrheit ſollen wir ſuchen. Leſen wir Alles, was die edlen Schöpfer der Kritik in unſerer letzten großen Epoche über Literatur gearbeitet und uns hinterlaſſen haben, ſo finden wir, daß ſie alle in dieſem Sinne gedacht und gewirkt. Leſſing, Herder, Goethe, Schiller erſcheinen in ihren Schriften zur Literatur als Suchende, Lernende. Ganz anders die Ariſtarchen der jüngſten Zeit. Sie ſuchen nicht mehr, ſie haben gefunden; ſie lernen nicht mehr, ſie lehren; fördern wollen ſie weder Andere, noch ſich; Andern wollen ſie imponiren, ſich verherrlichen; und ſo verdunkeln ſie ſich und der Welt auf ewig das Auge, und es nachtet immer tiefer.

Bei einer ſolchen Lage der Dinge kann es verfehlt genug erſcheinen, die babyloniſche Verwirrung dadurch, daß man ſeine eigene Sprache mit darein erſchallen läßt, noch zu vermehren; aber manchem Denkenden wird es anders ſcheinen. Gerade da, wo ſich die Wege des Labyrinthes am dunkelſten verſchlingen, wird die redliche Stimme eines Führers am wünſchenswertheſten; je größer das Chaos,

deſto nöthiger ſolche, die orientiren. Und zu dieſen wünſcht der Verfaſſer dieſer Blätter gezählt zu werden. Das iſt der Standpunkt, auf den er ſich ſtellt.

Allein wer entſcheidet über den Beruf zu einem ſolchen Amte? wer beſtimmt, was Anmaßung, was redlicher Wille und Einſicht ſei? Sagt nicht Jeder, der uns auf neue Irrpfade lockt, daß er gekommen ſei, uns den Weg der Wahrheit zu weiſen? Ich glaube, daß dieſe Fragen weit leichter zu beantworten ſind, als es ſcheint. Wenn in dem, was der Verheißende ſpricht, keine Parteiſprache anklingt, wenn vielmehr der reine Wohllaut redlicher Geſinnung darin zu erkennen iſt (und iſt dieſer ſo leicht zu verkennen?), wenn er überall beweiſt, daß er fähig iſt, die Vorzüge würdiger Geiſter zu ſchätzen, das vorhandene Große und Gute zu würdigen, ſtatt es herabzuziehen, — und endlich, als Reſultat und letzte Beſtätigung: wenn es dem denkenden, unbefangenen Leſer, während er Blatt nach Blatt überſinnt, heller vor der Seele wird, und Klarheit ſich über die Gegenſtände ausgießt, — dann hat ſich der Schriftſteller legitimirt. Dann dürfen wir ihm wohl trauen, ihn wenigſtens hören. Hören? Ja, da liegt es eben. Wird die ſtille, reizloſe Stimme des Wahren auch gehört werden in dem Lärme, den Aberwitz und Leidenſchaft verbreiten? Frage ſich ſo, wer will. Mir ſchien es da, wo Alles durcheinanderbrauſt, gerade am geziemendſten, daß auch der ſein Wort ergehen laſſe, der ſich eines

herlichen Wollens, eines ungetrübten Blickes bewußt iſt. Sollen nur die Lügen das Wort haben, und das Gute, das Aechte ſoll für ewig ſchweigen? Werfet immer den goldenen Samen auf die wüſten Fluren hinaus! irgendwo iſt noch unzertretenes Erdreich; da wird er aufgehen und ſich verhundertfachen.

Wer ſich nun ſolche Aufgaben geſetzt hat, und darüber nachdenkt, wie ſie zu löſen ſind, dem wird es klar, daß, was das literariſche Treiben betrifft, zwei Wege vor der Hand einzuſchlagen ſind, die auf die rechte Straße führen. Der Eine iſt das Feſthalten deſſen, was Großes und Aechtes ſchon unter uns vorhanden iſt, damit es erkannt, genoſſen, ſtudirt werde, und nicht verloren ſei. Eine lebhafte, ſtürmiſche Jugend, die immer von vorne anfangen will, ſetzt ſich gern übermüthig an die Spitze, und verdrängt, was hin gehört. Aber damit kommen wir nicht vorwärts. Nie hat übertriebene Autorität des wahrhaft Großen ſo geſchadet, als Verachtung aller Autorität. Autorität iſt der Hebel der Bildung. So wirkte der Vater, die Mutter auf uns; und wollen wir im Kreiſe der Literatur auch Bildung erlangen, ſo müſſen wir auch hier Vater und Mutter ehren. Nichts iſt hierin ſo hinderlich, als die Parole: Modern. Als ob das Höchſte, was die Menſchheit aus ſich entwickelt, das geiſtige Beſitzthum, der Mode unterworfen wäre! Die Sturm- und Drangperiode war immer, weil immer eine Jugend war. „Die Natur-

gemäßen" — ſagt die geiſtreiche Rahel — „heißen jetzt Genies. Dies nennt man beſtändig fort die alte und neue Zeit."

Am Naturgemäßen laſſet uns alſo feſthalten, unbekümmert, ob es veraltet beiße, oder modern!

Der zweite Pfad in's Freie, von dem ich oben ſprach, iſt die Richtung vom Leben aus, in's Leben. Das Leben muß die Probe über den Kalkul der Literatur ziehen, und vom Quell des Lebens müſſen ſchöpfen, die da geben, und die empfangen. Im Leben ſehe ich Heil für Kunſt und Wiſſen; in der ſteten Hindeutung auf dieſen Pharus die Pflicht des Steuermannes.

Dieſe beiden Wege nun ſind in den nachfolgenden Aufſätzen einzuſchlagen verſucht worden; ob auch das früher geforderte Selbſtſtreben des Autors aus ihnen bemerkbar wird, wird der geneigte Leſer entſcheiden. Ich würde ſie, um dieſe Eigenſchaft auszudrücken, „Studien" betitelt haben, wenn ich nicht beſorgt hätte, eine ſo ernſthafte Miene auf dem Titelblatt würde mir ſchon im Voraus die Gunſt eines Publikums entwenden, das doch eigentlich Bücher nur zur Hand nimmt, um der Pein eines lebenzerſtörenden Ennui's, für eine Stunde, zu entfliehen.

Das Wort Publikum erinnert mich, daß ich, da ich es einmal übernommen, meinen Standpunkt ſelbſt zu bezeichnen, ſchuldig bin, auch noch das Publikum näher zu beſtimmen, das ich mir bei Ausfüllung dieſer Blätter ge-

genwärtig gedacht habe. Denn wer für Alle ſchreiben will, ſchreibt für Niemanden. Und doch geſtehe ich meine Verlegenheit, indem ich mich hierüber erklären ſoll. Ich weiß nur ſo viel, daß ich Alles, was Zunft und Gilde heißt, mir aus meinem Auditorium wegphantaſirte, und eine warme, lebhafte, thätige Theilnahme an deſſen Statt ſubſtituirte.

Anders alſo wüßte ich das Publikum, das ich mir wünſche, nicht zu bezeichnen, als: die Freien, Strebenden. Frei von jeder voraushemmenden Bedingung, — ſtrebend und dürſtend nach dem lebendigen Waſſer der Bildung. Daß es deren noch gibt, darauf beruht die Hoffnung der recht wollenden Schriftſteller, die Hoffnung der Menſchen überhaupt, der denkenden, thätigen, guten!

I.

Kritik und Literatur.

Schaffen muß Beruf und Luſt ſein!
Auch Homer ſchuf mit Bewußtſein, —
Aber nicht nach Theorie'n.
Seht! das trennt uns von den Alten;
Jene lernten aus Geſtalten
Sich Geſetz und Regel zieh'n;
Wir verlangen, daß aus Sätzen
Kunſtgebilde ſich entfalten:
Nun, ſo laßt die Zeiten walten - -
Laßt uns literariſch ſchwätzen!

Die Kritik.

— Kann die Formel Leben je bereiten?
Grillparzer.

Warum ſchreiben wir denn eigentlich Kritiken? und warum leſen wir ſie? iſt Kritik überhaupt nicht am Ende überflüſſig? und wenn ſie's nicht iſt, wer gibt uns eine Kritik der Kritik? wem ſollen wir glauben? der Autorität wohl nicht? alſo hat ächte Kritik ihr Kriterium in ſich? welches iſt denn dieſes? ja was iſt denn im Grunde Kritik?

Das heißt mehr in Einem Athem gefragt, als man, ohne ein Buch zu ſchreiben, in Einem Athem beantworten kann. Und jetzt ſo zu fragen! jetzt, da die Kritik längſt da iſt, ausgebildet, wirkſam, verbreitet, beliebt, mächtig, ja einflußreicher, als die kritiſirte Literatur ſelbſt — jetzt ſollten dieſe Fragen nicht barock ſcheinen? ſollten nicht post festum kommen? ich weiß es nicht; aber das weiß ich, daß ich im Publikum ſo fragen gehört habe. Und ob es praktiſcher iſt, über das Werdende oder über das Gebildete zu reflektiren, entſcheide die Geſchichte. Nachdem die Poeſie ihre Wunder geſchaffen und hingeſtellt hatte, da ruhte das Auge des Griechen mit ſinnendem Wohlgefallen auf ihnen, und an dieſem herrlich Vorhandenen

entwickelte der Stagirite seine Gesetze. So scheint es nun an der Zeit, über Kritik zu reden, ihr Wesen, ihre Verhältnisse, ihr Gesetz zu studiren, — weil sie als fertige, lebendige Erscheinung vor uns liegt. Beiträge zu solchen Studien wünsche ich in Folgendem zu geben.

Die ersten jener Fragen führen auf das Verhältniß des Kritikers zu sich selbst, und auf das wechselseitige zwischen ihm und dem Publikum; die letzteren auf ein Ideal der Kritik. Vor Allem muß die letzte beantwortet werden; vielleicht ergeben sich dann die Lösungen der ersteren von selbst.

Das griechische Stammwort deutet freilich auf ein entscheidendes Urtheilen, — auf ein Richten hin; allein es schließt auch den Begriff des Sichtens, des Erkennens in sich: und wenn wir den Zustand unserer Literatur vor Augen haben, so bemerken wir alsbald, daß wir bei dem Worte Kritik bei weitem nicht stets an das literarische Forum denken, sondern überhaupt Alles darunter begreifen, was über Geschriebenes und Gedrucktes geschrieben und gedruckt wird. Zwischen den Produzenten und Genießern bewegt sich eine emsige Schaar zubereitender Köche; wir nennen sie Kritiker; zur Legion ist ihre Zahl angewachsen, ihre Herrschaft zur Tyrannei; man rührt keine Schüssel an, die sie nicht gezuckert haben. Hierin schon sind ihre Bezüge zu Autor und Publikum prästabilirt; sie stehen als Vermittler zwischen Beiden. Jenen sollen sie studiren, erfassen, und wenn sie ihn haben, dem Publikum

zu nähern ſuchen, indem ſie, je nachdem es Noth thut, ſeine Lücken ergänzen, ſeine Ecken durch Erklärung ründen, ſeine Dunkel hellen, ſeine Größe überſchaubar, ſeine Eigenheit, durch Ueberſetzung, der Menge mundgerecht machen; das Publikum ſollen ſie gegen den Schriftſteller vertreten, ihm deſſen Bedürfen, Vermögen und Wollen verdeutlichen, damit ſeine Flamme nicht einſam verlodere, ſondern Früchte zeitige. Schon ergibt ſich hieraus die erſte Pflicht des Referenten (denn allerdings entſpricht dieſer Titel mehr dem Amte, deſſen Umfang wir eben bezeichneten); ſie heißt: Achtung; Achtung vor dem Verfaſſer, Achtung vor dem Publikum. Ohne ſie, wie ſoll er in Jenen eingehen, wie ſoll er dieſes vertreten, daß es dem Autor nicht verächtlich werde? Wie ſoll das Publikum ſich ſelbſt reſpektiren lernen, wenn es nicht reſpektirt wird? Engliſche und franzöſiſche Kritiker bekennen und befolgen dieſe edle Maxime; warum geſtatten nur wir Deutſche, daß Rezenſenten uns für Narren halten? daß der literariſche Sansculottismus ſeine Fahne aufpflanze, und das Ehrwürdige, das Schöne beſchmutze? daß soi-disants-Genies, die „Alles gleich weg haben", die Frucht eines mühevollen, jahrelangen Reifens aufknacken wie eine hohle Nuß? warum müſſen unſere Dichter mit Grillparzer klagen:

War eine Wieſe, wo ich Blumen pflückte,
— Die Rinderzucht d'rauf hingetrieben, friſch
Wo nur ihr Fußtritt in den Boden drückte,
Lag Schlamm und Gras in ekligem Gemiſch:
Was nicht zu ſagen, davon ging die Rede,
Was auszuſprechen nicht, das ſprach ihr Wort; u. ſ. w.

Warum müſſen wir die Wahrheit dieſer Anklage ſo bitter fühlen? warum werden an den Kritiker allein nicht die Forderungen gemacht, die jede gute Geſellſchaft an den Menſchen macht? Soll er, der uns bilden helfen ſoll, allein ungebildet ſein dürfen? Ja, er bilde ſich nicht einmal ein, zu wirken, wenn er ſeiner Rohheit behaglich die Zügel ſchießen läßt; für den Moment wirkt er vielleicht, ſeinem Namen, ſeinem Buchhändler, ſeiner Faktion zu lieb, — aber auf die Dauer gewiß nicht; denn die vox populi wird einmal mündig, und wird ein anderes Gericht ergehen laſſen, wobei ihm nicht wohl zu Muthe ſein wird; die Schonung aber, die Mäßigung, die Ehrfurcht haben noch nie fehlgeſprochen. — So viel von dieſen Verhältniſſen des Beurtheilenden; er hat aber auch eines zu ſich ſelbſt. Nicht nur den Autor, nicht nur den Leſer, auch ſich ſelbſt ſoll er fördern, indem er ſich Rechenſchaft über das Geleſene ablegt; indem er dieſe Rechenſchaft zu einem Ganzen ausbildet, das nun auch ein Werk ſein und darſtellen ſoll. Er muß alſo ſeine Stellung gegen den Schriftſteller und gegen das Publikum richtig beurtheilen; das heißt: er muß ſich ſelbſt erkennen. Ob er zum Kritiker berufen iſt? wird hierbei die erſte Frage ſein. Daß hierüber nur praktiſche Einſicht in eine Sphäre der Bildung und Darſtellungsgabe entſcheiden, liegt wohl am Tage. Ich kann hierin mit Bauernfeld nicht ganz übereinſtimmen, der in einem vortrefflichen, aus dem innerſten Gefühl deſſen, was Noth thut, hervorgegangenen Aufſatze (in Nr. 7, Jahrg. 1835 für Literatur, Kunſt und Kritik, zur Oeſterreich. Zeitſchrift für Geſchichts- und Staats-

kunde) zu wünſchen ſcheint, daß nur der bereits Anerkannte das Richtſchwert in die Hand nehme. Man kennt den Löwen an der Klaue; und, da es vielleicht bloß kritiſche Naturen ſo gut wie bloß produktive gibt — wie ſollen jene ſich Anerkennung verſchaffen? Eine Kritik muß doch die erſte ſein; ich glaube vielmehr mit Goethe: daß wer mit Liebe einem Gegenſtande treulich Jahre lang anhängt, das Recht habe zu reden, und wenn gar Niemand ſeiner Meinung wäre. Ein Anderes aber glaube ich mit Bauernfeld: daß nur, wer praktiſche Einſicht habe, befugt ſei, über einen konkreten Gegenſtand zu reden. Mit welchem Gewinn hören wir einen Grillparzer über dramatiſche Kunſt ſprechen, — wie unbefriedigt dagegen läßt uns das Urtheil des denkendſten, gelehrteſten, aber unpoetiſchen Polyhiſtors über dichteriſche Schöpfungen! Das Sprichwort: man ſoll über nichts reden, was man nicht beſſer machen kann, iſt nicht ſo übertrieben, als man geſagt hat; — nur das Wörtlein „beſſer" mag ausbleiben, und dann iſt die Wahrheit übrig, daß nur der vollſtändig aufzufaſſen und darzuſtellen fähig iſt, der in das Geheimniß des Machens eingeweiht iſt — eine Wahrheit, die Schillern nach mühevollen Anſtrengungen klar ward. Eine zweite Forderung, die man an den Kritiker wohl machen darf, iſt die, daß er leſen könne; und wie Wenige können es! Sich ganz in's Buch hineinleben, dem Myſterium ſeiner Zeugung und Geburt nachlauſchen, heuriſtiſch diviniren, ſich ſelbſt verläugnen, wie Sokrates den Geiſt Heraklits aus dem Buch aufbeſchwören, — kann, will das Jeder? — Iſt aber nun der Beruf entſchieden, ſo wird der Rezen-

ſent im beſtimmten Falle vorerſt zum Autor ſein Verhältniß feſtzuſtellen ſuchen. In dieſem ſchon wurzeln dreierlei Arten der Kritik; denn der Kritiker ſteht entweder über dem Autor, und das gibt den Urtheilsſpruch, die Kritik im engeren Sinne; oder er ſteht neben demſelben, auf gleicher Stufe der Bildung, und das gibt die Anſicht, die darſtellende, entwickelnde Kritik; oder er fühlt ſich unter dem Schriftſteller, und da wäre freilich das Schweigen am rathſamſten; indeß mag, bei ſolcher Stellung, die Beſchreibung deſſen, was das Buch in ihm wirkte, für ihn, für andere Leſer, ja für den Verfaſſer nicht ohne Nutzen ſein. Nach Feſtſtellung dieſes Standpunktes wird der Rezenſent daran gehen, ſich vorerſt ſelbſt über das Geleſene Rechenſchaft abzulegen. Er ſehe, welche Methode ihm dabei zu Statten kommt. Für Werke der Poeſie hat Goethe zu dieſem Behufe ein Schema vorgeſchlagen (man ſehe Bd. 45 der Duodez-Ausgabe), worin ſie nach Naturell, Stoff, Gehalt, Behandlung, Form und Effekt kurz zu bezeichnen wären; nur iſt dabei bloß das Allgemeinſte auszuſprechen; für das Individuelle eines wahren Kunſtwerks möchte es bei weitem nicht hinreichen. Mit ſolchem Ernſt aber muß man zu Werke gehen, wenn man ehrlich und nützlich ſein will. Ferner hat er ſeinen Sinn unbefangen zu öffnen, und das Werk rein und ohne Vorurtheil auf ſich wirken zu laſſen; nicht aber der verderblichen Maxime moderner Zoiluſſe zu folgen: „Jedes Menſchenwerk hat ſeine Licht- und Schattenſeite; zeige ich bloß jene, ſo hält man mich für ſchwach; ſpür' ich dieſe auf, ſo glänze ich und behage." Eine Kritik in dieſem Sinne wird wenig

Licht auf's Werk, viel Schatten auf den Krittler werfen. Abgesehen vom Feindlichen und Hemmenden jenes Ausspruchs (denn wie soll bei einer solchen, im Voraus offensiven Stellung das Große wirken?), ist er auch nicht einmal wahr; denn das vollendete poetische Produkt ist kein Menschenwerk, im gemeinen Sinne des Wortes; es löset sich als Blüte vom Stamme des dichterischen Daseins, und ist frei von den Mängeln, denen der Dichter als Mensch allerdings unterworfen bleibt. Diese Ansicht ist wahr, und muß dem Kritiker heilig sein. Er schreibe auch nicht, um sich zu produziren, um sein Wissen, seinen Styl, seinen Witz zu zeigen, seine Ansichten auszukramen, sein Herz auszuschütten; er gedenke, daß das Buch, welches vor ihm liegt, sein eigentliches Objekt ist, und Vermittlung seine einzige Aufgabe. Wenn er diese löst, so hat er alle seine Fähigkeiten auf's Schönste bethätigt; er hat den Leser gefördert, und das muß ihm dieser im Stillen mehr danken, als wenn er durch Possenreißen und Schmähen sich zum Thersites, und den Leser zu noch was Schlechterem erniedrigt hätte, indem er ihm zu verstehen gibt, daß er ihm schadenfrohes Behagen an der Schwäche des Nebenmenschen zutraut. So auch habe er nicht den Mann, sondern das Buch vor sich; nicht was Jener für Fähigkeiten und Kenntnisse beweise oder nicht beweise; nicht wie es mit seinem Charakter moralisch oder bürgerlich stehe, sei sein Augenmerk, sondern: was in dem Buche steht; es müßte denn dieses ohne jenen durchaus nicht zu begreifen sein, wie es z. B. bei der Lyrik meist der Fall ist, welche die Blüte eines individuellen

Daſeins darſtellt; wie es bei jenem Autor der Fall iſt, der in jedem Blatte den Abdruck ſeiner ſelbſt gibt, deſſen ganze Bildung einen Kreis bezeichnet, wo ein Segment ohne das andere krumm und unbegreiflich iſt. „Ein Autor, — ſagt einer der ehrwürdigſten unter ihnen — gibt mit ſeinem Buch einen Theil ſeiner Seele dem Publikum Preis. Er offenbart nicht nur, womit ſich ſein Geiſt angelegentlich beſchäftigte, was er für Zweifel und Auflöſungen im Gange ſeines Lebens fand, mit denen er ſich bekümmerte oder aufhalf; ſondern er rechnet auch (denn was in der Welt hätte es ſonſt für Reiz, Autor zu werden und die Angelegenheiten ſeiner Bruſt einer wilden Menge mitzutheilen?), er rechnet auf Einige, vielleicht Wenige, denen im Labyrinth ihrer Jahre ähnliche Ideen wichtig wurden. Mit ihnen beſpricht er ſich unſichtbar, und dieß unſichtbare Kommerzium der Geiſter iſt die größte, die einzige Wohlthat der Buchdruckerei.“ Zu dieſen Einigen, Wenigen, nur nicht zu jener wilden Menge zu gehören, das ſei der Beruf, das der Stolz des Kritikers! Wenn er alle dieſe Forderungen erfüllt, ſo werden wir bald begreifen, daß ſein Wirken keineswegs geträumt, daß die Kritik keineswegs überflüſſig, ſondern, wenn auch nicht für den Genießenden, doch gewiß für den Schaffenden und Lernenden labend und fruchtbar iſt. Und ſo hätten ſich alle Fragen am Eingange dieſes Aufſatzes dem Weiterdenkenden wohl zur Genüge beantwortet.

Sollen nun aber die Eigenſchaften der Kritik genauer betrachtet werden, ſo dürfen wir nicht vergeſſen, daß dieſe vielfach iſt, je nach den Objekten, die ſie behan-

delt. Denn weit andere Forderungen macht man mit Recht an die Beurtheilung philoſophiſcher, als an die poetiſcher, hiſtoriſcher, techniſcher und anderer Werke; und in dieſe einzugehen, würde hier zu weit führen; genug, wenn wir uns über jene Punkte verſtändigen, die von einer jeden Kritik zu fordern ſind; wiewohl wir nicht läugnen, daß wir in dieſen Zeilen vorzüglich die Beurtheilung dichteriſcher Erzeugniſſe im Auge haben; denn bei andern handelt es ſich erſtens und letztens um die Wahrheit: und hat der Kenner in ihrem Lichte gerichtet, ſo ſind wir zufrieden, und mäkeln nicht an ſeinem Worte.

Wenn ich die Kritik im Allgemeinen betrachte, nach ihrer innern Form (die äußere mag nun die gewöhnliche, oder epiſtolariſch, wie z. B. Enk's Briefe über Fauſt, oder dialogiſch, z. B. Götter, Helden und Wieland, oder wie immer ſein); ſo bemerke ich beiläufig folgende Varietäten, von denen ich jedoch die fehlerhaften, als: die oberflächliche, die mißwollende, die abſprechende, die ſich produzirende, die vandaliſche, die pedantiſche, die ſchmeichelnde, die einſeitige, die über den Leiſten gearbeitete, die ſeitwärts vom Gegenſtand ſchweifende, die beſchränkte u. dgl. ausſchließe, und nur die giltigen aufnehme; ohne jedoch dem Leſer zu wehren, nach ſeiner Kenntniß neue hinzuzufügen.

Die beſchreibende Kritik gleicht, um mich fremder, bezeichnender Worte zu bedienen, dem Tageslicht; indem ſie die Gegenſtände aller Art mit einer heitern Gleichgiltigkeit beleuchtet, und ſie eben dadurch jedem Urtheile offenbar vorlegt. Sie findet beſonders bei poetiſchen Werken Statt, wo ſich nicht ſowohl raiſonniren als darſtellen

läßt; findet beſonders dann Statt, wenn ſich der Referirende unter oder neben dem Werke fühlt, und dient trefflich, ſowohl zu ſeiner eigenen Belehrung und Uebung, als zur Bildung des Publikums, dem der ächte Trank, gleichſam durch ein verwandtes Sieb geläutert, beſſer mundet, und das Herbe verliert. Das Muſter dieſer Gattung möchte wohl Friedr. Schlegel's Darſtellung von Meiſters Lehrjahren in den „Charakteriſtiken und Kritiken" ſein. Es wäre zu wünſchen, daß man dieſer Art ſich häufiger bediene. Fällt die Beſchreibung mehr in's plaſtiſche und humoriſtiſche Charakteriſiren, ſo haben wir den Standpunkt Heine's bei Beſprechung von Kunſtwerken und Poeten. Entwickelnd, genetiſch wird dieſe Art, wenn zu der reinen Darſtellung ſich die Nachweiſung des Entfaltungsprozeſſes eines Produktes oder Menſchen geſellt; wenn ſich das Ganze, ein wachſender Organismus, Glied für Glied, vor unſern Augen, unter der Hand des Entwicklers aufbaut, wobei der Kelch die Krone trägt, und dieſe den Kelch erklärt und ſchmückt. So formt ſich das Bild von Voß's und Hebel's Gedichten, Zug für Zug von Goethe's Pinſel gemalt, allmälich vor uns zum ſchönen, klaren Ganzen.

Iſt aber die Leiſtung vom Leiſtenden untrennbar, ſo werden wir aufgefordert, in den Lebenskreis des Letzteren zu dringen, und es entſteht die biographiſche Kritik, welche nach Umſtänden, wenn zum Verſtändniß, zur Rechtfertigung des Autors die Betrachtung einer abnorm modifizirten Natur unerläßlich iſt, zur pathologiſchen wird. Wer wollte die Schriften eines Staatsmannes ohne ſeine Le-

bensgeſchichte verſtehen? wer ſo manche abenteuerliche Produktion neuerer Romantiker ohne pathologiſche Rückſicht entſchuldigen?

Findet ſich zwiſchen der Eigenheit des Schriftſtellers und dem Typus der Kultur ſeines Publikums eine ſolche Kluft, daß ſie nur durch Hilfe eines tiefen, beſonnenen, wohlausgedrückten, vermittelnden Verſtändniſſes auszufüllen iſt, ſo wird die aufklärende Kritik nöthig, welche, je ſchärfer ſich der Gegenſatz im Publikum ausſpricht, deſto mehr zur vertheidigenden ſich ſteigert. Einen ganzen Band literariſcher Ehrenrettungen hat uns Leſſing hinterlaſſen.

Wo es ſolcher Rechtfertigung nicht bedarf, wo das Große, das Aechte, das Schöne mit ſeiner geiſtigen Allmacht vor uns hintritt, daß wir uns überwältigt fühlen und freudig gedrungen, das Herrliche zu verkünden, und, ſo viel es mit Worten thunlich iſt, zur Anregung Anderer, zu ſchuldiger Würdigung, zu erhebender Stärkung im Rechten darzulegen, — da wird unſer Referat panegyriſch, im edelſten Sinne des Ausdrucks. Alle großen Kunſtwerke, die der Begeiſterung ihren Urſprung, der beſonnenen Meiſterſchaft ihre Vollendung danken, können nicht wohl anders als auf dieſe Weiſe behandelt werden, da die Rede des gewöhnlichen Verkehrs ſich über ihr gemeines Maß erheben muß, um eine Ahnung von der Wirkung jener Mittel zu geben, durch welche der Künſtler ſeine Wunder ſchafft. Hier iſt es, wo der Referent nicht bloß mit dem Verſtande zergliedern, mit der Phantaſie ſchwärmen, mit der Empfindung rühren darf, — wo er mit allen Organen zugleich zu vernehmen, mit allen wiederzugeben hat; denn alle ſpricht das

Kunſtwerk an, und ſeine Darſtellung desſelben, ſoll ſie es anders wiederſpiegeln, muß ſelbſt wieder ein kleines Kunſtwerk ſein: lebendig, ganz, eins, organiſch, ein höheres Daſein ausdrückend, und, wie es Leben aus Leben bildet, begeiſternd. — Wenn ein Kunſtwerk ſolcher Höhe in die Hand eines geſtaltenden Denkers gelangt, ſo entſteht die legislative Kritik; die erſte, die es gegeben hat. Nachdem ſich nämlich der Verſtand von der erſten Ueberwältigung erholt und gleichſam befreit hat, erwacht die gewohnte, intellektuelle Selbſtthätigkeit, und er ſpürt dem Geſetze nach, deſſen Walten der Künſtler, mit oder ohne Bewußtſein bethätigt hat. So hatte Ariſtoteles die Wunder Aeſchylos, Sophokles, Agathons vor ſich, und an und in ihnen entrollte er die ewige Theorie. — Wenn Schiller Bürger's und Matthiſſon's Lyrik ſich gegenüber ſtellte, ſo wünſchte wohl der edle, nie unbillige Philoſoph dadurch nur ſeine damalige Anſicht über das Geſetz der Lyrik überhaupt in's Licht zu ſetzen, und lieferte ſo an zwei eben ſich bietenden Erſcheinungen, die ihm bloß Vehikel waren, den Verſuch einer theoretiſch vergleichenden Kritik. — Literarhiſtoriſch wird dieſe Art, wenn vom Kunſtwerk der Uebergang auf den Künſtler gemacht, und dieſer in ſeiner Stellung zu ſeinen Zeitgenoſſen, zur Kultur ſeiner Nation, in ſeiner Wirkung auf dieſelbe betrachtet wird. Die Kritiken der Ausländer über unſere Autoren ſind meiſt in dieſem Sinne abgefaßt, weil es ihnen vor der Hand mehr um Verſtändniß unſerer Literatur als unſerer Autoren zu thun iſt.

Iſt ein Buch von großem, reichem Gehalte, der mit-

theilbar, und durch Mittheilung fruchtbar, aber im Werke ſelbſt diluirt, verhüllt, oder auf irgend eine Art minder offenbar und genießbar iſt, ſo macht ſich die *extraktive* Kritik nöthig, die den Kern herauszutaſten und aus den Hülſen zu ſchälen verſteht — ein Fall, der zumal bei wiſſenſchaftlichen Hervorbringungen in Deutſchland gar oft eintritt, und ſolche Kritiken ſehr wünſchenswerth macht. Im Fach der Heilkunde z. B., wo ſo häufig eine fruchtbare Erfahrung in einen Brei von gelehrter Oſtentation verkocht iſt, wird ſie zum Fortſchritte unentbehrlich. Genau ſchließt ſich ihr die *reſumirende* an, die der Referent meiſt zu eigener Erleichterung unternimmt, um das Reſultat im Werden auf einen Blick zu überſchauen. Er legt dieſe Arbeit zu ſeinen Papieren, und bewahrt ſich ſo das Nöthige ſtets gegenwärtig, ohne mit dem Wiederleſen eines breit ausgeführten Ganzen Zeit zu verſchwenden. Dieſelben Vortheile ſchafft er, wenn er ſeine Synopſis veröffentlicht, dem Leſer.

Alle bisher angeführten Arten der Kritik eignen ſich für den Standpunkt des Referenten *unter* dem Autor vorzugsweiſe. Glaubt ſich jener dieſem ebenbürtig, ſo wird er, in Bezug auf's Werk, entweder Uebereinſtimmung, oder Widerſpruch in ſich empfinden. Aus der erſtern geht dann die *doktrinäre* Kritik hervor. Er hat nämlich an des Autors Anſichten nichts zu verneinen, nichts zu ändern, nichts zu loben — es ſind die ſeinen; er ergreift mit Behagen den Anlaß, ſein Kredo, als Begleitung einer verwandten Stimme, lauter in die Welt zu rufen. Sind die Meinungen des Verfaſſers die des Berichterſtatters, ſchei-

nen ſie aber dieſem zu ſehr durcheinander geworfen, ſo daß er fürchtet, die verworrenen Klänge möchten ununterſchieden im Lärm des Tages verhallen, ſo fühlt er ſich zur ordnenden Kritik beſtimmt, wofür er den Dank des Autors und der Welt erwartet. Merkt er Lücken im Werke, das er zu ordnen verſucht, ſo glaubt er demſelben einen Dienſt zu thun, wenn er die Bahn der ergänzenden Kritik einſchlägt; ſo, daß dann ſein Verſuch, mit dem des Verfaſſers zuſammengenommen, erſt ein befriedigendes Ganzes darſtellt.

Glaubt er jedoch, bei gleichem Niveau, nicht ganz mit dem Buch harmoniren zu dürfen, ſo thut er am beſten, ſich zur dialogiſchen Kritik zu entſchließen. Ich nenne ſo — abgeſehen von der äußern Form — jenes Verfahren, wo Anſicht an Anſicht, in freundlicher Zwietracht, frag- und antwortweiſe, entwickelt und paralleliſirt wird, — wo dann das Publikum das eigentliche Forum iſt, an welches appellirt wird — eine fruchtbringende Unternehmung, die wohl auch öfters, ſtatt des Abſprechens und Aburtheilens, zu verſuchen wäre. Denn aus dem Austauſch der Gedanken ſchöpft das Wiſſen, entquillt die Wahrheit. Nur wo Zuſammenklang auf keinem Wege zu erzielen iſt, wo der Widerſpruch im Weſentlichen wurzelt (immer noch bei gleicher Höhe), mag und muß die polemiſche Kritik geſtattet ſein. Zu ihr wird Schärfe des Intellekts, Kraft, Ueberzeugung, ruhiger Ernſt, Selbſtverläugnung für's Wahre, reine Auffaſſung des Fremden, Würde und Gabe des Vortrags gefordert; auf daß aus dem Streite der Kräfte ſiegreich die Wahrheit ſich verkläre. Nie wage ſich an dieſe

Kritik, wer ſich jener unerläßlichen Eigenſchaften nicht bewußt iſt!

Ganz anders jedoch verhält ſich die Sache, wenn der Kritiker *über* dem Werke (deßhalb nicht ſtets über dem Autor) ſteht. Hier iſt das Urtheil am Platz; und die eigentliche Kritik, die Kritik im engern Sinne findet Statt. Manche der vorigen Arten wird auch hier anzuwenden ſein, mit veränderter Farbe, — wenn der Verfaſſer nicht irrt, aber auf dieſe oder jene Weiſe Begränzung kund gibt, als: die ordnende, die ergänzende; da, wo er ſich überhebt, wo er die Schranken vernünftiger Geſetzlichkeit durchbricht, tritt die Kritik als *begränzende* hinzu, und ruft die voreiligen Stimmen zur Ordnung zurück. Da, wo Wahrheit und Irrthum in einem, dem Autor wie dem Leſer gefahrdrohenden Knäuel ſich verſchlingen, wo die alte Sophiſtik ihr tückiſches Netz unter gewirkten, lachenden Teppichen ausſpannt, — da ſchlichtet die *berichtigende* Kritik das Chaos, — an Wirkung die edelſte von allen. Ein Spezimen derſelben haben wir an Goethe's Verſuchen über Diderot's Traktate von der Farbe und von der Zeichnung — ein Spezimen, in welchem ſich die ordnende, berichtigende, polemiſche, ergänzende und dialogiſche Kritik zum geiſtvollſten Ganzen ründen. Allein, ein ſo delikates Verfahren iſt den Uſurpatoren der kritiſchen Throne zu unbequem, und unter ihrer Amtswürde; das Kind ſammt dem Bade ausſchütten iſt bequemer, ſieht gigantiſcher aus. — Wo aber der Irrthum, wo die Lüge, wo die Bosheit ihre Larve vor's Antlitz nehmen, und ſich der Welt aufzudringen wagen, da tritt, mit der Kühnheit

des bewußten Berufes, die enthüllende Kritik, die höhere Schweſter der polemiſchen, hervor, und reißt die Binde von den Augen der Betrogenen, denen ſie zugleich den Spiegel der Wahrheit vorhält *). Wer gedenkt hier nicht mit dankbarer Ehrfurcht unſeres unſterblichen Leſſing, deſſen eigentlichſte Sphäre dieſes Schlachtfeld des Lichtes und Rechtes war, auf dem ihn die Welt mit immer gleichem, edlem, raſtloſem, heiligem Muthe kämpfen und vernichten ſah? Wenn überhaupt Deutſchland das Vaterland ächter und tiefer Kritik ſich nennen darf, ſo war Leſſing der Phönix, aus deſſen Aſche ſie glorreich hervorging. In ihrer Flamme hat er ſein Irdiſches verbrannt und das Ewige geläutert, — uns aber die ewige Verpflichtung hinterlaſſen, ſein Andenken zu ehren, das heißt: in ſeinem Geiſte zu denken und zu wirken. Laſſet uns, Jeder nach ſeinen Kräften, dieſe Pflicht zu erfüllen ſtreben!

Wie viel wäre noch zu ſagen! wie ſehr fühle ich das Skizzenhafte meiner Arbeit! Allein, wenn das Beſtreben, der letztgenannten Aufgabe nachzukommen, nicht ganz in ihr zu verkennen iſt, ſo habe ich für jetzt meinen Zweck erreicht, und darf getroſt abſchließen, um meine Leſer nicht noch mehr zu ermüden, als ſie es durch meine Gattungen

---

*) „Die polemiſche Methode — ſagt der gehaltvollſte Repräſentant ächt deutſchen Humors, Hippel, — iſt die Läuterung, das Streben, die Verweſung in der Erkenntniß, ehe wir zu Licht und Leben kommen.“

der Kritik wohl ſchon ſind. Gerne hätte ich ein Wort über den ſchädlichen Einfluß niedriger Intereſſen, als: des ökonomiſchen, modiſchen, nepotiſtiſchen, zünftigen, — zumal auf die periodiſche Kritik hinzugefügt, wenn ich nicht hier, über auf Menzel's „deutſche Literatur" verweiſen dürfte, wo am Schluſſe dieſe Materie (venusina digna lucerna!) trefflich abgethan wird; gerne noch über die Kritik der Kritik etwas beigebracht, welche Bauernfeld im erwähnten Aufſatze mit Recht fordert, und wovon Goethe durch Beſprechung des Urtheils im Quarterly Review über den Grafen Carmagnola ein Beiſpiel gegeben hat. Wenn ich gleich ſelbſt verſuchte, Enk's Urtheil über den zweiten Theil von Goethe's Fauſt zu revidiren, ſo möchte uns doch für jetzt dieſer Weg von Kritik zu Antikritik, von dieſer zu Hyperepiantikritik u. ſ. w. in infinitum von dem nächſten Ziele zu weit abführen; und wir werden es vielleicht ſchneller erreichen, wenn wir vorerſt jede einzelne Kritik ſo unbefangen, redlich, aufmerkſam und gut machen, als es uns möglich iſt. Wir haben uns ein hohes Ziel geſteckt, wir haben große Forderungen gemacht; dieß iſt Pflicht bei allem Streben: ob wir unſerer Aufgabe genügen, ob wir uns jenem Ziele nähern, müſſen Zeit und Wirkung entſcheiden. Dieſes aber wollen wir nie vergeſſen, und als Deviſe vor dem Pulte aufhängen, an dem wir unſere Kritiken ſchreiben: daß die Kritik nicht zum Zerſtören da iſt, ſondern zum Schaffen; und daß ſie ſelbſt da, wo ſie zerſtören muß, wie die ewige Natur auch ſchon die Keime des Lebens ausſtreut. So wird ſie werden, was ſie werden ſoll: Läuterung und Bildung des literariſchen Chaos

zu einer Welt des geiſtigen Lebens; ſo wird auch ſie ihr zugemeſſen Theil ſchaffen am großen Werk der Menſchheit, um deſſentwillen That, Kunſt und Wiſſenſchaft in die Geſchichte treten, um deſſentwillen alles Beſeelte ſtrebet und ringt, ſo lang es in den Kreis des Vergänglichen ſich geſchloſſen ſieht. Dieſes iſt unſer Kredo, in welchem wir pflanzen und bauen wollen!

Die Leſer*).

Ei, welch' ein Einfall Dir kommt! Du richteſt die Kunſt mir, zu ſchreiben,
Ehe Du ſelber die Kunſt, Beſter, zu leſen gelernt.
Heinr. v. Kleiſt.

Groß ſind die Forderungen, die unſere, die jede gebildete Periode an den produktiven Schriftſteller macht; ſich zum urtheilenden aufzuwerfen, erſcheint faſt immer als Anmaßung; jenen läßt man nur mit Schwierigkeit gelten, dieſen frägt man nach dem Abzeichen ſeines Amtes; — ob aber Jemand fähig ſei zu leſen, darüber iſt ſelten oder nie die Frage. Und doch läßt es ſich ohne Widerrede behaupten: manche ſchöne Eigenſchaften ſetzt die Kunſt

*) Wie der Acker zwiſchen Same und Frucht, ſo liegt das Publikum in der Mitte zwiſchen Autoren und Kritik; und ſo mögen die folgenden Zeilen, als einfaches Ruheplätzchen zwiſchen den wichtigern Betrachtungen, die vorangehen und nachſchreiten, eine Stelle finden. Wer ſich bewußt iſt, leſen zu können, überſchlage ſie! — Uebrigens iſt der Kritiker nichts als ein Leſer, welcher drucken läßt; und wer ſich bemühen wollte, den vorigen Aufſatz in dieſem Sinne durchzugehen, und immer ſtatt „Kritiker" „Leſer" zu leſen, würde manches Reſultat erhalten.

des Hervorbringens voraus, — mehrere und ernstere die Kunst des Urtheilens, — die meisten und wichtigsten die Kunst des Lesens. Und soll ich in dieser aufgegriffenen Zusammenstellung fortfahren, so sage ich: Unsere Zeit hat wenige Schöpfungen, die einen großen, eigenen, fortzeugenden Geist beurkunden; noch wenigere tief eingehende, redliche und fruchtbare Kritiken; aber gewiß! am allerwenigsten wahre Leser. Und wenn ich hinzufüge: hierin liegt der Quell der gerechten Klagen aller ächten Freunde der Bildung, so werde ich nicht weit vom Ziele getroffen haben. Einige erläuternde Bemerkungen über einen für uns Schriftsteller so bedeutenden Gegenstand werden hier nicht am unrechten Orte sein. Es ist eine egoistische Erholung für einen Handwerksmann, seinen Kunden weitläufig zu erklären, daß sie von seiner Arbeit eigentlich nichts verstehen.

Ist es schon längst aus der Mode gekommen (wenn es unter den Kindern Adams überhaupt je Mode war), sich bei irgend einem Beginnen um das Warum zu fragen, so gilt das wohl vom Lesen insbesondere. Ob wohl unter hundert Lesern Einer ist, der sich ehrlich fragt: zu welchem Zwecke nimmst du nun das Buch zur Hand? — Ich rede hier von Büchern, die sich auf die Bildung des Menschen im Ganzen beziehen, wohin eigentlich die poetischen und sogenannten literarischen gehören. Denn in bestimmten Fächern ist es wohl anders. Der Arzt weiß recht gut, wozu er liest: um sich und Andern Worte vorsagen zu können, wo die Begriffe und Anschauungen abgehen; der Linguist weiß es recht gut: um mit tausend ausländischen Lappen die Blöße seines Innern zu bedecken; der

Hiſtoriker weiß es recht gut: um für ſein Eigenthum auszugeben, was unter dem Moder von Jahrhunderten verſchüttet liegt; der Gelehrte überhaupt weiß es recht gut: um zitiren zu können. Was aber die Leſer im Allgemeinen, denen die nach meiner Anſicht wichtigſten Bücher, die das Leben betreffen, in die Hände kommen, — was dieſe betrifft, ſo habe ich, außer den wenigen ächten Leſern, zwei Gattungen unterſcheiden gelernt, als ich mich, in ihre Seele hinein, fragte: warum leſen wir? Die erſtere gab zur Antwort: um eine, mit den Sitten der Zeit übereinſtimmende, Zeit-Tödtungs-Beſchäftigung zu haben. Die zweite, um ein Haar beſſere, geſtand: um mich in meinen Einſichten und Empfindungen beſtätigt zu fühlen. Von Büchern, die ihnen das leiſteten, ſagten ſie: ſie haben uns angeſprochen.

Von der erſtern Gattung darf ich wohl hoffentlich nicht viel Worte machen. Wie könnte man hoffen dürfen, Leſer zu beleben, die eben leſen, um zu tödten? Die Zeit nämlich, die der Stoff des Lebens iſt. Das ſind die ganz gemeinen Leſer. Auch damit, daß ſie ſich vorſagen, ihre Unterhaltung zeitgemäß zu wählen, iſt gar nichts Reelles gewonnen. Denn die Zeit iſt ein gar flüchtiges Ding; und das wahrhaft Große hat kaum Zeit, gehörig auszuwirken, wenn die Zeit eilends wieder etwas Anderes unterſchiebt. Noch jüngſt ſagte ein gemüthlicher, ein trefflich begabter Dichter zu mir, als wir von den Dichter-Ausgaben in Einem Bande ſprachen: „Es verſteht ſich ja ohnehin, daß man jetzt nicht eigentlich mehr in den Werken Goethe's lieſt, ſondern ſie mehr zum Nachſchlagen

braucht!" — Hinc illae lacrimae! dachte ich im Stillen, und kam mir doch dabei ſehr albern und außer der Zeit vor, — ich, der ich noch mit meinem Ariſtoteles nicht fertig bin. — Genug! daß wir Autoren von dieſer Art Leſern keine Ehre zu hoffen haben, iſt einleuchtend; haben ſie doch auch kein Heil von uns zu erwarten, — denn ſie wollen keins!

Ein Anderes iſt's mit der zweiten Familie. Dieſe hat ein gutes Herz; und gute Herzen nehmen eher einen guten Rath an, als gute Köpfe. Allen alſo, die aus Empfindung leſen, ertheile ich den etwas bittern, aber wohlgemeinten Rath: Leſet, liebet und überdenket nicht jene Bücher, die euch beſtätigen, ſondern jene, die euch widerſprechen *). Das ſind die guten. So wie im Leben der mein Freund iſt, der mir ſagt: Narr! wenn Du dieſen dummen Streich machſt, biſt Du bankrott; — ſo in der Bücherwelt. Sagt nicht mit blinzelnden, ſentimentalen Augenlidern: o wie hat dieſer Dichter mir aus der Seele geſprochen! ganz wie ich's fühle! — Wenn er weiter nichts geleiſtet hat, ſo hat er, für euch, nichts geleiſtet. Auf dieſe Weiſe geht es keinen Schritt vorwärts. Und daß es vorwärts gehe, darum leſen die Wenigen, die ich die ächten Leſer genannt habe. Wie ſie es machen, davon in möglichſter Kürze ein paar Fingerzeige! nur ein paar,

*) „Ich habe — ſchrieb Fichte einem Freunde — zu wenig Talent, mich zu pliiren. Dies war Ihnen ein Grund, daß ich an keinen Hof tauge; mir iſt's ein Grund, daß ich an einen Hof muß."

— um die erſte Klaſſe nicht zu ennuyiren, das Herz der zweiten nicht zu verletzen, und der dritten nicht vorzuſagen, was ſie ohnehin beſſer weiß — weil ſie es thut, — und was ſich, wie alles Gute, doch im Grunde bloß thun, aber nicht völlig ſagen läßt.

Für's Erſte leſen ſie mit Sammlung. Das iſt, ſie nehmen nicht in einem Zirkel lachender Geſellen das ſtille Buch, das aus des Autors Thränen gepreßt iſt, in die rechte, und in die linke Hand die Pfeife — die Mundwinkel im Voraus zu behaglichem Lächeln präparirt. Einen lebendigen Menſchen mit ſolcher Gleichgültigkeit zu behandeln, würde für Impertinenz gelten, — wie man einen Narren oder Hanswurſt etwa verächtlich mit halbem Ohre anhört; ein Buch, welches der dargelegte Menſch im Menſchen iſt, und zwar im beſſern, — genirt ſich Niemand zu verachten.

Für's Zweite leſen ſie ein Buch ganz, und ſchließen weder bei Menſchen nach den Aufſchlägen auf ihre Seele, noch hier aus Schlagwörtern oder Einleitung auf den Geiſt. Wer den Wilh. Meiſter nur bis zum ſiebenten Buch geleſen hätte, möchte die Aeußerungen Novalis vernünftig finden.

Für's Dritte haben ſie die Maxime — und dieſe kann ich aus eigner Erfahrung als probat empfehlen, — ein gutes Buch nach langen Zwiſchenräumen wiederzuleſen. Das Objekt bleibt, das Subjekt ändert ſich. Manche Knöpfe geh'n ſpät genug auf; manche Eindrücke wirken erſt, nachdem ihnen Erlebniſſe den Boden aufgelockert haben. Was ein großer Geiſt in Jahren zuſammengedacht hat, kann

ein kleiner nicht in Stunden beurtheilen *). Wie oft ſeufzen wir: o wäre der Freund jetzt gegenwärtig, der mir damals rieth! ich fühle, jetzt würde ich ihn verſtehen. — Das Buch iſt ein ſolcher Freund, und Du kannſt es immer wieder fragen. Das Leben theilt, wie es fortſchreitet, dem, der es beachtet, Schlüſſel aus, womit man die lange verſperrten, innerſten Gemächer tüchtiger Gebäude des Geiſtes öffnet. Weniges, öfters, mit prüfendem Bezug auf's Leben leſen, — iſt ein Arkanum, welches ſich, wenn ſie deſſen Kräfte ahnten, gar viele Alles-Leſer wünſchen würden.

Für's Vierte — doch aller guten Dinge ſind drei, — und ich fühle, daß ich des Guten ſchon zu viel gethan! Suchen wir erſt mit dieſen Dreien fertig zu werden. Ich habe nur ſchließlich für dieſe Exkurſion, die ich zu meiner Erholung unternahm, um Vergebung zu bitten. Wer wird auch gebildete Leſer, in einem mehr als ſchicklich populären Tone, darüber belehren wollen, wie ſie leſen ſollen! Es iſt pure Schriftſteller-Furchtſamkeit, die ſich a priori gegen Tadel waffnen möchte. Oder ſollte es mehr ſein? ſollte eine ſolche Apoſtrophe, heutzutage, ſelbſt für Beſſere, Bedürfniß ſein? Alſo ein Wort zur Zeit?

Vilia nosse difficile, seria vero facile.
Hippocr. de flatibus.

*) Auch ein anderer großer nicht. Goethe ſtaunte über die neue Welt, die ſich ihm öffnete, als er, nach Jahren, Spinoza's Ethik wieder aufſchlug (Bd. 32).

Moderne poetiſche Literatur.

Scribendi recte, sapere est principium et fons.
Horat.

„Literatur, literariſches Treiben" ſind Begriffe, die, wie ſie aus der modernen Bildung hervorgegangen ſind, auch nur in ihrem Sinne gehörig verſtanden werden können. Innerliche Bedürfniſſe, früher nur von einzelnen begabten Geiſtern empfunden, ſind jetzt allgemein, — und die Literatur iſt der Jahrmarkt, der für ihre Befriedigung ſorgt, periodiſche Schriften zumal ſind die Waarenlager dieſes Artikels. Hat gleich die Luſt, gelehrt zu ſcheinen, zu dieſem Kommerzium den erſten Impuls gegeben, — die Nothwendigkeit, ſich mit dem Diluvium des allgemeinen Wiſſens in's Niveau zu ſtellen, verbunden mit einem tranſitoriſchen Wohlgefallen an den Waaren, es befördert, — ſo iſt doch die Fruchtbarkeit, der weitausgreifende Gewinn gar nicht zu berechnen, den dasſelbe für die Menſchheit im Ganzen und Großen hat und haben wird. Wir wollen deßhalb nicht allzu vornehm und prüde, mit doktrinärem Kaſtengeiſt auf das Wühlen und Weben der literariſchen und Journalwelt herunterblicken, weil etwa der einzelne Autor dadurch den Nimbus einbüßt, der bisher ſein ehrwürdiges Haupt um-

leuchtete, — wir wollen bedenken, daß jede Erſcheinung der Zeit, dünke ſie uns auch noch ſo flüchtig und willkürlich, eine tiefere Wurzel habe, daß unſer Werth nur geſteigert und verklärt erſcheint, wenn er ſich in dem Schmelztiegel des Urtheils einer ganzen Epoche als Gold bewährt, — und daß, wenn auch unſer Fuß nicht alle Schritte der Zeit mitmacht, doch unſer Auge, wenn es irgend klar ſehen will, ihnen unabläſſig zu folgen verpflichtet iſt.

Was ich hier von der Literatur im Allgemeinen vorausgeſandt, gilt von der poetiſchen im Beſondern. Die Poeſie, jene herrlichſte Schöpfung unſers Geſchlechtes, einſt das freie, wunderbare Gebilde des Genius ganzer Völker und beglückter Sterblichen, iſt nun zur poetiſchen Literatur geworden. Die Kultur der Welt hat ſich dieſes Elements bemächtigt, und wer nur irgend ſich zu denen zählt, die an ihrem Lichte theilnehmen, fühlt ſich berufen, auch in dem dichteriſchen Bezirke ſein Lämpchen leuchten zu laſſen, und ſo zu dem großen Austauſch aller Gedanken, Gefühle und geiſtigen Wirkſamkeiten genießend beizutragen. Allein bei allen, in's Unendliche modifizirten, individuellen Formen, die natürlich beim Durchgang eines geiſtigen Stoffes durch ſo viele Köpfe und Herzen zum Vorſchein gekommen ſind, haben ſich die Ur- und Grund-Typen der Poeſie, weil ſie aus ihrem Weſen fließen, noch immer kenntlich erhalten: Epos, Lyrik, Drama. Es iſt gewiß, daß die Poſie, ſobald ſie hervortritt, in Einer dieſer Formen erſcheinen muß, — daß alles, was nicht in ſie paßt (wenn ſie recht beſtimmt und verſtanden werden), nicht Poeſie iſt, — daß ſich alles, was wirklich Poeſie iſt, auf ſie zurück-

führen läßt, — und daß auch wir, bei Betrachtung der modernen Zuſtände der Poeſie, am füglichſten von ihnen ausgehen, ſie zu Grunde legen.

Statt aller metaphyſiſch-äſthetiſchen Grillenfängereien ſuchen wir uns zuerſt — damit wir uns verſtehen und etwas zu Tage bringen — über das Weſentliche dieſer Formen auf dieſelbe Weiſe klar zu machen, wie wir ſeit Leſſing gelernt haben, die Gränzen menſchlicher Beſtrebungen gegeneinander abzumarken. Der Zweck iſt in der Poeſie, wie in allen Künſten nur Einer: Darſtellung des Ideellen; das wodurch unterſcheidet die poetiſchen Formen; und wir ſagen kühn: im Epos durch Geſchichte, in der Lyrik durch den Ausdruck innerer Zuſtände, im Drama durch Handlung. Dieſe Beſtimmungen, wohlbegriffen, und wie es ſich bei weiterer Anwendung thun laſſen wird, wohlerläutert, genügen uns völlig zum praktiſchen Gebrauch, wie zur praktiſchen Beurtheilung. Sie genügen uns, aus ihnen abzuleiten, was der Dichter überhaupt, und (welches hier unſer Hauptaugenmerk iſt) was er zu unſerer Zeit zu leiſten haben wird, wenn er ſich und ihr genügen ſoll. Denn dieſe letztere Frage ſcheint mir — mit Verlaub der Herren poetiſchen Zunftgenoſſen — von großer Wichtigkeit, und dennoch ſeltener gefragt zu werden, als ſie ſollte. Wir ſingen und klingen in die Zeit hinein, und wohl nur den Beſten unter uns fällt es in langweiligen Stunden einmal ein, ſich zu katechiſiren: was will ich? und wie will ich's machen? Und doch — ſagte der Pfarrer vom Kahlenberge — geht alles Geſcheidte in der Welt nach dieſem A B C.

Habe ich mir den aufgeſtellten einfachen Kanon der Poeſie deutlich gemacht, ſo werde ich von den armen, durch tauſenderlei — aber gehetzten Dichtern nichts mehr a priori poſtuliren; ich weiß, was jeder Dichter, von Jubal angefangen, wollte und will; ich laſſe ihn auf mich wirken, und fordere nur, daß er die Kraft habe, mich den nüchternen Bedingungen einer leidigen Alltäglichkeit durch eine Aura vom Helikon zu entreißen. Es iſt mir völlig einerlei, ob der Romanſchriftſteller ſeine Dekorationen aus dem Hochland oder aus Berlin verſchreibt, — wenn er mir nur in einer wahrhaft ſymboliſchen Geſchichte menſchliches Leben und Weben zu ſchauen gibt, daß mich das Bild, wie ein Spiegel, über mein eigenes und über die Gegenwart aufkläre; einerlei, ob der Dramatiker Pelasger, Chineſen oder Tiroler auftreten heißt, wenn er nur durch das Sinnbild einer wahren, von Innen aus motivirten Handlung mir meine eigenen erklärt und beſtimmen hilft; einerlei, ob der Lyriker Bilder, Reflexionen, oder wer weiß was ſonſt noch, aus Island oder Teneriffa holt, und in Anapäſten, Ghaſelen oder Sonetten auftiſcht, wenn er nur etwas Erlebtes mittheilt, — etwas Erlebtes, das auch ich wieder durchleben kann, das ich faſſe, das ich fühle, das mich innerlich bildet und fördert. So hält ſich denn die Lyrik ganz in den Grenzen eines Individuums auf, geht vom Einzelnen aus, und wirkt vorzugsweiſe auf den Einzelnen; der Roman (das moderne Epos) ſucht eine Zeit zu repräſentiren und deutend zu bewältigen; das Drama, die gebildetſte aller dichteriſchen Formen, ſtellt

reine Menſchheit dar, und hat es mit der Menſchheit zu thun.

Wie es nun mit dieſen Bezirken poetiſcher Literatur gegenwärtig beſchaffen ſei, und wie ſie, für uns und die Enkelwelt zu fröhlichem Gedeihen zu bebauen wären, — dieß zu beſprechen, machen ſich die folgenden, in gedrängten, aber entſchiedenen Umriſſen ſkizzirten Aufſätze zur Aufgabe.

I. Lyrik.

Ich fange mit der Lyrik an, weil der einzelne Dichter gewöhnlich mit ihr anfängt, und weil hier der geeignetſte Raum iſt, das zu ſagen, was wir dann bei den übrigen Formen nicht mehr zu wiederholen brauchen. Und doch muß ich gleich hier mit einer Wiederholung anfangen: in den Ausdruck innerer Zuſtände ſetzte ich oben das Eſſentielle der Lyrik; und dieſes muß hier Baſis ſein. Gewiß iſt dieſe Definition (oder wie man es nennen will) aus dem Urſprung der Sache herausempfunden; den erſten Lyriker trieb es von innen heraus, die Herrlichkeit des Zuſtandes, deſſen er ſich ſelig bewußt ward, ſo gut es gehen wollte, mitzutheilen und feſtzuhalten; da quollen Rhythmen aus überfülltem Buſen, das befreiende Element theilte ſich auch Andern mit; der es zuerſt aus ſich entwickelte, ward geprieſen, und weder die Welt noch der wahre Dichter läugnete das est deus in nobis, agitante calescimus illo! Aber ſehen wir einmal, was ſich alles aus jener Tiefe entfaltet, denn die Fruchtbarkeit iſt die wahre Probe einer Definition. Es hieß: innere Zuſtände; das

ſogenannte hochgelobte Objektive, das bloß Maleriſche fiele alſo weg, wenn es nicht Folie des Innern iſt; es fiele ganz weg aus der Poeſie, denn auch die epiſche kann es nur brauchen, in ſofern es die Folie der Geſchichte, auch die dramatiſche nur, in ſofern es die Folie der Handlung wäre; und die ſogenannte beſchreibende Lyrik, die wir früherhin als beliebten Artikel aus England bezogen haben, fiele ganz durch, als Zwittergattung, als Null, ſo lange es nicht Zweck der Poeſie iſt, die Naturgeſchichte, ſondern die Proſa des täglichen Daſeins zu verdrängen. Nie kann ſich die Lyrik des Subjektiven entäußern, und ſie ſoll es nicht; ihre höchſte Aufgabe bleibt nur, das Subjektive möglichſt zu veredeln, zu verklären. Doch hievon ſpäter. Nur kindliche Menſchen, und kindliche Völker haben am Aeußern ein dauerndes, gründliches Behagen; wir können aus unſerer Bildung nicht heraus, wenn wir auch wollten; und wozu wollen? ich wenigſtens ſehe nicht ein, wozu es gut ſein ſoll, daß wir uns geſchickt und täuſchend in die Jacken und Beinkleider von Jägern, Müllern, Fiſchern, Neugriechen und Lazzaronis verſtecken lernen? Lange genug haben wir uns daran ergötzt, wenn große Talente ſich in ſolchen Spielen ergingen, verſuchten ſie auch wohl ſelbſt mitzuſpielen; aber nun wollen wir auch einmal wieder verſuchen, wir ſelbſt zu ſein, und zu reden, wie uns der Schnabel gewachſen iſt, oder, um beſſer und ſchicklicher zu ſprechen, wie gebildete Menſchen aus dem neunzehnten Jahrhunderte ſich ausdrücken. Jene Manier iſt aus dem Enthuſiasmus für das Volkslied entſtanden. Das Volkslied aber iſt nicht nachzumachen. Wir ſind nicht Völker,

ſondern Menſchen. Wenn Goethe als Schöpfer dieſer objektiven Lyrik gerühmt wird, ſo frage ich, wo ſeine lyriſche Größe ſteckt: in den Verſen vom Edelknaben und der Müllerin, oder in den Liedern und Elegien, in welchen er ſeine ganze reiche, tiefe Seele ausſtrömt? Auch wird etwas Elegiſches allen guten neueren Gedichten beigemiſcht ſein. Das Elegiſche liegt nicht in den Dichtern, ſondern in der Zeit. Oder noch tiefer? in der Menſchheit? Hätteſt Du wahr geſagt, alter, herrlicher Lucrez?

. . . medio de fonte leporum
Surgit amari aliquid, quod in ipsis floribus angat.

Die neueſten Dichter zeigen durch die That, daß ſie von dem Gefühle beſtimmt werden, welches ich hier theoretiſch äußere, und Lenau ſteht als Lyriker, der faſt alle Motive aus dem Leben der Natur greift, und doch dabei ganz ſubjektiv iſt, zum Merkzeichen deſſen da, was unſerer Zeit gemäß iſt. Ferner hieß es in unſerer Definition: Zuſtände; alſo nicht bloß Gefühle, nicht bloß Reflexionen, nicht bloß Phantaſien, nicht bloß ſinnliche Wahrnehmungen; ein Zuſtand iſt eine, aus allen dieſen Dingen gemiſchte Verfaſſung des inneren Menſchen, — ein Erleben, und dieſes muß in's Gedicht übergehen, wenn es von da ſich auf den Leſenden und ſo weiter lebendig fortpflanzen ſoll; und iſt es nicht genug geleiſtet, wenn ich einen mit Wonne oder Weh durchdrungenen Moment meines unaufhaltſam dahineilenden Daſeins, einen Moment, der mir an Bedeutung zum Mythos ward, in Rhythmen zu bannen, und mir wie Andern zum Nachſin-

nen, zum Nachgenuſſe, zu verewigen glücklich genug bin? Dazu reicht weder die genaueſte Zergliederung deſſen hin, was ich damals dachte, noch die objektivſte Beſchreibung der Bank, auf der ich ſaß, des Laubes, das mich umſäuſelt und der bombyx quercifolia-Raupe, die darauf kroch; der Menſch, der ich damals war, muß in's Gedicht hinein; das Geweſene muß, wenn längſt ſein irdiſcher Aſchenantheil in die Lüfte der Jahre zerſtiebte, ſeine unſterbliche Seele im Liede zurückgelaſſen haben, daß ſie in alle Zukunft hinaus zeuge und wiederzeuge! Nicht Bilder und Gleichniſſe aus allen Zonen häufen, nicht nach dem Schön! Charmant! der äſthetiſchen Dame jagen, um das Herrlich! Neu! des überſättigten poetiſchen Schlemmers buhlen, ſoll der lyriſche Dichter, ſondern rein und einfach — Zuſtände wiedergeben. Scheint euch das ſo wenig? wer es könnte! — Daß übrigens keine der angegebenen Richtungen von der Lyrik ganz auszuſchließen ſei, verſteht ſich von ſelbſt, — eben weil ſie alle in den Zuſtänden enthalten ſind. So wenig wir das bloß pittoreske Gedicht oben gelten ließen, ſo wenig laſſen wir das bloß didaktiſche gelten; aber nur ein Ununterrichteter wird das didaktiſche Element, das Verſtändige, aus unſerer Lyrik ausſtreichen wollen. „Ein Reflexionsdichter!" ſagt man, rümpft dabei die Naſe, zuckt die Achſeln, und meint etwas Vernünftiges geſagt zu haben. Die Alten — heißt es — wußten nichts von Reflexion, ſie waren unſchuldig, waren objektiv. Nun gut! wenn es bei den Alten anders war, ſo ſind wir nicht die Alten; aber jene Behauptung iſt ganz aus der Luft gegriffen, und die Namen Archilochos,

Alkaios, Pindar, Horaz, Tibull, Propertius reichen hin, uns zu erinnern, daß jene Reflexion, die wir dem Lyriker gestatten, ja die wir von ihm fordern, den Alten eben so bekannt und eigen war als uns. Je höher ein Mensch an Bildung steht, desto mehr wird der Verstand in seinen Werken sichtbar werden; und ist er nun Dichter, soll es da anders sein? Wir verlangen nicht, daß der Gedanke das Gedicht beherrsche, oder daß das Gedicht den Gedanken ausschließe; wir verlangen jene totale Stimmung des ganzen Menschen, jenen „Wechsel zwischen Bewußtsein und Nichtbewußtsein", der nach Rahel's Ausdruck den Dichter macht. Es entsteht hierdurch eine symbolische Darstellung, in welcher Reflexion, Empfindung und Anschauung durch das poetische Genie so innig in Eins verschmolzen sind, daß kein Auge mehr ihre Grenzen entdeckt. Dieß ist das Ideal der modernen Lyrik. Wenn man die mythischen Dichtungen J. Mayrhofer's liest (Memnon, Prometheus, Herkules u. s. w.), dieses edlen, Genius begabten Dichters, den ich bei Schilderung dieses Ideals der künftigen Lyrik im Herzen hatte, so fühlt man, besser als ich's sagen konnte, was ich meinte. Derjenige nur wäre der Aufgabe völlig gewachsen, der sich die gesammte Bildung der Zeit, wie sie aus ihren schmerzlichen Geburtswehen hervorging, angeeignet, und doch dabei, von den Göttern und Musen freundlich begabt, die ursprüngliche Kraft und Gesundheit des Herzens bewahrt hätte. Er würde leisten, was wir vom Lyriker erwarten; denn wir fordern nicht von ihm eingelullt zu werden in die Ammenträume phantastischer Geisteskindheit, zurückzukehren in die dämmernde

Bilderwelt des Oſtens oder des ſpaniſchen Mittelalters, wohin uns mancher jüngere Dichter verlocken will; wir verlangen Troſt und Kräftigung in unſeren verworrenen Zuſtänden; mehr oder weniger bringen wir ein leidendes Herz zum Leſen mit. Ein leidendes Herz aber wird nicht durch Tändeleien, ſondern durch höhere Anſchauungen geheilt. Hier nun komme ich auf die Hauptſache, auf das letzte Ziel dieſer Betrachtungen über Lyrik. Indem ich nämlich dieſe Form der Poeſie ganz dem Subjekte zuwies, wollte ich dadurch zugleich andeuten, daß alſo die ſchönſte Ausbildung der Subjekte der Weg ſei, von welchem wir, daß er zum Ziele führe, zu hoffen haben. Denn ſollen wir einem fremden Geiſte Wirkung auf den unſrigen geſtatten, ſo begehren wir mit Recht, daß er dem unſrigen, wenigſtens zum Theile, überlegen ſei; ſollen wir empfangen, ſo muß man uns etwas geben. Denn der Zweck aller Poeſie iſt am Ende — wie ich geſagt habe — uns innerlich zu erheben, zu fördern; und Zuſtände eines Andern, ſeien ſie auch noch ſo glücklich ausgedrückt, fördern uns nicht, wenn ſie an und für ſich nicht der Mühe des Betrachtens werth ſind. Das war es, was Goethe gemeint hat, als er das Wort an die jungen Dichter richtete (Bd. 45), das ihm viele von dieſen, leider nur zu ihrem eigenen Schaden, ſo übel nahmen. — Möglichſte Läuterung und Bildung des Subjektiven alſo iſt der einzige und rechte Weg, den die Lyrik jetzt einzuſchlagen hat, — und wie ſchön, daß dieſe Aufgabe ſo völlig mit den übrigen zuſammenſtimmt, welche

unſere Zeit an den Strebenden ſtellt; überall heißt es: bilde Dich aus! —

Es wäre noch gar viel zu ſagen, über die formelle Symbolik der lyriſchen Dichtung, die Allegorie, das Bild, den politiſchen, ſittlichen, ſozialen Inhalt, die antike Mythologie u. dgl. m., aber es ſoll nicht ausſehen, als ob ich mir ſelbſt und meinen Verſuchen in dieſer Gattung eine Defenſionsrede hielte; und von der Hauptſache iſt durchaus genug geſagt, um einen denkenden Kopf zu den letzten Reſultaten zu bringen.

So iſt denn eine Sammlung guter lyriſcher Gedichte veluti votiva descripta tabella, worauf ein Menſchenleben verzeichnet iſt. Aber wer mag lernen, wo er Verſe ſieht! ein einzelnes Gedicht wird aus dem Ganzen geriſſen, wie ein Herz aus dem Leibe, das ſoll unterhalten, das ſoll piquiren! nach Deinem Lebensgange, Deinem Glück und Elend forſcht Keiner! Dich verſtehen will Keiner! da man doch nur nach langem, liebevollem, geiſtigem Umgange zu einem lyriſchen Dichter ſagen darf: ich verſtehe Dich! Was jahrelange Leiden und Freuden, was bittere Erfahrungen und Gefühle jeder Art in den aufgefurchten Tiefen der Bruſt gereift haben, ſendeſt Du in die verworrene Welt hinaus, in das Babel des Wahnes und Egoismus. Nicht Beifall ſuchſt Du, wie ihn der Seiltänzer heiſcht, den ein Bravo für ſein verrenktes Bein entſchädigt; es ſind ja nicht Luftſprünge, was Du produzirſt; Theilnahme heiſcheſt Du, denn Du ſchließeſt Dein Inneres auf; dieſe aber wirſt Du nicht von der Menge erwarten, wenn Du kein Kind biſt, das von der Welt noch nichts

weiß, ſondern von Wenigen; denn die Verſtehenden ſind Wenige, — und für dieſe Wenigen haſt Du geſchrieben, — bloß für ſie. Draußen aber, in der Wüſte, erfährt die heſperiſche Frucht die verſchiedenſten Geſchicke; hat ſie das Glück, mit dem Modegeſchmack übereinzutreffen, oder dem Gaumen eines Tonangebers zuzuſagen, — dann wirft ſie, wie einen Spielball, einer dem andern zu; auf keiner Tafel, wo man nach der Welt dinirt, darf ſie fehlen, und die Gäſte, gern oder ungern, müſſen ſie hinunterwürgen. Man preiſt, man hätſchelt, man ſchreibt Kommentare, man zitirt, — und wehe dem, der etwa redlich geſtünde, daß ſeinem dummen Munde das Süße ſüß, das Saure ſauer vorkomme! Der altfränkiſche Thor! er iſt unter Bauern aufgewachſen, er gehört nicht unter uns! — Wie anders ergeht es Dir, Armer! wenn das Schickſal dieſelben Früchte Deiner heiligſten Saat auf den Nachtiſch desſelben berühmten Zoilus verſetzt, womit er ſeinen Gäſten aufwartet, und wenn er nun bemerkt, daß dieſe Aepfel zu ſeinen Bonbons auf keine Weiſe paſſen! er ſpricht das Anathema über ſie aus — und von nun an wehe Jenem, der ſich der armen im Vorübergehen erbarmen, der es gar wagen wollte, ſie ſüß zu finden! er mag ſie höchſtens geheim für ſich genießen, — weit, weit von der guten Geſellſchaft, die ſie verpönt hat. Vergeſſenheit iſt ihr Loos, und ſie müſſen unrettbar faulen, entpflückt dem Aſte, der ſie getragen und väterlich-liebevoll mit Blättern und Blüten geſchmückt hat.

Faulen? nicht doch! ſie haben nicht umſonſt gelebt, wenn auch nur ein vorüberwallender Pilger an ihrem ge-

funden Safte ſich erquickt, und Stärkung für den Reſt ſeiner Wanderſchaft in der Wüſte in ihnen gefunden hat. Darum erheitert euch, ihr, die ihr mit hoffnungsloſem Drange die Kinder eurer tiefſten und höchſten Liebe in das Gewühl hinausſendet! ſeid guten Muthes, und lacht über Jene, die eurer lachen:

„Ein Lied iſt bald geſungen!“
Herr Krittler ſpricht's und lacht; —
Kritik iſt bald verklungen,
So bald faſt, als gemacht!
Ein Lied, das ungezwungen,
Mit ächten Frohſinns Macht
Erklingt von wackern Zungen,
Hat Manches angefacht,
Was Krittler nie erſchwungen,
Was Krittler nie gedacht:
So ſei es friſch geſungen,
Und Krittler ausgelacht!

II. Epos.

Ein Epos, im eigentlichen Sinne des Wortes, kann nicht gemacht werden, ein Epos entſteht. Es entſteht da, wo, um mich eines gewagten Ausdruckes zu bedienen, die Geſchichte eines Volkes kryſtalliſirt. Das Flüchtige, Mythiſche, welches allen Urſprüngen eigen iſt, bildet die Folie, und das Menſchliche, das Nationelle, prägt ſich zu feſten, bleibenden Formen aus, welche das Epos feſthält und überliefert. Dieſe theoretiſchen Thatſachen ſind uns aus der Geſchichte der Poeſie bekannt. Eben ſo wenig

kann es uns entgehen, daß die Bedingungen, welche nach ſolchen Vorausſetzungen zur Geburt dieſer poetiſchen Form zuſammenzutreten haben, zu unſerer Zeit, wenigſtens bei uns, die wir uns gebildete Nationen nennen, nicht mehr vorhanden ſind. Wir ſind kryſtalliſirt, sat superque, und unſere Poeten haben vielmehr die Maſſen des allgemeinen chaotiſchen Lebens mit dem Hauche, den ſie aus ihrem eigenen Geiſte ſchöpfen, zu erwärmen und zu ordnen, als daß der Geiſt dieſer Maſſen den ihrigen poetiſch überwältigen und ſich in ihm darſtellen könnte. Mit dem Epos alſo wäre es ſo ziemlich aus. Aber das epiſche Element, wird es auch ausſterben? Gewiß nicht, ſo lange die Poeſie nicht ſtirbt, von der es ein Lebensbeſtandtheil iſt, und — ſo lange es Begebenheiten gibt. Denn dieſe ſind, wie wir geſagt haben, der Teig, aus welchem es geſtaltet. Da es uns aber nun einmal unmöglich, alſo auch unerlaubt iſt, die Intelligenz, das Reflektive oder wie man es taufen will, das wir von unſerer Zeit-Kultur überkommen haben, und in welchem wir leben und weben, abzuwerfen und zu verläugnen, wie wir bei der Lyrik geſehen haben, ſo bleibt uns nichts übrig, als: die Begebenheiten, die in ihrer objektiven Nacktheit unſer Inneres unbefriedigt laſſen, im Konflikt oder in Harmonie mit Geſinnungen darzuſtellen. Daß das nicht heißen will, unſere Geſinnungen in die Begebenheiten hineintragen, brauche ich nicht zu erwähnen. Genug, wir wiſſen nun, worin die Aufgabe des Romanes beſteht, welchen unſere Poeſie dem verlornen Paradieſe des Epos ſubſtituirt. Ob dieſer Roman nun in Proſa, oder etwa in Verſen abgefaßt iſt, macht es nicht

aus; Jedermann wird fühlen, daß unſere Anſicht und Forderung nicht auf die Form, ſondern auf das Weſentliche geht. —

Die ganze neuere Roman-Literatur drückt faktiſch das Gefühl von dem aus, was wir eben als Theorie feſtgeſetzt haben, und Wilhelm Meiſter wird wohl als Grundbild dieſer Form aufgeſtellt bleiben dürfen. Nun aber dringt ſich uns, wie wir mit prüfendem Wohlwollen auf die wohl aufgeſpeicherten deutſchen Meß-Kataloge der letztern Jahre blicken, ſchon den Kranz in Händen, nur ein würdig Haupt ſuchend, dem wir ihn aufſetzen könnten, — da drängt ſich uns die Frage auf: warum, bei der großen Beliebtheit und ihr entſprechenden Anzahl ſolcher Produktionen, wir doch ſo Wenige finden, die eines friſchen Kranzes würdig ſind? Zugleich aber fühlen wir, wie nahe die Antwort liegt. Wenn wir ſchon bei der Lyrik, die es doch nur mit dem Individuum des Dichters vorzugsweiſe zu thun hat, uns die Schwierigkeiten nicht verhehlten, welche die Forderung eines ſehr gebildeten Jahrhundertes an die Bildung des Poeten, dieſem in die Bahn ſtellet, — wie ſollen uns die noch weit größeren verborgen bleiben, welche eine poetiſche Form begleiten, die eine Zeit zum Gegenſtande hat? Denn wenn gleich Jeder aus uns eben von der Zeit ſeine Bildung erhalten hat, und aus dem Verhältniſſe zu ihr gar nicht los kommen kann, wer iſt ſich ſelbſt ſo objektiv geworden, um dieſes Verhältniß ſo aufzufaſſen und darzuſtellen, als ob er außer demſelben wäre? Welcher Deutſche beſonders iſt gewohnt, die Welt, die ihn umwogt, auch einer Betrachtung zu würdigen? keiner phi-

loſophiſchen, denn daran haben wir Ueberfluß, ſondern einer praktiſchen, denn dieſer bedarf die Poeſie. Darum haben uns in dieſem Fache, was die Quantität des Guten betrifft, von jeher andere praktiſche Nationen, zumal Engländer, übertroffen, wo das Auge des Einzelnen mehr geübt wird, von der kurzſichtigen Mikroſkopirung des eigenen Innern, das doch Keiner je begreifen wird, ſich in's Breite, Freie zu wenden, wo das Spiel, das wir zu Hauſe ſpielen, täglich poetiſcher, großartiger, verſtändlicher vor uns aufgeführt wird.

Ferner verlangt der Roman, wie das urſprüngliche Epos, da er ein großes, mannigfaches, aus Theilganzen gegliedertes, und eben in dieſen Gliedern mit überall gleicher Sorgfalt ausgearbeitetes Eins darſtellen ſoll, zu ſeiner Vollendung eine gewiſſe liebevolle, ausharrende Intention, ein dauerndes Behagen am Aeußerlichen, Mittelbaren; wie es z. B. in Walter Scott ganz vorzüglich vorhanden ſein mußte, um jene ſo oft mit Unrecht getadelte Breite zu bedingen, die weſentlich epiſch iſt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß es auch hier ein Zuviel und ein „am unrechten Orte" gibt. Dieſe Eigenſchaft des Romans nun trug bei, ſeine Kultur bei uns zu erſchweren, — da der Deutſche ſich lieber der inneren Einheit zuwendet, als der vielfältigen Erſcheinungswelt, und nebſtbei gar oft in den Fehler geräth, das Höchſte, mit Ueberſpringung der unerläßlichen Mittelſtufen, gleich im Rauſche des Augenblickes in's Leben zaubern zu wollen. So entſtand in unſerem Vaterlande, oder bildete ſich doch hier aus wie nirgendwo, der philoſophiſche Roman, eine weit zwitterhaftere

Spezies, als der hiſtoriſche. Denn daß alle Poeſie in einem gewiſſen Sinne philoſophiſch ſein muß, und nicht anders ſein kann, wenn ſie den Menſchen zu ſich ſelbſt erheben ſoll, haben wir anerkannt. „Das Publikum", ſchrieb Goethe an einen ſeiner Verehrer, „lernt niemals begreifen, daß der wahre Poet doch nur als verkappter Bußprediger das Verderbliche der That, das Gefährliche der Geſinnung, an den Folgen nachzuweiſen trachtet. Doch, dieſes zu gewahren, wird eine höhere Kultur erfordert, als ſie gewöhnlich zu erwarten ſteht. Wer nicht ſeinen eigenen Beichtvater macht, kann dieſe Art Bußpredigt nicht vernehmen." Das iſt nun vortrefflich geſagt; — allein wie lehrt der Dichter? wie das Leben, in Symbolen; dieſes Wie macht die Dichtkunſt, wie es das Leben zum Gedichte macht, und unterſcheidet beides ſcharf von der Wiſſenſchaft, der es um kein Wie, ſondern ewig um das Was und Warum zu thun iſt. Ein philoſophiſcher Roman alſo iſt ſo gut oder ſo ſchlecht als ein wiſſenſchaftliches Gedicht, oder eine poetiſche Wiſſenſchaft, oder ein brennendes Waſſer. Anders verhält es ſich mit dem hiſtoriſchen Roman. Wenn die Zeit und ihre Geſtalt, wenn die Begebenheit im Spiele mit der Geſinnung, das eigentliche Terrain des Romans iſt, ſo ſehe ich nicht ein, wie er, ohne abſichtlichen Winkelzug, der Geſchichte aus dem Wege gehen ſoll; und wenn ſeine Mutter, die Epopöe, eine Schweſter der ehrwürdigen Hiſtorie iſt, und dieſe letztere, von Urzeiten her ohne Tadel und Nachrede oft auf der Bühne und auf anderen Spielplätzen der Poeſie geſehen worden iſt, ſo ſehe ich nicht ein, warum gerade der Roman von

dieſer Gunſt keinen Vortheil ziehen ſoll; wenn er ſein Wort gibt, wie er ſeine Rechte zu wahren gedenkt, auch die mütterlichen der Geſchichte ehrfurchtsvoll an ihrem Orte zu belaſſen.

Wenn gleich ſeit Xenophon's Kyropädie die Geſchichte oft genug als Roman, und der Roman als Geſchichte behandelt ward, ſo iſt es doch Walter Scott, von dem an wir eigentlich jene beliebte Gattung datiren, die wir den modernen hiſtoriſchen Roman nennen. Dieſer ausgezeichnete und, trotz der Launen einer leichtfertigen Mode und der Grillen pedantiſcher Zünftler, unſterbliche Schriftſteller kannte genau die Bedürfniſſe ſeiner Zeit und Nation, und war der Mann ſie zu befriedigen. Er machte die Geſchichte, und zwar die vaterländiſche, zum Hintergrunde ſeines Romans, ohne an ihr übrigens das Geringſte zu ſchnitzeln; ſie gab nur dem Erfundenen Würde und Intereſſe, ohne ſich damit zu vermiſchen. Ich rede hier von ſeinen beſten Werken; wo er jene Maxime verließ, entſtanden Zwitter, die dem Hiſtoriker Verdruß, dem Romanleſer Langeweile machen. Im Ganzen hielt er die Anſicht feſt: Der höchſte Zweck des Romans darf nicht außer dem Romane liegen. Es iſt Entweihung der Dichtkunſt, wenn ihre tiefſte Bedeutung faktiſchen Intereſſen untergeordnet wird, und nur der ganz Ungebildete freut ſich einer Geſchichte, die man ihm vorerzählt, erſt dann, wenn man ihn verſichert, daß ſie ſich wirklich zugetragen hat; es iſt Erniedrigung der Geſchichte, wenn die Reſultate tiefſter Forſchung die müßigen Stunden romanleſender Damen tödten ſollen, und nur der Verbildete zieht das Piquante ergötzlicher Lügen der einfachen

Wahrheit vor. Was alſo Scott's beſte Werke dem gebildeten Leſer ſo werth macht, iſt nicht das Hiſtoriſche, ſondern das Menſchliche in ihnen. „Das Rüſt- und Rumpelzeug aus Abbotsford", das man ihm zum Vorwurfe macht, kann nur der für Walter Scott ſelbſt anſehen, deſſen Augen nicht gelernt haben, durch Tempelvorhänge zu blicken. Die große Moral des Rechts und der Liebe im Herz von Midlothian, der gelöſte Zwieſpalt von Ideal und Leben im Robin, die tiefe Welt-Poeſie im Guy-Mannering, — hängen die alle auch im Ankleidezimmer von Abbotsford? und ſind nicht eben jene Werke Scott's, zu denen dieß Ankleidezimmer am wenigſten beitrug, die ſchönſten, die gehaltvollſten? Glaube doch Niemand, daß man mit leeren Flittern die Herzen aller Zeitgenoſſen trifft! Aber wir Deutſche ſehen nur da Tiefe, wo uns philoſophiſche Phraſen aus Abgründen, wie Trophonius Orakel, entgegenqualmen, und wollen der tiefen Klarheit des Lebens die Ehre nicht geben.

Von Scott's Nachfolgern oder den durch ihn angeregten Schriftſtellern haben die Einen jene Grundmaxime anerkannt, und, wie Cooper, Tüchtiges geleiſtet; oder, wie Washington Irving, verkannt, und ſind dabei übel gefahren. Allein ganz außerordentlichen, von der Idee durchdrungenen Geiſtern gelingt wohl auch das, was wir gewöhnlichen unmöglich nennen; und ſo hat Salvandy im Alonſo eine geſchichtliche Dichtung erſchaffen, von der wir nicht ſagen können, ob die hiſtoriſche, oder die innere menſchliche Bedeutung der Hauptzweck ſei; ihm ſind wir Menſchen zur Geſchichte geworden, die Geſchichte hat ſich

ihm vermenſchlicht; ſein Geiſt, weltumfaſſende Gedanken zeugend und geſtaltend, hat da zu vereinen gewußt, wo wir trennen und klaſſifiziren; wir beugen uns dem Genius, und laſſen uns von ihm belehren, indem er uns bezaubert. Salvandy hat gezeigt, was ein, mit der ächten Lebensmilch der Geſchichte getränkter, die ganze Menſchheit in ſich betrachtender und erlebender Dichter zu Tage zu fördern vermag. Aber, um wie Salvandy zu begeiſtern, um wie Bulwer das übergüldete Leichentuch von dem Kadaver des ſozialen Lebens zu reißen, muß man Salvandy's Haupt haben und Bulwer's Herz. Die Hiſtorie innerhalb des Romans macht es nicht aus; der Roman ſoll mich nicht ethnographiſch, ſondern poetiſch aufklären, und hier bin ich wieder, wo ich ausging, und wohin ich wollte: wollt ihr in dieſem Bereiche das Große, das Rechte leiſten, ſo greift in's Leben, ſchaut es ruhig an, und laßt es auf eure Blätter warm und leiſe übergehen! „Alle Zufälle des Lebens", ſagte ſchon ein Schriftſteller, der, wenn er gleich dem Wilhelm Meiſter die Poeſie abſpricht, dennoch auf jedem Blatte zeigt, wie viel er aus Wilhelm Meiſter gelernt habe, — „alle Zufälle des Lebens ſind Materialien, aus denen wir machen können, was wir wollen. Wer viel Geiſt hat, macht viel aus ſeinem Leben. Jede Bekanntſchaft, jeder Vorfall wäre für den durchaus Geiſtigen erſtes Glied einer unendlichen Kette, Anfang eines unendlichen Romans." Beſucht nun einen Sterblichen, wie Goethe von ſich rühmte, die Weltgeſchichte in ſeinem Hauſe, ſeinem Garten, um wie viel größer wird die Ausbeute ſein! Kommt dann noch dazu, daß eben dieſe Form,

theils wegen der Bequemlichkeit, mit der ſie zu genießen iſt, theils wegen der Nähe, in welche wir bei ihr zur Poeſie gerathen, theils aus hundert Gründen, die herzuzählen hier kaum thunlich iſt, weil es eben hundert ſind, — der Zeit, in der wir leben, ganz beſonders lieb, angemeſſen und gedeihlich iſt, ſo muß es uns faſt wundern, daß wir noch immer rufen müſſen: Greift in's Leben, und verdient den Kranz, den wir bereit halten, und der ſchon ſeit dem erſten Theil vom „Aufruhr in den Cevennen" ein würdiges Haupt im Vaterlande ſucht, auf das er ſich ſenkt!

III. Drama.

Handlung! Handlung! und immer wieder Handlung! — Gerade die Handlung iſt es, was man an denjenigen dramatiſchen Werken vermißt, die mir als die höchſten in ihren Arten gelten, — an den Trauerſpielen der Alten, an Nathan, Taſſo, Eugenie, an den Luſtſpielen Bauernfeld's u. a., und gerade die Handlung iſt es, was ich als dramatiſches Prinzip aufſtelle, deſſen Begriff uns praktiſch fördern ſoll. Hier ſteckt ein Mißverſtändniß, und ich will das Meinige thun, es zu löſen. Es wird mir um ſo leichter, als ich mir durch die Beſtimmung des epiſchen Grundſatzes bereits vorgearbeitet habe. Dieſer hieß: Begebenheit, und es wird darauf ankommen, daß man dieſe zwei Begriffe ſcharf auffaſſe und ſondere, um mir mein ganzes Theoretiſiren zu erſparen. Die Begebenheiten ereignen ſich außerhalb des Menſchen, werden durch ein, man darf wohl ſagen, dämoniſches Element motivirt, wobei das, was wir

Zufall nennen, ſein Recht geltend macht; der Menſch erſcheint dabei nur als aufnehmend, ablehnend, beſtimmt werdend. Ganz ſo haben es die beſten Romandichter ſtets gehalten. Anders iſt es mit der Handlung; dieſe zeigt ſich dem Denker als ein, aus Wollen und Müſſen wunderſam zuſammengeſetztes Weſen; ihr Motiv iſt innerhalb der menſchlichen Bruſt; man mag es immerhin auch dämoniſch nennen, — gewiß iſt es, daß der Zufall hier ausgeſchloſſen bleibt, wo höhere Mächte ihr bedeutungsvolles Spiel beginnen. Die ächten Dramatiker haben ihn ſtets vor die Pforte von Melpomene's Tempel verwieſen, und den Menſchen zum eigentlichen und ausſchließlichen Stoffe ihrer Gebilde gemacht; ſei es nun, daß, wie bei den Alten das Müſſen, oder wie bei den Neuen das Wollen, die Vorhand habe. Sie gaben die That und ihre unvermeidlichen Reſultate, — ob es nun gewollt oder gemußt war, oder ob das Wollen und das Müſſen höheren Orts Geſchwiſterkinder hießen, legten ſie in eine Nuß, und gaben ſie den Philoſophen zum Aufbeißen. In dieſem Sinne kann man, mit einem ſcharfſinnigen Autor, das Theater „die thätige Reflexion des Menſchen über ſich ſelbſt" nennen. Es kann nun, nach dem Bisbergeſagten, wohl Verſtandenen, bei einer Handlung ſehr viel Begebenheit, und auch ſehr wenig ſein, wenn ſich nur die Charaktere genugſam entwickeln, und in jenen Konflikt mit einander gerathen, den wir dramatiſch nennen. In den Schutzflehenden des Aeſchylos kommen die flüchtigen Danaiden mit ihrem Vater, dem greiſen Danaos, nach Argos, und flehen den König der Archiver um Schutz an. Dieſer, nach mannig-

fachem Erwägen und Berathſchlagen mit ſeinem Volke, gewährt ihnen endlich, was ſie flehen. Nun nahen auch die rohen Verfolger, und Gewalt will der Milde den herrlichen Gewinn abtrotzen; Menſchlichkeit und Barbarei liegen im Kampf, die Jungfrauen nimmt die wallumſchirmte Stadt auf, und während der Zuſchauer wünſcht, freundliche Gottheiten möchten draußen dem biedern Könige den Sieg verleihen, — ſchließt das Stück. — Wie wenig Begebenheit! wie viel Handlung! wie viel Entfaltung einfacher, wichtiger, menſchlicher Gemüthszuſtände, — kontraſtirender Charaktere! — Mag es an dieſem Beiſpiele genügen, das geſchilderte Verhältniß in's rechte Licht zu ſetzen.

Ehe ich nun der Anwendung dieſer Sätze auf unſere dramatiſche Praxis näher rücke, muß ich noch feſtſetzen, daß das Drama in zwei Klaſſen zerfalle, wenn wir den hergebrachten Typus aus der Natur dieſer Dichtungsweiſe leiten. Die Handlung bewegt ſich entweder in den hohen, ernſten Sphären menſchlichen Intereſſes, — oder im flachen Sande des weltlichen. Dort iſt ſie tragiſch, hier komiſch. Mögen die Aeſthetiker phantaſiren und diſtinguiren, wie ſie belieben, — dieß und nichts anderes unterſcheidet die Tragödie von der Komödie, und ein Drittes gibt es nicht, oder ſoll es nicht geben. Es iſt Ein menſchliches Leben, Ein Kämpfen und Leiden, welches der Tragöde darſtellt, wie der Ariſtophanide; überall der Konflikt des Menſchlichen mit dem Dämoniſchen, nur iſt der Dämon dort Dämon, und hier Kobold; dort braucht er Mißgeſchicke, hier Verlegenheiten; dort kommen die hohen, und hier die niederen menſchlichen Verhältniſſe zur Sprache. Dieß hat wohl Hardenberg gemeint, wenn er ſagte: Das

Trauerſpiel iſt bei dem höchſten Leben eines Volkes am rechten Orte, ſo wie das Luſtſpiel beim ſchwachen Leben desſelben. — Der gute oder ſchlimme Ausgang iſt ein Unterſchied für neugierige Weiber und Kinder, nicht für Denker. Dieſe wiſſen den Witz im tragiſchen Fatum, und den Ernſt hinter der Jokusmaske gleich gut zu ſchätzen, und ſuchen auf der Bühne, wie im Liede und im Romane, immer nur — das Leben.

Leben! das verlangen wir vom Dramatiker, und nun laſſet uns ſehen, was wir mit dieſem Verlangen bei der modernen poetiſchen Literatur richten. Wir ſehen, daß von den Mährchen der grauesten Vorwelt, von Oſſian's nebeligen Helden bis zu den Nibelungen, Hohenſtaufen und Napoleoniden, kein Stoff ſo intereſſant, keine Geſchichte ſo breit und übergroß zu finden iſt, welche nicht irgend ein moderner Enkel des Sophokles auf die Bühne beſchworen hätte; aber es war und blieb eine Geſpenſterbeſchwörung — denn die guten Sophokliden hatten nicht erlebt, was ſie darſtellen wollten, und wie ſollten Rauch- und Schattenbilder Gegenwart werden? Geſetze, ſcharfſinnige, aus dem farbigſten Schaum der Poeſie abgeſchöpfte, unvergleichliche, deſtillirte, rektifizirte, wurden aufgerichtet, und der tragiſche Körper über das Gerüſt der kritiſchen Weisheit gelegt; aber es war eben ein Prokruſtesbett, — das Leben erlag der Folter, und ein Leichnam enttäuſchte und entſetzte das erwartungsvolle Auge.

Eine Oaſe in dieſer Dramenwüſte, ſtehen Grillparzer's lebendige Schöpfungen da. Von der Ahnfrau bis zum treuen Diener ſeines Herrn — Alles wahr, bedeu-

tend, erlebt. „Es ſind nicht Griechen, die in der Sappho handeln" — wendet die gelehrtthuende Kritikaſterei ein; gut! antwortet die lebendige Kritik: ſind es nicht Griechen, ſo ſind es Menſchen. Man leſe die empfundene Entwickelung der Medea (in den Blättern für Literatur, Kunſt und Kritik zur Oeſterreich. Zeitſchrift für Geſchichts- und Staatskunde, Jahrg. 1835. 77), und man wird mir eine weitere Analyſe erlaſſen, ſich des Großen, Aechten, Tiefen freuen, was auch unſere Zeit aus dem ewig fruchtbaren Schooße des Lebens fördert, und mit dem Verfaſſer jener Abhandlung gerne einſtimmen, wenn er ſagt: die geheimnißvolle Operation, wodurch das Wort zum Körper (zum vollſtändigen Ausdruck der Seele) wird, gehe im Reiche der Kunſt ſeltener vor, als man denkt.

Nun wird es auch dem Unbefangenen klar ſein, wie ich, im Bezirke des modernen Luſtſpiels, Bauernfeld's Produktionen ſo hoch ſtellte, als ich es oben that, — unbekümmert um Satzungen, Parteien oder Herkommen, den richtenden Blick einzig und unabirrend auf die Richtſchnur der Wahrheit und Natur geheftet. Es ſind nicht Hinz und Kunz, Hans und Peter, nicht A und X und Z, die hier handeln, ſondern Menſchen; es ſind nicht Begebenheiten, die unſere Neugierde an den Stoff feſſeln, ſondern Charaktere und Zuſtände, die eine innere Handlung bedingen, an der wir, wenn wir nur Verſtand und Willen genug beſäßen, ſattſam zu überdenken fänden. Wir ſehen einen kräftigen, ſcharfen, edlen und heitern Geiſt das Chaos unſerer Thorheiten durchdringen; ein gebildeter Leichtſinn erhebt ihn weit über dieſe dumpfe Atmoſphäre, und im wol-

kenloſen Aether hält uns der Poet den klaren Spiegel der Dichtung und Wahrheit vor. Ein großer Sinn ſpricht aus dem leichten Scherz. Menſchlichkeit, Wahrheit, Kraft und geiſtige Geſundheit, Sittlichkeit des Charakters, Aufopferung des Egoismus, Billigkeit iſt die Philoſophie, die hier gepredigt wird; befreien will uns ihr fröhlicher Apoſtel, und er befreit uns, ſo lange wir ihn hören. In dieſem Sinne iſt Bauernfeld ein Dichter der Humanität; wie es jeder ächte Dichter iſt, wenn er unverwandt das klare Auge auf's Leben gerichtet hält.

Ich glaube hiermit genug geſagt, und Alle, die Augen haben zu ſehen, dahin gewieſen zu haben, wo eine ewig nie zu erſchöpfende Quelle von Poeſie zu finden iſt: in's Leben. Wenn der Lyriker in die Tiefe ſeines Buſens, der Epiker in die des geſchichtlichen, der Tragöde in die des rein menſchlichen, und der Luſtſpieldichter in die des täglichen Lebens ihre Netze werfen, — welche Wunder werden ſie uns vorzuzeigen haben! Wunder, von denen wir alles eher geglaubt hätten, als daß ſie in der eigentlichſten Heimat unſer ſelbſt, in unſerem Innern, zu Hauſe ſeien. Aber freilich iſt es leichter, uns von den Feſtungen im Monde vorzulügen, als die Wahrheit mühſam aus dem überſchütteten und überbauten Schachte unſeres inneren Menſchen herauf zu fördern. Darum muß während alles Wirkens unſer ſtetes Loſungswort ſein: Muth, Redlichkeit, Ausdauer!

Epilog.

War ich nun bemüht, jede Bestrebung im Kreise der Dichtkunst in's ewig quellende Leben zurückzurufen, so wird es am Schlusse Pflicht, der Mißdeutung zuvorzukommen. Jedes höhere Streben, wenn es nicht bei hohlen Worten und unfruchtbaren Luftsprüngen verbleiben soll, muß von einer körperlichen Wirklichkeit ausgehen, mit welcher und auf welche es wirken soll. Wir wissen Alle, daß das Leben, wie es ist, den Forderungen, die der heiligste Ruf in uns aufweckt, nicht genügt; allein das Leben, wie es ist, gewährt uns den Körper, den nur, wenn er gesund ist, die Seele des Ideals begeistert. Wir wissen Alle, daß die Menschheit neuen Lenzen entgegenreift, welche, so Gott will! Blüten und Früchte höherer Natur zeitigen werden; allein ein Erdreich muß diesen göttlichen Pflanzen bereitet werden, woraus sie Nahrung und Wachsthum saugen können, wenn sie nicht vor der Reife, als traurige Blumengespenster, verwelken sollen. Dieses Erdreich aber ist das Leben.

Es ist das ewige Lied, das ich singe; es ist das Schema, das mir, wohin ich mich wende, entgegenglänzt, und auf das uns später auch die Kunstbetrachtungen wieder führen werden, — „das Reich meiner Dreieinigkeit — sage ich mit dem närrischen Natur-Evangelisten — gegen welche die Pforten der Hölle nichts vermögen; das Wahre, das der Vater ist, der das Gute zeugt, das der Sohn ist, aus dem das Schöne hervorgeht, das der hei-

lige Geiſt iſt.“ — Das Wahre aber iſt das Leben und die Natur, die uns den Stoff bieten; das Gute iſt der Gehalt, den unſer Geiſt in ſich trägt und im Stoffe ausprägt; das Schöne iſt die Form, — und die „kommt von oben.“

In dieſem Sinne werden die vorigen Blätter nicht mißverſtanden werden. Die Form wird ſich aus jedem friſchen, lebendigen Geiſte ſelbſt gebären, und ſo wird man mich auch dann nicht mißdeuten, wenn ich bis dahin auf die reine, gebildete Form der Alten zurückverweiſe.

Die Alten, als Bildungsgrundlage.

— dices : ego Dis amicum
— — — — — — — — — —
Reddidi carmen, docilis modorum
Vatis Horati.

Hor. IV.

Die Ueberzeugung, daß, so wie die Bildung des Einzelnen nicht durch das aufgedrungene Fremde, sondern einzig durch Entfaltung eigener Kräfte bewirkt wird, — auch die der Völker nur dadurch zu bezwecken sei, daß die Elemente, die in jedem derselben gegeben sind, ohne fremde Beimischung, sich vereinigen, abschließen und steigern, — diese Ueberzeugung, durch weltgeschichtliche Ergebnisse geweckt und genährt, hat bei vaterländisch Gesinnten in neuern Zeiten sogar die Besorgniß rege gemacht, als gefährde das Studium der Alten, wie es noch überall die Basis des öffentlichen Unterrichts bildet, unsere freie, nationale Entfaltung, erschaffe den gelehrten Kastengeist, das literarische Philisterthum, und hindere lebendigen Fortschritt. Kaum war diese Ansicht von wohlmeinenden Männern ausgesprochen, so erhob sich eine weitverbreitete uralt-privilegirte Gilde von Gelehrten, welche, im Bewußtsein, daß die Ueberlieferungen des Alterthums die Grundlage unseres ganzen Wissens ausmachen, von einer autochthonischen Re-

form nichts Geringeres als den unvermeidlichen Einbruch der Barbarei und Finſterniß befürchteten. Noch ſtehen dieſe Meinungen ſich ſchroff gegnüber; noch ſcheint der Kampf nicht geſchlichtet; und erſt neuerlichſt hat ein einſichtsvoller Schriftſteller (F. Salgo, Vergangenheit und Zukunft der Philologie in ihrem Verhältniſſe zur Bildung des Deutſchen Volkes, Leipzig, Klinkhardt, 1835) dadurch, daß er die philologiſchen und die von ihm ſogenannten realen Studien getrennt neben einander erhalten wiſſen will, weniger eine Verſöhnung beider, als eine ausweichende Antwort auf die von der Zeit vorgelegte, wichtige Frage verſucht. Ihrer Löſung gelten die nachſtehenden Zeilen.

Wer wollte, wer dürfte ſich dieß Eine verhehlen, daß, ſo wie die ganze neue Bildung nur ein herrliches, mit jungen Blüten verwebtes Andenken an das Alterthum iſt, auch jene ewigen Werke, nach dem Geiſte, der ſie belebt, und nach der Form, in der ſie vollendet daſtehen, durch alle Zeiten Monumente menſchlichen Vermögens und Vorbilder des Strebens bleiben werden? Was auch die dumpfe Emſigkeit beſchränkter Mönche und pedantiſcher Schulmännet in düſtern Jahrhunderten für Staub über die ewigen Rollen gewälzt haben mag, — ſo weht uns doch eben aus ihnen ein Hauch von Leben und Friſche an, der aus unſerem mannigfach verkümmerten Daſein, alſo auch aus der Mehrzahl unſerer Werke, leider! entwichen iſt; und was auch der blütenvolle Oſten, der klangreiche Weſten, der üppige Süden, das poetiſche Mittelalter, die raffinirte neue Zeit für Formen ausgeboren, — in unantaſtbarer Reinheit und Vollendung ſteht noch im-

mer die antike, anerkannt von den Weiſeſten und Fühlendſten aus unſerer Mitte, vor unſern entzückten Augen. „Noch" — ruft Johann Müller freudig aus — „ſchmeichelt der Naturſinn Herodot's, und findet Platon's Götterwort zum Herzen den Weg; noch lehrt Polyb, Demoſthenes Donner iſt nicht verhallt, Markus Tullius proſkribirt den Antonius noch, Brutus opfert ſich noch der Freiheit Roms." Und wodurch ſind alle, die wir als die Unſern mit Stolz aufführen, ſo groß geworden, als daß ſie ſich von der Milch der Alten nährten? Braucht es hier Beiſpiele? Muß man die großen Feldherren, Staatsmänner, Philoſophen, Hiſtoriker, Aerzte, Dichter, Künſtler nennen, die es beſtätigen? Die letztern ſind, wenigſtens der Anerkennung nach, den Alten am treueſten verblieben; ihnen iſt die Antike Ideal; ſie bekennen noch, „daß man allen andern Künſten etwas vorgeben müſſe, der griechiſchen allein ewig Schuldner bleibe", und wenn das, was ſie hervorbringen, den gebildeten Sinn nicht immer befriedigt, ſo iſt die Nacheiferung der Griechen nicht ſchuld daran; was aber die allgemeine Bildung, das Wiſſen betrifft, — wo iſt beides von jeher praktiſcher, in's Leben eingreifender geweſen, als in England? und wo werden die Alten in dem Maße zur Bildungsgrundlage gemacht, als eben dort? Werfen wir einen Blick auf die Dichtkunſt und ſchöne Literatur der neueſten Aera, die ſich, wie eine fallende Rakete, in tauſend Funken praſſelnd zu zerſplittern droht! Woher können wir ihr Schirm und Einigung erhoffen, wenn nicht aus ihrer urſprünglichen Heimat? Was thut uns dringender Noth, als die beſonnene Würde und

ſtille Grazie der Griechen, die Kraft und Präziſion der Römer, und die Geſundheit beider? Von den Radotagen und Phantaſtereien der Einen, von den humoriſtiſchen Harlekinaden der Andern, — was kann uns retten, als Rückkehr zur edlen Einfalt der Alten? von der modernen Schwäche und nebuliſtiſchen Träumerei, — was als ihre Kraft? Griechiſche Kunſt und Wiſſenſchaft hielt wie Antäus an der mütterlichen Erde feſt, ward, wie er, unüberwindlich, und bleibt hierin ewig Muſter; und wenn es wahr iſt, was man zu ſagen pflegt, daß, wer das Franzöſiſche lernt, zugleich die Höflichkeit lerne, — iſt es minder wahr, wenn man behauptet, daß, wer Latein lernt, zugleich Männlichkeit und Präziſion in Begriff und Ausdruck ſich aneigne? Und haben wir etwa der Präziſion zu viel? oder der Männlichkeit? Es iſt gewiß, daß es Unſinn gibt, der bloß, wenn man ihn deutſch ſagt, einigermaßen fähig iſt, das Ohr mit dem Anſcheine von Sinn zu täuſchen; der, in eine der alten Sprachen überſetzt, ſogleich ſein Nichts offenbaren würde. Werft ſie nur weg die Muſter und Geſetze einer weiſeren Vorzeit, werft ſie weg, überlaßt euch ganz den Inſpirationen eurer ſomnambuliſtiſchen Träume, oder den Fulgurationen eures toll gewordenen Witzes; — rühmt eure freie, eigene Entwickelung — und werdet von einer reifern Nachwelt verlacht, bedauert, vergeſſen!

Und doch höre ich den denkenden Freund fruchtbarer Fortbildung klagen: „Die Philologie iſt für den Unterricht zum Theil ſo verderblich geworden, wie die äußern Gebräuche für den Gottesdienſt. Wie hier die wahre An-

dacht oft unter mechaniſchen Spielen untergeht, ſo dort das wahre Denken, die ächte Bildung unter — — mechaniſchen Formen. — — — Das Römiſche und die von ihm abgeleiteten Rechte werden insbeſondere noch durch die lateiniſche Sprache unpopulär. — Die Sprache hat das Recht aus dem Gewiſſen an den Verſtand der Kaſte, und die Rechtspflege aus dem Leben in's Papier, in die Büreaukratie verwieſen (Menzel, die Deutſche Literatur I.)." Ich höre ihn klagen, und kann ihm nicht ganz, wie ich wünſche, widerſprechen. Was den letzten Punkt betrifft, ſo mag er im Bezirk juridiſcher Studien ſeine Anwendung finden; im Ganzen aber bleibt es auch wieder gewiß, daß ein verflachendes Populariſiren nicht der rechte Weg zur allgemeinen Kultur iſt; — daß ächte Wiſſenſchaft und wahre Kunſt immer etwas Eſoteriſches haben werden und ſollen; daß z. B. in der Medizin das Latein ſelbſt ſchon zu populär iſt, und wir endlich ins Chineſiſche werden flüchten müſſen, um nicht von Hypochondriſten-Weisheit gequält zu werden. Im Allgemeinen aber hat denn doch jener Kläger Recht; wer fühlt es nicht? — Und wie kommt es nun, daß er Recht hat? daß ſo traurige Früchte dem Baume des Lebens entſprießen? Von der Art kommt es, mit welcher die Studien des Alterthums getrieben werden.

Wer von uns darf ſagen, daß er ſich mit Vergnügen jener heißen Stunden erinnere, in welchen er, ehe ſein kindiſcher Verſtand noch fähig war mit dem Maßſtab des Lebens zu meſſen, die Bekanniſchaft jener großen Alten zuerſt machte? Wem fallen bei Kornelius Nepos und Salluſt,

bei Horaz und Virgil, nicht ſtatt ihrer Helden, Schönheiten und Geſinnungen, die übeln Noten ein, die er in der Schule bekam, die Ermahnungen des Präzeptors, der Staubgeruch des Schulzimmers? Es iſt Einem, wenn man lebhaft daran denkt, oft zu Muthe, als hätten es die guten Lehrer, die in ihrer unſchuldigen Gewohnheitsmethode gewiß nichts weniger im Sinne hatten, eigens darauf angelegt, uns die Erinnerung an die lieben Alten auf Zeitlebens zu verderben.

Wie lange ſchon bringen wir mit der mechaniſchen Erlernung ihrer Sprachen zu! welchen Schweiß koſtet ſie uns! und haben wir ſie nun endlich, ohne Liebe, erobert, — ſo lernen wir Chrieen aus dem Cicero, Figuren und alkäiſche Verſe aus dem Horaz gefühllos nachdrechſeln, und halten am Ende die Römer für eben ſolche Pedanten als unſere guten Präzeptoren, — da es doch eben das Alterthum iſt, welches mehr als alles Andere geeignet wäre, uns gegen Wortthum und Pedantismus für ewig zu ſchützen. Da nun eben mit den Sprachen ein Theil des antiken Geiſtes in uns übergeht, und ſie das Mittel weiteren Verſtändniſſes ſind, ſo iſt allerdings ihr Studium unerläßlich; um ſo mehr, als gerade die Sprachen am wenigſten Gegenſtand der Selbſtbelehrung ſein können; ſie ſind das Mittel, uns ſpäter lebendigen Genuß zu verſchaffen; ſo lernt der Knabe leſen und ſchreiben, — aber nicht den Goethe leſen und nicht Liebesbriefe ſchreiben. Um nun jene Idiome ſich anzueignen, dazu bedarf es nicht ſo vieler Jahre, als man gemeiniglich daran wendet; es bedarf noch kürzerer Zeit, wenn man das Studium in rei-

fern Jahren erſt anfängt. Man gewänne hierbei auch noch ſo manche Zeit für die Elemente anderer, ſogenannter realer Studien; die Bildung würde vielſeitiger und doch dem Jünglinge weniger beſchwerlich. Sind aber die Sprachen als Medium bereits Beſitz des Lernenden geworden, ſo wäre es wohl am gerathenſten, ihm die Leſung der Schriftſteller, wie man es bei den einheimiſchen macht, ſelbſt zu überlaſſen; um ſo mehr, als ohnehin die antiken Autoren, wenn ſie verſtanden werden ſollen, weit mehr Reife fordern, als der frühern Jugend eigen iſt; und wenn ſie aufgedrungen werden, ſpurlos vorübergehen, oder das Gegentheil deſſen wirken, was man wohlmeinend beabſichtigte. Denn, wenn je etwas, ſo will das Antike erlebt, nicht buchſtabirt werden. Man kann auch das Selbſtleſen jedem Strebenden unbeſorgt anheimſtellen, da er ohnehin, er weihe ſich welchem Fach er wolle, bald einſehen wird, daß er ohne Kenntniß der Alten darin nicht weiter kommt. Er wird ſich alſo bei ihnen umſehen, — und wer ſich einmal da umgeſehen hat, der wendet den Blick ſobald nicht wieder ab! Er fühlt dann, was von ihnen zu lernen iſt, und wirft erzürnt die gelehrten Kommentare weg, die das Lebendigſte mit dem Moder des Schulwitzes zu überziehen, und ſo zu tödten emſig bemüht ſind. Welche Fülle von Leben mußte es enthalten, daß ein ſolches, durch Jahrhunderte fortgeſetztes Beſtreben ihm nichts anhaben konnte!

Dieſes Leben, nicht die Formen, in denen es ſich damals mit Nothwendigkeit geäußert, muß ſich wieder enthüllen, daß das unſere ſich läutere, ſich vereinfache; wir müſſen auf unſere Weiſe — wie der oben angeführte

Schriftſteller ſagt — eine ſo harmoniſche Bildung zu gewinnen ſuchen, als die Griechen auf ihre Weiſe gewonnen. „Eine Wechſelwirkung, ein gegenſeitiger Unterricht der Völker" — fährt er fort — „iſt der Zweck ihres Verkehrs, das Reſultat aller hiſtoriſchen Erinnerungen. Wenn jedem etwas ganz Eigenthümliches inwohnt, das kein anderes nachahmen kann, ſo bildet doch auch jedes etwas Reinmenſchliches aus, das jedes andere ſich aneignen kann. Unter allen Völkern des Alterthums aber haben die Griechen den unbeſtrittenen Ruhm der humanſten Bildung. Abgeſehen von ihren nationellen Beſonderheiten war ihre Verſtandes- und Kunſtbildung eine ſo allgemeine, daß alle Völker bei ihnen in die Schule gehen können. — — — Sie war rein menſchlich; darum iſt es keine Nachahmung, ſich nach ihnen zu richten, ſondern nur ein natürliches Beſtreben des menſchlichen Geiſtes, ſobald er ſich ſein bewußt wird, und einige Sicherheit in dem, was er will, erlangt hat. Wir ahmen nicht die Griechen nach; die Griechen lehren uns nur, wie wir unſern eigenen Verſtand ausbilden, und wie wir auch in unſer Leben die Grazien einführen ſollen." Kann man ſich hierüber deutlicher und anmuthiger ausdrücken? Ich wünſchte durch dieſe fremde, wohlbeliebte Stimme der meinigen den Nachdruck zu verleihen, der einer ſo guten Sache förderlich ſein möchte.

Sollten wir je zu einer ſolchen Kultur gelangen, ſo würde nicht nur das allgemeine Leben, das Wiſſen, die Kunſt daraus den höchſten Gewinn ziehen; die Kritik würde insbeſondere daran Theil nehmen; manche Verwirrung, mancher Parteikampf würde geſchlichtet werden; der

Zwiſt zwiſchen Klaſſiſch und Romantiſch würde der Anerkennung höherer Geſetze weichen, Kraft und Leben wieder einmal das lange bekleckste Papier beſeelen, die Idee der Kunſt, als die höchſte, reiner hervortreten; die ſchöne Symbolik der Alten, trotz des Mißbrauchs eines pedantiſchen Säkulums, wieder Liebe finden, und herrliches Eigenthum, zweite Natur des Dichters werden; und dieſer würde nicht mehr elegiſch hinüberrufen:

Schöne Welt! wo biſt du? kehre wieder,
Holdes Blütenalter der Natur!
Ach, nur in dem Fabelland der Lieder
Lebt noch deine gold'ne Spur;
Ausgeſtorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt ſich meinem Blick;
Ach, von jenem lebenswarmen Bilde
Blieb nur das Gerippe noch zurück!

Scott und Bulwer.

Wie der Spiegel, so das Bild darin.
Alte Wahrheit.

In einem kleinen, aber gewählten Cirkel, wo das Beſprechen des Geleſenen noch nicht für Pedanterei, und das Vortreffliche, wenn es ein Jahrzehend überlebt hatte, noch nicht für veraltet angeſehen ward, verhandelte man über die Frage: in welcher Dichtungsform das Leben unſerer Zeit, nach ſeinen innern wie geſelligen Verhältniſſen, am fruchtbarſten und zugleich ſo dargeſtellt werden könnte, daß man ſich bei den ernſteſten Zwecken doch den willigſten Antheil verſprechen dürfte. Man zweifelte keinen Augenblick, daß der Roman dieſe Form ſei. Was der Lyriker anbiete, hieß es, würde nur ſelten mit ſo ernſthaften Abſichten zur Hand genommen, ſelten um mehr als einer flüchtigen Anregung willen geleſen; die Bühne betrachte man als Produktionsſchauplatz der Schauſpieler und Schauſpielerinnen, als eben ſo flüchtige Abendunterhaltung, und ſei nicht mehr gewohnt, ſie gegen das Leben zu halten. Mit welchem Antheile aber noch fortwährend Novellen und Romane auf Toiletten und in Schreibtiſchen verwahrt würden, davon überzeuge man ſich täglich, und die Buchhändler würden es gerne beſtätigen. Dem Dichter aber ſeiner-

ſeits ſei auch damit gedient. In welches Format wäre die breite, flache Verworrenheit unſerer Lebenszuſtände, die nur dann und wann von einem großen Charakterzug, von einem bedeutenden Ereigniſſe romantiſch unterbrochen wird, bequemer zu bringen, als in dieſe? Wo träten Geſinnungen und ihre fortwirkenden Folgen deutlicher hervor? wo verweile man länger dabei, als hier? — Als man nun das Gute, was in dieſer Gattung vorhanden iſt, einer unterhaltenden Rekapitulation unterwarf, kam man auch darüber bald überein, daß, ohne die Verdienſte aller europäiſchen Nationen, beſonders unſerer eigenen, zu verkennen, man denn doch in dieſem Bezirke den Engländern die Palme zuzugeſtehen nicht umhin könne. Dieſe praktiſche Nation, auf ihrem alldurchkreuzten, allverſammelnden Eilande von Kindheit auf ihre Söhne an die Betrachtung einer ungeheuer bewegten äußerlichen Welt gewöhnend, wo Einſicht in die Triebfedern der Menſchen, mit denen zu verkehren unſere Lebensaufgabe macht, ſich früh als Bedürfniß aufdringt, — hat von altersher die fruchtbarſten Romangenies aus ſeinem Schooße genährt und gebildet, an deren Meiſterwerken ſich nun ein jüngeres Dichtergeſchlecht, dem Genius einer vorgeſchrittenen Zeit gemäß, vervollkommt, und im Romane, der das ſoziale Leben behandelt, ſo ziemlich das Höchſte erreicht haben wird, was unter den gegebenen Verhältniſſen zu erreichen möglich war. Der Erfolg bewies die Trefflichkeit der Verſuche. Man kann nicht ſagen, daß irgend ein Romandichter ſo in die Maſſe ſeiner Nation gewirkt habe, als Walter Scott.

Waren bisher die Anſichten unſeres kleinen Kreiſes

übereinſtimmend, ſo erregte dieſer Name ebenſo viel Theilnahme, als er Widerſpruch hervorrief. Heinrich, ein junger Dichter, von tiefem Gefühle und ſchwächlicher Geſundheit, früh verwaiſt, und, ehe noch ſein Inneres zur männlichen Reife gediehen war, in die rauhen Stürme des Lebens geworfen, erklärte ſich entſchieden gegen den berühmten Baronet. „Ich kann," ſagte er, „einen Schriftſteller nicht wirkſam finden, der, mit einer Art von Scheu dem ausweichend, was eigentlich den Menſchen zum Menſchen macht, was allein den tiefer Denkenden und Fühlenden intereſſirt, uns überall nur bei den Röcken und Stiefeln, bei den Formen und Aeußerlichkeiten aufhält; der, ſtatt das Flittergewebe, das Zeit und Konvenienz um unſern innern Menſchen ſpinnen, kräftig zu zerreißen, es durch den Reiz und das Detail, womit er es behandelt, nur noch mehr verſtrickt und befeſtigt; — der uns nie die Meinung ſeines Herzens ſagt, ſondern, indem er uns den unaufgelöſten Knäuel der Begebenheiten hinwirft, uns dem traurigen und unfruchtbaren Zuſtande des Zweifels überläßt."

„Seht dagegen," fiel ihm ſein jüngerer Freund und gewiſſermaßen Schüler in's Wort, „ſehet den warmen, geiſtreichen tieffühlenden Bulwer! Ohne ſich bei kleinlichen Armſeligkeiten aufzuhalten, führt er uns unmittelbar in's volle, ſtrömende Leben hinein. Und welches Leben! Vom niedrigſten Böſewicht bis zum zarteſten Gemüthe, das wie hüllenlos aus der Hand der ewigen Güte gefloſſen ſcheint, bewegt ſich eine Welt vor unſerem Innern. Leidenſchaften toben gegeneinander, und mitten durch das brauſende Gewühl ihrer Stürme ſchlägt der leiſe, himmlich klare Ton

der Menſchlichkeit an unſer Ohr. Nicht für imaginäre Puppen, für Gebilde des poetiſchen Traumlebens, wird unſere Theilnahme entwürdigend in Anſpruch genommen, — die Leiden und Freuden, das Glück und der Jammer der wirklichen uns umlebenden, uns mit in ſich verflechtenden Welt, regen unſer tiefſtes Mitgefühl, unſer ernſthafteſtes Nachdenken auf. Die wichtigſten Probleme des ſittlichen wie des bürgerlichen Lebens werden in ergreifenden, ſymboliſchen Darſtellungen gelöſt, die wahren Lebensfragen der Sozietät, wenn nicht beantwortet, doch wenigſtens ſcharf und entſchieden ausgeſprochen; von dem Inneren unſerer, den Wenigſten bewußten, von den Schmetterlingen des Leichtſinnes umgaukelten, von den Blumen vergänglichen Genuſſes überdeckten Zuſtände, wird die täuſchende Hülle geriſſen, und ein ſchauerlicher, nie geahnter Abgrund thut ſich vor uns auf. Wir ſehen uns ſelbſt und die Welt, die uns umſchwirrt, in einem ſchwarzen, aber truglos-ſcharfen Spiegel, aus deſſen magiſchem Hintergrunde ein ſanfter Genius auf milde, zauberiſche, aber wirkliche Fernen deutet. Fernen? nein! auf den ſtillen, unzerſtörbaren Himmel deutet er, der tief in unſerem eigenen Buſen ſich ausbreitet. Nie zweifeln wir über des Erzählenden Geſinnung, nie über ſeine Abſicht; mit unverkennbar richtendem Finger deutet er auf den Guten und Böſen hin, und bezeichnet Jeglichen als den, der er iſt; er will nicht kalte Einſicht, er will Liebe und gerechten Unwillen in unſern Herzen erwecken; und ſelbſt, wo er bloß beſchreibt, todte Gegenſtände beſchreibt, iſt es ihm nicht darum zu thun, ſie eben hinzuſtellen, wie ſie ſind — ſondern auch da trägt er die ganze

Innigkeit ſeines Gefühles auf ſie über, daß uns Baum, Fels und Strom, wie man von Raphael's Gemälden ſagte, wie in Seele getaucht erſcheinen. So wird er uns zum Freund, Lehrer, Vater, und wir müſſen ihn einen Denker, einen Geſchichtſchreiber, einen Weiſen, einen Seher nennen. Was iſt Walter Scott dagegen?

„Ein Dichter", antwortete Helene, die heitere, junge Hausfrau, welche unſern Cirkel um ſich verſammelt hatte. Sie war vom Himmel mit einem fröhlichen, geſunden, offenen Naturell beſchenkt worden, das ihr jedes beſſere Herz gewann, und mit der beglückenden Gabe, die Welt rein und klar aufzufaſſen, ohne etwas von ſelbſtſüchtigen Forderungen oder unzufriedener Weisheit in ſie hineinzutragen. „Ein Dichter," antwortete ſie, „wie ich dieſes Wort von Homer, Arioſt, Shakeſpeare, und Goethe verſtehen gelernt habe. Ob nun das mehr oder weniger iſt, als das, was Heinrich's Freund einen Philoſophen genannt hat, bin ich nicht gelehrt genug, zu entſcheiden; aber paradox genug bin ich, zu behaupten, daß mir der Dichter viel mehr zu lernen und zu denken gibt, als der Philoſoph; und ich will euch's an Scott erklären, wie ich's meine."

„Das hat ſchon Ariſtoteles geſagt," fiel hier ihr haſtig ein ſonſt einſylbiger, kopfhängender Jüngling in's Wort, der Noten zu den Noten eines Andern über einen Klaſſiker herausgegeben hatte; „das hat, wenn ich Sie recht verſtehe, ſchon Ariſtoteles gemeint, wenn er ſagt: die Dichtkunſt iſt philoſophiſcher und bildender als die Geſchichte." — „Kann ſein," fuhr Helene fort, „daß er's auch

ſo gemeint hat; wenigſtens konnte ich oft genug merken, daß die Griechen, die ich mir ſonſt als Pedanten vorſtellte, gar verſtändige und praktiſche Einfälle hatten. So viel aber weiß ich, daß, während mir der Philoſoph in einer Erfindung, bei der ich nur zu ſehr das Abſichtliche fühle, ſeine Weisheit, ſeine Anſicht, ſeine Zwecke, ſtückweiſe auftiſcht, ſo daß mir keine Wahl und keine Prüfung übrig bleibt, — daß, während er mir ſeine Fabel ſammt Moral vollſtändig zu verdauen gibt, und mir nicht ein Jota zu denken übrig läßt, — der Dichter meinem Herzen mehr Umfang, und meinem Verſtande mehr Thätigkeit zutraut. Scheinbar ohne Zweck, ſcheinbar ohne Mitgefühl, wie der Berg und der Strom, die er malt, zeigt er mir die breite, die unendliche Welt, zwar aus einer angenehmen Ferne, aber doch, wie ſie iſt, deutlich und üppig auseinander gelegt. Eine wohlthuende Klarheit, wie ſie nur der von Liebe durchdrungene Verſtand gewährt, ergießt ſich über alle Gegenſtände, ohne einen auf Koſten des andern zu beleuchten; und die Welt erſcheint mir in durchſichtiger Wahrheit und harmoniſchem Lichte. Mich entzückt die heitere Höhe, auf die er mich ſtellt, mich erregen die bunten Bilder, die er mir vorüber gleiten läßt, mich ſtimmt die bedeutende Folge, in der er ſie nacheinander entfaltet, zu forſchendem Sinnen; aber immer ſind es meine Augen, die ſchauen, meine Seele, die wählt und empfindet, mein Geiſt, der durch eigene Wirkſamkeit ſich bildet. Der Dichter zeigt mir den Böſewicht nicht, aber er lehrt mich ihn erkennen; er deutet nicht mit dem Finger auf den Guten, aber er lehrt mich ihn aus Handlungen begreifen; er verkündet mir nicht die

Folgen menſchlicher Thaten, aber er läßt mich ſie ſchauen; er nennt mir keine Abſicht, hat auch wohl keine einzelne, einſeitige, aber tauſend Ideen liegen wie Funken in den Steinen, die er aus dem Schacht des Lebens gräbt; ich brauche ſie nur herauszuſchlagen. Was ich vom Philoſophen lerne, habe ich gelernt, was ich vom Dichter lerne, habe ich erlebt. Denn was iſt Poeſie als Leben, durch den ordnenden Geiſt noch einmal belebt? Still ruht in ihrer ewig bewegten, durchſichtigen Tiefe das Gewühl dunkler Ereigniſſe und Verwirrungen, von den Fluten der Dichtung fortverſchlungen und gereinigt, wie nach Scott's herrlicher Schilderung im „Robin" über den Leichnam des unglücklichen Morris die Wellen des Sees zuſammenſchlagen, und auf ihrer Oberfläche in tiefer Bläue den Frieden des Himmels wiederſtrahlen."

„Sie werden poetiſcher, als ich es Ihnen zugetraut hätte," ſagte Heinrich's Freund; „aber ehe aus allen ſchönen Reden etwas Beſtimmtes hervorgeht, müßte entſchieden werden, ob ſie nicht in die Luft geſprochen waren; ich meine, ob auch wirklich Bulwer dem allgemeinen Bilde, welches ich von ihm, und Scott dem, welches Helene von ihm entwarf, gleichen?"

„Eine ſolche, an den einzelnen Werken dargeſtellte Vergleichung," erinnerte Heinrich, „würde zu weit führen. Genug, wir verſtehen einander, und ich muß Helenen einigermaßen Recht geben. Vergleichen wir die Schilderung Euphemien's und Johannen's im Herz von Midlothian und die der Brüder Devereux in Bulwer's Romane mit einander, ſo haben wir ein Beiſpiel für viele. Aber doch ſagte

ich nur: einigermaßen; — denn ich bemerke, daß es ſich hier nicht um einen Vorzug, ſondern um eine Denkart handelt."

„Wir haben im Grunde nicht Scott und Bulwer geſchildert, ſondern die große, allgemeine Differenz, welche nicht nur alle Dichter und Schriftſteller in der Welt, ſondern, laßt mich behaupten, alle Menſchen in zwei Klaſſen ſcheidet, und, wie ein unüberſteigbarer Abgrund, vielleicht für ewig — auseinander hält."

„Ich verſtehe Dich", ſagte ſein Freund; „der eine Theil ruht mit dem Herzen in der Welt, der andere mit dem Auge auf ihrer Fläche. Jenen iſt es nun einmal nicht möglich, das Elend und die Verwirrungen ihrer Brüder wie eine Tragikomödie ruhig anzuſchauen; ſie müſſen herbeiſpringen, retten, helfen, rathen, und wenn alles das vergebens oder unausführbar wäre, wenigſtens ſich zu ihnen hinſetzen, um mit ihnen zu weinen. Ich weiß nicht, ob ich die Andern beneiden ſoll, denen es ſo gut oder kalt geworden iſt, daß ſie Muth und gute Laune genug haben, das Schickſal der Menſchheit zu einem künſtleriſchen Bilde zu verarbeiten, ſich davor ruhig hinzuſtellen, es mit nachdenklichem Kennerauge zu beſchauen, und endlich mit gelaſſener Ueberzeugung zu ſagen: Es iſt gut! — Dreht ſich's doch immer um dieſe zwei Achſen! Ein und dasſelbe Verhältniß: Euripides, Sophokles; Schiller, Goethe; Bulwer, Scott.

Der Aelteſte der Geſellſchaft, ein würdiger Naturforſcher, der eben aus England zurückgekehrt war, und bisher, wie es ſchien, am Geſpräch wenig Antheil genommen hatte, ſchüttelte jetzt den Kopf. „Daß doch ihr gelehrten

deutſchen Kritiker," rief er, „überall Klaſſen, Trennungen, unüberſteigliche Abgründe ſehen müßt! Ich finde ſtatt jener ungeheuren Differenz, von der ihr hier Wunder erzählt, wenn ihr gleich ein dunkler Begriff zu Grunde liegt, nichts als den natürlichen Unterſchied zwiſchen werdender und gewordener Bildung. Mit den Dichtern iſt es, wie mich dünkt, ſo: Jeder ſtellt in ſeinen Romanen die liebe Welt ſo dar, wie er ſie eben ſieht, oder wie er ſie gerne haben möchte; denn die Gebilde ſeiner Poeſie ſollen ihm zum Genuſſe werden. Wer nun die Welt recht überdacht hat, das heißt: wer ſich am vollkommenſten ausgebildet hat, der kann die Welt nicht anders ſehen, und nicht anders haben wollen, als ſie iſt; und ſo wird er ſie dann auch darſtellen. Dieſer iſt der wahre Dichter, der wahre Weiſe, der wahre Menſch. Er ſcheint unfühlend, weil er allfühlend iſt; und diejenigen, die ſich als Fühlende ihm gewiſſermaßen feindlich gegenüberſtellen, ſtehen vielmehr unter ihm, und ſollten ihn erſt begreifen lernen, ehe ſie ihn verdammen."

„Damit wir aber", ſchloß Helene, „der Forderung Heinrich's genügen, der, wie es ſcheint, von jeder Darſtellung ein ausgeſprochenes Endurtheil verlangt, ſo will auch ich von unſerer Unterhaltung ſagen: Der zuletzt vor mir das Wort führte, der hat Recht."

II.

Goethe.

Kennt ihr den reichen Lebensbaum?
Er wurzelt tief in ſeiner Zeit,
Und nährt ſich von Vergangenheit,
Indeß in ſeines Schattens Raum
Der Zukunft heil'ge Frucht gedeiht.

Goethe's naturwiſſenſchaftliche Anſichten*).

Die Jugend eines Menſchen, wie eines Volkes hält ſich an der Betrachtung des Menſchen; die Betrachtung der Natur iſt ein Geſchäft reiferer Jahre.

J. G. Carus.

Von Allem, was Goethe gedacht, geſtrebt und geleiſtet, haben bisher ſeine Bemühungen für Naturwiſſenſchaft am wenigſten Eingang, ja vielmehr meiſtens Tadel und Widerſpruch gefunden. Und doch getraue ich mir zu behaupten, daß gerade ſie es ſind, was, nebſt den vollendeten ſeiner poetiſchen Gebilde, die Prüfung der Zeiten am glorreichſten beſtehen wird; daß ſie es ſind, worin ſich Goethe's Werth und Eigenheit am reinſten und vollkommenſten ausſpricht, wofür er eigentlich geboren zu ſein ſchien; ſo daß uns, wenn wir in dieſe Betrachtungen aufmerkſam eingehen, ſelbſt ſeine dichteriſchen Hervorbringungen wie Werke erſcheinen, die aus Naturforſchung hervorgegangen ſind. Ja man wird ſelbſt das, was man ihm, ſowohl in der Poeſie, als beſonders in der Kunſttheorie zur Laſt legt, in dieſer Richtung begründet, wenn nicht entſchuldigt finden. Auf der andern Seite wird man

*) Die Zitate beziehen ſich auf die Duodez-Ausgabe.

an dieſem Beiſpiele beſtätigt finden, was von den beſſern Geiſtern unſerer Zeit längſt nicht mehr verkannt wird, daß ächte, treue Naturforſchung, wenn ſie fördern und befreien ſoll, eine poetiſche Anſchauungsweiſe nicht nur nicht ausſchließt, ſondern ganz eigentlich fordert. Wie Goethe ohne Naturforſchung nicht ſo vollkommen Dichter, ſo wäre er ohne Poeſie nicht ſo vollkommen Naturforſcher geworden. Ein Anderes iſt's: in der Wiſſenſchaft dichten, — und auf der Höhe ſtehen, wo Kunſt und Wiſſen Eins werden. — Dieſes Alles nun wünſchte der folgende Aufſatz zu beſtätigen; vorzüglich aber ſoll das Ganze, die leitende und belebende Idee von Goethe's Naturſtudien, die man bisher zu wenig auffaßte, hervorgehoben werden; denn ſo wird meine Arbeit weniger atomiſtiſch, durch Kleinlichkeiten verwirrend, — vielmehr ganz, einig, bedeutend und belebend werden, — und ſo vielleicht ihren Zweck erreichen: die Theilnahme des Gebildeten überhaupt zu erregen, und Angelegenheiten, die unſer höchſtes Intereſſe ſo nahe berühren, vor das Forum unbefangen prüfender Vernunft zu bringen.

Um aber für das, was ich hierüber zu ſagen gedenke, im Leſer zum Voraus die gehörige Stimmung zu bereiten, ſind vor Allem zwei Punkte feſtzuſetzen. Erſtens muß bedacht werden, daß in keinem Bereich menſchlichen Wiſſens der abgeſchloſſene Geiſt der Gebilde ſo durchaus waltet, als in den unpopulären Bezirken der Naturforſchung; vorzugsweiſe in jenen, deren Thron die Mathematik uſurpirt hat. Wer würde ſich hier ſo leicht entſchließen, die mühſam aufgeſpeicherten Schätze der Gelehrſamkeit, die geheiligten

Theorien anerkannter Erfinder, die süße Vaterluſt an ſelbſterzeugten Hypotheſen, den Nimbus in ſich vollendeter Syſtematik, — der leichtern, freien, heitern Anſicht eines unbefangenen Beobachters, und gar eines Dichters — aufopfernd hinzugeben? Da mag eher die Wahrheit noch lange kommenden Geſchlechtern ein Räthſel bleiben, ehe wir das Siegel von unſerem Diplome wankend machen laſſen! — Es ſei genug, dieſe Stelle berührt zu haben, und uns Aerzten, im Gegenſatze zu den Mathematikern, den ſchönen Ruhm zu vindiciren, daß wir, mit dem Wohle der Menſchen beſchäftigt, die Erſten ſind, die mit aufmerkſamen Danke die Wahrnehmungen eines reinen und ſcharfen Beobachters aufzunehmen und zu nützen uns nicht ſchämen. Loder war es, der zuerſt in ſeinem anatomiſchen Handbuche (1788) des Zwiſchenknochens gedachte, Sömmering that 1791 das Gleiche, Oken wie Steffens haben ſich theilweiſe mit ſichtlicher Liebe aus Goethe's Minen bereichert; Carus (Gynäkologie, Urwirbel u. ſ. w.) hat aus ihnen Manches zu Tage gefördert, und namentlich das Schema der Filiation im Knochenſyſteme bis zum Erſtaunlichen ausgebildet; Schmidt, Dr. J. H. (zwölf Bücher über Morphologie u. ſ. w., Berlin; Enslin, 1831) ſolche Ideen zur komparativen Pathologie zu verwenden geſucht; Dr Engelmann (de Antholysi prodromus etc. Francof. ad M. Broenner 1832) ſie im botaniſchen Fache weiter ausgebildet; Purkinje übereinſtimmende Erfahrungen über das Sehen (1819) veröffentlicht; anderer einzelner Erwähnungen, oder eigentlicher Schüler, als Ernſt Meyer's u. ſ. f. nicht zu gedenken. Den Aerzten zum Ge-

genſatze hat Pfaff (über Newton's u. ſ. w. Leipzig 1813) die verroſteten Waffen der alten Lichttheorie gegen Goethe zugeſchärft, und wir wiſſen Niemand zu nennen, der ihm hierin widerſprochen hätte, als etwa im Stillen Maler, Färber und andere praktiſche Menſchen. Die Profeſſoren in ihren Lehrbüchern gingen den ſanctionirten Weg, und blickten höchſtens vornehm ſeitwärts auf den armen Dichter, der ſich in ihren aufgeſtellten Netzen gefangen hatte. Jenen wackern ärztlichen Kollegen nun mich anzureihen, iſt mir Ehre und Zweck bei dieſen Zeilen; daß ſie übrigens nicht für die Gilde, ſondern für alle Gebildeten, Freien geſchrieben ſind, die in dieſen Dingen Licht haben wollen, und geſunde Augen mitbringen, brauche ich, nach dem Geſagten, kaum hinzuzufügen.

Ich komme nun zu dem zweiten feſtzuſtellenden Punkte. Wer nämlich wähnt, daß Goethe's Beſtrebungen in unſerem Fache von der Luſt herrührten, univerſal zu ſcheinen und überall glänzen zu wollen, der irrt gröblich und verdunkelt ſich zum Voraus die ganze Unterſuchung. Zu zeigen, auf welchem Wege der Dichter in dieſes Gebiet mit Nothwendigkeit geführt ward, ſei vorerſt hier unſere Aufgabe. Wir können ſie nur löſen, indem wir uns auf die Geſchichte ſeines Lebens und Denkens einlaſſen, und, was ſich ihm von naturwiſſenſchaftlichen Ideen ergab, genetiſch entwickeln. Denn bei dieſem Manne war Alles ganz und folgerecht, und wir müſſen es auch zu ſein verſuchen, ſobald wir ihn begreifen wollen. Daß ein glücklich organiſirtes, zeitlich aufgeſchloſſenes, heiteres Gemüth, das in der Breite der Welt poetiſche Nahrung ſucht, ein hel-

ler, rüſtiger Verſtand, der ſich zu orientiren wünſcht, frühzeitig auf das ſchöne, klare Wort des Lebens hingewieſen werden, das die Natur in ihren Werken rings um uns lebendig ausſpricht, wird uns nicht befremden. Der erſte Keim alſo zu ſpätern Entfaltungen iſt in Goethe's Naturell zu ſuchen, und in ſo manchen Aeußerungen aus ſeinem erſten geiſtigen Erwachen (aus meinem Leb. 1 u. 2) zu finden. Umſtände, als: der Umgang mit Medizinern, der ſogar zum Beſuch anatomiſcher und chemiſcher Kollegien veranlaßte (aus meinem L. 2. Theil, S. 233), Ausflüge in bedeutende Gebirgsgegenden, wo Steinkohlengruben, Eiſen- und Alaunwerke die Betrachtung auf ſich zogen (ebendaſ. S. 323), die frühe Bekanntſchaft mit Spinoza (ebendaſ. III., S. 290), die perſönliche mit einem würdigen kliniſchen Lehrer (ebendaſ. S. 9), mit dem unvergleichlichen Zimmermann (ebendaſ. S. 337) haben das Ihre zur Pflege jener Keime beigetragen, wie denn ein Blick auf die Medizin, „die den ganzen Menſchen beſchäftigt, weil ſie ſich mit dem ganzen Menſchen beſchäftigt" (25. Bd., 232), die Lektüre der Aphorismen Boerhave's (ebendaſ. S. 204) in einem ſo hellen Geiſte auch hierin fruchtbare Gedanken reifen mußte, wie die über die Kontagien (Bd. 45) oder über das Schickſal neuer Heilmethoden (ebend. S. 366, Vaccination) u. dgl. a. m. O. — ſo wie Herder's große, auf das Letzte, Höchſte hindeutende, unendliche Bahnen vorzeichnende, in den „Ideen" und in „Gott" ausgeſprochene Anſichten, gleichſam im Voraus etwas von den Früchten zu koſten gaben, welche jenen Keimen einſt entwachſen würden. Allein alle dieſe Bedingungen, wenn

gleich nicht in demſelben Maße, traten bei ſo manchem Andern auch zuſammen. Wir haben alſo den Grund beſonderer Naturſtudien noch anderswo zu ſuchen, und finden ihn in den Studien zur Kunſt. Dieß iſt die Pforte, durch welche Goethe in den Iſistempel trat. Auch in dieſem Sinne waren die „Propyläen" Vorhallen. Die italieniſche Reiſe war es, welche die friſche, poetiſche Luſt an Kunſtwerken, durch Anſchauung und Nachdenken zum Begriffe reifte, und von dieſem Begriffe war der Uebergang zum Naturſtudium nothwendig. Von da iſt alſo eigentlich die Aera des letztern zu datiren. Das künſtleriſche Kolorit war es, was zuerſt die Betrachtung auf ſich zog, und zu einer ſichern Begründung gebracht werden ſollte. Woher aber war eine ſolche zu erwarten, wenn nicht von einer naturgemäßen, praktiſchen Theorie der Farbe? Das Bedürfniß war von Malern nie verhehlt, Newton's optiſche Theoreme waren zu nichts zu brauchen, — ein muthwilliges Paradoxon, ein Verſuch einer Künſtlerin, ohne Blau zu malen, führten auf die genauere Betrachtung der atmoſphäriſchen Farben, welche die erſte Ausſicht in eine heitere Phyſik gewährte.

Ich führe dieſe hiſtoriſchen Anfänge ausführlicher an, weil bei der Prüfung wiſſenſchaftlicher Leiſtungen, zumal deſſen, was einer Hypotheſe gleich ſieht, gar viel darauf ankommt, wie der Urheber dazu gelangt ſei; hier aber zeigt es ſich, daß der Weg ſachgemäß, nothwendig und unbefangen war. Denn bald nach der Rückkehr aus Italien ward Newton's ſogenannter Fundamental-Verſuch, der, einſeitig und abſichtlich, wie er iſt, für eine allſeitige Theorie gel-

ten ſoll, geprüft, und es ergab ſich, daß die daraus gefolgerte Hypotheſe unhaltbar ſei (1799). Die um Rath gefragten Phyſiker ſchüttelten die Köpfe, wiederholten das alte Evangelium, Lichtenberg verſagte grämlich ſeine Theilnahme, und das erſte Stück optiſcher Beiträge (1791) ward mit ſchlechtem Dank und hohlen Redensarten der Schule bei Seite geſchoben (Bd. 31, S. 17). So geſchah es, daß ein Beſtreben, welches die Freunde des Dichters barock fanden, weil ſie deſſen Wurzel nicht berückſichtigten, und welches die vom Fache zu ignoriren ſuchten, weil ſie ihr verwöhntes Auge von dem foramen exiguum auf den unendlichen Aether wenden ſollten, — in ſich zurückgedrängt ward; und daß der mildeſte, billigſte, der Satyre abgeneigteſte aller Deutſchen zu Ausdrücken ſich getrieben ſah, wie die folgenden: „Da ich damals in dem Wahn ſtand, denen, die ſich mit Naturwiſſenſchaften abgaben, ſei es um die Phänomene zu thun" u. ſ. w. (Bd. 54, S. 305). — Dieſer bittern Erfahrungen ungeachtet, ward im Stillen fortgearbeitet, und unter der liebevollen Mithilfe Meyer's und Schiller's, bei der edlen Theilnahme einer hochgebildeten Fürſtin, das Gebäude nach und nach zu jener Feſtigkeit und Schönheit gebracht, in der es nun mit der Aufſchrift Farbenlehre vor uns ſteht. Die Methode, wie in dem polemiſchen Theile der alte Schutt aufgeräumt, und im Didaktiſchen der Grund bezeichnet, und die Steine geprüft, behauen und geſchichtet werden, würde allein ſchon, ein ewiges Muſter wiſſenſchaftlichen Verfahrens, den Dank der Unſterblichkeit verdienen. In dieſer Geſtalt nun wirkte die reine Theorie mehr; hatte aber noch des Kampfes genug

zu beſtehen. Theils ſuchte man durch mißwollendes Verſchweigen Goethe's frühere Bemühungen auszulöſchen, was um ſo thunlicher ſchien, als er ſelbſt deßhalb ſeit Jahren nichts direkt zur Sprache brachte; theils machte man von ſeinen Anſichten, die er ſeit eben ſo langer Zeit im Leben und Geſpräch gern mittheilte, in größern und kleinern Schriften eine Art von Halbgebrauch, ohne ſein dabei zu gedenken (Bd. 54, S. 318). Indeß machte Runge übereinſtimmende Erfahrungen und Anſichten bekannt, Dr. Schopenhauer trat den Hauptpunkten bei, Steffens ging in freiere Anſichten von der Farbe ein, Künſtler, Techniker und unbefangene Menſchen fühlten das Unfruchtbare der alten, das Lebendige der neuen Doktrin, — und vielleicht iſt Pfaff der letzte in Deutſchland, der ſich der reinen Lehre, die uns das Blau des Himmels ertheilt, widerſetzt hat! — Dieß in wenigen Zügen die Geſchichte der Goethe'ſchen Farbenlehre. Nun wird der Laie fragen, was denn das für eine abſonderliche Theorie ſei, die ſo ſchwer in die theoretiſcheſten Köpfe hineinwolle. Dieſe Frage complett zu beantworten, müßte man Goethe's Werk abſchreiben; liefert doch dieſes ſelbſt nur gedrängteſte Stoffe, auszufüllende Umriſſe! Dabei würde die zu verfolgende Konſequenz in's Gränzenloſe führen. Der Kern iſt in Folgendem enthalten:

Die ganze Farbenlehre beruht auf dem reinen Begriff vom Trüben, indem wir durch ihn zur Anſchauung des Urphänomens gelangen, und durch eine vorſichtige Entwickelung desſelben uns über die ganze ſichtbare Welt aufgeklärt finden (Bd. 32). Denn die Farbe iſt nichts anderes als der Bezug der Natur auf den Sinn des Auges (Bd. 52).

wenn wir nämlich bloß das einen reinen Bezug nennen, wobei das Organ in ſeiner Integrität verbleibt. Dieſer Bezug aber wird nur durch das Trübe zur Erſcheinung gebracht. Das höchſt energiſche Licht, wie das der Sonne, iſt blendend und farblos; das völlig Finſtere iſt unſichtbar; beides alſo hebt jenen Bezug auf, indem es das Organ gleichſam vernichtet; jenes durch übermäßige Entbindung, dieſes durch übermäßige Beſchränkung des innern Lichtes — ein Verhältniß, welches bereits der göttliche Platon ausgeſprochen. Der leer gedachte Raum iſt durchſichtig; der Raum, mit einem Mittel erfüllt, das unſer Auge nicht gewahr wird, iſt durchſcheinend, uud gibt den Begriff des Trüben. Die vollendete Trübe iſt das Weiße, die gleichgiltigſte, hellſte, erſte undurchſichtige Raumerfüllung. Das Licht, durch ein auch nur wenig trübes Mittel geſehen, erſcheint uns gelb. Nimmt die Trübe des Mittels zu, ſo erſcheint das Licht nach und nach gelbroth, und ſteigert ſich bis zum Rubinrothen. Die Finſterniß, durch ein trübes, von einem darauf fallenden Lichte erleuchtetes Mittel geſehen, erſcheint uns blau; heller, wenn das Mittel trüber, dunkler, wenn dieſes durchſichtiger wird; beim mindeſten Grad der Trübe als das ſchönſte Violett. Darum ſehen wir den Himmel blau, denn es iſt der unendliche, finſtere Raum, durch atmoſphäriſche, vom Taglicht beleuchtete Dünſte geſehen; darum erſcheint die Sonne, das blendende Licht, durch Dünſte gelb, Morgens und Abends durch Gewölke als Morgen- und Abendröthe. Ein ſchönes Sinnbild dieſer Lehre iſt die reine Flamme. Auf dem dunkeln Grunde eines Tempels ſehen wir ihren untern Theil blau, als

Dunſt den mittlern gelb, den höchſten roth als ſelbſtleuchtenden Körper. Die Farbe alſo iſt ein verdunkeltes Licht oder ein beleuchtetes Dunkel. *Σκιερον* ſagten die hellſehenden Griechen; lumen opacatum bei Ath. Kircher. Dieſe Grunderfahrung durch trübe Mittel nennen wir ein Urphänomen. Solche Erſcheinungen ſind Symbole aller übrigen, und über ſie hinaus gibt es nichts mehr. Mit Worten iſt ihnen nicht beizukommen, in ihrem Gewahrwerden beſteht aber die Naturwiſſenſchaft, welche als vollendet zu betrachten wäre, ſobald wir alle Erſcheinungen auf ſolche Urphänomene reduzirt hätten. Ein ſolches iſt der Magnet. Wir hören dieſes Wort, und eine Welt von Thätigkeiten iſt erklärt. So erhellt die Anſchauung des Trüben den Raum, der uns umgibt. Es fällt mir ſchwer, hier die Andeutung zu unterdrücken, welche Symbolik des ganzen Natur- und Menſchenlebens dem Blicke des Denkers bei dieſem einfachen Phänomene ſich in's Unendliche aufthut; die ewige Formel des Daſeins, das Geſetz der Polarität, das Höchſte, was er denken kann, was Platon's erhabene Vernunft als *συγκρισις* und *διακρισις* aufgefaßt hat, — kommt zum Vorſchein, und der mittlere Zuſtand des Menſchen zwiſchen Licht und Nacht wird klar, des Menſchen, deſſen „Leben nur ein farbiger Abglanz" iſt. Doch, um nicht abſtrus zu werden, verfolge ich meine Darſtellung. Zunächſt alſo am Licht entſteht Gelb, zunächſt am Dunkel Blau; beides, zum Gleichgewicht gemiſcht, gibt Grün. Die beiden erſten Farben, verdichtet, werden röthlich, bis zu einem Grade, daß man das primitive Gelb und Blau nicht mehr erkennen kann; doch läßt ſich das höchſte Roth phy-

ſiſch hervorbringen, wenn man die beiden Enden des Gelbrothen und Blaurothen vereint. Man kann auch zu dem fertigen Blau und Gelb fertiges Roth annehmen, und rückwärts durch Miſchung hervorbringen, was vorwärts durch Intenſiren bewirkt ward. Das ſind die Elemente der Chromatik. Das Große und Wichtige aber iſt, daß Goethe dieſe Erſcheinungen allſeitig, nicht bloß ſubjektiv auffaßt. Er betrachtet demgemäß die Farben phyſiologiſch, phyſiſch und chemiſch. Die erſten ſind ganz ſubjektiv, die zweiten gemiſcht, die dritten objektiv; die erſten, die man bisher als pathologiſche Phänomene anſah, beruhen auf den vitalen Funktionen der Retina, in welchen ſich nur die ewige Lebensformel — Syſtole und Diaſtole — wiederholt; ſie ſind in der Erſcheinung flüchtig; die wirklich pathologiſchen ſchließen ſich an ſie, und Goethe bezeichnet und überläßt hier dem Ophthalmologen ein ſchönes Feld; die zweiten entſtehen durch Mittel, ſind vorübergehend, und zerfallen in verſchiedene Rubriken, welche von der Subjektivität der erſten zur Objektivität der dritten die Stufen bilden; die dritten haften an Stoffen, und ſind permanent. Bei den erſten lernen wir die fruchtbare Entdeckung der geforderten Farben kennen, d. h. der Farben, die ſich gegenſeitig im Auge bedingen und hervorrufen; als: Gelb und Violett, Orange und Blau, Grün und Purpur. Hierin iſt endlich ein Grundgeſetz für Farbenharmonie gegeben, welches der bisher zum Typus aufgeſtellte Regenbogen, dem die Hauptfarbe, das reine Roth, fehlt, durchaus nicht leiſtete. Und ſo wirkt die Theorie der Naturerſcheinung von ihrem Gipfel wieder auf die künſtleriſche Praxis zurück, von wo der

Weg zu ihr urſprünglich ausgegangen war. Wem nun bei unbefangenen Sinnen räthſelhaft erſchiene, wie ſo klare Wahrnehmungen irgend geläugnet oder auf verwickelte Prinzipien reduzirt werden könnten, der erfahre, daß die bisherige Theorie behauptet: in dem weißen Lichte ſeien überall, zumal im Sonnenlichte, mehrere verſchiedenfarbige Lichter wirklich enthalten, deren Zuſammenſetzung das weiße Licht erzeuge. Damit nun dieſe zum Vorſchein kommen ſollen, ſetzt Newton dem weißen Lichte gar mancherlei Bedingungen entgegen, vorzüglich brechende Mittel, die es von ſeiner Bahn ablenken; aber dieſe nicht in einfacher Vorrichtung; er gibt ihnen allerlei Form, den Raum, in dem er operirt, richtet er auf mannigfache Art ein, beſchränkt das Licht durch kleine Oeffnungen, und, nachdem er es auf hundertlei Art in die Enge gebracht, behauptet er, alle dieſe Bedingungen hätten keinen andern Einfluß, als die Eigenſchaften des Lichts rege zu machen, daß es ſein Inneres offenbare. Goethe beweiſt dagegen, daß es keineswegs die Brechung allein ſei, was die Farbenerſcheinung verurſacht; vielmehr bleibt eine zweite Bedingung unerläßlich; daß nämlich die Brechung auf ein Bild wirke, und ein ſolches von der Stelle rücke; ein Bild entſteht nur durch Gränzen, und dieſe überſieht Newton. Das Ganze iſt eine Randerſcheinung, und keines Bildes Mitte wird farbig, als inſofern die farbigen Ränder ſich decken (Erklär. zu den Kupfertaf.). Hier hat man ein Spezimen von willkürlicher Experimentation und eines von reiner Auffaſſung der Phänomene. Zum Ueberfluſſe werden die Künſtler aufgefordert, den Vorrath ihrer Palette zuſam-

menzumiſchen — ob ein weißes Licht herauskommen werde? — So viel von den Elementen des Ganzen. Wenn wir aber erſt, dieſen Faden in der Hand, die mäandriſchen Labyrinthe der ganzen Phyſik, Optik, Chemie, Naturgeſchichte, Technologie und Kunſt-Technik, bis hinauf zur Phiſiologie, Philoſophie und in die Bezirke ethiſcher, ja religiöſer Anſchauungen verfolgen, — wenn wir den Gegenſatz von Säure und Alkali in dem der Farbe wieder ausgeſprochen, die Geſtalt der Mineralien mit ihrer Miſchung, und dieſe mit ihrer Farbe im Zuſammenhange finden, wenn wir das Kolorit organiſcher Körper als Reſultat einer innern Kochung (τεψις), und die Metamorphoſe der Pflanzen damit in Verbindung betrachten lernen, wenn uns die Pracht des Pfauenauges, des Schmetterlingflügels, des Gefieders überhaupt über animaliſche Lebensverhältniſſe aufklärt, — wenn uns der Spezifikationsgrad der Farbe zum Merkmal der Stufe dient, auf der ſich lebende Geſchöpfe befinden, — wenn das Verſchwinden der Elementarfarben uns andeutet, daß wir im Reiche der Menſchheit uns befinden, und von da aus erſt eine höhere Bedeutung der Farbe angeht, — dann erſt erſcheint uns die Farbenlehre im ganzen Umfang ihres Werthes; und es wird uns klar, daß jeder Theil der Naturwiſſenſchaft ſo wichtig und nothwendig als jeder andere iſt. Ich bin vielleicht ſchon zu breit über dieſen Gegenſtand geworden; allein da er den Typus für die in allen andern Naturforſchungen Goethe's waltende Methode angibt, und zugleich der angefochtenſte iſt, habe ich ihn etwas prolixer erörtert; ich habe dabei ſo viel als möglich Goethe's eigene Worte hervorgeſucht,

weil man bei Darstellung der Ansichten Anderer nicht zu gewissenhaft sein kann, besonders wo man sich auf polemischem Boden befindet. Wer übrigens den historischen Theil und den didaktischen der Farbenlehre zusammenfassend prüft, bestätigt sich wieder in der Ueberzeugung, daß die Geschichte einer Wissenschaft die Wissenschaft selbst ist. Während des historischen Studiums der Physik, „dieser höchsten Wissenschaft", schrieb Goethe: „Eine Wissenschaft ist, wie jede menschliche Anstalt, eine ungeheure Kontignation von Freiwilligem und Nothwendigem, von Gesundem und Krankhaftem; Alles, was wir täglich gewahren, dürfen wir am Ende doch nur als Symptome ansehen, die auf ihre patho- und physiologischen Prinzipien zurückzuführen sind" (Bd. 32). Ich habe eine solche Reduktion im Vorhergehenden, so bündig als es möglich schien, versucht. — Fahren wir nun in unserer genetischen Entwickelung fort.

Außer dem Kolorit, und in einer noch höhern, geistigern Bedeutung, zog die Gestalt, vor Allem die menschliche, die Aufmerksamkeit des Kunstfreundes an sich. Die Vollendung dieses höchsten Gebildes, wie sie uns in den plastischen Idealwerken der Alten entzückt, hatte bereits dem scharfen Blick Camper's den Gesichtswinkel geoffenbart, und die Ahnung eines Vorbildes gegeben, dem die Natur, durch tausend Verhältnisse gedrängt, nur in den glücklichsten Augenblicken sich zu nähern im Stande ist. Es mußte aber dem Geiste des Menschen, der ein Ebenbild des Ewigen ist, durch solche Winke geleitet, möglich sein, der Absicht der Natur auf die Spur zu kommen, und sie gleich-

ſam bei ihrem Schaffen zu ertappen. Dieſe tiefſte, innere Verwandtſchaft zwiſchen Kunſt und Natur war ſchon den Alten, wie ſie ſelbe durch ihre Werke bethätigten, kein Geheimniß geblieben. „Der geiſtige Beſtandtheil des Samens" — ſagt Eraſiſtrat bei Galen (de nat. fac. II.) - „bringt die Entwicklung der Geſtalt und des Baues des kindlichen Körpers auf eben die Art hervor, wie Phidias aus einem Marmorblocke eine Bildſäule." — Alſo auch umgekehrt! Allein wie nun dieſer Prozedur, wie ihrem Geſetze auf die Spur kommen? Es fällt in die Augen, daß die Geſtalt, wie ſie der Plaſtiker vor uns hinſtellt, ihren Charakter durch das zu Grunde liegende Knochengerüſte erhält; wie der Kern, ſo die Schale; nichts wird Außen erſcheinen, das nicht Innen vorgebildet iſt. War es doch dieſer Wechſelbezug von Innen und Außen, der erſt Lavatern auf ſeine Phyſiognomik, ſpäter den ſcharfſichtigen Gall auf ſeine Schädellehre führte! weßhalb auch Goethe bei Gelegenheit des Kotzebue'ſchen Scherzes „der Schädelkenner" ausſprach: es möchte weder dieſer wunderlichen Lehre, noch jener an einem Fundamente fehlen (Bd. 31, S. 148). Der Forſcher ſieht ſich alſo hier an die Oſteologie gewieſen. Er ſtudirt ſie im Komplex mit der Syndesmologie, die eigentlich jene erſt belebt, „durch eine beſondere Verrücktheit der mediziniſchen Jugend jedoch vernachläſſigt wird;" ſieht aber bald, daß durch die ſchulmäßige Kenntniß des einzelnen, todten Skeletts kein Schritt vorwärts zu thun ſei. Da eröffnen ſich ihm zwei Wege: die Betrachtung desſelben organiſchen Ganzen durch alle Thierklaſſen — vergleichende Anatomie, und Be-

trachtung desſelben Organismus in demſelben Individuum, wie er ſich zu verſchiedenen Zeiten, auf verſchiedenen Stufen der Entwickelung befindet, — Morphologie im engern Sinne — ein Wort, und ein Begriff, welche Goethe in die Wiſſenſchaft eingeführt hat. Wenn wir das Skelett in dieſem Sinne beſchauen, ſo ſcheint es durch die Klaſſen der Lebendigen und durch die Stufen des Lebens ſich gleichſam zu bewegen, und wird ſelbſt bewegt. (Hier ſchalte ich den Vorſchlag Goethe's ein, durch plaſtiſche Anatomie die fortbildende Natur darzuſtellen, und zugleich den Schreckensſcenen der „Reſurrektioniſten" vorzubeugen und Einhalt zu thun; Bd. 23 und 44) Die Wahrnehmung, welche Goethe 1786 machte: daß dem Menſchen ein Zwiſchenknochen (os intermacillare) zukomme, ſo wie die zu Venedig 1790 aus dem Schädel eines Schafes herausgeleſene Bildung des Schädels aus den Wirbelknochen, — werden nun nicht mehr vereinzelt und unwichtig erſcheinen; man wird einſehen, daß ſie ſo gut als die Eintheilung des Os petrosum in bulla und os petrosum propr. sic. dict. (Bd. 55, S. 303), des Os sphenoideum in anterius und posterius (ibid.), und die Vergleichung von Ulna und Radius, Tibia und Fibula (ebend.) Glieder eines Ganzen ſind. Zu gleicher Zeit, als Goethe mit dieſen Anſchauungen beſchäftigt war, trat ihm, in Sicilien 1788, bei Betrachtung einer herrlichen Vegetation das ideale, aus dem Gemeinſchaftlichen der einzelnen Pflanzen abſtrahirte Bild einer Urpflanze vor den innern Sinn, während er, nach dem oben erwähnten Doppelſchema, zugleich die Umbildung der einzelnen Pflanze, vom Keim bis zur Blüte, zu be-

obachten, und ſo dem Geheimniß der Organiſation auf die Spur zu kommen ſuchte. Wie ſich nun ſo die Botanik, zu der ein fröhliches Jagdleben den erſten Impuls gab, den das peinliche Gefühl der Unzulänglichkeit der herkömmlichen Nomenklatur verſtärkte, den übrigen Naturanſchauungen anſchloß, ward dem Geiſte das Geſetz offenbar, welches, wie Goethe's rother Faden, alle Reiche der Natur durchwaltet; und indem der edle Herder gleichzeitig nach ſeiner Weiſe von Innen heraus dieſelbe große Pulsader des Weltalls entdeckte, ſo, daß man nicht ſagen kann, wem man hierin die Priorität zugeſtehen ſollte (man ſehe Herder's Ideen I. Bd., Gott, 5. Geſp.), ward die Idee der Naturwiſſenſchaft zur Welt geboren. Es iſt die Lehre von der Metamorphoſe; und ich wiederhole: ehe dieſe Idee ausgeſprochen war, hat es keine Naturwiſſenſchaft gegeben.

Ich muß hier ſuchen, zu Athem zu kommen, damit mich das Ungeheure nicht überwältige, und ich zugleich das Fruchtbare wie das Gefährliche eines ſo großen Gedankens zeigen könne. Plutarch erzählt im Leben des Theſeus, das Schiff, auf welchem dieſer nach Kreta geſchifft, ſei von den Athenern bis auf die Zeit des Demetrius Phalereus zum Andenken erhalten worden, indem man das veraltete Holz wegnahm, und dafür neues, feſtes einzog. Er ſetzt hinzu, das habe nachher den Philoſophen Stoff zu Kontroverſen über die Veränderung der Dinge gegeben, und Einige hätten behauptet, es wäre das alte, Andere, es wäre ein neues Schiff. Hier iſt der Begriff der Metamorphoſe des Individuums. Der Strom ewiger Umwandlungen würde es verflüchtigen, wie einſt in der alten joni-

ſchen Schule, wenn nicht das Beharrlichkeitsvermögen, das zentripetale Prinzip ſein Beſtehen ſicherte. (Conatus, quo unaquaeque res in suo esse perseverare conatur, nihil est praeter ipsius rei actualem essentiam. Spinoza. Eth. P. III. prop. 7.) Dieß Ineinanderwirken liefert die Erſcheinung, die wir Leben nennen; ſein Geſetz heißt: Polarität mit Steigerung; Polarität, in immerwährendem Anziehen und Abſtoßen, Steigerung in immerwährendem Aufwärtsſtreben, ſich offenbarend; jene mehr der materiellen, dieſe der geiſtigen Seite der Naturen angehörig. Das iſt die Natur und die Geſchichte, — das iſt das Wort des Geheimniſſes, in dem wir leben und weben. — Wenden wir uns nun zu einem andern Bilde. Wenn wir die Weltgeſchichte betrachten, ſo ſehen wir den Genius der Menſchheit auf eine ideale Einheit hinwirken, worin die Kontraſte der Wirklichkeit ſich löſen ſollen; ein aufmerkſamer Blick aber auf den Globus überzeugt uns, daß dieſe Einheit nie völlig zur Erſcheinung kommen werde, ſo lange die Erde — Erde iſt, d. h. ſo lange Kontinent und Inſeln, Klimate, Ströme und Gebirge auf ihr ſind, welche verſchiedenartige Bedürfniſſe begründen. Alles Individuelle in dem Reiche der Natur würde ſich in das univerſelle Schema des Organismus auflöſen, wenn nicht der Spezifikationstrieb es zuſammenhielte. Und hierin liegt auch die Gefahr, bei Verfolgung dieſer Idee in der Wiſſenſchaft ſich in's Allgemeine, in's Unbeſtimmte, Leere zu verlieren; zugleich mit dem in die andere Schale zu legenden Gegengewichte. „Das Detail verachten", ſagt ein tiefer Autor, „heißt Natur verachten. Wo iſt mehr Detail

bei mehr Einheit, als in ihr?“ — Dieſen beiden Formen der Metamorphoſe liegt eine Urform zum Grunde, die ſich durch alle Reiche der Natur verfolgen läßt. Herder nennt ſie das Hauptplasma der Organiſation. Bei den Pflanzen läßt ſich leicht bemerken, wie Stipula und Blatt ein und dasſelbe Organ auf verſchiedener Entwickelungsſtufe darſtellen; das Bryophyllum calycinum feiert den Triumph der Metamorphoſe; die Verwandlung eines Gliedes, das immer dasſelbe bleibt, in eine andere Geſtalt, iſt am Inſekte (z. B. Monoculus apus) deutlich zu ſehen; in der vergleichenden Anatomie iſt ſchon dem Auge deutlich, wie die verſchiedenen Sinne als Zweige des Rückenmarks ausfließen, erſt einfach, einzeln erkennbar, nach und nach ſchwerer zu beobachten, bis allmählig die angeſchwollene Maſſe Unterſchied und Urſprung völlig verbirgt. Der allgemeine Typus muß auch da noch anerkannt werden, wenn er ſich, auf der höchſten Stufe der Menſchheit, in's Verborgene beſcheiden zurückzieht (Bd. 31).

Um das Vorhergehende recht zu begreifen, dürfen wir nie vergeſſen, daß wir die Natur nicht als todt zu denken haben. Ohne Hylozoismus keine lebendige Naturwiſſenſchaft. Jedes organiſche Individuum beſteht aus mehreren Weſen, die ſelbſtſtändig leben, ſich ſtets bedingen, umbilden, bewegen, trennen und ſuchen, herrſchen und dienen, und eine unendliche Produktion begründen. Wir ſehen das an der Fortpflanzung der Vegetabilien durch Abſenker und Augen, wie durch den Samen, wo ſie eine Entwicklung vieler gleicher Individuen aus dem Schooß der Mutterpflanze darſtellt; an den Infuſorien, die bei Mangel an Feuchtig-

keit vertrocknen, platzen, und eine Menge Körner ausschütten, in die sie, bei naturgemäßem Gange, auch im Feuchten sich zerlegt, und so fortgepflanzt hätten; an Polypen und Lumbricis, die in neue Organismen zerschnitten werden können (Beitr. zur Naturw. und Morph. Tübing. 1817). Der sich zunächst an die Erkenntniß der entelechischen Monade anschließende Begriff ist der von den Gränzen, in welche ihre Thätigkeit eingeschlossen ist, wo Gestalten und Zwecke der einzelnen Geschöpfe sich bedingen, und selbst im Unvollkommenen, in der gestörten Bildung das Walten und die Gesetze einer heiligen Ordnung erscheinen. Denn jeder Organismus ist, wie es schon in den hippokratischen Schriften (περι τοπ. τ. χ. ανθρ.) gesagt ward, ein lebendiger Kreis; ein Organ bedingt das andere und wird von ihm bedingt; die Gestalt des Lebendigen begründet dessen Lebensweise, und die Lebensweise wirkt auf die Gestalt zurück. Das Thier ist Zweck sein selbst, und auf die Grenzen angewiesen, innerhalb derer allein diesem Zwecke genügt werden kann. Durchbricht der animalische Bildungstrieb nach irgend einer Seite die Schranken, so läßt er eine Lücke auf der entgegengesetzten Seite zurück. So entstehen die seltsamen, die abnormen Bildungen (s. das Gedicht: Metamorphos. der Thiere, Bd. 3). Es waren eben die „Kompensationen in einem Ganzen gestörter, organischer Kräfte," aus denen Herder die Idee einer ewigen Nothwendigkeit, Güte und Weisheit deutend erbaute. — Von hier war der Uebergang in pathologische Anatomie natürlich, unausweichlich. Die dahin gehörigen Beobachtungen sind in Goethe's Tagebüchern und Reise-

ſkizzen zerſtreut (Bd. 43, S. 116; Bd. 31, S. 80), und gingen, beſprochen, vermehrt, wiederholt, in's Leben über (Specimen anatomico-pathol. de lab. leporin. auctore Constant. Nicati 1822. — Nova acta physico-medica Acad. Caes. Leop. Carol. — Bonn. Weber 1829. Vol. XIV., die der treffliche Nees von Eſenbeck redigirte; wo Weber eine merkwürdige Uebereinſtimmung von Mißbildungen im Hirn, Schädel und Becken eines Mannes beſchreibt. Im 15. Band dieſer Zeitſchrift findet man auch die Abbildungen zur Anatomie des oss. intermax., und Goethe's Beobachtungen über die unglaubliche Prolifizität des Anthericum Sternbergianum Schult., die das ganze Leben einer Pflanze vor unſern Augen vorgehen läßt, und über Konfervenbildung aus todten Fliegenleibern). Wie nun die aus pathologiſchen Prozeſſen entwickelte Einſicht in organiſche Verhältniſſe auf die Pathologie ſelbſt zurückwirken mußte, da inſonderheit der Chirurg mit Geiſtesaugen, oft nicht einmal von Taſtſinn unterſtützt, die innen verletzte Stelle zu finden weiß, und ſich daher eine Art von durchdringender Allwiſſenheit erwerben muß (Bd. 55), wohin er nur durch Erhebung zum plaſtiſchen Begriffe gelangt, — ſo wirkte die ganze Reihe organiſcher Naturbetrachtungen wieder auf die Betrachtung der Kunſt zurück, aus der ſie urſprünglich entſtanden war. Was Goethe bei Gelegenheit der Landſchaftsmalerei von der Metamorphoſe der Pflanzen einſchiebt, kann beſtätigen, was ich im Anfange andeutete, daß der Naturforſcher in ihm alles Uebrige überwog. Der Einfluß lebendiger Anatomie auf Malerei und Skulptur iſt deutlich; von der

Phyſiognomik war es bereits empfunden, was ſie bedeute; David nahm bei ſeinen Arbeiten Antike, Gall und Lavatern zu Hilfe; ja, die Alten müſſen hierüber ſattſam vorgearbeitet haben, wenn Jamblichus erzählen darf, daß die Pythagoräer keinen initiirten, bevor deſſen Schädel und Phyſiognomie genau unterſucht war. Uebrigens begreift man aus reinen, phyſiographiſchen Anſichten gar wohl, was durch angeborne, zumal Knochengeſtalt, charakteriſirt werde, und gibt Goethen Recht, wenn er ſagt, daß die Phyſiognomik, von der man mehr durch Ahnung als durch Begriff Rechenſchaft geben könne, bei ihrem ächten Naturgrunde nur dadurch außer Kredit kam, daß man ſie zur Wiſſenſchaft machen wollte (Bd. 32). Dieſe höchſte und tiefſte Einheit von Kunſt und Natur hat ſchon Winkelmann gefühlt, als er für ſeine alten Tage ſich Naturſtudien vornahm. Camper, Blumenbach (Spec. hist. nat. antiqu. art. operib. illust. Goett. 1808), Geoffroy St. Hilaire, d'Alton, Carus ergriffen dieſen Sinn. — Hier nun bin ich wieder auf meiner Heerſtraße, und habe von Goethe's naturwiſſenſchaftlichen Anſichten, wie ſie aus Kunſtforſchungen entſprangen, weiter zu berichten.

Die Schweizerreiſe 1779, ſo wie ſpäter die italieniſche, gaben Anlaß genug, zu fühlen, daß die Geognoſie, zu der ſchon der Ilmenauer Flötzbergbau Luſt und Fleiß erregt hatte, ein für jeden Reiſenden unerläßliches Studium ſei; der Zug der Gebirge, der davon abhängige der Gewäſſer, der um jene Gipfel ſchwärmende der Gewölke, wurden beobachtet, und ſo der Uebergang zur Meteorologie gebahnt. Und wenn einerſeits die rieſigen, vor den

Augen der Sterblichen in der Form von Gebirgen hingestellten Probleme den poetiſchen Geiſt auf die ruhige, ſtumme Großheit der Geologie, dieſer uralten ſteinernen Sphynx der Wiſſenſchaften hinwieſen, ſo konnte es dem Kunſtfreunde nicht entgehen, daß dem Maler zur landſchaftlichen Darſtellung, und noch mehr dem Plaſtiker zur Kenntniß der Stoffe, in denen er arbeitet (vergl. Benvenut. Cell. II., S. 319, 330) die Oryktognoſie von größtem Nutzen ſei. Daß wir hier dem Gebiet der Chemie, welches uns übrigens ſchon ſeit der Unterſuchung der Farben nicht mehr fremd iſt, nicht ausweichen können, iſt klar; und wie wollte man auch das letzte Glied der ungeheuren Kette des Weltorganismus in Bewegung ſetzen, ohne daß alsbald alle übrigen Glieder klirrend mit einſtimmten? Was Humboldt angedeutet, Goethe im Großen geſchaut, Oerſtedt im Einzelnen empiriſch nachgewieſen: „Der ſich täglich mehr offenbarende, und doch immer geheimnißvollere Bezug aller phyſikaliſchen Phänomene auf einander," wird immer mehr als die Achſe der Naturkenntniſſe anerkannt werden, und erhält den Muth des Forſchenden aufrecht, wenn ſein Geiſt ſich in den unabſehbaren Labyrinthen verlieren will. Die Betrachtung der mächtigen, aber ſtillen und leiſen Wirkungen der ſchaffenden Natur, im Gegenſatze zu den beliebten vulkaniſchen und neptuniſchen Revolutionen, — und des lebendigen Wechſelbezugs zwiſchen der Erde und ihrer Atmoſphäre, ſchon während der italieniſchen Reiſe als ein Pulſiren oder telluriſches Athmen ausgeſprochen (Bd. 27, S. 19), — ſpäter durch das entſprechende Steigen und Fallen des Merkurs erläutert (Bd. 32, S. 214), — leuchtete in den

dunkeln Grüften der Geologie, wie durch die Nebel der Meteorologie. Dem menſchlichen Geiſte iſt die Idee der Totalität gegönnt und ihr Bedürfniß angeboren; und ſo ſucht er Leben und Bewegung in der Wiſſenſchaft vom Starren, Geſetz und Ruhepunkt in der vom ewig Wandelbaren; er möchte den Granit löſen und den Aether binden. Jener Wiſſenſchaft ſollte ein projektirtes Modell förderlich werden, das beim erſten Anblick eine anmuthige Landſchaft vorſtellen, beim Auseinanderziehen aber in den innern Profilen das Fallen, Streichen u. ſ. f. der Gebirgsarten anzeigen ſollte. Das Projekt blieb aber Projekt (Bd. 32, S. 8). Ueberhaupt ſchien Goethen das Schematiſche, Tabellariſche ſehr förderſam, um das Mentale ſinnlich überſchaubar zu machen; ſo zeichnete er eine Temperamentenroſe, wie man eine Windroſe hat, u. dgl. Was konnte dagegen für die Forſchungen in der Meteorologie erwünſchter kommen, als die ſtille Bemühung des frommen Howard, die räthſelhaften Geſtalten der Wolken zu bannen, zu unterſcheiden, zu deuten? In Proſa und Reimen ward die neue Lehre verherrlicht, damit der Forſcher wie der Künſtler ſich aus ihr bereichere. Dabei war Goethe bedacht, die vier lakoniſchen Grundbeſtimmungen durch Anwendung zu verdeutlichen, und durch Nüancirung zu vervielfältigen; ohne den Erkennungstypus zu verwiſchen (vergl. Dr. Kaſtner's Handb. der Meteorologie. Erlangen 1830, wo zu Goethe's paries noch oelum ſich geſellt). Humboldt's grandioſe Empirie veranlaßte ihn, die geographiſchen Verhältniſſe der Pflanzenwelt in einer Landſchaft zu ſymboliſiren; — und die herrliche Betrachtung einer Doppel-Tendenz in den Pflanzen: der

vertikalen, beharrenden, und der ſpiralen, fortbildenden, — erheiterte noch den Abend ſeines reichen, großen Lebens. — So zurückhaltend und flüchtig nun auch mir die gegebenen Andeutungen über dieſe Beſtrebungen Goethe's ſcheinen, ſo fürchte ich doch für viele Leſer ſchon zu ausführlich geworden zu ſein, was meinem Zwecke ganz zuwider liefe, da ich gebildete Menſchen für ähnliche Studien und zur Anerkennung Goethe's zu gewinnen, und nicht davon abzuſchrecken wünſchte. Ich eile daher noch, ehe ich Ergebniſſe ausſpreche, mit einigen Zügen, die vor den meiſten Leſern Gnade zu finden pflegen, mein Bild zu vollenden. Bisher iſt es in allen Partien gleich und hell beleuchtet; noch fehlt ihm vielleicht das, was Schubert „die Nachtſeite der Naturwiſſenſchaften" nennt; und bei einem Dichter ſollte dieß Etwas gefehlt haben? nimmermehr! es war vielmehr der dunkle Anfang und das dunkle Ende ſeines Forſchertages, und in alle Winkel ſeiner poetiſchen und ſzientifiſchen Werke hat er die myſtiſchen Schatten wie flüchtige Räthſel ausgeſtreut, wo ſie den Vorüberwandelnden, je nachdem er iſt, zur Ruhe einladen, necken oder ungeſchoren laſſen. Die aurea catena Homeri umſchlang den poetiſchen Jüngling mit magiſchem Reiz; die ſchnelle Geneſung nach einem verſchluckten Wunderſalz, die herrliche, nach Welling's op. majo-cabal. ſelbſt bereitete Erſcheinung des liquoris Silicum waren nicht geeignet, jenen Reiz ſo ſchnell zu löſen. Dazu kamen die in ähnlichen Büchern, wie Fulgurationen ausgeſtreuten Fingerzeige, die auf einen lebendigen Wechſelbezug und auf ein Erſtes und Letztes ahnend hindeuten, und ſo den Geiſt erweitern, ohne

ihn auszufüllen; — ſie trafen überdieß ein dichteriſches Gemüth, in deſſen Tiefe ſich bereits eine eigene, myſtiſch-kosmologiſche Gott- und Weltlehre aufgebaut hatte (Bd. 25), — und ſo ward in einem Winkel von Goethe's Innerem ein Altar für den Kultus der Nacht gegründet, deſſen verborgene Flamme nie wieder erloſch. Wie ſie ſpäter mit den klaren Emanationen naturwiſſenſchaftlicher Erleuchtung ineinanderfloß, und nur hie und da zwiſchen den reinen Strahlen durch ihr Flackern bemerkbar wird — iſt für Wiſſende, als Symbol menſchlichen Strebens überhaupt, anziehend zu bemerken. Poetiſche Züge im Fauſt, ſo mancher geheimnißvolle Bezug in den Wahlverwandtſchaften, zumal Ottiliens ſideriſch-magnetiſche Wundernatur, Jarno's Wünſchelruthe, ſelbſt ein wiſſenſchaftlicher Seitenblick auf die Aſtrologie (Bd. 55, S. 52) und noch ſo manche Seltſamkeiten ſind hieher zu beziehen, — und zur glorreichen Vollendung reißt uns Makariens planetariſches Sonnenleben wirbelnd von Sphäre zu Sphäre in die Unendlichkeit hinaus, ſo daß ich froh bin, an meiner ſich abſtumpfenden Feder eine Erinnerung meiner Endlichkeit und einen Anlaß zum Abſchluſſe zu haben.

Wir haben nun, ſo viel es in unſern Gränzen thunlich war, erzählt, was Goethe im Kreiſe der Naturerkenntniß gedacht, gewollt, gethan, und wie er zu allem gelangt ſei; das Schwierigſte bei dieſem Unternehmen war, uns von der Fülle des Gegenſtandes weder in's Allgemeine noch in's allzu Detaillirte hinreißen zu laſſen; — eine Gränzlinie, die ich bereits übertreten zu haben fürchte. Nun bleibt uns die Beantwortung der Hauptfrage übrig, der Frage,

um deretwillen wir die ganze, nicht eben allzu leichte Bemühung unternommen: was iſt nun mit dem allem geleiſtet? worin beſteht das große Verdienſt, das wir Goethen zuſchrieben? Was unterſcheidet ihn von der größern Maſſe der Naturforſcher?

Ich antworte: Zweierlei, — die Beobachtung und die Idee (die Methode und das Reſultat). Das Fruchtbare, Praktiſch-Eingreifende jener Anſichten erwähne ich gar nicht, denn es verſteht ſich von ſelbſt. Der Denker frägt nie: iſt dieſer Satz auch nützlich? Iſt er nur wahr, ſo iſt er es gewiß. — Das Folgende ſoll meine Antwort erläutern; ihr völliges Verſtändniß findet ſie nur in dem ſorgfältigen Studium der beſprochenen Werke, — und der Natur. Denn dieſe Antwort enthält Alles, was über Naturforſchung zu ſagen und zu denken iſt. Zuerſt alſo die Beobachtung. Alle Naturforſchung beginnt empiriſch; und auf die Methode des Erfahrens kommt es an, ob ſie mit Grillen oder mit Ideen enden ſoll. Nun hat aber, ſeit den Griechen, deren Behelf, leider! zu arm war, Niemand zu erfahren gewußt, wie Goethe; ja, das Erfahren iſt ihm ganz eigentlich zur Kunſt geworden. Die Unſchuld, Reinheit, Klarheit, Schärfe und Unmittelbarkeit ſeiner Beobachtungen hat in der Geſchichte der Naturwiſſenſchaften nicht ihres Gleichen; und glücklich wären beſonders wir Aerzte zu preiſen, wenn wir mehrere Kapitel ſo abgehandelt beſäßen, als das von den phyſio- und pathologiſchen Farben! wie ſehr würde z. B. der Kreis der ſo außerordentlichen, unſchätzbaren, ſthethoſkopiſchen Wahrnehmungen durch eine ſolche Bearbeitung an zuverläſſiger

Fruchtbarkeit gewinnen! (Ich kann mich hier unmöglich enthalten, im Vorbeigehen aus jenem Kapitel, weil ſie Niemand dort ſuchen wird, eine Stelle einzuſchalten, die mir den Kern aller pathologiſchen Philoſophie zu enthalten ſcheint, wie er, nur unausgeſprochen, in den therapeutiſchen Grundſätzen des Hippokrates ruht: „Wenn ein beſonderes lebendiges Weſen von derjenigen Regel abweicht, durch die es gebildet iſt, ſo ſtrebt es in's allgemeine Leben hin, immer auf einem geſetzlichen Wege, und macht uns auf ſeiner ganzen Bahn jene Maximen anſchaulich, aus welchen die Welt entſprungen iſt, und durch welche ſie zuſammengehalten wird"). — Das erſte Erforderniß, zur ächten Methode zu gelangen, beſteht in der Selbſtverläugnung. Der Naturforſcher wähnt gemeinhin um ſo höher zu ſtehen, je mehr er von ſeinem Verſtande in das Experiment hineinmiſcht. Allein die Natur verlangt eine tabula rasa, um darauf ſchreiben zu können. „Iſt es der Gegenſtand, oder biſt Du es, was ſich jetzt ausſpricht? Das iſt die erſte Frage im Katechismus der Naturforſchung. Der Menſch, und wo möglich nur der Menſch, ſei das Werkzeug des Verſuches; und damit er es recht ſei, ſei auch er ſich früher objektiv geworden. So thue er ſeine Frage an die Natur; ohne dieſe, wie Menelaos den Proteus in Bande, oder wie Newton das Licht in eilf Schrauben (Bd. 50, S. 188) zu zwingen. Die Antwort, nachdem er das Objekt allſeitig umfragt hat, faſſe er mit kindlichem Sinne auf, wolle nicht erklären, ſondern verehren, und begnüge ſich, ſtatt Theorien zu ſchmieden, mit der herrlichen Gottesgabe: Anſchauung; — denn das

vollſtändige Phänomen iſt die wahre Theorie, und die beſte Erklärung doch nur ein idem per idem. Daher kommt es, daß kindlich frommen Gemüthern, wie Howard, Novalis, die Natur ihr Beſtes, ihr Innerſtes am liebſten offenbart. So entſteht jene „zarte Empirie, die ſich mit dem Gegenſtande innigſt identiſch macht und dadurch zur eigentlichen Theorie wird" (Bd. 22, S. 248). Dabei darf keine der menſchlichen Kräfte unwirkſam bleiben! Die ganze Natur und der ganze Menſch treten in ein lebendiges Verhältniß, Analyſe und Syntheſe halten gleichen Schritt, die Weltſeele offenbart ſich der menſchlichen, und die Naturforſchung wird zur Kunſt.

Nun das Reſultat: Die Idee; denn wie die Erfahrung das Alpha, ſo iſt die Idee das Omega der Naturwiſſenſchaft; und nirgends leuchtet uns ihr himmliſcher Strahl, ungetrübt und glänzend wie bei Goethe entgegen. Denn die Idee kömmt von oben; und wenn Ariſtoteles, der zu ihr hinauf-, und Platon, der von ihr herablehrte, das Symbol zweier Seiten der Menſchenbildung darſtellen, ſo verehren wir in Goethe die ganze. Wenn er geſchaut und gedacht, unterſchieden und verglichen, da ward eine Welt vor ſeinem Geiſte licht, und beſcheiden nannte er das ein Apperçu, was Philoſophen ein Syſtem genannt hätten. Uebrigens würde es der redliche Blick dem Genie bald gleich thun, wenn er ſich liebend in die Gegenſtände verſenkte; „hat doch die Natur kein Geheimniß, das ſie nicht irgendwo dem aufmerkſamen Beobachter nackt vor die Augen ſtellte!" Ihre Geſchöpfe ſind Signaturen, ihre Begebenheiten Chiffern; ausſprechen kann kein Menſch das

Wort ihres Lebens, denn unſere Sprache iſt arm gegen ihr Schweigen; aber es leſen zu lehren, war Göthe's Aufgabe und Verdienſt. Er ſelbſt beſchreibt ſein Verfahren mit dem glücklichſten Ausdrucke, wo er ſagt, „daß aus der Ueberſicht der Phänomene ein Begriff ſich bildet, der ſodann in aufſteigender Linie der Idee begegnen wird" (Bd. 51, S. 209). Nie fiel es ihm ein, die ewig lebendige Natur dem Partikular-Geſetze des menſchlichen Verſtandes zu unterwerfen; und wenn die ſkeptiſche Schrankenloſigkeit des erſten Anſchauens (Bd. 50, die Natur) auch ſpäter durch die reife Anerkenntniß nothwendiger Geſetzlichkeit determinirt ward, ſo blieb die Unendlichkeit unverletzt in ihren Rechten. Le grand défaut de tous les naturalistes — ſagt der ſcharfblickende Caſanova — est tr e'd systématiques. Il leur faut un système; mais celui qu'ils adoptent pour connaître et comprendre ce qu'ils ne pourroint ni concevoir ni deviner, est celui qu'ils ont créés eux-mêmes a secon le de leur besoin. Das war es, was Goethe, nicht mit der Verzweiflung des Grüblers, ſondern mit dem freien Bewußtſein eines Geiſtes, der das Unendliche zu denken vermag, ſich geſtand; mit Kühnheit ſprach er es aus: „Die Natur hat kein Syſtem; ſie hat, ſie iſt Leben und Folge aus einem unbekannten Zentrum zu einer nicht erkennbaren Gränze" (Bd. 50.). Die bisherige Behandlung der Naturwiſſenſchaften aber ließ uns bereits fürchten, daß die lebendigſten aller menſchlichen Kenntniſſe zu einer Nomenklatur von Begriffen ohne Anſchauung erſtarren möchten. In dieſem Sinne war es gemeint, wenn ein verehrender Biograph von Goethe an

die Erlöſung der Naturwiſſenſchaften datirt; wenn wir gleich den Alten das ſchöne Glück eines großen, ſchuldloſen, freien Blickes in das All nicht ſtreitig machen wollen. Bei einer ſolchen poetiſchen Anſicht von der Natur (ſie iſt am keckſten ausgedrückt in dem Aufſatze: Natur Bd. 50) wäre jedoch zu befürchten, daß das All, welches wir eben zu Buchſtaben und Ziffern verhärten ſahen, nun in Myriaden wechſelnder Geſtalten ſich löſend, unſerem Blick auf ewig unerreichbar in fließende Unendlichkeiten auseinanderquölle; die Aufgabe der Phyſik aber iſt — nach dem Ausdruck des eben erwähnten Schriftſtellers — das Band in der Natur zu finden; „Encheiresis naturae nennt's die Chemie, ſpottet ihrer ſelbſt, und weiß nicht wie.“ Und dieſes Band iſt eben die Idee. Hatte dem Dichterweiſen ſchon frühe das Gewahrwerden des Unendlichen Staunen, und die Ahnung des Geſetzlichen Ehrfurcht abgewonnen, ſo daß ſchon der drangvolle Jüngling beim Anblicke des Straßburger Münſters nicht bunte Phantaſien, ſondern Gedanken von Harmonie und Ordnung lallt (ſo Fr. v. Müller, Goethe in ſeiner prakt. Wirkſamkeit. Weim. 1832), ſo kann man doch ſagen, daß damals, als unter den Ruinen von Agrigent in Sicilien das Bild der Urpflanze vor ſeinem Geiſte auftauchte, über den Gehalt ſeines Daſeins entſchieden ward. Die Natur und der Geiſt begegneten ſich in jenem Augenblicke — in der Idee; im aufgeſchloſſenen Innern der Welt, die einſt „ein allverſchlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer“ geſchienen, offenbarte ſich das ſtille Band, das alle Dinge verbindet,

der Lebenskreis, in dem ſie werden und weſen, das Beharrende im Wandel, „das ewige Geſetz, wonach die Roſe und Lilie blüht;“ ein zarter Denker aber hat den Ausſpruch gethan: „Allenthalben dieſelbe heilige Nothwendigkeit wahrzunehmen, lieb zu gewinnen, ſich ſelbſt anzubilden, — das macht den Werth eines Menſchenlebens.“ Numa Pompilius hatte eine Muſe die er „die Schweigende“ nannte, und die ihm das Heiligſte in ſeinen Einſamkeiten verkündete. Eine ſolche Muſe wird uns die Erkenntniß der Natur; ſie deutet, ein ſtummer Genius, den Sterblichen auf ſeine Gränze und Beſtimmung hin, und beglückt ihn praktiſch, wie ſie ihn innerlich beſeligt; das quem te deus esse jussit wird der denkenden Kreatur klar und wichtig, und der endliche, diskurſive Verſtand nimmt gleichſam Theil an dem ſchaffenden Genuſſe des intellectus archetypus, Theil an der ewigen Liebe, Ruhe, Kraft und Seligkeit. Hier ſind wir an der Gränze des irdiſchen Horizontes, und unſer Auge verweilt einen Augenblick bei der Ausſicht in ein überirdiſches Gefilde. Wir ahnen dasjenige, was keine Zunge ausſpricht, von dem alles Sichtbare nur ein Gleichniß iſt; und wie dem Geometer von jeher der Triangel, als einfachſtes Schema des Urverhältniſſes aller Dinge: der Entfaltung und Rückkehr in ſich, — als höchſtes Sinnbild gegolten hat, und gilt, — wie in den Naturwiſſenſchaften jedes Beſondere Symbol des Ganzen, das Ganze Symbol des Kleinſten iſt, ſo wird dem für's Höchſte empfänglichen Geiſte die ganze Naturwiſſenſchaft und ihre leitende Idee, das Geſetz der Metamorphoſe, wiederum nur Symbol ſittlicher und religiöſer

Ideenwelten. Auch der Menſch und ſein Geſchlecht ſind im Tiefſten ein Gebilde des Kampfes und des Aufwärtsſtrebens; auch der Tod, wie das ihn bereitende Leben, iſt Metamorphoſe; ein göttliches, unabänderliches Geſetz des Bewegens und Wirkens geht durch alle Welten (thöricht, was irgend ihm Trotz bieten will!), das Erkennen wird Pflicht, das Forſchen Andacht, und „das Wiſſen, das bei der Unmittelbarkeit göttlicher Gefühle in uns, zumal auf einem Planeten, der — aus ſeinem Zuſammenhange mit der Sonne herausgeriſſen, — als Stückwerk erſcheinen muß, findet ſeine Ergänzung im Glauben" (Goethe bei Falk: G. aus näh. Umg. u. ſ. f.) — im Glauben, „der nicht der Anfang, ſondern das Ende alles Wiſſens iſt." — So beſtätigt ſich, trotz roher Verleumdungen, womit Unſinn und böſer Wille den gottergebenen Denker nie verſchonen, das alte Wort: Philosophia, leviter gustata, abducit a deo, penitus exhausta reducit ad deum; iſt doch jedes Naturwerk immer „ein friſch ausgeſprochenes Wort Gottes" (G. an die Großherzogin Louiſe) — „der Menſch aber in der Reihe ſo mannichfacher Produkte das erſte Geſpräch, das die Natur mit Gott hält" (G. bei Falk).

Bei dieſen Gefühlen, die der Silberblick des Lebens ſind, verweilt und beruhigt ſich der Vertrauende. Der Forſcher, überzeugt, daß ein Blick in dieſe Herrlichkeit für's Leben genügt, daß wir aber, je mehr wir davon ausſprechen wollen, deſto mehr uns in ein ſchales, ſtammelndes Gerede verlieren, widmet ſich liebevoll den ſchönen Erſcheinungen, arbeitet wie der Goldſchmied zu Epheſus am Saum des göttlichen Gewandes fort, ſetzt das Unerforſch-

liche voraus, und zieht ſich fürder keine Gränze. „Muß er ſich denn nicht ſelbſt vorausſetzen, ohne jemals zu wiſſen, wie es denn eigentlich mit ihm beſchaffen ſei? ſtudirt er nicht immer fort, ohne ſich jemals zu begreifen? ſich und Andere? und doch geht es fröhlich immer weiter und weiter!“ (Zur Morphol.) Dieſes Weiter ſoll auch unſere Parole auf Leben und Sterben ſein, — wie es den Grund unſeres Weſens ausdrückt; in raſtloſer Thätigkeit bewege ſich die Entelechie von Sphäre zu Sphäre, in immer weitern, immer hellern Kreiſen! Auch in der Naturwiſſenſchaft wollen wir dieß Gebot erfüllen, nicht ewig klauben, ausprägen, und zählen, was Goethe und die Beſten aus den edlen Gängen gefördert, lieber ſichten, läutern, es mit dem Neugewonnenen verſchmelzen, und kühn das ewige Urgeſtein von Friſchem behauen, uns nicht Goethe's Sprüche und Formen, ſondern den Geiſt aneignen, aus dem ſie entquollen ſind.

Auf dieſen Geiſt zu deuten, ſeine Spuren zu verfolgen, war ich in dieſen Blättern bemüht. Haben ſie zur Erweckung desſelben in Andern, auch nur im kleinſten Kreiſe beigetragen, ſo ſind ſie nicht umſonſt geſchrieben, nicht umſonſt, ſo lange es wahr bleibt, daß ächte Naturforſchung nicht in der Kammer, ſondern im Leben gedeiht, und daß ächte Weisheit des Lebens nichts anders iſt als treue Naturforſchung.

Die größten Dichter Persiens.

Ergänzungen zu Goethe's Noten zum Diwan; für Freunde östlicher Poesie.

Nirgends brennt ein Licht, dem ich die Seele nicht weihe,
Nirgends leuchtet ein Blitz, dem ich Verehrung nicht zoll'.

Feisi*).

Goethe wünscht, in den Anmerkungen zum west-östlichen Diwan, daß man die Schilderung persischer Dichtkunst, die er in sieben der ausgezeichnetsten Geister dieses Volks zu geben versucht, freundlich in der Art aufnehme, wie man runde Zahlen erlaubt; nicht um genauer Bestimmung willen, sondern um etwas Allgemeines, Bequemlichkeits halber, annähernd auszusprechen. Und in der That, wenn man diese Schilderungen zusammenhält mit dem, was uns in v. Hammer's Elementarwerk überliefert wird, so kann es nicht fehlen, daß wir an ihnen gar Manches modifizirt und vervollständigt wünschen. Freilich hat Goethe mehr die Leser seines Diwans als die Freunde

---

*) Alle in diesem Aufsatze angeführten Stellen persischer Dichter sind in v. Hammer's Uebersetzung gegeben, dessen unschätzbare „Geschichte der schönen Redekünste Persiens, Wien 1818" dem Ganzen zur Grundlage dient.

öſtlicher Dichtkunſt überhaupt vor Augen; allein das ſoll dieſen nicht zum Schaden gereichen. Da die Theilnahme an den Herrlichkeiten des Oſtens bei uns noch nicht erloſchen iſt, ſo wage ich es hiermit, Einiges zur Erfüllung jenes Wunſches beizutragen — in der Abſicht, dem genießenden Publikum neue Fernſichten in ahnungsvolle Regionen zu öffnen, und dem eigentlichen Orientaliſten diejenigen Schätze anzuzeigen, deren Verarbeitung uns ganz beſonders zu Dank verpflichten würde. Denn was frommt alles gelehrte Forſchen und Wiſſen, wenn es nicht endlich wieder Genuß und Leben wird? Nur mit Mühe enthalte ich mich der Fortführung dieſer Betrachtung, die hier nicht am Orte wäre; denn dieſe Verwechslung von Zweck und Mittel iſt der Grund jener unerfreulichen Verwirrung, die wir unſer literariſches Treiben nennen. Nicht für den Gelehrten alſo ſchreibe ich dieſe Zeilen; ſeine Belehrung iſt es eben, die ich aufrufe; ſo lange ſie uns fehlt, halte ich mich an das, was genießbar vorliegt, und ſchlage den Weg ein, den Goethe eingeſchlagen. Muß ich, bei ſo ſparſamer Leuchte, das Divinations-Vermögen ein wenig in Anſpruch nehmen, ſo wird man mir's beim Orient, wo Poet und Prophet ſich in einander verlieren, zu Gute halten, wenn es ſcheint, daß ich die innere Wahrheit getroffen habe.

Für's erſte möchte der wohl eingeleſene Freund des Orients die Glieder perſiſcher Dichtkunſt durch die ſieben angeführten Dichter kaum ſcharf bezeichnet finden. Wenn man gleich den Perſern, da ihre inneren politiſchen und religiöſen Verhältniſſe eine bloß den Einzelnen, Begabten, fördernde, einſeitige, wenn gleich deſto tiefere Richtung der Kultur bedingen, keine Literatur im europäiſchen Sinne des Wortes zuſchreiben darf, ſo iſt doch ihre poetiſche Welt ſo reich und in ſich vollſtändig, daß Jedem, dem ein Blick in ihr Inneres gegönnt iſt — man darf wohl ſagen — ein Schwindel freudiger Bewunderung angeht. Alle Mittel, die in ihrem Kreiſe liegen, ſind zu dem wunderbarſten Bau, den die geiſtreiche Phantaſie ſich träumen kann, erſchöpft. Eine Reihe glücklicher Zeitalter hat ihn aufgeführt, und nun bleibt den Nachgebornen nichts übrig, als ewig zu wiederholen, oder, die Schöpfungen der Väter mit ſcheuer Ehrfurcht ſchonend, einer neuen, fremden Kultur ſich hinzugeben. Einen ſolchen Reichthum nun hat Goethe durch ſeine ſieben Dichter ſehr in's Enge gebracht. Es handelt ſich darum, welchem von den uns bekannt gewordenen Poeten ein eigener, mit dem keines Andern zu vergleichender Geiſt, ſei es durch die Natur, ſei es durch Ausbildung, geworden und zuzuerkennen ſei. Oft ſcheint es, als habe ein Nachfolger die ausgeſtreuten Perlen der Vorgänger nur zu neuen Schnüren gereiht, — allein eben in der Art, wie er ſie reihte, wenn ihr ſie genauer prüft, ſpricht euch ein neues Leben an. Iſt es in unſerer europäiſchen Literatur anders? erſcheinen nicht die älteren Meiſter auch in den beſten neuern wieder? kann man das ver-

läugnen, woran man ſich gebildet hat? ſoll man es? iſt Cooper Nachahmer, weil ſeine Form an die Scotts erinnert? So iſt der Oſten auch hierin Parabel für den Weſten. — Zu ſolchen Geſtirnen aber, die eigenes Licht ausſtrahlen, rechne ich, außer denen, die Goethe nennt, beſonders noch fünf unvergleichbare Dichter: Omar Chiam, Ferideddin Attar, Hatiſi, Saib, Feiſi. — Ehe ich ſie zu charakteriſiren verſuche, ſei es, noch einiges von denen, die Goethe ſchildert, zu ſagen erlaubt.

Bei Firduſi hätte er, der überall auf den Mann einzugehen ſtrebt, das Eigene in dem Charakter dieſes Dichterhelden mehr hervorheben ſollen, das ſich, in ſeinem Gedichte wie in ſeinem Leben, bis zu einer düſtern Härte geſteigert hat, und ihn von faſt allen Poeten des Orients, ja, von der allgemeinen Farbe orientaliſcher Lebensanſicht überhaupt, merkwürdig unterſcheidet. Seine dunkle Herkunft (er war eines Gärtners Sohn), ſein erſtes Auftreten, durch eine Klage über den Statthalter von Tus veranlaßt, ſein kühnes Andringen zum Dichterfürſten Anßari, der Muth, das gigantiſche Werk des Schahname zu empfangen und zu beginnen, die Beharrlichkeit, mit der er es durchführte, der Inhalt und die Behandlung desſelben, die Anklage der Freidenkerei, die am Hofe gegen ihn erhoben ward, die Liebe, mit der er am Altherkömmlichen, am Vaterländiſchen hing, bis zum Purismus in Worten, der Unwille, mit welchem er das ungenügende Geſchenk des Sultans zurückwies, die Worte des Zorns, die er an dieſen ergehen ließ, ſein verborgenes Ableben, und ſelbſt die freie, ſtolze Denkart ſeiner Schweſter, die ſie mit ihm geerbt,

oder von ihm gelernt haben mag, — alles dieß gibt uns das Bild jener entſchiedenen, ſtrengen Eigenthümlichkeit, welcher ein ethiſcher Dualismus, der zum raſtloſen Kampf mit dem Böſen auffordert, vor allen Lebensanſichten zuſagen mußte. Einer ſolchen Denkart aber geſellt ſich jedesmal ein Zuſatz von Melancholie; und wie ſollte auch dieſe dem Streiter für Licht und Recht in einer Welt, wie die unterm Monde nun einmal iſt, fehlen? So wird ſein Heldenlied zu einer Ränie; er fühlt es, wenn er ſingt:

Hörſt, wie die Nachtigall altperſiſch ſpricht?
Dem Tod Isfendiar's will ſie Klagen ſchenken;
In Klagen nur beſteht ihr Angedenken.

Bei Enweri hat Goethe den merkwürdigen Zug, daß dieſer unerſchöpfliche Enkomiaſt auch der bitterſte Satyriker war, und die noch merkwürdigere Umkehrung anzudeuten vergeſſen, die im Innern des Dichters vorgehen mußte, daß er, am Rande ſeiner Laufbahn ſich fühlend, ſchreiben konnte:

Behüt' mich Gott vor Lieb' und Lob und Spott!
Genug hat Seele und Vernunft geirrt.
O Enweri! dem Mann ziemt Prahlen nicht;
Auf Deinem Vorſatz nun beharre Du:
Steig' in den Winkel auf dem Pfad des Heils!
Nur ein paar Augenblicke noch ſind Dein.

Ohne dieſe ſittlichen Beziehungen iſt Enweri nicht zu begreifen.

Hafis ſelbſt, mit dem Goethe ſich ſo verwandt fühlt, iſt dem, auf ein reiches Daſein dankbar zurückblickenden,

deutſchen Dichtergreiſe doch nicht ganz in ſeiner öſtlichen Herrlichkeit erſchienen. Die „mäßige Lebendigkeit" wenigſtens, wodurch er dieſen unläugbar dichteriſcheſten aller Dichter zu charakteriſiren ſucht, möchte das Leben, welches wahrhaft übermäßig aus deſſen Liedern quillt, nicht ausdrücken. Schon die rhapſodiſche Art des Hafiſiſchen Ghaſels, von tiefſter Qual zum himmliſchen Entzücken, zwiſchen Lachen und Weinen, überzutaumeln, die ihm ganz eigen iſt, deutet vielmehr auf dithyrambiſche Fülle, die kein Maß anerkennt, als jenes, das die anmuthvollſte Form jedem Dichter auflegt. Ein wunderbarer Uebermuth, man kann wohl ſagen, Religion und Ausgelaſſenheit, waltet zumal im Moganni Name; und wer ſich in dieſe fluthende Welt überſchwenglicher Gefühle, von heiterem Scherz zu unverhehlter Verzweiflung, einmal hineingelebt hat, begreift es, was der Dichter von ſich ſingt:

Was iſt's Wunder, wenn im Himmel,
Durch Hafiſen's Lied bezaubert,
Zu der Laute Anahid's
Der Meſſias Reigen tanzt?

Ob endlich Dſchami ſeinen Nachgebornen nichts mehr zu thun übrig ließ, werden wir im Folgenden ſehen.

Nachdem ich ſo Goethe's Betrachtungen durchgegangen, verſuche ich jene fünf angeführten großen Dichter zu charakteriſiren.

Omar Chiam, eine in der dichteriſchen Welt des Orients wie Occidents villeicht einzige Erſcheinung. Geboren zu Niſchabur, im fünften Jahrhundert der Hedſchira,

unter der Regierung der Seldschugiden, zu Ende des ersten Zeitraumes persischer Poesie, genoß er der Jugendfreundschaft Nisamolmulks, des geistreichen, thätigen Wesirs Sultan Melekschah's, des Mäcenas seiner Zeit und seines Volks, des Gründers der Akademie zu Bagdad, und sieben ähnlicher wissenschaftlicher Stiftungen; der, nachdem er sich mit Hassan Shabagh, dem merkwürdigen Stifter der Assassinen, in eine enge Verbindung eingelassen, ein trauriges Opfer dem Ehrgeize und der Rache dieses Böswichts fiel (S. v. Hammer a. a. O., S. 38). Omar Chiam, auf den diese Verhältnisse tief und bedeutend wirkten, führte ein genußfrohes, geschäftloses Leben, theilte seine Stunden zwischen Frohsinn, Astronomie und Poesie, bildete sich so zu dem geistigen Lebemann, den er darstellt, und hinterließ jene vierzeiligen Strophen, die schon durch ihre bequeme Kürze, noch mehr aber durch ihren Inhalt den leichten, jede Beschränkung hassenden Geist ihres Urhebers verrathen, und von denen uns v. Hammer, welcher dreihundert vorliegen hatte, leider bloß 25 überliefert. Wenn ihn der gelehrte Uebersetzer, bei diesem Anlaß, mit Voltaire vergleicht, so fühlt man wohl, was zu dieser Vergleichung einlud, bedenkt aber zugleich die Schwierigkeit einer Zusammenstellung von Individuen aus so ganz verschiedenen Lebenskreisen, deren Umläufe sich fast in keinem Punkte berühren. Man stelle sich nicht etwa die kühle, wenig tiefe, tändelnd-witzige, auf Ergötzung seiner Gesellschaft berechnete Leichtigkeit der pièces fugitives des Franzosen vor, — mit welchem der Perser bloß die Tendenz gegen das, was ihm Aberglaube hieß, gemein

hat. In ſeinen Zeilen ſpricht ſich vielmehr Ernſt aus: tiefer, bitterer Ernſt, wie er aus ſcharfer Betrachtung des Weltlaufs ſich ergibt; ſittliches und rechtliches Wohlwollen, wodurch er die Räthſel, die den Menſchen im Leben peinigen, am erſten zu löſen hofft; reſignirte Ergebung in den unerforſchlichen Willen des Ewigen, bei dem Gefühle ſterblicher Nichtigkeit; ehrliches Geſtändniß eigener Unzuverläſſigkeit, gegenüber dem Dünkel dogmatiſcher Phariſäer; fröhliche Verzweiflung, heiterer Trotz gegen Pöbelgerede, Gefühl eigenen Werthes; Wechſel poetiſchen Uebermuths und vergeblicher Trauer; genügſame Skepſis, nicht ohne kaum verſtecktes Bewußtſein tieferer Einſicht; Verlangen und Gewährung gegenſeitiger Duldung, bei der Ueberzeugung, daß aller Menſchen Weisheit vor der des Herrn in ein Nichts ſich auflöſt, und nur durch Liebe, Rechtlichkeit und Frohſinn das vergängliche Geſchlecht ſich das dunkle Erdendaſein verſchönere; eine hieraus hervorgehende Läßlichkeit über äußerliche Bedingungen bei gründlichem Ernſt des Innern: Eigenſchaften deren Enſemble einen tiefen, wehmüthig beſchwichtigenden Eindruck im Gemüth des achtſamen Leſers zu hinterlaſſen gewiß iſt. Die Selbſtanklage verſöhnt mit dem Leichtſinn, der lei che Scherz mildert die Schwermuth, die Liebe vergütet den Spott, die Ergebung ſiegt über alle Zweifel, Stolz und Demuth reichen ſich die Hand, und ſo dienen die feindlichſten Elemente, wie ſie wohl ſelten ſich zuſammenfinden, der lieblichen Kraft einer alles verſöhnenden Poeſie. Treffend bemerkt v. Hammer bei unſerem Dichter, daß, wie überall, ſo auch in Perſien, die Freigeiſterei die Vorläuferin der

Mystik war, die wir in den nächstfolgenden Dichtern betrachten werden; gewiß aber ist es, daß Omar Chiams Erscheinung in der Geschichte seines Vaterlandes nie wiederkehrte. Und so verdient er wohl, unter den Genien Irans aufgeführt zu werden. Folgende Verse des Dichters werden zur Betrachtung seines Wesens anregen; an Salomons Prediger möchte man sich hier und da gemahnt fühlen:

In dieser Hand das Glas, in jener den Koran,
Bin ich ein frommer bald, und bald ein schlechter Mann;
Ich bin im Weltendom, von Türkis hochgewölbt,
Kein ganzer Giauer und kein ganzer Muselmann.

Bin ich von Lieb' und Wein berauscht, so bin ich's;
Bin ich ungläubig Götzen hold, so bin ich's;
Die Leute sprechen Vieles über mich:
Ich bin derselbe, der ich bin, so bin ich's.

Ich trinke Wein, doch siehst Du mich berauschet nicht;
Ich strecke aus die Hand nach einem Glas;
Warum ich Wein anbete? weißt Du das?
Damit ich nicht, wie Du, anbete mein Gesicht.

Ich sprach: mein Herz soll Wissenschaft versteh'n,
Und wenig war, was ich nicht eingeseh'n;
Doch wenn ich's schaue, reiferen Gesichts:
Das Leben ist vorbei, und ich weiß nichts.

Ich lege meine Hand in keines Führers Hand,
Weil sie vergänglich sind. Der Ewige bist Du!

Feridedin Attar, geboren zu Kerken, einem Dorfe unweit der Vaterstadt des Vorigen, im Jahre der Hed-

ſchira 613 (1216 nach Chriſt. Geb.) unter der Herrſchaft des Sohnes des oberwähnten Sultans Melekſchah, zur Zeit der Kreuzzüge, widmete ſich nur kurze Zeit dem Gewürzhandel ſeines Vaters, und brachte ſein langes übriges Leben (er ſoll über 114 Jahre alt geworden ſein) in beſchaulicher Kloſterruhe zu, vereint mit gleichgeſinnten Frommen, bemüht, die Schätze älterer Myſtik zu ſammeln, zu durchforſchen, zu ſichten, zu bewahren, zu verarbeiten, und in einer großen Anzahl eigener Werke die Quinteſſenz dieſes heiligen Wiſſens andächtigen Jüngern zu hinterlaſſen. Eines Derwiſches fromme Mahnung begründete die Richtung ſeines Strebens, und die ſelbſtvernichtende Demuth ſeiner letzten Worte beſiegelte die Wahrheit ſeiner Lehre wie ſeines Wandels. Schon hatte einer von Dſchengiskhans Kriegern das Schwert über ihn erhoben, als ein anderer tauſend Silberſtücke für ihn bot. „Hüte Dich," ſprach Attar, „mich um dieſen Preis zu laſſen! Du wirſt beſſere Käufer finden!" Einige Schritte weiter, als der Mongole wieder das Schwert zückte, ſprach ein anderer: „Tödte ihn nicht! ich will Dir einen Sack Stroh für ſein Leben geben!" — „Mehr bin ich nicht werth," ſprach Attar, und der Mongole hieb ihn zuſammen (S. v. Hammer a. a. O. S. 141). — Goethe ſcheint es für ausreichend gehalten zu haben, wenn er den wunderbaren Dſchelaleddin Rumi als Exempel öſtlicher Geheimnißpoeſie hinſtellte; um ſo mehr, als er, bei der ihm eigenen klaren Beſonnenheit, ſchon dieſem außerordentlichen Geiſte ſich fremder fühlte. Es waren aber vorzüglich drei Dichter, welche dieß Gebiet der Poeſie in Perſien beherrſchten; ein myſtiſches Kleeblatt:

Senaji, Attar und Dſchelaleddin. Der erſtgenannte, der Zeit nach der erſte, iſt uns zu wenig bekannt, als daß wir ihn nach Verdienſt zu ſchätzen wüßten; er ſcheint aber von Attar an Gehalt übertroffen worden zu ſein, wenn wir der Steigerung in dem Verſe des Dritten trauen dürfen, der ihn, trotz der chronologiſchen Folge vorſetzt und erhebt:

Attar der Geiſt, — Senaji deſſen Auge:
Ich kam erſt nach Attar, und nach Senaji.

Die perſiſche Myſtik iſt übrigens in den Islamismus und die orientaliſche Volksthümlichkeit ſo verwebt, daß wir Europäer, auch wenn die Werke jener Dichter uns vollſtändig vorlägen, doch nur ihren Glaubensgenoſſen die rechte Schätzung derſelben überlaſſen müßten, weil ſie den Maßſtab dazu beſitzen. Was uns alſo veranlaßt, Attarn eine beſondere Betrachtung zu widmen, iſt die Wahrnehmung, die auch der Uneingeweihte machen kann: daß ſeine Myſtik einen ganz andern Charakter hat, als die Dſchelaleddins. Als Dichter unterſcheidet er ſich völlig von dieſem, und darf alſo nicht mit einer Kollektiv-Benennung abgefertigt werden. Während Dſchelaleddin ſich ganz dem bacchiſchen Taumel trunkener Orgien hingibt, und in das Meer der Unendlichkeit ſich verſenkt, aus deſſen Tiefen er, wie Orakel aus der Höhle des Trophonius, Rhythmen heiliger Berauſchung ſtammelt, Himmel und Hölle, Liebe und Egoismus, Glauben und Unglauben, Wonne und Qual, und alle Widerſprüche der Menſchheit in ein brauſendes Chaos miſchend, das durch den gährenden Schlummerſaft dunkler Geſänge, den willenloſen Geiſt des Hörers in ein

Reich formloſer Träume mit ſich reißt, wo die Marken der Wirklichkeit weit, weit im Unabſehbaren verſchwinden, ohne daß es der Prieſter der Mühe werth findet, dieſem auch nur den leiſeſten Wink zur Orientirung zu geben, — ertheilt uns der ruhige Attar im Buch des Rathes (Pendnome) faßliche, auf den erſten Weg der Ergebung leitende Lebensregeln, und trägt in dem unvergleichlichen Buche Mantikettair (Vogelgeſpräche) in der originellſten Form, mit der tiefſten Gründlichkeit, lebendigſten Wärme, und in allmähliger, geſetzlich fortſchreitender Entwicklung das vollſtändige Syſtem einer einfach großen Myſtik vor. Es iſt ſchwer, von dieſem Werke einen Begriff zu geben. Es iſt myſtiſch und doch klar, hält die Mitte zwiſchen Allegorie und Fabel, und erinnert, in einer bunten, durch den Bezug auf das Höchſte, ewig Eine, zuſammengehaltenen Mannigfaltigkeit, an alle Theorien aller Philoſophen, an die Sagen aller Völker, die Träume aller Seher und Dichter, und die innere Geſchichte jedes ſtrebenden Gemüthes. — Die Vögel (nicht die des Ariſtophanes, ſondern ihre ernſten Geſchwiſter: die zu Geſtalten gewordenen Reſultate menſchlicher Denkarten und Beſtrebungen) halten einen Reichstag, ſich einen König zu wählen. Der wohlberufene, einſichtsvolle Widehopf, einſt Salomons Rathgeber, deutet auf Simurg hin, der, in ſeiner Einſamkeit auf dem Gebirge Kaf thronend, aufzuſuchen, zu verehren ſei. Da wehrt ſich der Egoismus der Schönheit und Liebe trunkenen Nachtigall, der die Roſe genügt; des zuckerkäuenden Papagei's, den die Luſt des friſchen Lebens feſthält; des ſtolzen Pfau's, der ſich ſelbſt genug iſt; der reinen Gans, „der Vogel-

eremitin," die ihr klares Element nicht laſſen mag; des glühenden Rebhuhns, das ſeine Juwelen mit Flammenſchwingen hütet; des königlichen Geiers, der Keinen über ſich anerkennt; des ritterlichen Falken, der auf der Hand des Königs ſich im Glücke fühlt; des hoffnungsloſen Reigers, deſſen Sehnſucht über's unendliche Meer verſchwebt; der klagenden Eule, die den Schatz ihres Glückes unter dem Moder bewahrt; des ſchwachen Staares, der an allem Finden verzagt. Sie alle widerlegt der weiſe Hudhud; für jeden Einzelnen hat er ein Wort der Stärkung, der Beſchämung; er erhebt, tröſtet, demüthigt, reizt, lehrt, überzeugt, und bringt die Verſammelten endlich zum Entſchluſſe, ſeiner Führung ſich zu überlaſſen, und die große Wanderung zu beginnen. Auch auf dem Wege noch hat dieſer Kolumbus der Geiſterwelt mit erneuertem Zagen und Zweifeln mannigfach zu ringen; und wird man auch muthvoll auf einer Bahn verharren, die nicht die Stimme der eigenen Bruſt, ſondern fremder Zuſpruch uns vorgezeichnet hat? Je weiter ſie gelangen, deſto mehr entſinkt den Pilgernden die Kraft; der Aufrichtigſte bekennt ſein Verzagen, und gibt dadurch Tauſenden das erſehnte Loſungswort: ſie fallen ab, zerſtreuen ſich nach allen Seiten; jahrelang wallen ſie richtungslos durch dunkle Fernen, und ſo wird ihr Leben verſplittert; auf Schreckenspfaden, durch ſchauerliche Wüſten, in Nacht und Grauen — gelangen von ſo vielen tauſend Vögeln nur drei, mit gebrochenen Herzen und ohne Flügel an den Fuß des erſehnten Berges, — ſchon faſt am Ziele, verzweifelnd, daß ſie es je erreichen werden. Da naht ihnen von oben ein herrlich

milder Bote des Himmels, er erkennt ſie, und trägt ſie, der Vermittler göttlichen Erbarmens, in den Schooß der Liebe und des Geheimniſſes, worin ſie verſchwinden und ſelig vergehen:

Der Abglanz des Simurges ſtrahlt
Als Eins zurück von allen Dreien.
— — — — — — — —
So blieben ſie verſenkt in Staunen,
Gedankenlos im tiefſten Denken;
— — — — — — — —
Verſtummend fragten ſie den Höchſten.
Da kam die Antwort ohne Zunge:
„Der Höchſte iſt ein Sonnenſpiegel;
Wer zu ihm kommt, ſchaut ſich darinnen;
Schaut Leib und Seel', und Seel' und Leib.
— — — — — — — —
Doch Keiner hat uns noch geſchaut:
Ameiſen ſchau'n Plejaden nicht!
Was ihr geſehen, ſind Wir nicht;
Was ihr gehöret, ſind Wir nicht;
Die Thäler, die ihr durchgewandert,
Die Thaten, die ihr ausgeübt,
Sie liegen unter unſ'rem Handeln,
Sie löſchen aus vor unſer'm Weſen,
Um ſich an unſer'm Thron zu finden;
Auf ewig löſchen ſie ſich aus,
Wie Schatten in der Sonn'. Fahrt wohl!"
Sie gingen fort. — Das Wort iſt aus —
Geh zu dem Weg! er liegt Dir offen.

Möchten dieſe ungenügenden Züge einen Orientaliſten veranlaſſen, uns das ganze erſtaunliche Gedicht durch Ueberſetzung zu nähern! — Es kehren im Laufe der Weltgeſchichte ſtets Epochen wieder, wo das tiefſte Bedürfniß des Ganzen nach einer höchſten Einigung ſich lauter hervorthut. Wer dann den Einzelnen zur Aufopferung der Selbſtheit und zu unermüdlichem Kampfe aufruft, hat zur Befriedigung jenes Bedürfniſſes das Tiefſte ausgeſprochen. Ehre einer Myſtik, die uns, indem ſie unſern ſtillen Träumen ſchmeichelt, zur Beſſerung, zur Thätigkeit ermuntert!

Ich übergehe die Frühlingsepoche perſiſcher Dichtkunſt, um auf den Zeitraum nach Dſchami zu kommen, welchen Goethe als eine traurige, aus den Reſten der königlichen Tafel zuſammengeſtoppelte Abendmahlzeit darſtellt. Iſt es doch überall ſchwer und unrathſam, die leuchtenden Phänomene geiſtiger Thätigkeit nach Klaſſen und Perioden gruppiren zu wollen! Mag immerhin jedes Volk ein ſogenanntes goldenes Zeitalter erleben, wo ein Zuſammenwirken ſeiner edelſten Geiſter durch eine glückliche Konſtellation bedingt, Statt findet, — mag der Literar-Hiſtoriker zum Behufe einer geordnetern Darſtellung und leichteren Ueberſicht ſolche Gruppen aufſtellen und feſthalten; — ſtets werden ſich einzelne große, ja die größten Erſcheinungen, auch aus den dunkelſten Jahrhunderten wie Geſtirne aus der Nacht, hervorthun, welche jene Eintheilungen von goldenen und ehernen Zeitaltern verwirren, indem ſie aus ſich ſelbſt eine goldene Aera erſchaffen. Denn das Höchſte im Menſchen, an keine Zeit und keinen Raum gebunden, entfaltet ſich allenthalben, und ſtrahlt uns oft,

daß wir freudig ſtaunen, ſeine Glorie aus einem Dunkel zu, das wir für undurchdringlich gehalten hatten. So ergeht es mir, wenn ich mich jener Abendtafel nahe; froh betroffen finde ich hier, nebſt manchem trefflich zuſammengeſetzten Gericht, das auch nach köſtlichen Leckerbiſſen noch genießbar erſcheint, drei goldene Becher, gefüllt mit ächtem, ſchäumendem Tranke, unverfälſcht, geſund, begeiſternd; ja, der eine von ihnen perlt ein himmliſch reines Naß vielleicht an Chiſers Quelle geſchöpft, dem ich mit Gefühlen der Ehrfurcht mich nahe; kaum aber berühren die heiligen Tropfen meine lechzenden Lippen, ſo faßt mich würdige Sehnſucht: Liebe quillt aus dem Herzen auf, und die Hand ſtrebt, das glänzende Gefäß den Durſtenden zu reichen, daß auch ſie die Beſeligung empfinden.

Hatifi, geboren zu Dſcham, ein Schweſterſohn des großen Dſchami, wagt es, nicht nur mit ſeinem berühmten Oheim zu wetteifern, ſondern ſelbſt Firduſi's geweihte Fußtapfen zu betreten. Wenn er gleich in dieſem letztern Wagniß, nach dem Urtheile der Kenner, die Ohnmacht eines entarteten und gealterten Nationallebens beſtätigte, ſo ſpricht ſich doch in Allem, was von ihm vorliegt, ein ſo ſtreng eigenthümlicher Geiſt aus, daß man ſich genöthigt fühlt, ihn als Eigennatur anzuerkennen, und in den Reigen dichteriſcher Wandelſterne am öſtlichen Himmel mit aufzuführen. Ein ſtrenges, kaum eigene Selbſtbefriedigung geſtattendes Bewußtſein von Sollen und Können, unerſchütterlicher ſittlicher Ernſt, hohe, faſt platoniſche Idealität, Rein-

heit und Kraft, beharrliches Streben, Reife des Verſtandes bei tiefer Glut eines liebevollen, vielleicht oft verwundeten Herzens, ächte Religiöſität, die wohl im höchſten Alter zu anhaltender Betrachtung der Vergänglichkeit ir, diſcher Formen, beim wiederkehrenden Gefühle eigener Gebrechlichkeit und Abnahme, ſtimmt, und einen trüben Schleier der Wehmuth über das Gemälde des Lebens wirft, — dieſe Eigenſchaften machen Hatifi's Töne und Bilder ſo rührend und eindringlich, daß ſie ſelbſt nach den erhabenſten Vorbildern noch wirken und bezaubern. Vierzig Jahre lang arbeitete der ernſte Mann unverdroſſen an einem Werke, und am Schluſſe genügte er ſich nicht. Mehr als achtzig Jahre war er alt, als er erſt den Entſchluß faßte, mit Niſami die gleiche Bahn zu betreten. Wäre doch uns jungen europäiſchen Dichtern ein Theil jener Selbſtverläugnungskraft gegönnt, welche es dieſen Orientalen möglich macht, erſt im hohen Alter die Früchte ihres Denkens den Zeitgenoſſen mitzutheilen! Wenn man nun mit dieſem Alter die Farbe des Gedichtes vergleicht, das damals von ſeinem Kiele floß, ſo geſteht man gern, nichts Aehnliches je gewahr geworden zu ſein, — einen europäiſchen Maßſtab wenigſtens durchaus nicht anlegen zu können; denn man darf wohl ſagen, das Feuer unſerer jugendlichen Poeten ſei Waſſer gegen die Glut edler Schwärmerei, welche Medſchnun und Leila durchſtrömt. Dieſe Glut aber liegt bloß in des Dichters Innern; nicht von zuſammengeleſener oder gewaltſam herausgeſchraubter Bilder Ueberſchwenglichkeit mühſam angeblaſen, entquillt ſie einer warmen, reinen, Gotterfüllten Bruſt; und Hatifi's Sprache

iſt vielmehr auffallend einfacher, als die ſeiner meiſten Zeitgenoſſen, die ihren Ruhm hauptſächlich in der Anhäufung der von ihren Vorgängern gepflanzten Blumen ſuchten, woraus dann der ſo berufene, häufig zur Traveſtie verwendete „orientaliſche Styl“ hervorging. Am bilderreichſten wird er eben bei der Betrachtung des Vergehens, und ſchmerzlich ergeben ruft er ſich ſelbſt zu:

Du, über achtzig Jahre alt,
Warum gedenkſt Du nicht des Todes?
Verzicht' auf Lebensphantaſien,
Gedenke immerfort des Todes!
— — — — — — — —
Dein Haar iſt weiß, um das Gewebe
Des Leichentuchs Dir vorzuhalten;
Verſchwunden iſt der Jugend Nacht —
Des Todes Morgen bricht ſchon an:
Den engen Weg Dir zu erleichtern,
Hat Dich das Alter krumm gebeugt.
— — — — — — — —
Es wird Dir ſchwerer das Gehör:
Um Böſes nicht mehr anzuhören;
Und Deinem Aug' entflieht das Licht:
Um Böſes nicht mehr anzuſchauen.

„Saib“ — ſagt v. Hammer am a. O. — „iſt vielleicht der einzige unter allen perſiſchen Lyrikern, der den Titel eines philoſophiſchen Dichters vorzugsweiſe verdient; — indem er, die Klippen der Sinnlichkeit wie der Myſtik vermeidend, die ewigen Ausſprüche der Vernunft

und die praktiſchen Wahrheiten des Verſtandes in dem tiefen und klaren Fluthenſpiegel ſchöner Rede darlegt. Ernſt und beſonnen, und doch ergreifend und eindringend, verdient er, wie wenig andere Dichter, im vollſten Sinne ſeinen Dichternamen, welcher „der Durchdringende" heißt." Dieſes von Kennerhand entworfene Bild vergegenwärtigt uns vollkommen die großen Eigenſchaften Saib's; und ſollte ein ſo ausgezeichneter Name unter denen der Nachahmer ungewürdigt verhallen? Man braucht nur einige Ghaſelen ſeines Diwans zu leſen, um Achtung, Neigung, ja Vorliebe für ihn zu gewinnen; und es iſt ſehr möglich, daß ſeine Denk- und Dichtart, wenn ſie bekannter wäre, nächſt der Saadi's, dem europäiſchen Sinne mehr als die der meiſten übrigen Orientalen zuſagen würde. Er hält ein, dem gebildeten Talente mehr als dem Genie, und einem kultivirten mehr als einem urſprünglichen Zeitalter angemeſſenes juste milieu, ſowohl in Gedanken, Empfindungen, als im Ausdrucke; die Gedanken halten ſich fern von ſchrankenloſer Myſtik, wie von der Beſchränkung des Islamismus; die Empfindungen erwärmen, ohne zu erhitzen; der Ausdruck hat eine kräftige Fülle ohne Schwulſt. Nirgends wird Saib panegyriſch bis zur Erniedrigung; weder die Macht noch die Liebe kann ihm das edle Gefühl ſeines Werthes entreißen; aber auch dieſes, da es mehr auf dem Bewußtſein erworbenen Charakters als angebornen Genies ruht, ſteigert ſich nie zum Selbſtlob; und es genügt ihm, dem Herrn „für ein Inneres, das nach Weisheit ſtrebt, zu danken", und „Hafis mit holder Zunge und mit holdem Ton ſein Vorbild" zu nennen.

Doch glaube man nicht, ſein ganzes Verdienſt ſei negativ; es bezeichnet ihn vielmehr ein gewiſſer Schwung der ſittlichen Kraft und des Muthes, eine idealiſche Tendenz, von Lebenserfahrungen hervorgerufen, und zu praktiſcher Weisheit ausgebildet, — als ihm ganz eigenthümlich; Vorzüge, die unwillkürlich an unſern Schiller erinnern, und ſchon den Uebergang zu einer Periode andeuten, die den nächſtfolgenden herrlichen Dichter hervorzubringen im Stande war. Man wird demgemäß verſtehen, was er mit den Verſen ſagen will:

Darum ſteht der Wunſch des Volkes
Nach Saib's Gedankenfülle,
Weil er an die Art und Weiſe
Des Hafis von Schiras mahnt.

Feiſi, der letzte, aber ewige Stern erſter Größe am Abendhimmel perſiſcher Dichtkunſt*), — von dem man wohl ſagen möchte, wenn es nicht allzu ſibylliniſch klänge — daß er, abſchließend die zauberiſche, bedeutende Welt der alten Volks- und der Korans-Poeſie, die Geburt einer neuen Zeit, einer Morgenröthe der Kultur, vorahnend, dem Orient verkünde. Einſam ſteht er da, am Abend romantiſcher Jahrhunderte; und ſieht die Nacht hereinbrechen, die ihn nicht irrt, denn er hat das Licht geſehen, welches

*) Denn perſiſch ſind ſeine Werke verfaßt, obgleich er von Geburt ein Indier war.

gewiß aufgehen wird, und auf deſſen Herrlichkeit die Augen ſeiner Brüder zu lenken, das Tagewerk ſeines Lebens, das heitere Thema ſeiner Akkorde iſt. Jeder Stern, der die Nacht durchfunkelt, jeder Blitz, der durch ihre Räume ziſcht, iſt ihm ein Bote des Tages, den ſein weiſſagendes Lied huldigend begrüßt, bis er, eine ernſte Memnonsſäule, dem erſten, ſegnenden Strahl der Göttin in himmliſchem Entzücken erklingt. — Bruder des erhabenen Weſirs Abul-Faſl, Günſtling des großen Schah Akbar, wird er von dieſem zu den Bramanen geſendet, um, unter dem Scheine eines Proſelyten, in ihre Myſterien zu dringen und ſie dem Sultan zu verrathen. Den uralten Kultus zu vernichten, damit der Islamismus verherrlicht werde, hatte der Herrſcher beſchloſſen. Feiſi gehorchte dem Befehle der Sendung: er ging und kehrte wieder; aber ſiehe da! nicht als Verräther, ſondern als Vertheidiger der edelſten Menſchen, jener Weiſen, „die auf der Erde und nicht auf der Erde wohnen, in feſter Burg ohne Befeſtigung, ohne Beſitzthum im Beſitze von Allem“ (Philoſtr. d. ä. Ap. III. 15.); als ihr Jünger und Freund trat der Dichter vor den König hin; die Kraft ſeiner Ueberzeugung, von dem Athem der Liebe beſeelt (ſiehe v. Hammer a. a. O., S. 400), goß Zauber in ſeine Rede, und wirkte im wohlwollenden Monarchen den ſchönen Sieg einer Duldung, welche den Namen des Großen, den der Fürſt führte, bekräftigte und unvergeßlich macht. Der Dichter aber hinterließ uns als Vermächtniß beſeligender Weisheit jenes Buch, welches zwar nur den kleinſten Theil ſeiner Werke ausmacht, kraft des inwohnenden Geiſtes aber zu den

Denkmalen reiner Menſchheit gehört, und ſeinem Urheber den Platz anweiſt, auf dem wir ihn mit Verehrung gewahren. „Sonnenſtäubchen“ (Serra) hat er es überſchrieben; in tauſend und einem Verſe beſteht es, in welchen der Sänger dem Lichte huldigt. Weder Gehalt noch Behandlung eines ſolchen Werkes läßt ſich, ohne demſelben unrecht zu thun, näher erörtern; möchte die Würdigung, womit wir es aufnehmen, Befähigte anregen, ſich an's Ganze zu wagen, und es in unſerer Sprache uns zur Erbauung vorzulegen! Ich füge nur noch hinzu, daß auch in ſeinen übrigen Gedichten ein Geiſt ſtiller Heiterkeit, reinen Seelengenuſſes, und friedlicher Duldung weht, der uns wie Paradieſes-Luft anweht; und ſetze die Worte her, mit welchen er jenes wunderſame Buch ſchließt:

Dieſer Redepalaſt, den ich erbauet als Meiſter,
Ward auf meinen Wink tauſend-einſäulig geſchmückt;
Alle Züge des Plans entlehnt' ich der ewigen Sonne,
Aller Sinn iſt von Gott, und nur die Worte ſind mein.

Als der ewige Herr in die Hand mir den Schlüſſel gegeben,
Schloſſen Schätze des Sinns meinem Verſtande ſich auf;
Als ich der Sonne Preis geſungen am Morgen in Hymnen,
Sah ich, wie ſie das Haupt ſenkte vom Himmel zu mir.

Sei es geſtattet, zum Andenken des herrlichen Dichters, gegen welchen die Proſa der Kritik ohnehin im größten Nachtheil erſcheint, einige Verſe als Abſchluß anzuführen, wie ſie das erſte Staunen über eine ſolche Erſcheinung in mir erzeugte:

So iſt auch Dir das heil'ge Licht geworden!
Auch Du erklangſt, vom Morgenſtrahl berührt,
Und haſt für Dich die edle Glut geſchürt,
Wenn gleich dein Volk erlag den rohen Horden.

Und ſo vereint in rührenden Akkorden
Der tiefſte Wunſch, den jede Bruſt verſpürt,
Der ſtille Glaube, der zum Höchſten führt,
In Harmonie Oſt, Weſt, und Süd und Norden.

Es iſt ein reines, inniges Genießen —
Dieß Frag- und Antwortklingen zu belauſchen,
Wie's, unverſtanden, durch die Lüfte ſchallt:

Und wie es jetzt nur leiſe widerhallt,
So wird's — wir hoffen's — ineinander fließen,
Und Preis des Höchſten durch die Welten rauſchen.

Nachdem ich nun, was ich im Einzelnen den Erläuterungen Goethe's beizufügen hatte, entwickelt, erübrigt nur noch, die Ueberſicht, welche er als Reſumé von der ganzen perſiſchen Dichtkunſt gibt, mit Rückſicht auf dieſe Modifikationen und Erweiterungen, zum Schluſſe hier zu erneuen, indem ich dem Siebengeſtirn, das er aufſtellt, eine würdige zwölf ſubſtituire.

Ueberblicken wir alſo die Folgereihe perſiſcher Dichter, ſo gewahren wir, daß

Firduſi, ein großer, freier, nationaler Charakter, die ganzen vergangenen Staats- und Reichs-Ereigniſſe, fabelhaft oder hiſtoriſch aufbehalten, vorwegnahm; ſo daß

einem Nachfolger nur Bezug und Anmerkung, nicht aber neue Behandlung und Darſtellung übrig blieb.

Omar Chiam, an Freiheit und kühner Eigenheit ihm zu vergleichen, bedingt vielleicht durch ſeine geiſtreiche Schrankenloſigkeit eine folgende enkomiaſtiſche und myſtiſche Epoche.

Enweri hielt ſich feſt an der Gegenwart. Glänzend und prächtig, wie die Natur ihm erſchien, freud- und gabevoll erblickt er auch den Hof ſeines Schah's; beide Welten und ihre Vorzüge mit den lieblichſten Worten zu verknüpfen, war Pflicht und Behagen. Niemand hat es ihm hierin gleich gethan. Aber, wunderbar genug, um ein Gleichgewicht darzuſtellen, ergab er ſich zugleich der bitterſten Satyre, — bis er, am Ende ſeines Lebens, von Lob und Schimpf ausruhte, und die Kraft ſeiner Verehrung auf Gott, ſeines Tadels auf ſich ſelbſt richtete.

Niſami griff mit freundlicher Gewalt alles auf, was von Liebes- und Halbwunder-Legende in ſeinem Bezirk vorhanden ſein mochte; alles aber bezieht er auf das Sittliche, und findet in einem liebevollen Handeln allen Räthſeln die beſte Auflöſung.

Attar erſcheint in der erſten Einfachheit und Glorie alter Myſtik, die noch auf ethiſcher Grundlage ruht, und entzündet.

Dſchelaleddin Rumi zu ähnlichen Studien, der ſich aber, jene Grundlage verlaſſend, in eine räthſelvolle Welt abſtruſer Gebilde verliert, in den Ozean ahnender Gefühle träumeriſch untertaucht, und mehr verwirrt, als beruhigt. Glücklicher Weiſe wird

Saadi, der Treffliche, in die weite Welt getrieben mit gränzenloſen Einzelnheiten der Empirie überhäuft, denen er allen etwas abzugewinnen weiß. Er fühlt die Nothwendigkeit, ſich zu ſammeln, überzeugt ſich von der Pflicht zu belehren, und ſo iſt er uns Weſtländern zuerſt fruchtbar und ſegenreich geworden.

Hafis, ein großes, heiteres Talent, begnügt ſich, alles abzuweiſen, wornach die Menſchen begehren, alles bei Seite zu ſchieben, was ſie nicht entbehren mögen, und erſcheint dabei immer als luſtiger Bruder ihres Gleichen. Er läßt ſich nur in ſeinem National- und Zeitkreiſe richtig anerkennen. Sobald man ihn aber gefaßt hat, bleibt er ein lieblicher Lebensgeleiter. Wie ihn denn auch noch jetzt, unbewußt mehr als bewußt, Kameel- und Maulthiertreiber fortſingen, keineswegs um des Sinnes halber, den er ſelbſt muthwillig zerſtückelt, ſondern der Stimmung wegen, die er ewig rein und erfreulich verbreitet. Er iſt der wahre Dichter: wie Homer befreit er uns noch nach Jahrhunderten durch die glorreiche Macht der Rhythmen von der Laſt des Tages.

Dſchami, allem gewachſen, was vor ihm geſchehen, und neben ihm geſchah, band dieß alles zuſammen in Garben, bildete nach, erneuerte, erweiterte, mit der größten Klarheit die Tugenden und Fehler ſeiner Vorgänger in ſich vereinigend.

Hatifi trat noch nach ihm in derſelben Sphäre auf; und nur ſeine Beharrlichkeit, ſein großer Wille, eine ernſte Tiefe ſeine noch im Alter jugendliche Glut

und Kraft, durften es wagen, zu einem ſolchen Vergleich aufzufordern.

Saib, der philoſophiſche Lyriker, nähert ſich unläugbar einer neuern, reflektiven Zeit, welche mehr Beſonnenheit, und auf ſich ſelbſt geſtützte Thatkraft fordert, als poetiſche Beſchaulichkeit. Weisheit Einzelner war längſt im Oſten heimiſch; Bildung Aller ſoll ſich nun geltend machen, und ſo ſchließt ſich mit

Feiſi die Wunderwelt des Orients dämmernd ab, indem er zugleich, aus der Nacht, die nur Durchgang iſt, wie der Stern des Morgens aus Gewölken, verhüllt auf höhere Entwicklungen deutet.

Wer zum Symboliſiren geneigt iſt, dem muß ſich, wenn er dieſen Zodiakus überblickt, die Betrachtung aufdringen, daß hier mehr noch als bei Goethe's Siebengeſtirn eine bedeutende ſinnbildliche Folge ſich darſtellt, die uns den Gang menſchlicher Bildung überhaupt, bei Einzelnen wie im Ganzen, vor's Auge bringt. Ein Mährchen- und Heroenleben ſchwebt dem Jugendalter vor, das, wenn es auf dem Boden der Wirklichkeit ſich nicht halten will, dem fröhlichen Genuſſe Platz macht, der in's geſellige Treiben verwickelt. Hier werden wir abwechſelnd zur Anerkennung und Satyre angeregt, bis wir lernen, um die innere Forderung nach einem ſittlichen Daſein zu befriedigen, bei unſerer eigenen Beſſerung anzufangen. Die innere Welt erſchließt ſich uns, wir werden ein geiſtig Unendliches gewahr, das uns in ſeinen Unergründlich-

keiten zu verſchlingen drohte, wenn nicht bittere Erfahrungen uns wieder in den Weltlauf zurückriſſen, und unſere Anforderungen allmählig zu jener Genügſamkeit herabſtimmten, welche das eigentliche Element des Glückes iſt. Wir genießen nur, indem wir uns nach allen Seiten bilden und beſchäftigen; wir geben zu genießen, indem wir leiſten; allein jene alten Forderungen, die tiefſten unſeres Geiſtes, kehren wieder, und, was wir jugendlich vom Augenblicke, vom raſchen Drang erwartet hatten, lernen wir nun, indem wir den Wegen des Ganzen denkend nachforſchen, von der ewigen Vorſehung mit Ergebung hoffen, die gläubige Seele ehrfurchtsvoll dem Lichte zugewendet.

Ich überlaſſe die Zuſammenſtellung dieſer Betrachtung mit jenem Zyklus dem Leſer, und, indem ich hoffe, zum weitern Denken Stoff genug gegeben zu haben, ſchließe ich meine Ergänzungen mit dem Wunſche, daß ſie etwas zur Vermehrung, zur Auffriſchung der Liebe an orientaliſchen Studien, und zur Kenntniß des Orients bei Jenen, die ſich ihnen nicht widmen können, beitragen möchten! Denn ich bin überzeugt, daß im Oriente das Kraut wächſt, welches die Kraft hat, manches Leiden der modernen Poeſie zu heilen, und dabei den Vorzug beſitzt, auch dem Gaumen zu behagen.

Einwirkungen Goethe's.

Die holden jungen Geister
Sind alle von einem Schlag;
Sie nennen mich ihren Meister,
Und geh'n der Nase nach.

Goethe.

Das nennest du unnütz, wenn von deinem Wesen
Auf Tausende herab ein Balsam träufelt?

Derselbe.

Goethe's große Eigenthümlichkeit wirkte auf seine Umgebung auf eine dreifache Art. Schwache, kleinliche, und dabei, wie immer, eitle Naturen, die ihn auf keine Weise zu fassen fähig waren, denen nur sein Ruhm und der sichtbare Ausdruck von Großheit, der ihm so eigen war, imponirte, — suchten, so wohlfeil sie nur immer konnten von diesen letzten Aeußerlichkeiten etwas an sich zu bringen, —

„und wie er sich räuspert und wie er spuckt,
das haben sie ihm glücklich abgeguckt;"

die Jünglinge, die seine Jugend mitlebten, thaten, als kämen sie ohne Umweg aus Jaxthausen, Wahlheim oder Auerbachs Keller; — ja wenn's nur überhaupt ein Keller war! es war ihnen ganz genial zu Muthe, und sie ge-

dachten vor der Hand, ehe sie die Welt mit ihren Schöpfungen erheben machen wollten, sich's recht wohl sein zu lassen.

Der Rausch ging vorüber, die Jugend alterte, — aber die Narrheit blieb, oder vielmehr wuchs; denn der Jugend vergibt man sie, dem Alter nicht. Goethe kam, mit Steinen und Antiken beladen, aus Italien, sprach wenig, und war vornehmer geworden. Nun setzten Jene die Brille auf die Nase, gaben sich das Ansehen, Kunstkenner zu sein, und ließen dann und wann ein gnädiges Orakel zu uns armen Sterblichen herniederschallen. Sie thaten, als sei ihnen eben so ruhig zu Muthe, wie ihrem Meister, als stecke hinter ihren vieldeutigen Reden eben so viel Sinn als hinter den seinen. Dieß war das abscheuliche Unheil der Goethe-Thuerei, aus dem wir, leider! noch nicht völlig erlöst sind. — Eine zweite Art der Einwirkung, jener völlig entgegengesetzt, erlitten kräftige, originelle Naturen, die entweder eine innere Diskrepanz mit Goethe's Wesen in sich fühlten, oder von vorneherein jeder Uebermacht feind, je mehr seine Würde sich entfaltete, desto mehr sich gegen sie waffneten. Diese Gegner haben dem Dichter, sobald sie nur wahr und ehrlich waren, weit weniger geschadet, als jene Nachbeter; jetzt, wo Goethe's Eigenthümlichkeit und Verhältniß zu seiner Zeit und Welt immer klarer wird, werden ihrer immer wenigere, aber manche bedeutende fahren noch fort, sich auf ihrem Sattel zu behaupten. — Die dritte Art seines Einflusses, den er zumal in nächster Nähe geübt zu haben scheint, war die erfreulichste. Sie glich der Wir-

kung, welche dieſelbe Eine Sonne auf die mannigfachen Produkte der irdiſchen Vegetation ausübt: Jedes dieſer Gewächſe gedeiht nach dem Maßſtabe, der ihm eingeboren iſt. Und ſo kam durch Goethe's Anregung, aber ohne ſeinen Zwang, mancher treffliche Geiſt zum Bewußtſein ſeiner ſelbſt und der Sphäre, in welcher er für ſich etwas darſtellen konnte, was, in demſelben Kreiſe, keinem andern möglich war. Unterdrückung eigener Kräfte aus Verzweiflung am Gelingen, im Anblicke eines übergewaltigen Geiſtes, wirkte Goethe gar nicht; denn ſein ganzes Sein, Dichten und Lehren war anregend, aufmunternd, fördernd, belebend. Von jeder der geſchilderten Wirkungsarten geben die mannigfachen erſchienenen Korreſpondenzen intereſſante, der Menſchenbeobachter darf wohl ſagen, inſtruktive Beiſpiele. Uns iſt es, indem wir uns von den odioſen, uns leider nur zu gegenwärtigen der erſten und zweiten Art abwenden, nur darum zu thun, an der ſtillen Betrachtung zweier reinen, an's Wunderbare grenzenden Verhältniſſe der dritten Art, unſer Denkvermögen zu üben und unſern innern Sinn aufzubauen. Nichts ſcheint mir unſerer Zeit mehr zu gebrechen, und nichts ſcheint ſie mir eben mehr zu bedürfen, als daß das Aechte, das Tiefe, das ſich in ihr bewegt, an's Licht gezogen, und — nicht im Poſaunenton wieder zu Grabe geblaſen — ſondern erkannt, und durch Erkenntniß der dürſtenden Menſchheit angeeignet werde.

1.

Schon vor mehreren Jahren bekamen wir, wenn ich nicht irre, im Morgenblatt, und darauf in den Blättern für literariſche Unterhaltung, Auszüge aus den Tagebüchern und Briefen der Frau R. Fr. Varnhagen v. Enſe zu leſen, die durch eine blitzartige, aphoriſtiſche Lebendigkeit die Aufmerkſamkeit des Leſers anzogen, und ſobald dieſe gefeſſelt war, ſofort die ernſten Kräfte des Geiſtes und Gemüthes in Anſpruch nahmen. Man war dabei mehr angeregt, als befriedigt, und wünſchte eine deutlichere Vorſtellung von der Bildung, Denkart und den Verhältniſſen einer ſo merkwürdigen Frau erlangen zu können. Der Wunſch iſt erfüllt. Der Gemahl der Verewigten, der als Biograph und als Literator im edelſten Sinne des Wortes rühmlichſt bekannte Varnhagen von Enſe, legt erſt einem engern Kreiſe von Freunden und „Gleichgeſinnten" und nun auch dem größern Publikum in drei ziemlich beleibten Bänden die Schätze eines reichen, gebildeten Lebens vor. Wenn ich dieſe Notizen der folgenden Darſtellung vorſetze, ſo geſchieht es, um mit wenigen Zügen die Schwierigkeiten anzudeuten, die dem Beſprecher eines ſolchen Buches entgegentreten. Der Leſer wird alſo nicht die Löſung eines ſo verwickelten lebensgeſchichtlichen Problems, ſondern die Darlegung desſelben, wie ſie ſich auf wenigen Blättern geben läßt, erwarten.

Wir haben es hier mit einer Natur zu thun, und zwar mit einer eben ſo zarten, als grandioſen; dabei

haben wir die Verhältniſſe zu betrachten, unter welchen ſie ſich entfaltete, und diejenigen, welche — ich weiß nicht ſoll ich ſagen: hemmend oder beſtimmend — auf ſie zurückwirkten. Unter dieſen letztern verſtehe ich die kranken Zuſtände, die Raheln durch ihr ganzes Leben begleiteten, ja, ſo ſehr in dasſelbe verflochten waren, daß man wohl ihre Krankheit ihr Leben nennen dürfte. Man ſieht, daß hier, wenn ein vollkommenes Verſtändniß bezweckt werden ſoll, eine pathologiſche Betrachtungsweiſe einzutreten hat; man ſieht ferner, daß ſich ein Naturell dieſer Art in einem Jahrhunderte die innigſte Theilnahme zu verſprechen hat, welches, in einem ähnlichen krankhaften Prozeß begriffen, einer ähnlichen Betrachtungsweiſe anheimfällt.

Die Zartheit dieſer Natur iſt ſo ungemein, daß auch die winterlichſten Stürme des Lebens, und was mehr iſt, die nüchternſte Wahrheit und eiſige Strenge der Reflexion ihr keine Rauhheit aufzudringen im Stande waren. Daher die ſchöne Eigenſchaft, welche gewiß jeden fühlenden Leſer dieſes Buches auf's Freundlichſte anſpricht, daß bei allem tiefen Ernſte ihrer Studien, bei aller Gründlichkeit und Schärfe ihrer Unterſuchungen, bei aller Kraft und Freiheit ihrer Anſichten, Rahel nicht einen Augenblick das Weib verläugnet. Sie wird vielmehr, was ſie im innerſten Gemüthe zu ſein nie aufgehört, noch in den letzten Momenten ihres von Schmerzen jeder Art zerriſſenen Daſeins, wieder: Kind, in der rührendſten Bedeutung des Ausdrucks. „Ich darf mich im Leiden auf eine Ecke von Gottes Mantel legen; er erlaubt es;“ — iſt ihr Troſt

in den bitterſten Prüfungen. Eine ſtille Redlichkeit, eine heitere Einfalt bleibt ihr Ariadnen'sfaden in dem Labyrinthe des ſozialen und literariſchen Wirrwarrs, und nur dadurch ward ihr die Gunſt, die ſie mit Dank zu rühmen weiß: „bei altersmäßiger Reife alle Springfedern wahrer Kindheit und Jugend im Gemüthe zu behalten."

Großartig iſt der Urtrieb ihres Weſens; er ging ſchon vor dem Erwachen der Denkkräfte außer die Schranken ihres eigenen Wohles und Wehes, wie wir mit Erſtaunen aus ihren erſten, kindiſch-erhabenen Briefen ſehen. Er blieb in ſpätern und den ſpäteſten Jahren der Richtung in's Unendliche, in's menſchliche Große treu. „Iſt", frägt ſie mit mahnender Würde, — „iſt Bewunderung nicht die eigentlichſte Rührung, und das andere nur Mitleid?" — Griechen und Römer würden ſie hierin begriffen haben. — Bei den kleinſten Objekten wendet ſich ihr freier Blick auf die unendliche Verkettung, in der ſie mit dem großen Ganzen leben — eine Großheit, die hin und wieder an die Selbſtbetrachtungen Mark Aurel's mahnt; in allem forſcht und gräbt ſie nach der Weſenheit; überall frägt ſie ſich kühn, und antwortet ſich unverzagt, wodurch alles, was ſie ſagt, den Charakter feſter Originalität und Sicherheit erhält; welche Färbung noch dadurch erhöht wird, daß ſie für jeden Zuſtand, jedes Aperçu, jede Phantaſie, jedes Objekt des äußern wie innern Daſeins in allen Winkeln der deutſchen und franzöſiſchen Sprache, und ſei es in denen des Dialekts und Jargons, den wahrhaft kongruirenden Ausdruck ſucht, ſo, daß denn auch ihre Terminologie ein ganz eigenes, anfangs dunkel und bunt

ausſehendes Kolorit bekommt, mit dem man ſich aber, dem bedeutenden Gehalt zu lieb, von dem es nicht zu trennen iſt, gar bald und gern befreundet. Vielmehr erſcheinen eben durch dieſe Eigenheit ſelbſt gemeinere Erfahrungen, alltägliche Ergebniſſe, einfache Betrachtungen in einem lebendigen Glanze ſelbſt ausgeſtrahlten Lichtes, und wir erinnern uns an Goethe's „wie das Wort ſo wichtig dort war, weil es ein geſprochen Wort war." Dieſe Richtung ihres Geiſtes in's Große, ausgehend vom Bewußtſein eigener Kraft, verbunden mit tiefer und ausgebreiteter Bildung, macht es möglich, daß ihre Betrachtungen, wenn gleich nicht in einer abgeſchloſſenen, ſich gegenſeitig begründenden Gliederung, wie ſie mehr dem männlichen Verſtande zuſagt, ſich doch jederzeit von da, wo ſie eben ſteht, auf die ſonnenhellen Gipfel menſchlichen Erkennens und Glaubens leiteten, daß ſie zu Reſultaten gelangte, die nur dem Geſetzgeber, dem Erzieher des Menſchengeſchlechtes in der Stunde der Weihe ſich offenbaren, und die ihrem Detaillir-Naturell ohne jene Tendenz ihres höchſten Sinnes wohl immer fremd geblieben wären. Bleiben ſie es doch ewig dem größern Theile des menſchlichen, dem größten Theile zumal des weiblichen Geſchlechts! — Und ſo gelingt es ihr, mit der Unſchuld eines Kindes und dem Scharfſinn eines Sophiſten Probleme zu löſen, welche nur aufzuſtellen die Schule Bände bedarf. Wenn ſie z. B. die Verſe hinſchreibt:

Unſer Wille iſt der Gang
Nach dem Zwang;

Immerhin, es ſei!
Einſicht macht uns frei —

ſo können wir nicht verheimlichen, daß allen Dialektikern über das grilligſte Thema der Metaphyſik ein ſolcher Blick zu wünſchen wäre. Ja, man muß zugeben, daß eben die rhapſodiſche Art, mit der ſie in den Lehren der Philoſophen gleichſam die Lebenspunkte (die puncta salientia) aufzuſpüren weiß, ihr wie im Spiele einen letzten harmoniſchen Zuſammenklang vernehmbar macht, in dem ſich die verſchiedenſten Stimmen zuletzt vereinen, ohne es zu wiſſen, weil jede, gewohnt nur ſich zu lauſchen, die Schweſtertöne überhört. „Mir kommt vor", ſagt ſie, „als ſagten alle Philoſophen dasſelbe, wenn ſie nicht ſeicht ſind;" den Unterſchied findet ſie nur darin: „daß ſich Jeder bei einem andern Nichtwiſſen beruhigt." Die Geiſter der Weiſen werden ihr hier lächelnd zunicken; wiſſen ſie doch, daß ſie Alle Spiegel Eines Lichtes ſind, — freilich vom klarſten zum trübſten in gar vielfachen Abſtufungen!

Die Verhältniſſe, unter deren Aegis ſich eine ſolche Natur entwickelte und zur Reife gedieh, waren wohl geeignet, eine ſchöne, vielſeitige, intenſive Ausbildung zu erzielen. Im Mittelſtande geboren, früh dem Einfluß einer Glaubensgenoſſenſchaft, in welcher offene Imagination, Sentimentalität, Bizarrerie und Witz heimiſch ſind, — ſo wie dem einer norddeutſchen, ſtädtiſchen Ueberbildung hingegeben, welcher die Wirkungen des erſtern noch erhöhte, — früh als eigenkräftig und einſichtsvoll anerkannt, und dieſe Vorzüge praktiſch im Familien- und nächſten Freund-

ſchaftskreiſe bethätigend, — früh in der ſtrengen Schule körperlicher und geiſtiger Leiden durchgearbeitet, — allmählig in die Cirkel der feinern, zumal mit Literatur verflochtenen Geſellſchaft hineingezogen, die Welt und ihre Intereſſen beim Scheine der Lampe mit ihren Büchern, wie im verworrenen Geräuſche des Salons überſinnend, und nach und nach mit den Sternen des ſozialen wie des literariſchen Himmels vertraut gemacht, — kann Rahel uns und der Nachwelt zum Maßſtab des Höchſten dienen, was einer Frau unſerer Zeit und unſeres Vaterlandes an Kultur erreichbar iſt. Wir müſſen aber den Leſer auf den Briefwechſel verweiſen, wenn er ſehen will, wie aus den rohen Zügen, die wir entwarfen, das intereſſante Bild ſich zuſammenfügt. Goethe's mächtige Einwirkung darf hier nicht unerwähnt bleiben. Sie war weit mehr, als eine perſönliche zu ſein pflegt; und wenn dieſer große Geiſt in allen edleren Gemüthern ſeines Volkes lebt und leben wird, ſo hat Rahel ganz und gar in ihm gelebt. Ein Verhältniß, welches mit dem ſogenannten magnetiſchen Rapport die größte Aehnlichkeit hat, trat hier ein: und dieſes führt uns auf das Hemmende in ihren Verhältniſſen, das wir oben angedeutet, und nun genauer zu bezeichnen haben.

Rahel kann nämlich nicht verſtanden werden, ſobald man ſie nicht als krank verſteht. Eine bis zu jenem Grade, der noch Klarheit des Bewußtſeins erlaubt, geſteigerte Senſibilität, mit verhältnißmäßig zurückgehaltenem vegetativen Leben, konſtituirt die Eine Hälfte ihres Weſens, wenn wir die andere den freien Wirkungen ihres Geiſtes

zugeſtehen müſſen. Nur einige Züge zu dieſem Bilde: „Um 2 Uhr in der Kirche;“ ſchreibt ſie im Jänner 1820 ... „hinter mir ein Menſch umgefallen. Ich erſchrocken, krank davon den ganzen Tag;“ — bald darauf: „dann den Abend im größten Schnee zu Hauſe; mir verging dreimal die Luft gänzlich; ich glaubte zu ſterben, und rang wie im Waſſer.... Ich war den ganzen Tag zittrig und krank davon.“ Im Jahre 1832 wünſcht ſie Erneſtinen Robert „Harmonie mit der Atmoſphäre“ als das Erſte, Unentbehrliche; „wem Hygiea den Rücken kehrt“ — fügt ſie ſchön hinzu — „der ſieht Apoll auch nur abwärts gewendet.“ Ihre Briefe zur Zeit der Cholera ſind in dieſem Betracht merkwürdig. So floß ihr Leben zwiſchen Briefſchreiben, Theetrinken und Krankſein hin, ein Kampf-Terrain wechſelnder Einwirkungen von Außen, und einer höchſt erregbaren Stimmung von Innen. Durch dieſe Stimmung wird die bis zum Durchſichtigen geläuterte Empfänglichkeit für Influenzen jeder Art, von denen der Witterung bis zu denen menſchlicher Geiſter auf ſie begründet, wodurch ſie gleichſam eine konduktoriſche Eigenſchaft erhielt; durch ſie das Abſpringen von einem Objekte zum andern, die Geiſtes-Oszillation; Reſultat einer krankhaften Reizbarkeit, der ein behagliches Verweilen unmöglich iſt; weßhalb denn ihr bunter, zerriſſener Redeſtyl dem an ſchrittweiſe Folgerichtigkeit, an Steigerung und Entwicklung gewohnten männlichen Leſer Unbehagen verurſacht, ſo daß man ſich in ihre Briefe mit Neigung hineinleſen muß, um ſie, in ihrem Sinne, zu „goutiren;“ durch ſie das ſtete Aufmerken auf ſich ſelbſt, nicht bloß in

ſittlicher, ſondern auch in materieller Beziehung, wobei ſie ſich, ſo gut es gehen will, als Phänomen zu faſſen und zu zergliedern ſucht — ein Geſchäft, welches vom Geſunden nie ſo ſorgfältig ausgeübt wird, welches ihm auch nie in dieſem Grade gelänge. Und da der Menſch doch nie aus ſeiner Haut heraus kann, ſtelle er ſich wie er wolle, ſo mag man unſere Zeilen als Ergänzung des Bildes von fremder Hand betrachten, welches die eigene ſo muſterhaft zu ſkizziren wußte.

Ich habe oben dieſe krankhaften Zuſtände nicht bloß hemmend, ſondern überhaupt beſtimmend genannt; und in der That, wenn es im Allgemeinen wahr iſt, daß Fehler ſo gut wie Tugenden zum Ganzen eines Menſchen gehören, ſo tritt hier insbeſondere der Fall ein, daß wir uns eben die ſchönſten, merkwürdigſten und eigenſten Vorzüge Rahel's nicht ohne ihre Mängel, nicht ohne ihre Krankheit denken können. Ihre penetranteſten Ausſprüche, ihre, wie Blitzſtrahlen ſternenloſe Nächte aufhellenden Seherworte, ihre tiefſten Empfindungen, welche die geheimen Saiten unſeres Herzens ertönen machen, — was ſind ſie anders, als Divinationen einer Clairvoyante? Nicht einer eiſernen Kette von Schlüſſen entgliedert, ſondern Blüten und Früchte, dem Wunderbaum erhöhten Gemüths- uud Nervenlebens im Zauber des Augenblicks entwachſen. Ich fürchte, für manchen meiner Leſer hier ſeltſam und myſtiſch zu werden, und breche deßhalb ab. Das Geſagte reicht hin, ihre Zuſtände zu beleuchten; und wer die angedeuteten Wege verfolgt, wird mehr inne werden, als ich ſagen konnte; wird in dem Wechſelwirken einer zart organiſirten Natur,

eines frühreifen Geiſtes und ſchmerzenreicher Jahre, leicht auch die Wurzelfaſern jener ſchönen Religioſität finden, welche Rahel's eigenſtes Lebensergebniß, und worin ſie Virtuoſin war.

Aus den, im Allgemeinen über eine ſo denkwürdige Erſcheinung angeſtellten Reflexionen, wird ſich ſofort manche Einzelnheit, die, aus dem Ganzen geriſſen, räthſelhaft daſteht, erklären laſſen. Ihr Verſtändniß, z. B. Goethe's, tief und lebendig wie es iſt, iſt doch kein ſolches, wie man es dem Philoſophen, dem Naturforſcher zuſchreibt, wenn er ein Gegebenes aus ſeinen nothwendigen Bedingungen, in ſeinen nothwendigen Folgen, begreift; es iſt eher eine Sympathie, als eine Einſicht zu nennen. Sie faßt das einzelnſte, das gelegentlichſte, bedingteſte, flüchtigſte ſeiner Worte auf, und weiß — man darf nicht ſagen: etwas unterzulegen, ſondern — das Lebendige darin dergeſtalt herauszufühlen, daß den, der mit ihr zu fühlen geeignet iſt, ein Staunen überfällt, welche Fülle des Erlebten ein ächtes Dichterwort in ſich ſchließt. Selbſt die abgeſchloſſenſten Philoſophen, einen Spinoza, den „ehrlichen, unperſönlichen, ſtillen, milden Denker," von dem ſie aber gerade das wunderbarſte und zugleich praktiſcheſte Kapitel de affectibus „ennuyirt," St. Martin, Fichte, „ihren Herrn und Meiſter," nimmt ſie ſo bei einem Ende des Fadens auf, entwickelt mit glücklichem Takt Reſultate aus dem Knäuel, und ſo geſchieht es, daß, indem ſie Jedem das Erlebte nachlebt, in ihr die ſeparateſten Anſichten und Kredo's ſich vertragen. Denn freilich liegt in jeder konſequenten philoſophiſchen Doktrin etwas Aechtes, das zum

Höchſten führt: nämlich die Prozedur des menſchlichen Denkvermögens. Rahel weiß nichts von der Unverträglichkeit jener drei erwähnten Konfeſſionen; ſie weiß nur, daß alle der Einen Sonne zuſtreben, die ihren Strahl auf alle herabſendet.

Wenn wir nun dieſen Geſichtspunkt feſthalten, ſo werden wir billiger gegen ihr nicht ſelten befremdendes Urtheil über Schriftſteller und öffentliche Charaktere, mit dem man durchaus nicht übereinzuſtimmen vermag; ſelbſt über ihren Goethe, den ſie nicht immer völlig erräth: man begreift ihre eigene Verwunderung über das, was ihr an manchem ihrer Lieblinge unbegreiflich erſcheint, weil ſie das Woher und das Wozu vergißt. Dahin zähle ich ihre Kritiken über die Novelle vom Prokurator und der jungen Frau in den Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten, die der Erzähler vorzugsweiſe „moraliſch" nennt; über Hoffmann's Fräulein von Scuderi; über Walter Scott; wohl auch über die Briefe eines Verſtorbenen; und ſo manches andere; dahin ihr Staunen über Novalis Nichtverſtehen Wilhelm Meiſters u. dgl. m.

Ein dem Leſer ſehr zu Hilfe kommendes Beiſpiel von der Art, wie ſie über ſich ſelbſt raiſonnirt, iſt die Vergleichung, die ſie zwiſchen ſich und der Frau v. Staël anſtellte: „Sie war gutmüthig und haßte Affektation, oder vielmehr: die ennuyirte ſie zu Tod; und Ennui war ihr Aergſtes; dies iſt auch mein Aergſtes; ſonſt vergeben wir viel. Die armen Menſchen! ſag' ich immer; pauvre nature humaine! ſagt ſie; aber wir ſind ſehr verſchieden. Sie hat Talent, ich nicht. Wenn ich auch Bücher machte,

ſo ſchrieb ich nicht.... Sie vergriff ſich ſonſt in Schätzung der Sentiments; und das ſah aus wie Affektation in ihren Büchern; ſo etwas that ich auch in der früheſten Jugend nicht."

Zu ihrer Selbſtbeobachtung gehört es, daß ſie häufig am Eingange ihrer Briefe die Witterung und andere äußere Umſtände, die während des Schreibens Statt fanden, zu ſchildern ſucht. Sie will damit ihre ganze Situation, und die durch ſie erregte Stimmung dem Empfänger vor die Seele bringen; ſich als einen Komplex beſtimmter Wirkungen heterogener und gleichnamiger Elemente naturgeſchichtlich darſtellen. Aber nicht bei der unfruchtbaren Beſchauung deſſen, was nicht in des Menſchen Willkür gegeben iſt, blieb ſie ſtehen; ſondern ſie hörte nicht auf, wie ſie es nennt, „an ſich zu zimmern", — was ihr in den Stunden bitterer Prüfung, die ihr ſo zahlreich beſchieden waren, heilſame Labungen bereitete. So kennt ſie auch die in ihren krankhaften Zuſtänden begründete Unmöglichkeit, ein Ganzes friſch in ſich aufzunehmen, treu zu hegen, und mit ſtiller Ausdauer zu vollenden. Es war wohl dieſe Erkenntniß, die ſie bewog, wiederholten dringenden Aufforderungen zur Ausarbeitung irgend eines gegliederten Werkes zu widerſtehen. Zur poetiſchen Hervorbringung, der lyriſchen zumal, war ſie übrigens befähigt genug, und obendrein getrieben. Nicht aus den eingeſtreuten Verſen und gelegenheitlichen Gedichtchen, die höchſt ungelenkſam ſind, iſt dieß zu ſchließen, ſondern aus ihrer Individualität und einzelnen Flügen ihrer Phantaſie. Statt jeder weitern Erörterung folgende Zeilen, die ſie zu einem

ausgeſchnittenen Bildchen ſchrieb: „In milder Nacht, bei hellem Mond und ſanfter Sterne Licht, in Blumenmitten, die freier athmen, und zu einander flüſtern, was ſie bei Tag verſchwiegen, oder was verhört nur werden mußte; wenn noch verſpätet Schmetterlinge jagen, die Schnecke ihren Weg verfolgt, ſtill eine Biene einholt, was ſie Tags im Kelche laſſen mußte der Schlaf die Welt gefangen hält und befreit, Weſte nur leiſe ſich und ſchmeichelnd zu den Aeſten wagen, Vögelchen nicht zu wecken; Gräſer und Halme Abendthau auf ihren Häuptern wiegen, das ganze Thal ein Feſt der Sehnſucht und der Ruh', ein Tag für Elfen und für ihre Spiele: fehlt nichts als eines lieben Mädchens Gegenwart; ihr Aug' und ihre Bruſt, dieß Feſt zu überſchau'n und zu empfinden; und was dem ſchönen Kinde nun noch mangelt, wird ſie im Liedeston uns nun berichten." — So denkt, ſo wünſcht man ſich weibliche Dichtungen. Dieſes liebevolle Eingehen in das heilige Stillleben der Natur, mit der Fertigkeit, die Fäden dieſes Lebens durch angemeſſenen Ausdruck mit denen des menſchlichen zu einem ſchönen Bilde zu verweben: iſt Grundbedingung zur Lyrik. Auch an Betrachtungen über das Weſen der dichteriſchen Produktion ließ ſie es — wie man denken kann — nicht fehlen. „Wechſel zwiſchen Bewußtſein und Nichtbewußtſein", ſagt ſie, „macht den Dichter, wie er den Menſchen macht;" — und: „der Dichter brauche ſeine Stimmung, wie der Bildhauer den Marmor;" und ſo iſt ihr der poetiſche Zuſtand ein fruchtbares Gleichniß des menſchlichen. Vortrefflich unterſcheidet ſie die „Beſchreibung" als ſubjektiv von der objektiven „Darſtellung",

und weiß mit Geſchmack und Schärfe einzelne Schönheiten der Dichter zu deuten.

Wenn ſie häufig Bücher wie Menſchen überſchätzt, ſo hat ſie dieß mit allen Beſſern gemein, und es hat ſeinen Grund in der Schönheit ihres Gemüthes, deſſen Spiegel reinigt und verklärt. Und hier wäre es am Orte, über das, was Rahel eigentlich war, über die ſittliche Würde ihres Charakters, den Kern und Gehalt ihres Lebens etwas beizubringen, wenn nicht alles Vorhergehende, wie Radien aus einer Peripherie, nur nach dieſem Zentrum hinwieſe; wenn nicht die Erzählungen und Zeugniſſe ihres Gatten und Anderer ihren Wandel als würdig und ſegenvoll darzuſtellen genügten; wenn endlich nicht jedes Wort über den eigentlichen und innerſten Werth eines Menſchen ein überflüſſiges, ungenügendes, ja entheiligendes Zeichen deſſen wäre, was nicht auszuſprechen, und nur durch Schweigen genugſam zu ehren iſt.

Doch fehlt es in ihren Briefen auch nicht an Ausſprüchen, welche in bedeutungsvoller Kürze die tiefſten Geheimniſſe einer ſchönen Seele wie die reifſten Früchte eines langen, der Menſchheit liebevoll geweihten Nachdenkens, den Gleichgeſinnten erblicken laſſen. „Jeder trägt ſein Schickſal in ſich: Wünſche nach Dingen, ohne die er nicht weiter leben kann; ..... So lange wir nicht auch das Unrecht, was uns geſchieht, für Recht halten, ſind wir noch ohne Dämmerung; ..... Einſicht macht uns Menſchen zu Sklaven der Pflicht; ..... Handeln iſt an und für ſich ſittlich; da hebt es an; ..... Billigkeit, Haß, Liebe wird geübt, aber keine Gerechtigkeit; ..... Man

hat ſich nicht, wenn man ſich nicht ſtreng faßt; ..... Was in der Welt iſt liebenswürdiger und glücklicher als eine aufgeſchloſſene Seele für Alles, was Menſchen betreffen kann? ..... Es gilt in allen Fächern, Handlungs- und Gedankenkreiſen um dieſelbe Sittlichkeit. Wahrheit oder Nicht-Wahrheit; die lieben iſt ſittlich ſein; ſie zu finden wiſſen, Verſtand haben, — der Vernunft folgen; und niemals darin ermüden: iſt der höchſte Bund." — In dieſen Ueberzeugungen blickt ſie auf ihr Leben zurück; das Hochgefühl ihres eigenen Werthes geht ihr auf, und eine tröſtliche, einzige, unentreißbare Empfindung beruhigt ihr Gemüth, wenn ſie die Zeilen niederſchreibt: „Beim Schlimmſten, beim Tode ſelbſt — laß uns denken, daß wir zu den Edelſten gehörten, und mit offenen Augen lebten."

Mit offenen Augen ſieht ſie ihre Zeit an, ihr Berlin; ihre Bücher, ihre Menſchen, ihre Leiden; und, wie ſie, vor und mit den Beſten ihres Volkes Goethen zu würdigen weiß, ſo ſpricht ſie ſich gründlich und frei über alles aus; und oft genug haben Erfolg und Nachwelt das Siegel auf ihre Orakel und Prophezeihungen gedrückt. Die Urtheile über Tieck's Phantaſus (zu jener Zeit), manches über Jean Paul und Schiller, über Frd. v. Schlegel, Schleiermacher (im J. 1816) über Madame Staël, über Thiers (prophetiſch) und wie viele politiſche Reflexionen und ſibylliniſche Blätter wären hieher zu zählen! Durch dieſe Schärfe und Tiefe ihres Blickes macht ſie uns, wenn er in den Kreis ihrer Freunde fällt, denn auch mit mancher anziehenden oder inſtruktiven Perſönlich-

keit bekannt, die, wie Fr. v. F. unſere Neigung, wie Alexander von der Marwitz unſere Achtung zu erwerben verdient.

Das Bildniß der Verewigten iſt dem erſten Bande mitgegeben, nebſt einem Fakſimile. Jenes drückt den Kampf zwiſchen Krankheit und angeborner Heiterkeit und Stärke, die bedeutende Miſchung von liebevollem Ernſt und freiem, klarem Spott, das Mitgegebene und geſellig Erworbene, ſehr wohl aus, und möchte demgemäß als ähnlich anzuſprechen ſein. Dieſes iſt ein Denkſpruch aus dem Lieblings-Myſtiker Rahel's, dem Dichter des „cherubiniſchen Wandersmannes," — ein Spruch, deſſen Anwendbarkeit auf ſie ſelbſt alsbald in die Augen fällt. Daß ihr die Myſtiker überhaupt zuſagen, indem ſie jedes Bedürfniß des menſchlichen Gemüthes mit ahnungsvollen Klängen beſchwichtigen, wird Jeder, der unſere Zeilen einiger Aufmerkſamkeit werth fand, natürlich finden.

So gewährt uns denn dieſe merkwürdige Briefſammlung von Neuem die Ueberzeugung, daß, unabhängig vom Einfluſſe geſchlechtlicher Verhältniſſe, wenn gleich durch ſie eigenthümlich gefärbt, ſich die Blüte veredelter Menſchheit, — ſo wie, unabhängig von geſellſchaftlichen Einwirkungen und Doktrinen, in der Stille eines gereinigten Gemüthes, ſich das Gefühl und die Einſicht der höchſten menſchlichen Intereſſen entfalten könne. Wenn jeder Einzelne, mit ſtrenger Beharrlichkeit, wie dieſe Frau, über ſich wachend, dieſe Pfade ginge, ſo würden alle auf dem Gipfel zuſammentreffen, und das Ganze würde den unvergänglichen Segen der ſchmerzlichen Bemühungen empfinden.

2.

Wenn wir, zu eigener Förderung, Rahel's originelle Lebens- und Bildungswege zu verfolgen unternahmen, so haben wir die Gelegenheit dankbar anzuerkennen, welche uns Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde gewährt: das Gefühl der Ehrfurcht öffentlich auszusprechen.

Es tritt hier etwas an's Licht des Tages, was, in geweihten Nächten aufgeblüht, dem Geheimniß angehört, aus dem es geboren, und in das es sich zu verhüllen gewohnt ist, seit es unter den Menschen sich entfaltete. Da es sich nun einmal hervorwagt, so sind wir aufgefordert, es zu begrüßen; mehr aber kann man nicht von uns verlangen. Zu beurtheilen ist da schon gar nichts. nicht einmal darzustellen, kaum zu vermitteln; zu vernehmen ist, wo möglich in sich aufzunehmen, zu genießen; wo nicht, mit Achtung und stiller Verneinung abzulehnen. Ein Rezensent, im gemeinen Sinne des Wortes, diesem Phänomene gegenüber, würde recht eigentlich den asinus ad lyram darstellen. Es wäre, als ob man Gewitter, Schmerzen, Genüsse und Blüten rezensiren wollte. „Wer mich kennt, wer mich fühlt — ruft uns Bettina im Tagebuch zu — will nicht urtheilen. Wie die Sonne freundlich mit ihren Streiflichtern auf Deinem Antlitz spielt, so spielt die Liebe, die Laune mir am Herzen; und wen ich liebe, dem bringt es Ehre; ... Du hörtest mir zu, und ließest die Andern den Verstand haben, sich meiner Narrheit zu entsetzen ... Ewiger Rausch der Liebe und Nüchternheit des Verstandes! ihr stört einander nicht: die

eine jauchzt Muſik, der andere lieſt den Text.“ — Mit fortgeriſſen von den Wogen dieſer Begeiſterungen, ſetze ich, nicht ohne ein ſchmerzliches Widerſtreben, den Kiel auf's Blatt, um da Gränzen hinzuzeichnen, wo keine ſind. Wir nennen es ordnen, und müſſen es einmal thun, wenn wir nach unſerer Weiſe uns über etwas klar dünken wollen.

Weil ich aber gleich Anfangs von einer Parallele ausgegangen bin, ſo will ich ſie weiter fort-, ja gänzlich durchführen. Vielleicht, daß ſie uns weiter hilft, als die einſeitige Reflexion über eine abgeſchloſſene Natur.

Rahel und Bettina ſind weibliche Charaktere des höchſten Genre; beide wurzeln tief in dem Lebensele-mente, das unſer Jahrhundert bietet; beide denken und fühlen rein, eigen und groß; beide fallen in der Vereh-rung Goethe's zuſammen; beide gelangen merkwürdig zu gleichen Reſultaten, welches wir ſpäter im Einzelnen nach-zuweiſen gedenken; und doch ſind ſich beide ſo völlig, als es nur unter ſolchen Verhältniſſen denkbar iſt, entgegen-geſetzt. Rahel iſt das exquiſiteſte Kunſtprodukt, welches durch ſeine Vollendung in den Kreis der Natur wieder zurückkehrt; Bettina iſt reines Naturprodukt, welches die Vollendung urſprünglich in ſich hat, und auszuſprechen ſtrebt; Rahel iſt krank, und aus dieſer Krankheit ſetzt ihre Geiſteskraft die wunderbaren Perlen ab; Bettina iſt ge-ſund, und dieſe Geſundheit reift überquellend duftige Blü-ten und ſaftige Früchte in ihr, die ſie ſelbſt mit liebe-voller Andacht bewundert und genießt; bei Rahel über-wiegt Intelligenz, angeboren, und entwickelt durch geſell-ſchaftlichen Verkehr, in dem ſie lebt und webt, und allein

Befriedigung findet; bei Bettina waltet das Gemüth vor, gehegt in ſtiller Einſamkeit, worin einzig das Höchſte zur freien Geſtaltung kommt; Rahel ſucht Goethe's Geiſt zu faſſen, aus jedem Worte zu ſaugen, in ſich zu verwandeln; ſie hat es mit dem Dichter, dem Weiſen zu thun; Bettina gibt ſich der Einwirkung ſeines Gemüthes liebend hin; ſie ſucht ſich in ihn zu verwandeln; ihr iſt er die Sonne ihres Blühens: Er, nicht ſeine Werke, zu denen ſie eher in einem oft feindlichen Verhältniſſe ſteht; Rahel's Ausdruck iſt originell, kurz, expreſſiv, pointirt, zerriſſen, geiſtreich, unſchön; Bettina's Sprache fließt, ein Wohllautſtrom des Gefühls, im Abendlicht der Liebe hin, und iſt wahrhaft ſchön; Rahel's Sphäre iſt breit und tief, Bettina's Richtung tief und hoch; die Philoſophie Beider iſt idealiſtiſch, weil ſie weiblich iſt, und nähert ſich der Denkart Fichte's; nur bei Rahel mit einer realiſtiſchen Hinneigung zu Spinoza, bei Bettina mit einem Verwandtſchaftszug gegen Platon-Jacobi hin; und während Rahel, gewohnt, „an ſich zu zimmern," nach erſchütternden Wehen und herben Läuterungen uns die Schöpfung ihrer ſelbſt darſtellt, begnügt ſich Bettina, dem geheimnißvollen Walten eines höhern Geiſtes in ſich zu lauſchen, als deſſen geheiligtes Organ ſie ſich ſelbſt, — als deſſen myſtiſches Heraustreten und Rückkehren in ſich, ſie mit Religion ihr ganzes Leben betrachtet.

Wer dieſer Vergleichung mit einiger Theilnahme gefolgt iſt, wird nun lieber das Einzelne durchgehen und ſehen, in wie fern ſie uns dabei fördert, in wie fern ſie ſich dabei bekräftigt. Das Ganze beginnt mit einer Kor-

reſpondenz zwiſchen Bettina und Goethe's Mutter, der Frau Rath. Dieſe treffliche Frau, die wir hier zur Befriedigung unſeres Herzens kennen lernen, bildet, hiſtoriſch und dem Charakter nach, die Mittlerin zwiſchen dem Dichter und dem Kinde. Ihre mütterliche Liebe hält ihr den Spiegel vor, in welchem ihr Bettinens ideale Leidenſchaft erkennbar wird; und wie ſie ihrem Sohne an praktiſchem Sinne, ruhigem Behagen, kräftiger Seelengeſundheit und Freude an Ordnung und Geſetztheit näher ſteht, ſo zieht ſie das ächt weibliche, zarte Gemüth, der freundliche Kinderſinn, „die Luſt zu fabuliren," zu Bettinen hin, die ihr mit der Zeit unſchätzbar und völlig unentbehrlich wird. Nichts kann ſie in dem Glauben an das ſchöne Herz irre machen, das ſich ihr aufgethan, das ſich an das ihre geſchmiegt; man konnte ihr nicht weißmachen, daß Bettina falſch gegen ſie ſei. „Der iſt falſch" — ſagte ſie — „der mir meine Luſt an ihr verderben will" (II.). Sie wünſcht ihre junge Freundin, einzig um dieſer willen, beruhigter, geſetzter, ſich den Kreiſen des täglichen Lebens bequemender, indem ſie für die Harmonie ihres Innern bei ſteter Aufregung beſorgt iſt. „Das kann ich nicht von Dir leiden" — ſchreibt ſie in dieſem Sinne — „daß Du die Nächte verſchreibſt, und nicht verſchläfſt; das macht Dich melancholiſch und empfindſam. Mein Sohn hat geſagt: was einen drückt, das muß man verarbeiten, und wenn er ein Leid gehabt hat, da hat er ein Gedicht d'raus gemacht. Der Menſch wird begraben in geweihter Erd'; ſo ſoll man auch große und ſeltene Begebenheiten begraben in einen ſchönen Sarg der Erinnerung, an den

ein jeder hintreten kann und deſſen Andenken feiern. Das hat der Wolfgang geſagt, wie er den Werther geſchrieben hat" (I.). Und wieder ſchreibt ſie: „Ich ſag' Dir noch einmal: alles in Ordnung! und ſchreib' ordentliche Briefe. in denen was zu leſen ſteht. Dummes Zeug nach Weimar ſchreiben! ſchreib', was euch begegnet; alles ordentlich hintereinander" (I.). Nichts deſtoweniger ſucht und weiß die gemüthvolle Frau mit des Mädchens Wunderwelt nach ihrer Weiſe fertig zu werden; und wenn ſie ihr in der ſublunaren keinen Platz anzuweiſen findet, ſo gönnt ſie ihr gerne das Himmelreich: „Wenn's nur auch wahr iſt, daß Du das alles geſehen haſt!" antwortet ſie auf die Beſchreibung alterthümlicher Kunſtwerke, die ihr Bettina zuſendet; denn ſie traut der ſchwärmenden Phantaſie nicht recht; gleich aber verbeſſert ſie ſich: „Ja, Du haſt! ſolche Sachen, die man im Kopf ſieht, die ſind auch da, und gehören in's himmliſche Reich, wo nichts einen Körper hat, ſondern nur alles im Geiſt da iſt" (I.). „Gott habe geſagt: es werde!" pflegte ſie zu ſagen — „und habe dadurch die Welt erſchaffen: eben ſo ſei dem Menſchen dieſe Kraft eingeboren: was er im Geiſte erfinde, das werde im Himmel erſchaffen. Der Menſch baue ſich ſeinen Himmel ſelbſt" (II.). Man ſieht, die Verwandtſchaft war größer, als es auf den erſten Blick ſcheinen mochte, und das mit dem „dummen Zeug" war ſo ernſthaft nicht gemeint. Die liebe Mutter läßt Jeden gelten, wenn er nur ächt und folgerichtig erſcheint. „Wer der Stimme in ſeiner Bruſt folgt" — ſo lautet ihr Kredo — „der wird ſeine Beſtimmung nicht verfehlen; dem

wächſt ein Baum aus der Seele, aus dem jede Tugend und jede Kraft blüht, ... und Religion, die ihm nicht im Weg iſt, ſondern ſeiner Natur angemeſſen" (II.). Eine ſolche Anſicht führt herrlich über die Proſa des Werktages heraus, und lehrt eine wackere Frankfurter Bürgerin — trotz aller Baſen, Muhmen, Schöppen und Räthe: „daß die Poeſie dazu da ſei, um das Edle, Einfache, Große aus den Krallen des Philiſterthums zu retten" (II.) Gewiß iſt es dieſer Theil des ganzen Briefwechſels, der durch Laune, herzliche Fröhlichkeit, gemüthliche Tiefe beſonders anſpricht; wie er nebenbei über Goethe's Naturell manchen erhellenden Aufſchluß gibt, und auf das Folgende ſchön vorbereitet.

Nun beginnen die Briefe an Goethe. Und hier iſt es, wo wir uns beſcheiden müſſen, paſſiv zu bleiben, und Jeder, nach ſeinem Kreiſe des Denkens und Fühlens, ſich dieſe Wunder anzueignen hat. Hier ward ein Himmliſches zur Welt geboren; das können wir nicht palpabel machen; nur wer das Verwandte, das Gleiche erlebt hat, mag es ſich im Stillen, zu ewigem Labſal, wiederholen. Genug es war, es iſt. Dieſen Stempel hat es ſiegreich an der Stirne, und legt ein Zeugniß ab für die allwaltende Macht des Geiſtes. Das Heliotrop öffnet ſein gläubiges Auge dem heiligen Geſtirn, duftet und ſproßt und blüht ihm entgegen; und das iſt ſein Leben. Und Hyperion? Er neigt ſich herab zur Blume, entwickelt ihre Farbe, ihr ſtilles Wachsthum, ihre Düfte, erwärmt und erhellt ſie wohlthätig, und erfreut ſich ihres liebenden Kultus, indem er ſie durchleuchtet, ohne ſie zu begreifen. So

verhielt ſich der ſinnende Dichter zu dieſer Liebe, ſo legte er auch dieſes höchſte Phänomen zu ſo vielen irdiſchen, bedeutenden, die er nach ſeiner Weiſe gelten ließ, und durch Aufſchluß, Darſtellung oder Liebe zu deuten ſuchte.

Wenn wir bei Rahel an ſogenannte magnetiſche Wirkſamkeiten uns gemahnt fühlten, ſo ſehen wir uns hier noch magiſcher in eine Sphäre waltender Naturkräfte fortgezogen. Im Jahre 1807, als Bettina, damals 13 Jahre alt, zum erſtenmale vor ihm ſtand, da erblaßte ſie und zitterte; aber an ſeiner Bruſt, von ſeinen Armen umſchloſſen, kam ſie zu ſo ſeliger Ruhe, daß ihr die Augenlider zufielen, und ſie einſchlief. (Tageb). — Von nun an war die Schale geſprungen, und der Kern ihres Lebens lag enthüllt. Immer reiner, geiſtiger bildete ſich Bettina's Seele zum Gefäß einer myſtiſchen Liebe, in das ſich von oben das Manna kindlicher Weisheit ſenkte. Zum Freund, wie zur Kaaba hingewendet, verrichtete ſie das Gebet ihres Daſeins. „Ich gelobe es — ſprach ſie — dasjenige, was, von der äußern Welt unberührt, in mir vorgeht, heimlich und gewiſſenhaft demjenigen darzulegen, der ſo gern Theil an mir nimmt, und deſſen umfaſſende Kraft den jungen Keimen meiner Bruſt Fülle befruchtender Nahrung verſpricht.“ Und als dieß Verſprechen in Erfüllung ging, als es in ihr blühte und wogte, da ſtaunte ſie ſelbſt, und ſchrieb: „Es iſt ein groß Geheimniß der Liebe, dieß immerwährende Umfaſſen Deiner Seele mit meinem Geiſt; und es mag wohl manches daraus entſtehen, was keiner ahnt“ (Tageb.). — Nicht um Erwiederung war es ihr zu thun; ihr genügte es, eine heilige

Richtung zu ihm zu haben, ungeſtört, ob aufgenommen oder verläugnet (Tageb.). Ja, wenn ſie zu fühlen glaubt, ihrer Begeiſterung werde nicht ſo geantwortet, als ſie es in ſchönen Stunden träumt, ſo irrt es ſie nicht; „war ich denn je verſtanden?“ frägt ſie — „warum will ich verſtanden ſein? Alles iſt Geheimniß;.... Du mich empfinden? wer biſt Du, daß ich's von Dir verlangen muß?“ (Tageb.) Von ihrer Seite aber ſoll kein Dunkel walten; ihm ſoll nichts in ihr, was ſie deuten kann, Räthſel bleiben; und man kann wohl kein rührenderes Bild ſchuldlos-reiner Hingebung malen, als ſie es in dieſen Zügen thut: „Ich glaube, daß es die Aufgabe der Liebe iſt, zwiſchen Freunden das Räthſel zu löſen; ſo daß ein jeder ſeine tiefere Natur erſt durch und in dem Freunde kennen lernt.... Darum möcht' ich auch nicht falſch ſein; lieber möcht' ich's dulden, daß alle Fehler und Schwächen von Dir gewußt wären, als Dir einen falſchen Begriff von mir geben: weil dann Deine Liebe nicht mit mir beſchäftigt wäre, ſondern mit einem Wahnbilde, das ich Dir untergeſchoben hätte.“ Gewiß, hier kann weiter keine Mißdeutung, nur ein Nichtverſtändniß Statt finden. Sie hat in Goethe das Höchſte geliebt, in dieſer Liebe das Höchſte gefunden. In ihrem Strahle hellt ſich ihr das Dunkel des Lebens auf, vergeiſtigt ſich ihr die Natur; dieſe Liebe iſt ihr Talent, ihre Kunſt, ihre Wiſſenſchaft, ihre Philoſophie. Um dieſes Zentrum kreiſt ihre Betrachtung; ſie kann ſich's nicht klar genug machen; und wie alles Denken, das von einem lebendigen Punkte ausgeht, ſich in's Unendliche ſteigert, und ſtufenweiſe zum Höchſten leitet, ſo ergeht es

auch ihr. „Natur empfindet ſich ſelig im Geiſt des Menſchen: Das iſt meine Liebe zu Dir; der Menſchengeiſt erkennt dieſe Seligkeit: Das iſt Deine Liebe zu mir; geheimnißvolle Frage und unentbehrliche Antwort;“ ſo ſtrebt ſie das Verhältniß auszuſprechen; ſo, und auf hundert andere Weiſen, die alle Eines ſagen: ihr ganzes Dichten und Reden beſteht nur aus Variationen über das Thema der Liebe. Mag man ſolche Ergießungen immer Schwärmerei nennen: ſie beruhen auf dem Glauben; ſie fühlt, ſie weiß es. „Wenn ich zweifle und nicht glaube, ſo verfliegt mir auch Dein ſchönes Andenken, und ich habe nichts“ (II.); — aber welches Große und Schöne beruht nicht auf dem Glauben? Das Weſentliche des Daſeins iſt Glaube; durch ihn allein kündet dem Sterblichen eine höhere Macht ihre Gegenwart an, wenn ihm die Liebe entgegenkommt, und ſo erwächſt uns die Seligkeit. „Ich weiß ein Geheimniß — lispelt Bettina; wenn zwei mit einander ſind, und der göttliche Genius waltet zwiſchen ihnen, das iſt das höchſte Glück“ (I.). So offenbart die Weisheit ſich dem liebenden Gemüthe, die Kraft, wie die Schönheit; und wenn man ſich verwundert, daß ſie den ſechzigjährigen Goethe ſchön nenne, erwidert ſie: „Schönheit iſt ein von der Gemeinheit abgeſchloſſenes Daſein; ſie verwelkt nicht, ſie löſt ſich nur vom Stamm, der ihre Blüte trug; aber ihre Blüte ſinkt nicht in den Staub: ſie iſt beflügelt und ſteigt himmelan“ (Tageb.). So baut ſich Platon's göttliche Ideenwelt hier von Neuem in dem jungfräulichen Gemüthe eines Mädchens auf; wir vernehmen die herrlichen Orakel und ſtaunen. Niemand jedoch

wird ſie verſtehen, dem der Boden für dieſe Keime gebricht, dem dieſe Worte leerer Schall ohne Körper ſind; wem ſie aber lebendige Früchte bieten, die er zu genießen fähig iſt, ſtatt ſich bloß an der bunten Oberfläche und dem lockenden Duft zu ergötzen, der iſt gewiß glücklich zu nennen; denn ihm hat das Leben ſchöne und große Ergebniſſe geboten: er iſt kraft des Geiſtes, der in uns lebt, denjenigen, in und aus dem alles lebt, gewahr worden, und verſteht nun fremde Offenbarung aus eigener. Es koſtet ein Ringen, das Leben des Lebens zu erfaſſen; dann aber ſchwinden die Zweifel und der Menſch iſt frei. Allein die Meiſten wollen lieber dunkel angeweht, als lebendig ergriffen ſein; unter dem Bann eines Zaubers gefallen ſie ſich, der ihre Kraft gefeſſelt hält, um nur nicht Mühe und Entſchluß aufbieten zu müſſen. Hier hat ein weibliches Gemüth, zum neuen Beweiſe, daß das Höchſte keines Geſchlechtes iſt, ſo Herrliches geleiſtet; was man ſich gewöhnt hat, als hergebrachte leer ſchrillende Phraſe gleichgiltig zu überhören: hier wird es wieder wahr, und der Zweifel verliert ſich freudig in der erneuten erquickenden Gewißheit: daß es Liebe und Leben gebe. Daß Bettinen bei ſolcher Liebesweisheit vor Allem der Geliebte klar ward, bis zu einem Grade, wohin der grübelnde pſychologiſche Verſtand nicht langt, wird ſich denken laſſen; und in der That ſpricht ſie über Goethe Worte, wie ſie Niemand ſprach. „Wahrlich, Du biſt Deines Glückes Schmied, der es mit kühnem, kräftigem Schlag eines Helden zurecht ſchmiedet; was Dir auch begegne, es muß ſich fügen, die Form auszufüllen, die Dein Glück bedarf;

der Schmerz ſelbſt ..... wird ein Stachel für Deine Begeiſterung (Tageb)..... Die Dir am nächſten zu ſtehen behaupten, die werden am meiſten Dich verläugnen; ich ſeh' in die Zukunft, da ſie rufen werden: „ſteiniget ihn!" Hierüber kann ich mir, leider! den Kommentar erſparen. — Bei dieſem Bewußtſein, wie ganz ſie ihn hat und durchdringt, wird man eine eiferſüchtige Bewegung dieſes Vorrechtes wohl natürlich finden; ſie will es nicht, ſie gibt es nicht zu, daß Jemand Goethen näher ſei als ſie; daß man ihn lobe, daß man ihm ſchmeichle; man höre, was ſie über Frau von Staël ſagt, als dieſe in Weimar ſich aufhielt. Wir haben die Parallele mitgetheilt, welche Rahel zwiſchen jener celebren Frau und ſich zog; um ſo mehr wird nun Folgendes intereſſiren: „Die Staël mag ihm die Zeit verkürzt haben, da hat er nicht an mich gedacht. Eine berühmte Frau iſt was Kurioſes; keine andere kann ſich mit ihr meſſen; ſie iſt wie Branntwein; mit dem kann ſich das Korn auch nicht vergleichen, aus dem er gemacht iſt. So Branntwein bitzelt auf der Zunge, und ſteigt in den Kopf; das thut eine berühmte Frau auch; aber der reine Weizen iſt mir doch lieber; den ſäet der Säemann in die gelockerte Erd'; die liebe Sonne und der fruchtbare Gewitterregen locken ihn wieder heraus, und dann übergrünt er die Felder und trägt goldene Aehren; da gibt's zuletzt noch ein luſtig Erntefeſt; ich will doch lieber ein einfaches Weizenkorn ſein, als eine berühmte Frau; und will auch lieber, daß er mich als tägliches Brot breche, als daß ich ihm wie ein Schnaps durch den Kopf fahre." Sogar mit den Geſchöpfen in ihres Freun-

des Dichtungen eifert ſie; ſie fühlt ſich reiner, beſſer als jene alle — und da mag ihr denn Manches entſchlüpfen, was der Dichter gewiß ihrem ſchönen Herzen zu vergeben gewußt hat. Im Vorbeigehen kann ich aber doch nicht umhin, des Mißfallens an Wilhelm Meiſter zu gedenken. Daß es doch bei ſo vielen Verſtändigen und Edelgeſinnten Statt hat! Ich will von Novalis nichts ſagen, der in einer zarten Traum- und Mährchenwelt mehr als billig gefangen war; aber Bettina! hat denn der Dichter den Kern in eine gar zu ſüße, vielblätterige Schale gewickelt, daß ſich alle Zähne in ſie verbeißen? ſind denn die Anfänge das Werk? die Komödianten deſſen Helden? und geht Natalien auch nur ein Schmetterlingsſtäubchen von Pſyche's Flügel ab? Hier iſt nicht der Ort, darüber breit zu werden; aber Bettina hätte die heilige Verwandtſchaft fühlen ſollen zwiſchen dem „Nie oder immer lieben" Nataliens und dem Ruf ihrer eigenen Seele! hier war nichts zu eifern, hier war einzugehen. Herrlich aber, — denn ſie ſpricht da von ihrer Wiſſenſchaft, der idealen Liebe, — ſpricht ſie über die Wahlverwandtſchaften, ſo daß Goethe ihr ſeine dankbare Anerkennung nicht verſagen kann (II). Sei hier auch erwähnt, daß wir Goethe's Sonette und gar manches Lied aus dem Divan Bettinen verdanken; jene nämlich hat eigentlich ſie gemacht und Goethe überſetzt, dieſe ſind unſerem Verhältniſſe entquollen.

Man kann ſich denken, wie ſich der beſonnene Dichter nur allmälig in dieſen Tanz jugendlicher Begeiſterungen zu fügen wußte, den ihm die Prieſterin des himmliſchen Eros vortanzte. „Die beſten Stunden", ſchreibt er

ihr, „benütze ich dazu, um näher mit den Schätzen Deiner Briefe vertraut zu werden, und ermuthige mich, die elektriſchen Schläge Deiner Begeiſterungen auszubalten. In dieſem Augenblicke habe ich kaum die Hälfte Deines Briefes geleſen, und bin zu bewegt, um fortzufahren" (I.). „Bleib' mir nur auch hübſch bei der Stange und gehe nicht zu ſehr in's Blaue;.... ein bischen mehr Ordnung in Deinen Anſichten könnte uns beiden von Nutzen ſein." (I. Hier glaubt man die Frau Rath ſprechen zu hören.) ...„Man gibt ſich ſo gern dem Eindruck Deiner Briefe hin, ſelbſt wenn es Täuſchung wäre; denn wer vermag bei wachen Sinnen zu glauben an den Reichthum Deiner Liebe, den man als Traum aufzunehmen am beſten thut" (II.). Das iſt ihr denn freilich nicht nach dem Herzen geredet; und kühn, im Gefühle, daß das Beſte, was ihrem Innern entquillt, nicht Täuſchung ſei, ſcheut ſie ſich nicht zu antworten: „Der Mutter hab' ich gar nicht geſagt, daß Du geſchrieben hatteſt: ich hätte mich geſchämt, wenn ich ihr dieſen Verrückenſtyl hätte vortragen müſſen" (I.). .... „Zuletzt haſt Du ein Dompfaffenſtückchen dran gehängt von beſonderer Theilnahme; allein ich laſſe mir nichts weiß machen; das war nach der alten Drehorgel gepfiffen" (II.). Aber von Tag zu Tag werther wird dem alles anerkennenden Weiſen dieſe tiefe, mit all' ihren zarten aber ewigen Kräften ihm zugewendete Natur; er bekennt: „Mein liebes Kind! ich klage mich an, daß ich Dir nicht früher ein Zeichen gegeben, wie genußreich und erquickend es mir iſt, das reiche Leben Deines Herzens überſchauen zu dürfen. Wenn es auch ein Mangel in mir

iſt, daß ich Dir nur wenig ſagen kann, ſo iſt es Mangel an Faſſung über alles, was Du mir gibſt. Ich ſchreibe Dir dieſen Augenblick im Flug, denn ich fürchte da zu verweilen, wo ſo viel Ueberſtrömendes mich ergreift" (I.)..... „Predige Deine Natur-Evangelien nur immer in der ſchönen Zuverſicht, daß Du einen frommen Gläubigen an mir haſt" (I.)..... Ich vernehme mit beglückendem Erſtaunen die Lehren Deiner Weisheit (I.). ..... „Kein geſcheidtes Wort bringſt Du vor, aber Deine Narrheit belehrt beſſer, wie ihre Weisheit" (II.). ..... „Du biſt ein einzig Kind, dem ich mit Freude jede Erheiterung, jeden lichten Blick in ein geiſtiges Leben verdanke, deſſen ich ohne Dich vielleicht nie wieder genoſſen hätte" (II.)..... An dieſem olympiſchen Neigen des Hauptes genügt ihr, und ſie ſtreichelt die Locke, die mild und ſegnend zu ihr herniederwallt.

Sollen wir nun, da wir es einmal mit einer Diotima zu thun haben, von ihrer Philoſophie Rechenſchaft ablegen, ſo müſſen wir uns wohl bei einigen großen Konturen befriedigen, wofern wir nicht ſechs Bände über drei ſchreiben wollen. Alles, was ſie ſagt, gehört zu ihrer höchſten Konfeſſion. Wir haben in der Parallele zwiſchen Rahel und ihr den Wendepunkt ihrer Reflexion anzudeuten verſucht; ſei es geſtattet, auf dieſem Wege fortzufahren, und zu zeigen, wie jedem Auge, das redlich ſpäht, und ſeien die Medien noch ſo verſchieden, endlich die Eine Sonne leuchtet. Bettina: „Es kommt alles auf die Frage an; je tiefer Du frägſt, je gewaltiger iſt die Antwort. Der Genius bleibt keine ſchuldig, aber wir ſcheuen uns

zu fragen (II.).... Rahel: „Was iſt am End' der Menſch anderes als eine Frage?.... Nicht kühn fragen, und ſich ſchmeichelhafte Antworten geben, iſt der tiefe Grund alles Irrthums." ..... Bettina: „Der Unterſchied zwiſchen göttlichem und menſchlichem Willen iſt nur, daß jener... wig dasſelbe will, dieſer immer frägt" (II.).... Rahel: „Wir ſollten, was Sache an uns iſt, beweglich, und was Wille iſt, unbeweglich gemacht haben."..... Bettina: „Leben iſt Schmerz; wir haben ſo viel Leben, als unſer Geiſt verträgt".... (Tageb.). Rahel: „Schmerz iſt die Bedingung der Perſönlichkeit, der Grund unſeres Bewußtſeins." ..... Bettina: „Ob denn Gott was anderes will, als daß ſich die Tugend in die reine Kunſt verwandle, — daß man nach den Geſetzen einer himmliſchen Harmonie die Glieder des Geiſtes mit leichtem Enthuſiasmus rege?" (ſo ruft ſie beim Anblick einer Tänzerin); ..... Rahel (bei derſelben Gelegenheit): „Tanzkunſt! die ſchönſte Kunſt! wo wir ſelbſt Stoff werden, uns zum Ideale läutern."... Bettina: „Wo bleibt die Freiheit, wenn die Seele Bedürfniſſe hat, und ſie befriedigt wiſſen will, durch äußere Vermittlung?" ..... Rahel: „Jeder trägt ſein Schickſal in ſich: Wünſche, ohne deren Befriedigung er nicht leben kann."..... Bettina: „Ich glaube, daß jede Handlung ihre unendlichen Folgen hat"..... (Tageb.), Rahel: „Unſere Handlungen ſind die Kinder unſeres Geiſtes; ..... ſie haben wieder Kinder, und werden zu ganzen Geſchlechtern." Und ſo könnte man noch manche merkwürdige Aeußerung denkend zuſammenhalten, und man bekäme eine erhabene Gattung einer ernſten, tiefen Frauenphiloſophie.

Spürt man nun dem Fundamente nach, auf welchem der Wunderpalaſt dieſes Idealismus ruht, ſo vernimmt man Folgendes: „Ich ſah ein Inneres in mir, ein Höheres, dem ich mich unterworfen fühlte; dem ich alles opfern ſollte; und wo ich's nicht that, da fühlte ich mich aus der Bahn der Erkenntniß herausgeworfen; und noch heute muß ich dieſe Macht anerkennen; ſie ſpricht allen ſelbſtiſchen Genuß ab; ſie trennt von den Anſprüchen an das allgemeine Leben, und hebt über dieſe hinweg. Es iſt ſonderbar, daß das, was wir für uns ſelbſt fordern, gewöhnlich auch das iſt, das uns unſerer Freiheit beraubt: wir wollen gebunden ſein mit Banden, die uns ſüß däuchten und unſerer Schwachheit eine Stütze ſind; wir wollen gehoben ſein durch Anerkenntniß, durch Ruhm, und ahnen nicht, daß wir dieſer Forderung das Ruhmwürdige und die Nahrung des Höhern aufopfern; wir wollen geliebt ſein, wo wir Anregung zur Liebe haben, und erkennen's nicht, daß wir den liebenden Genius darum in uns verdrängen.... Was iſt die Forderung, die wir außer uns machen, als der Beweis eines Mangels in uns?..... Wir alle ſollen Könige ſein; und je widerſpenſtiger der Knecht in uns, je kühner und gewaltiger der Geiſt, der überwindet..... Nur der Geiſt kann von Sünden frei machen..... Geiſt iſt göttlicher Kunſtſtoff; in der ſinnlichen Natur liegt er als unberührtes Material. Das himmliſche Leben aber iſt: wenn Gott ihn als Kunſtſtoff benützt, um ſeinen Geiſt in ihm zu erzeugen.... Selbſtbeherrſchung iſt, wenn Deinem Genius die Macht über Deinen Geiſt gegeben iſt, die der Liebende dem Geliebten

über ſich einräumt. Mancher will ſich ſelbſt beherrſchen; daran ſcheitert jeder Witz, jede Liſt, jede Ausdauer, — er muß ſich ſelbſt beherrſchen laſſen durch ſeinen Genius, durch ſeine idealiſche Natur..... Du ſaugſt göttliche Freiheit aus dem Blick der Liebe (Tageb.).... Selig ſein iſt frei ſein: ein Leben haben, deſſen Höhe und Göttlichkeit nicht abhängt von ſeiner Geſtaltung; das in ſich ſelbſt göttlich iſt, weil nur reiner Entfaltungstrieb in ihm iſt: ewiges Blühen an's Licht, und ſonſt nichts" (I.). — Solche Worte ſchreibe ich mit Ehrfurcht nieder, und ſcheue mich, ihnen etwas anderes beizufügen, als: daß ſie in Bettina nicht die Ergebniſſe intellektueller Bemühungen ſind, ſondern daß ſie hinzuſetzt: „So ſprach der Dämon heute Nacht mit mir.... er ſetzte Gedanken in mir ab, ich erwog ſie nicht, ich glaubte an ſie..... Das Eigene hatten ſie, daß ich ſie nicht als Selbſtgedachtes, ſondern als Mitgetheiltes empfand" (Tageb.). Die Liebe weckte dieſe Offenbarungen in ihr, ſo, daß ſie, ſelbſt betroffen über die Entfaltungen, die in ihrem Innern emporrauſchen, ausruft: „Ich fürchte mich vor dem Geiſt, den Du in mir aufſtehen heißeſt, weil ich ihn nicht ausſprechen kann" (II.). Wie ſollte ihr nun ſolches Schauen nicht auch das Räthſel der Menſchheit löſen? Sie landet aus dem Ozean des Denkens, da, wo alles Denken landen muß, wenn es menſchlich iſt: im Hafen der Sittlichkeit. „Gutſein begnügt die Seele, wie das Wiegenlied die Kinderſeele zum Schlaf befriedigt. Gutſein iſt die heilige Ruhe, die der Same des Geiſtes haben muß, ehe er wieder gezeitigt iſt zur Saat. Der Geiſt aber ahnt, daß Gutſein die Ver-

bereitung zu einem tiefen, unerforschlichen Geheimniß ist" (I.). Was ihr aber ganz eigen, ja vor ihr wohl nirgends mit solcher Zuversicht und Bestimmtheit ausgesprochen worden ist, das ist die Gewißheit: daß Kunst das Element des höchsten Lebens sei, daß dieser Sonne alle Pflanzen der Menschheit zureifen müssen. Wir sind hier auf dem Gipfel; noch einen Augenblick verweilen wir, damit das Gedächtniß der errungenen Aussicht in uns raste und den Rest unseres Lebens verschönere. „Gewiß liegen in der Kunst große Geheimnisse höherer Entwicklung verborgen; ja ich glaube sogar, daß alle Neigungen, von denen die Philister sagen, daß sie keinen nützlichen Zweck haben, zu jenen mystischen gehören, die den Keim zu großen, in diesem Leben noch unverständlichen Eigenschaften in unsere Seele legen, welche dann im nächsten Leben als ein höherer Instinkt aus uns hervorbrechen, der einem geistigern Element angemessen ist" (I.)..... „Die Kunst ist Heiligung der sinnlichen Natur;.... was immer die Menschen in ihr hervorbringen, ... immer ist's ein Buchstabiren des göttlichen: Es werde!" (II.) .... Und wenn sie nun im Einzelnen über Kunst sich ergeht, wenn sie, mit schönem Sinn für jede artistische Denk- und Bildungsweise, für's Wesentliche und Anmuthige, Reiche und Einfache, die Kölner Kunst- und Prachtwerke ihrer erstaunt zuhorchenden Frau Rath beschreibt (I.), wenn ihre unwiederholbaren musikalischen Evangelien einen Genius wie Beethoven bewegen, in dieß reine Gefäß den Schatz seiner höchsten Idee niederzulegen, — so scheint es hier am Orte, der Schönheit ihres Ausdruckes zu gedenken, um die sie man-

cher Dichter beneiden darf; denn was ſie ſpricht, iſt Poeſie. Der reine Geiſt hat ſich — wie ſie es ausdrückt — einen reinen Leib gebildet im Worte — und die Sprache wird zum Styl. „Alles Große und Edle muß einen Grund haben, worin es edel iſt; wenn dieſer Grund rein, ohne Vorurtheil, ohne Pfuſcherei von Nebendingen und Abſichten, die einzige Baſis des Kunſtwerkes iſt: das iſt der Styl" (I.). Wenn man reine Werke der bildenden oder dichtenden Kunſt in dieſem Lichte betrachtet, ſo hat man den Schlüſſel zu ihrer Wirkung. Leſen wir (um Beiſpiele aus der Gegenwart zu nehmen) Platen's Parſenlied, Mayrhofer's Memnon u. dgl. mit dieſem Begriff, ſo möchte man glauben, gerade dieſe Gedichte ſeien damit gemeint; denn er bewährt ſich auf's Gründlichſte. Möchte man ſich dann, durch dieſe Einſicht überzeugt, endlich einmal von jener blumen-übertünchten Lügendecke abwenden, die unter dem Namen „ſchöne Diktion" dem Seichten imponirt, und geprieſen wird; möchte man verſtehen, daß das ſchöne Wort der nothwendige Körper der ſchönen Seele iſt!

Wie nun das lebendigſte Naturgefühl die Baſis ſo ſchöner Bildung iſt, ſo klingt auch kein Ton, der von Menſchenherzen zu Menſchenherzen zittert, in dieſer harmoniſch geſtimmten Bruſt ohne begleitendes Echo vorüber; und nur das Leiden des kriegeriſchen Bergvolkes, dem ſie ſich in ſchmerzlicher Rührung verſchwiſtert, und das ſo manchen Stachel betrogener Gefühle in ihre Seele preßt, wirft einen Schatten über das ſonnige Gefild ihrer Jugend; ſo daß ihr Goethe ſchreibt: „Liebe Bettina! es iſt mir ein unerläßliches Bedürfniß, Deiner patrioti-

ſchen Trauer ein Paar Worte der Theilnahme zuzurufen, und Dir zu bekennen, wie ſehr ich mich von Deinen Geſinnungen mit ergriffen fühle. Laſſe Dir nur das Leben mit ſeinen eigenſinnigen Wendungen nicht allzuſehr verleiden. Durch ſolche Ereigniſſe ſich durchzukämpfen, iſt freilich ſchwer; beſonders mit einem Charakter, der ſo viel Anſprüche und Hoffnungen auf ein idealiſches Daſein hat, wie Du" (II.). Aus ſolchen Läuterungen aber ging ihre Seele immer neugeſtählt hervor, und ſo bewährte ſich im Schmerz die Kraft der Reinheit und des Willens. Als ſie das unglückliche Ende ihrer phantaſtiſchen Jugendfreundin, deren Leben man den ſchwarzen Hohlſpiegel ihres eigenen nennen möchte, betrauerte, da fragte ſie ſich, ob die Zeit ſie über dieſen Verluſt beſchwichtigen werde; und da war auch der Entſchluß gefaßt, kühn ſich über den Kummer hinauszuſchwingen: „Denn es ſchien ihr unwürdig, Jammer zu äußern, den ſie einſtens beherrſchen könne" (I.).

Wenn man zu all dieſen hohen und ernſten Eigenſchaften noch die heiterſte, naive, unverwüſtliche Laune, den kindiſch lieben Humor, die Mignonartige, bewegliche, knabenhafte Abenteuerlichkeit hinzudenkt, ſo wird man begreiflich finden, daß Bettina mehr Proſelyten machte, als ihr die prophetiſchen Gaben allein je gewonnen hätten. Und wirklich erblicken wir die bedeutendſten Geſtalten in ihrem Feenkreiſe, nach denen wir uns umſehen wollen, wenn wir erſt einen Zug erzählt haben, der ihren Humor charakteriſirt: In langweiliger Geſellſchaft, wo Räthſel aufgegeben wurden, gab ſie dieſes: Warum ſehen die Menſchen keine Geiſter? — Keiner konnt' es rathen. — Sie

ſagte: Weil ſie ſich vor Geſpenſtern fürchten. — Wer? Die Menſchen? — Nein, die Geiſter (I.).

Von den erwähnten Geſtalten mag zuerſt Wieland, der von den Charitinen Geſegnete, auftreten; zu dem, ſtatt zu Goethe, Bettina ſich verirrte. Er gab ihr dieß Billet an den Freund mit, das uns ſein ganzes Weſen vor's Auge ruft: „Bettina Brentano, Sophiens Schweſter, Maximilianens Tochter, Sophiens la Rochens Enkelin wünſcht Dich zu ſehen, lieber Bruder, und gibt vor, ſie fürchte ſich vor Dir, und ein Zettelchen, das ich Dir mitgebe, würde ein Talisman ſein, der ihr Muth gäbe. Wiewohl ich ziemlich gewiß bin, daß ſie nur ihren Spaß mit mir treibt, ſo muß ich doch thun, was ſie haben will; und es ſoll mich wundern, wenn's Dir nicht eben ſo wie mir geht. Den 23. April 1807" (I.). — Intereſſant traf ſie mit dem ehrwürdigen Herder zuſammen, dem ſie eine Ohrfeige gab, und der hieraus ihre Selbſtſtändigkeit prognoſtizirte (Tageb.); gemüthlich ſchildert ſie das Krankenlager L. Tieck's, das die kindliche Phantaſie des Dichters mit troſtreichen Blüten überdeckt (II.); mit achtungsvoller Neigung knüpft ſie die Hoffnungen ihrer Seele an das Bild des damaligen Kronprinzen von Bayern (II.); Rumohr's Denkungsart weiß ſie vielſeitig, und (zumal II., S. 164) wahrhaft erbaulich darzuſtellen; vortrefflich malt ſie Speckbacher's merkwürdigen Charakter (II.); mit dem biedern, hausbackenen Zelter weiß ſie ſich nicht recht abzufinden; doch ſchadet ihm ihre ſprechend lebendige Zeichnung in unſern Augen nichts (II.); zu Jacobi freilich fühlt ſie ſchon einen tiefern Zug; eine

zarte Begebenheit zwiſchen ihr und ihm überliefert ſie uns (II.); Tante Lene und Lore irren ſie nicht; fällt ja doch der Schatten von Platon's Lorbeer auf ſie, wie auf ihn! Und ſo ſchmeichelt ſie Goethen das Wort der Anerkennung ab, wie wenig er ſonſt mit dieſem Geiſte ſich verwandt fühlte. „Gewiß iſt Jacobi unter allen ſtrebenden und philoſophirenden Geiſtern der Zeit derjenige, der am wenigſten mit ſeiner Empfindung und urſprünglichen Natur in Widerſpruch gerieth, und daher ſein ſittliches Gefühl unverletzt bewahrte, dem wir als Prädikat höherer Geiſter unſere Achtung nicht verſagen möchten.“ — Ueber Franz Bader ſchreibt er ihr: „Ob ich ſeine Aufſätze verſtehe, weiß ich ſelbſt kaum; allein ich konnte mir Manches daraus zueignen“ (II.). Mit genialer Kühnheit und Charakteriſtik porträtirt ſie den ritterlichen Ringseis, den eleganten Schenk, den würdigen Salvotti, den kindlichen Grimm (II.); aber hoch über ſie alle, wie der Zeus des Phidias über die übrigen Götter, ragt Beethoven's rieſige Geſtalt; und man mag ſich das herrliche Bild nur immer für's Leben feſthalten, wenn man das Folgende mit Andacht in ſich aufgenommen hat: „Es iſt Beethoven“ — ſchreibt ſie aus Wien an Goethe — „von dem ich Dir jetzt ſprechen will, und bei dem ich der Welt und Deiner vergeſſen habe. Ich bin zwar unmündig, aber ich irre darum nicht, wenn ich ausſpreche (was jetzt vielleicht Keiner verſteht und glaubt): er ſchreite weit der Bildung der ganzen Menſchheit voran; und ob wir ihn je einholen? ich zweifle. Möge er nur leben, bis das gewaltige und erhabene Räthſel, was in ſeinem Geiſte liegt, zu

ſeiner höchſten Vollendung herangereift iſt; ja möge er ſein höchſtes Ziel erreichen! Gewiß, dann läßt er den Schlüſſel zu einer himmliſchen Erkenntniß in unſern Händen, die uns der wahren Seligkeit um eine Stufe näher rückt ..... Er ſelber ſagte: Wenn ich die Augen aufſchlage, ſo muß ich ſeufzen; denn was ich ſehe, iſt gegen meine Religion; und die Welt muß ich verachten, die nicht ahnt, daß Muſik höhere Offenbarung iſt, als alle Weisheit und Philoſophie. Sie iſt der Wein, der zu neuen Erzeugungen begeiſtert, und ich bin der Bacchus, der für die Menſchen dieſen herrlichen Wein keltert, und ſie geiſtestrunken macht. Wenn ſie dann wieder nüchtern ſind, dann haben ſie allerlei geſiſcht, was ſie mit auf's Trockene bringen. Keinen Freund hab' ich; ich muß mit mir allein leben; ich weiß aber wohl, daß Gott mir näher iſt, wie den Andern in meiner Kunſt. Ich gehe ohne Furcht mit ihm um; ich habe ihn jedesmal erkannt und verſtanden; mir iſt auch gar nicht bange um meine Muſik; die kann kein bös Schickſal haben: Wem ſie ſich verſtändlich macht, der muß frei werden von all' dem Elend, womit ſich die Andern ſchleppen." — Nun beginnen ſeine Offenbarungen über Tonkunſt an Bettina; er ſpricht von Goethe's Gedichten, als Vorwürfen der Kompoſition; er ſagt: „Wie Tauſende ſich um der Liebe willen vermählen, und die Liebe in dieſen Tauſenden ſich nicht einmal offenbart, obſchon ſie alle das Handwerk der Liebe treiben, ſo treiben Tauſende einen Verkehr mit der Muſik, und haben doch ihre Offenbarung nicht. Auch i h r liegen die hohen Zeichen des Moralſinnes zum Grunde, wie jeder Kunſt; alle

ächte Erfindung iſt ein moraliſcher Fortſchritt. Sich ſelbſt ihren unerforſchlichen Geſetzen unterwerfen, vermöge dieſer Geſetze den eigenen Geiſt bändigen und lenken, daß ſie ihre Offenbarungen ausſtröme: das iſt das iſolirende Prinzip der Kunſt." — „Geſtern Abends — ſchreibt Bettina wieder an Goethe — ſchrieb ich noch alles auf; heute Morgen las ich's ihm vor. Er ſagte: „Hab' ich das geſagt? nun, dann hab' ich einen Raptus gehabt." — In Goethe's Antwort heißt es: „Es hat mir großes Vergnügen gemacht, dieß Bild eines wahrhaft genialen Geiſtes in mich aufzunehmen;.... Ich möchte Dir für einen innern Zuſammenhang meiner Natur mit dem, was ſich aus dieſen mannigfachen Aeußerungen erkennen läßt, einſtweilen einſtehen. Der gewöhnliche Menſchenverſtand würde vielleicht Widerſprüche darin finden; was aber ein Solcher, vom Dämon Beſeſſener ausſpricht, davor muß ein Laie Ehrfurcht haben; und es muß gleichviel gelten, ob er aus Gefühl oder aus Erkenntniß ſpricht; denn hier walten die Götter, und ſtreuen Samen zu künftiger Einſicht, von der nur zu wünſchen iſt, daß ſie zu ungeſtörter Ausbildung gedeihen möge; bis ſie indeſſen allgemein werde, da müſſen die Nebel von dem menſchlichen Geiſte ſich erſt theilen. Sage Beethoven das Herzlichſte von mir, und daß ich gern Opfer bringen würde, um ſeine perſönliche Bekanntſchaft zu haben."..... Sie aber erwidert dieſem merkwürdigen Schreiben: „Dem Beethoven hab' ich Deinen ſchönen Brief mitgetheilt..... Er war voll Freude, und rief: Wenn ihm Jemand Verſtand über Muſik beibringen kann, ſo bin ich's" (II.). — Um aber dieſe

ſchöne Reihe würdig zu krönen, ſtehe, zur Beſchämung der Kleingläubigen in unſerem lieben Vaterlande, die ewig mit zweideutigem Finger die Wage zwiſchen Goethe und Schiller balanciren laſſen, folgendes Votivbild hier: „Ich gedenke hier Deiner und Schiller's. Die Welt ſieht euch an wie zwei Brüder, auf Einem Thron; er hat ſo viele Anhänger wie Du (ſie wiſſen's nicht, daß ſie durch den Einen vom Andern berührt werden; ich aber bin deſſen gewiß); ich war auch einmal ungerecht gegen Schiller, und glaubte, weil ich Dich liebe, ich dürfe ſeiner nicht achten; aber nachdem ich Dich geſehen hatte, und nachdem ſeine Aſche als letztes Heiligthum ſeinen Freunden als Vermächtniß hinterblieb, — da bin ich in mich gegangen; ich fühlte wohl, das Geſchrei der Raben über dieſem heiligen Leichnam ſei gleich dem ungerechten Urtheil. Weißt Du, was Du mir geſagt haſt, wie wir uns zum erſtenmal ſahen? Ich will Dir's hier zum Denkſtein hinſetzen Deines innerſten Gewiſſens. Du ſagteſt: Ich denke jetzt an Schiller. Indem ſaheſt Du mich an und ſeufzteſt tief. Und da ſprach ich drein, und wollte Dir ſagen, wie ich ihm nicht anhinge; und Du ſagteſt abermals: Ich wollte, er wäre jetzt hier. — Sie würden anders fühlen. Kein Menſch konnte ſeiner Güte widerſtehen. Wenn man ihn nicht ſo reich achtete und ſo ergiebig, ſo war's, weil ſein Geiſt einſtrömte in alles Leben ſeiner Zeit, und weil Jeder durch ihn genährt und gepflegt war und ſeine Mängel ergänzte. So war er Andern, ſo war er mir das Meiſte, und ſein Verluſt wird ſich nicht erſetzen..... Dieſe Worte haben mir wohlgethan; ſie haben mich be-

lehrt, und oft, wenn ich im Begriff war, über Einen den Stab zu brechen, so fiel mir's ein, wie Du damals in Deiner milden Gerechtigkeit den Stab über meinen Aberwitz gebrochen..... Man berührt nichts umsonst, — sagtest Du, — diese langjährige Verbindung, dieser ernste, tiefe Verkehr ist ein Theil meiner selbst geworden, und wenn ich jetzt in's Theater komme, und sehe nach seinem Platz, und muß es glauben, daß er in dieser Welt nicht mehr da ist, daß diese Augen mich nicht mehr suchen, dann verdrießt mich das Leben, und ich möchte auch lieber nicht mehr da sein" (I.).

Stellen, wie diese, sind Eigenthum der deutschen Nation, und verdienen in unserem Herzen fortzuleben; sie enthalten die Bürgschaft und Versiegelung unseres Werthes. — An dem Buche aber, das wir besprachen, bleibt uns nun nichts mehr zu betrachten übrig, als der reine, tiefe, unendliche Azur des Himmels, den sie am Schlusse des Tagebuches, wie zur Glorie, über das Ganze wölbt; hier wird der Gedanke Religion, und die elegische Klage des Gedächtnisses zum prophetischen Hymnus; und melodisch wälzt sie den brausenden Dithyrambus der Liebe über das Grab des Dichters, daß er den schauervollen Raum ausfülle zwischen der Erde, auf welcher der Herrliche sich ihr geoffenbart, und der olympischen Heimath, in die er zurückgekehrt ist.

Nun wird es wohl Vielen scheinen, als seien wir doch gar zu lang bei einer in's Welt- und Tagsgetriebe wenig eingreifenden Erscheinung verweilt. Es handelt sich aber hier nicht um jenes zarte persönliche Verhältniß; es

handelt ſich um das Höchſte, das in dieſem Handbuch der idealiſchen Liebe wieder einmal zur Sprache kommt: und ſolche Zeichen müſſen begrüßt werden im Gewühle des Marktes, wie man die Spuren der Götter verehrt, welche ſie hie und da auf der weiten Erde zurücklaſſen. Achtet ſie doch faſt keiner „in dieſer Zeit der künſtlichen Vernichtung!“ Aber es wird und muß einmal anerkannt werden, daß wir nur deßhalb kommen und vergehen, damit ſich das offenbare, was nie vergeht, — und daß der Geiſt das Leben bedinge. Quelque chose de plus qu'un grossier limon: das iſt die Aufſchrift auf der Stirn des Menſchen. Möchte Jeder, der ſie gewahr wird, ſie buchſtabiren helfen! und ſage Niemand, daß genug geſchrieben ſei davon, und daß wir Maſchinen bedürfen! Es kann nicht genug Erlebtes geſchrieben werden, und dieſen Stempel trägt Bettinens Buch. Jeder Strebende hat ſeine Lehrjahre; wenn er ſie mittheilt, kommen ſie Allen zu Gute: jeder ergänzt ſich daraus, und welcher Blick in eine Segensernte thut ſich vor uns auf!

Im Geiſte und in der Wahrheit ſind jene Blätter geſchrieben, für Gläubige verſtändlich, für Erfahrene, die einen ernſten Blick in ihre Bruſt gethan; nicht für Phantaſten, die „eine Geiſterwelt in die irdiſche hereinragen“ ſehen; was ſoll hereinragen? Eine Welt iſt eben Welt, weil ſie ein Ganzes, in ſich geſchloſſen, iſt; im Geiſte iſt die Geiſterwelt, nicht oben oder unten. — Nur zwei Bemerkungen ſeien mir noch gegönnt; erſtens: Unförderſam. zumal dem Manne, iſt es, ſich ununterbrochen in den Labyrinthen der innern Welt zu ergehen. Dem Gottesdienſt

iſt der Sonntag zugewieſen, die Woche fordert den Schweiß des Angeſichtes für ſich. Wir ſehen auch im Buch nur die Violen der Nächte zum Kranz gereiht; der Faden der Tage dazwiſchen iſt unſichtbar; daher der Nimbus um das ſchöne Bild. So geht es uns mit dem lyriſchen Dichter: im Buch ſind nur ſeine lichten Momente beiſammen; die dunklen dazwiſchen, die ſehen wir nicht! Zweitens: wir wollen nicht vergeſſen, daß die Liebe nur Eine Manifeſtation des Göttlichen iſt, das auch der Wiſſenſchaft wie der Kraft ſich kund gibt. Wer das wohl bedacht hat, der gehe d'ran, ſich aus dem Buche zu erbauen; dann wird er verſtehen, was als Aegide gegen Mediſance am Eingang geſchrieben iſt: Dieſes Buch iſt für die Guten, und nicht für die Böſen.

3.

Waren es in den beiden eben entwickelten Erſcheinungen vorzugsweiſe die merkwürdigen Naturen der Schreibenden, die uns intereſſirten, ſo dürfen ſich nun wohl Betrachtungen über jenes Buch anſchließen, aus welchem uns Goethe ſelbſt, reiner und wahrer als aus irgend einem andern Spiegel, entgegenblickt. Ich meine: Eckermann's Geſpräche mit Goethe in den letzten Jahren ſeines Lebens.

„In den letzten Jahren ſeines Lebens!" Das legte das letzte Gewicht auf die Schale contra, als ich vorurtheilend das Buch zur Hand nahm. Und wer darf ſagen,

daß er ohne ein ſolches Vorurtheil lieſt? Glücklich genug, wer es ſich bekennt und deutet, ohne daß es ihn beherrſcht. Goethe war nie der Mann, dem es darum zu thun war, daß man in ſein Inn'res ſchaue, — am wenigſten in den letzten Jahren ſeines Lebens. Wenn er noch gegen Lavater und die Genoſſen einer unbedingt ſtrebenden Sturm- und Drang-Jugend ſein Herz dann und wann vom Ballaſt der Liebe und des Zornes entleerte, ſo nahm er ſchon nach der italieniſchen Reiſe die Decke Aarons vor's Geſicht, und, nach der förmlichen Inſtallirung in die deutſche Dichter-Diktatur, den offiziellen diplomatiſchen Mantel. Ob er darum Tadel verdient oder nicht, iſt eine andere Frage; ob nicht aller Tadel *dasjenige* treffen ſollte, was eine ſolche Vermummung nöthig machte? Aber das iſt gewiß, daß Alle irren, welche ſagen, Goethe habe die Produkte ſeines Lebensherbſtes im Schlafrocke geſchrieben; den erſten Theil des Fauſt ſchrieb er im Schlafrocke, — den zweiten im Galla-Frack. Eben ſo gewiß iſt es, daß man unter ſolchen Umſtänden keine Konfeſſionen erwarten wird, — und dieſe wären doch eigentlich das Intereſſante; am wenigſten wird man ſie von Geſprächen erwarten, von denen Goethe voraus wußte, daß die Preſſe auf ſie harre; ging es doch ſo weit, daß er zu Eckermann ſagte: „Merken Sie ſich dieſes Wort, und unterſtreichen Sie es" (II. 267.). Rebus sic stantibus nahm ich mir die Freiheit, zu vermuthen, daß Goethe hierbei nichts geſagt haben würde, als was in ſeinen Büchern reifer und ausgearbeiteter zu finden wäre. Dieſes, nebſt der trübenden Subjektivität, die ſich nothwendig in ſolche

Referate miſcht, wovon Falk's bedeutendes Buch ein Beiſpiel gibt, motiviren das Vorurtheil, welches ich, trotz dem, daß ich hörte, Frau von Goethe erkläre dieſes Buch für das authentiſcheſte, dagegen hegte. — Warum ſo viel von meinem Vorurtheile? weil es wahrſcheinlich das der meiſten Leſer iſt, und die Brücke, die zur Sache führt. Ehe ich aber zur Sache komme, will ich noch ein paar flüchtige Worte meines Freundes Hippel kommentiren, die wir hier vielleicht brauchen könnten. „Der Tiſch-Styl und der Brief-Styl", ſagt er, „ſollten Natur aus der erſten Hand ſein; wer kann Natur genug predigen?" Und wieder ſagt er: „Gewiſſe Art Leute müſſen bei Tiſche nie anders reden, als daß es zur Noth aufgeſchrieben werden könnte." Wie geht das zuſammen? ich weiß nicht anders als ſo: das Natürliche ſoll ſo ausgebildet werden, daß man es drucken könnte, — und: das Gedruckte ſoll mit dem Stempel der Natur bezeichnet ſein. Merket mir dieſes Wort und unterſtreicht es! Uebrigens mag es ein Gefühl ſein, ſo bei Tiſche bepaßt und abgeſchrieben zu werden, wie ſezirt zu werden bei lebendigem Leibe. — Ehe ich nun vom Vorurtheile zum Nachurtheile gelange, wollen wir ſehen, wie ſich jenes bei Eröffnung der Bekanntſchaft halten werde.

Das Buch beginnt à peu près wie Gil Blas oder der Baccalaureus von Salamanca: „Der Autor gibt Nachricht über ſeine Perſon und Herkunft und die Entſtehung ſeines Verhältniſſes zu Goethe." Mit Lächeln beginnt, mit Ueberraſchung verfolgt, mit Liebe und Staunen beſchließt man dieſe Einleitung, und mit Ehrfurcht legt man ſie

aus den Händen, überzeugt, daß nur der, der sich selbst so darstellt, wie hier Eckermann, fähig sei, einen Andern darzustellen. Wenn Einer berufen war, auf ein Bild von Goethe sein Leben zu wenden, so war es Eckermann; berufen war er, und — wohl dem Leser! — auch auserwählt. Denn Goethe hatte die königliche Kunst inne, seine Leute zu kennen und nach der rechten Schätzung zu gebrauchen. Kaum hatte er Eckermann kennen gelernt, als er ihn schon in seinem Geiste zum Herausgeber seiner Werke, zu seinem geistigen Testaments-Exekutor bestimmte (I. 41) — ein Zug, der Goethen bezeichnet.

Soll ich nun aus jener Einleitung ein Bild des Verfassers entwerfen, so gestehe ich, darin sehr im Nachtheile gegen ihn selbst zu sein. Die Treue, Einfalt, Besonnenheit, Schärfe und milde Klarheit, womit er sein eigenes Werden malt, ist völlig unnachahmlich. Zu Winsen an der Luhe, in einer Hütte geboren, „wo man auf einer gleich an der Hausthüre stehenden Leiter unmittelbar auf den Heuboden stieg", als Knabe beschäftigt, aus Schilf Streu für die einzige Kuh anzuhäufen, welche die Haupt-Nahrungsquelle seiner Aeltern war, frühzeitig Trieb und Geschick zum Zeichnen entwickelnd, und auf diesen Anlaß zu einigem Unterrichte gezogen, war seine weitere Bildung ganz das Werk seines eigenen beharrlichen, leidenschaftlichen Strebens, das ihn trieb, noch im Alter der Majorennität das Gymnasium mit den Knaben zu besuchen, weil ihm ein paar sogenannte Freunde weiß gemacht hatten, ohne das, was sie klassische Bildung nannten, sei kein Heil zu finden. In dieser Lebensepoche waren es nun

Goethe's Lieder, die ihn mit dem Gewahrwerden der jedem Selbſt inwohnenden Poeſie beglückten, und die Richtung ſeiner Seele für's Leben entſchieden. Wie er produktiv ward, wie er erſt durch Ueberſendung eines Manuſkriptes und dann perſönlich den Weg zu ſeinem Meiſter nahm und dort ſein Daſein beſtimmt und ausgefüllt wurde, das muß man von ihm ſelbſt hören. Die ganze Darſtellung iſt ein Meiſterſtück, und — wie ſie dem übrigen Buche erſt eigentlich Fundament und individuellen Werth verleiht — nach meinem Gefühle das Beſte im ganzen Buche. Er ſelbſt empfindet, wie ſchwer es in einem bedeutenden Zuſammenleben falle, das feſtzuhalten, was eben für die ganze Welt bedeutend ſei; „und wo wäre" — ſetzt er einſichtsvoll hinzu — „derjenige, der die Gegenwart immer ſo zu ſchätzen wüßte, wie ſie es verdient?" (S. IX.) — Darum begnügt er ſich auch, nur in ganz beſcheidenem Sinne zu ſagen: „Das iſt mein Goethe!" (S. X.) Er, der es noch am wenigſten zu ſagen gebraucht hätte, deſſen Bild von Goethe gewiß das reinſte von aller Beimiſchung iſt, das wir beſitzen.

Was nun den Inhalt der Geſpräche ſelbſt betrifft, ſo iſt er ſo mannigfach und wie ſich's von ſelbſt verſteht, ohne äußere Verbindung, daß ſich nicht wohl anders darüber ſprechen läßt, als notenweiſe. Und ſo nehme ich das Buch zur Hand, und erlaube mir, während ich blättere, meine Randgloſſen hinzuzuſetzen.

Erſter Band. S. 51. „Nehmen Sie ſich in Acht“ — ſagte Goethe zu Eckermann — „vor einer großen Arbeit. Das iſt's eben, woran unſere Beſten leiden. — Ich habe auch daran gelitten und weiß, was es mir geſchadet hat. — — Die Gegenwart will ihre Rechte; was ſich täglich im Dichter von Gedanken und Empfindungen aufdrängt, das will und ſoll ausgeſprochen ſein. Hat man aber ein größeres Werk im Kopfe, ſo kann nichts daneben aufkommen. — — Welche Anſtrengung von Geiſteskraft gehört dazu, um nur Ein großes Ganze in ſich zu ordnen; welche Kräfte und welche ruhige Lage im Leben, um es dann in Einem Fluſſe gehörig auszuſprechen. Hat man ſich nun im Ganzen vergriffen, ſo iſt alle Mühe verloren. — — Es entſpringt ſtatt Belohnung für ſo viele Aufopferung nichts als Unbehagen und Lähmung der Kräfte. Faßt dagegen der Dichter täglich die Gegenwart auf, und behandelt er immer gleich in friſcher Stimmung, was ſich ihm darbietet, ſo macht er ſicher immer etwas Gutes.“ — Ich glaube, ſo manchem, zumal dem von unbeſtimmter Produktionskraft Getriebenen, dem Dilettanten, dem ohne Klarheit Strebenden einen Dienſt erwieſen zu haben, indem ich ihm dieſes Wort abſchrieb und vorhalte; denn es iſt ein gutes Wort, ein Wort zur rechten Stunde, und man mag nach Eckermann's Weiſe es ſich in's Täflein ſchreiben und dazu ſetzen: „Ich merkte mir dieſes, damit ich wiſſen möchte, was ich von dergleichen Verfahren künftig zu denken“ (II. 316); oder: „ich merkte mir dieſes, als von großer Bedeutung“ (II. 290). Und hier ſei en passant bemerkt, daß dieſer Ton

durch's ganze Buch geht — ein Verhältniß, wie in des dreimal großen Hermes Büchern das des Sohnes Tat zu seinem Vater, Herrn und Meister. Was Goethe sagt, wird dem Lebenskanon einverleibt, — wird zum Frommen für des Verfassers Kultur verarbeitet und vervielfacht, manchmal paraphrasirt und verschiedenartig angewandt; selten von der Kehrseite oder überhaupt von irgend einer Seite angesehen, — nie bestritten, als etwa einmal im Gebiete der Farbenlehre (II.), wo sich denn Hermes Trismegistos bärbeißig genug erweist, aber endlich (zu seiner Ehre für alle Zeiten sei es gesagt!) seinen Irrthum doch bekennt (II. 280), wenn auch nur so taliter qualiter; aber wie viele Professoren und Nicht-Professoren werden in gleichem Falle die Hand an den Busen legen? und doch, — wer könnte einer so bescheidenen, stillen, besonnenen, zarten, wahren, — um's auf Einmal zu sagen — einer Eckermann'schen Einwendung zürnen? — Was nun von dieser passiven Stellung des Verfassers gegen „seinen Goethe" dasteht, ist nicht als Tadel gesagt, sondern als Bezeichnung. Es ist wahr, daß ein auf eigenen Wegen zu andern Ergebnissen gelangter, vielleicht an Polemik froher Geist dann und wann bedeutendere Funken aus Goethe geschlagen hätte, — ihm nicht gestattet hätte, sich immer mit dem gewohnten Gesichte zu produziren, sondern ihn gezwungen, einmal die andere, bisher verhüllte Physiognomie des Januskopfes zu zeigen, — ihn auf manches noch unbetretene Rhodus geführt hätte, um da zu tanzen, — ihn — doch wozu all das „hätte?" Das „hat" und „ist" zu beherzigen, ist Menschen- und Leserpflicht; und

Eckermann kann fordern, daß wir ihn aufnehmen, wie er ſich erkennt. „Jedes lebendige vis-à-vis — ſagt er — übt eine ſolche Gewalt über mich, daß ich mich ſelbſt vergeſſe, daß es mich in ſein Weſen und Intereſſe zieht, daß ich mich dadurch bedingt fühle, und ſelten zur Freiheit und zu kräftigem Hinwirken des Gedankens gelange (II. 227). Wenn jedes vis-à-vis ſo wirkte, wie erſt das Goethe's, deſſen Perſon, deſſen bloße Nähe ſchon bildend war, auch wenn er kein Wort ſagte (I. 57). Dieſes Gefühl hat übrigens ſeine Richtigkeit, weil man ſich in bedeutender Gegenwart zuſammennimmt. Vor dem Apoll von Belvedere — meint Heinſe — müßte man immer fein geſcheidt ſein.

S. 74. Weil ich nun ſchon im Verrathen bin, ſo ſei noch ein Arkanum ausgeplaudert, welches der erprobte Poet für den Jünger aus der Hand gleiten läßt. Es iſt eine Kunſt-Finte. „Auffaſſung und Darſtellung des Beſondern iſt das eigentliche Leben der Kunſt. So lange man ſich im Allgemeinen hält, kann es uns Jeder nachmachen; aber das Beſondere macht uns Niemand nach: warum? weil es die Andern nicht erlebt haben.“ Probatum est; wer nur den Vortheil zu nützen Kraft und Talent genug hätte!

S. 78 wird von Gegenſtänden bildender Kunſt verhandelt — eines von Goethe's Steckenpferden. Er beklagt die Maler, die ſich an ſeinen Fiſcher machen, und er hat, dünkt mich, Recht. Dieß Gedicht iſt muſikaliſch; und ich bemerke bei dieſem Anlaſſe, daß es eben das Hinüberziehen des Muſikaliſchen in's Bilden iſt, was der neue-

ren Malerei am tiefſten ſchadet. Schadet vielleicht das Bilden und Malen eben ſo den neuen Dichtern?

S. 95 findet Goethe das Schwierige und Eigenthümliche des Ghaſels darin, daß der ſtets wiederkehrende Reim einen großen Vorrath von Gedanken will. Aber das iſt lange nicht Alles. Das Ghaſel iſt eine ganz bedeutende, geiſtdurchdrungene, man darf ſagen ſymboliſche Form, deren Tiefſinn man erſt bei längerer Bekanntſchaft einzuſehen fähig wird. Der Endreim, oder bei den Orientalen das Endwort, iſt keineswegs ein willkürlich gewählter oder gegebener Ausgang, ſondern in ihm iſt, wie in der Tonart eines Muſikſtückes, wie im Farben-Akkorde eines Gemäldes, der Geiſt des Gedichtes gleichſam vorgebildet, und die Gedanken haben ſich nun, entweder mit bedeutenden Gegenſätzen, oder in überraſchender Steigerung, oder in ſcheinbarer Verwirrung mit wiederkehrendem Bezuge, dieſem Stabe wie Ranken anzuſchließen, bis der Schlußvers, als eigentliche Pointe, ſie entweder alle auf Einen zurückführt, oder widerlegt, oder, wie ein verhallendes Echo, in die Unendlichkeit fragend und unaufgelöſt hinweiſt. Ich ſage nicht, daß dieß ein geſchriebenes Geſetz für das Ghaſel ſei, nach welchem man dichten müſſe, ſondern es liegt im Sinne dieſer Form, und wer ſie beherrſcht, wird es von ſelbſt befolgen. Man leſe z. B. Platen's Ghaſel mit dem Ausgange „nichts", oder das mit dem Ausgange „ſein", oder die Kaſſide mit dem Ausgange „Zeit;" oder die Ghaſelen der Orientalen mit den Ausgängen: „Roſe, Sonne, Perle" u. dgl. m., und, was ich nur gedrängt andeuten konnte, wird der Empfindung klar werden. Hafis,

der Großmeiſter des Ghaſels, weiß durch jede neue Wendung den Leſer zu überraſchen, bis ſich die Ueberraſchung endlich beim Empfänglichen zum Entzücken ſteigert, — ſo daß man die Summen begreift, welche perſiſche Sultane in der Freude ihres Herzens für ſolche Diſtichen hinwarfen.

S. 112. „Ueberall", ſagt Goethe, „treibt man auf Akademien viel zu viel, und gar zu viel Unnützes. Auch dehnen die einzelnen Lehrer ihre Fächer zu weit aus — bei weitem über die Bedürfniſſe der Hörer. In früherer Zeit wurde Chemie und Botanik, als zur Arzneikunde gehörig, vorgetragen, und der Mediziner hatte daran genug. Jetzt aber ſind Chemie und Botanik eigene unüberſehbare Wiſſenſchaften geworden, deren jede ein ganzes Menſchenleben erfordert, und man will ſie dem Mediziner mit zumuthen! Daraus aber kann nichts werden; das Eine wird über das Andere unterlaſſen und vergeſſen. Wer klug iſt, lehnt daher alle zerſtreuenden Anforderungen ab, und beſchränkt ſich auf Ein Fach, und wird tüchtig in Einem." — Sobald von der praktiſchen Brauchbarkeit die Rede iſt, zu welcher Jeder für ſeine Stellung im Staate ſich zu befähigen verpflichtet iſt, bleibt dieſe Betrachtung von unſchätzbarem Werthe; ja, es werden ſich die auffallendſten Mängel unſerer Epoche: eine gehaltloſe Allwiſſerei, ein Vermiſchen Einer Wiſſenſchaft mit der andern, z. B. eine phyſiologiſche Therapie, eine botaniſche Noſologie, ja eine poetiſche Medizin leicht daher ableiten laſſen; wem es aber, auch außer dem, was er für den praktiſchen Haushalt bedarf, um tiefere Erkenntniß, um Mitwirkung am großen Werke einer allgemeinen Förderung des Wiſ-

ſens zu thun iſt, der wird, auch ohne äußere Nöthigung, dem Uebergange aus Einem Zweige der Doktrinen in den andern ſich nicht entziehen können; ihn wird die ewige Verkettung mit verſchlingen, in der alle Erkenntniſſe der Menſchheit ſich auf einander und auf ein Letztes beziehen, welches, wie es ſcheint, dem vorſchreitenden Geſchlechte ſich immer ſichtbarer offenbart. Konnte Goethe ſelbſt den Faden aller Naturwiſſenſchaften aus den Händen laſſen, deſſen Anfang er in der Kunſtforſchung ergriffen, und der ihn immer tiefer in's Labyrinth der Unendlichkeit verlockte? — Jene praktiſche Anſicht übrigens, zumal in Betreff der mediziniſchen Lehrkurſe, hat man in Oeſterreich ſtets feſtgehalten, und darum dürfen wir uns auch noch immer eines ſchönen Vorzuges techniſcher und eigentlich nutzbarer Ausbildung der großen Mehrzahl unſerer ärztlichen Praktiker rühmen.

S. 117. „Sie haben Recht," ſagte Goethe; „es liegen in den verſchiedenen poetiſchen Formen geheimnißvolle Wirkungen. Wenn man den Inhalt meiner römiſchen Elegien in den Ton und die Versart von Byron's Don Juan übertrüge, ſo müßte ſich das Geſagte ganz verrucht ausnehmen." — Woran ich ſehr zweifle. Sache bleibt Sache, Form bleibt Form; ein blaues Kleid macht keinen Derwiſch, ein grüner Turban keinen Emir. Aber weil wir zuerſt den Derwiſch im blauen Gewande kennen gelernt haben, vermuthen wir nun, ſobald wir ein blaues Gewand ſehen, den Derwiſch dahinter. Ich denke, es iſt Gewohnheit und weiter nichts.

S. 118. „Könnte man die Menſchheit vollkom-

men machen", meinte wieder Goethe, „so wäre auch ein vollkommener Zustand denkbar; so aber wird es ewig (— ewig?) herüber und hinüber schwanken; der eine Theil wird leiden, während der andere sich wohl befindet. Egoismus und Neid werden als böse Dämonen immer (— immer?) ihr Spiel treiben, und der Kampf der Parteien wird kein Ende haben." — Keines? wir werden's nicht erleben, das ist gewiß; unsere Kinder auch nicht, — und auch ihre Kinder nicht; aber so wahr es einen Finger der Vorsehung in der Führung der menschlichen Geschlechter gibt, und ein Auge des Geistes, diesen Finger zu erblicken, so gewiß wird reine Menschlichkeit in der Welt erscheinen, Ehre werden Gott in der Höhe, Friede auf Erden und dem Menschen ein Wohlgefallen. Was wäre das Leben ohne diesen Glauben? Ihn je aufgeben? „Lästerung!" sag' ich mit Lessing — „Lästerung!"

Ganz gewiß gibt es eine solche Antizipation der Welt im dichterischen Gemüthe, als Goethe sich (S. 126) zuschreibt, da er den Berlichingen, noch ohne Kenntniß wirklicher Zustände, gedichtet. Wer hätte nicht etwas Aehnliches in der schönsten Zeit des Lebens empfunden? Ach, das Leben, wenn es nun wirklich uns seine eiserne Brust eröffnet, — vermag nicht jenes Bild des Lebens zu ersetzen! es war schön und doch wahr dabei; wahr in jenem poetischen Sinne, wo der Schlamm und Kehricht ausgeschlossen bleibt. Wer dieses Bild in sich verloren hat, sollte nicht mehr dichten; wer klug und klar geworden ist, soll wirken, leben, kaufen und verkaufen — aber nicht mehr dichten!

S. 145 klassifizirt Goethe seine Gegner. Er unterscheidet Gegner aus Dummheit, aus Neid, aus Mangel an eigenem Sukzeß (möchten mit der vorigen Gruppe zusammenfallen), aus Gründen und aus abweichender Denkungsweise (gehören wohl wieder zusammen). Soll aber die Literaturgeschichte und Weltkenntniß hier ergänzend dem Dichter zu Hilfe kommen, so wird sie mit einem freundlich-kühnen Strich diese sämmtlichen Klassen auf die erste reduziren, wenn nämlich unter dem Begriffe „Gegner" diejenigen verstanden werden, welche das ganze Wesen eines Menschen verneinen. Goethe's Wesen aber, das heißt sein Streben und seine Bildung, verneinen, setzt voraus, daß man ihn nicht begreife. Ein anderes sind Meinungen; wer wäre mit Goethe so gut wie mit irgend wem in allen Dingen einerlei Meinung?

S. 153. Für Jene, welche dem Dichter einen menschenwürdigen Begriff von der Ewigkeit des Geistes — ich weiß nicht, aus welcher Präokkupation — abzusprechen gewohnt sind, stehe zum Ueberflusse folgende Stelle hier: „Wir waren indeß um's Gehölz gefahren, und hatten die untergehende Sonne im Anblick. „Wenn Einer", sagte Goethe mit großer Heiterkeit, „fünf und siebenzig Jahre alt ist, kann es nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod denke. Mich läßt dieser Gedanke in völliger Ruhe, denn ich habe die feste Ueberzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur; es ist ein fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit. Es ist der Sonne ähnlich, die bloß unsern irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet."

Eine große Ansicht, in Glauben und Selbstverläugnung wurzelnd, liegt in dem einfachen Worte: „Jene großen Vorgänger, die einst so nothwendig und wichtig waren, haben jetzt aufgehört Mittel zu sein" (S. 165). Hat auch Goethe schon aufgehört Mittel zu sein? Wenn uns die östlichen Lichtstreifen keinen Wüstendunst bedeuten, so fängt er an — aufzuhören. Jene Aussicht vom Berge hatt' ich im Auge, als ich, zur Schlichtung des Streites über Schiller und Goethe, die Brückeninschrift kommentirte: Alles ist nur Uebergang.

Auch S. 169 finde ich mich in meiner Ueberzeugung bestätigt, und ich habe nur gewagt, entschiedener hinzustellen, was Goethe andeutet, wenn ich den Lyrikern der neuern Epoche nur von der Ausbildung ihres subjektiven Gehaltes Heil versprach. Auch Goethe sah das Uebel der Vorkämpfer dieser Poesie darin, „daß ihre Subjektivität nicht bedeutend ist, und daß sie im Objektiven den Stoff nicht zu finden wissen." Dieses letztere nun lasse ich dahin gestellt sein. Der Stoff hat noch keinen Dichter gemacht, — und hätte er je dem Talente Anlaß gegeben, sich zu entwickeln, so ist es doch am Ende nur das Entwickelte, das der Menschheit zu Gute kommt: das ausgebildete Subjekt. Wir aber wollen uns, jenem schönen obigen Worte gemäß, immer nur als Mittel zu großen, heiligen Zwecken betrachten, und dafür sorgen, daß wir tüchtige Mittel sind.

Hierher bezieht sich, was S. 189 von den Motiven in Gedichten gesagt wird, als auf welchen aller Werth, alle Wirkung derselben beruhe. Frauenzimmer und Dilet-

tanten verkennen das beſonders. „Dieß Gedicht iſt ſchön,“ ſagen ſie, und denken dabei bloß an die Empfindungen, die Worte, die Verſe. So werden denn auch Tauſende von Gedichten gemacht, wo das Motiv durchaus null iſt, und die bloß durch Empfindungen und klingende Verſe eine Art Exiſtenz vorſpiegeln.“ — Ganz gut; aber mit den Motiven wird's auch nicht gethan ſein. Unter Motiven werden hier die Situationen, das Hiſtoriſche, das eigentlich Stoffartige des Gedichtes verſtanden. Mir aber kommt es auf den Gehalt an, auf das Stück Leben, welches in jedem Gedichte begraben ſein ſoll, damit es dereinſt wieder auferſtehen könne, und Mittel ſei im Werke des Geiſtes. Da ſind nun Motive eben Motive, — Körper, in denen jene Seele herbergt, nicht Seelen ſelbſt. Vers und Reim ſind dann freilich nur Körper am Körper, — etwa wie Haare und Nägel.

S. 201 werden die drei Einheiten: „bewundert viel und viel geſcholten,“ zu Nutz und Freude der äſthetiſchen Peripatetiker, mit klarer Leichtigkeit auf ihren Grund zurückgeführt. „Das Faßliche iſt der Grund; und die drei Einheiten ſind nur inſofern gut, als dieſes durch ſie erreicht wird.“ — Mir ſcheint, an das Drama macht man billig, mehr als an jede andere poetiſche Form, die Forderung der poetiſchen Gegenwart; und in dem Geſetze des Gegenwärtigen wurzelt ſchon das der Einheiten.

Ich las irgendwo: Die Hoffnung der Welt beruht weder auf den Deſtruktiven, noch auf den Konſervativen, ſondern auf den Produktiven. Zu dieſer kleinen Gemeinde hat Goethe gehört. Man mochte um ihn herum erhalten

oder zerstören, — er produzirte. Macht es doch so auch Mutter Natur! Sprach er dieß Verfahren je als ächtes Brokardikum aus, so geschah dieß in den Worten (Seite 204): „Alles Opponiren geht auf's Negative hinaus; und das Negative ist Nichts. Wenn ich das Schlechte schlecht nenne, was ist da viel gewonnen? Nenne ich aber das Gute schlecht, so ist viel geschadet. Wer recht wirken will, muß nie schelten, sich um's Verkehrte gar nicht bekümmern, sondern nur immer das Gute thun. Denn es kommt nicht darauf an, daß eingerissen, sondern daß etwas aufgebaut werde, woran die Menschheit reine Freude empfinde." — Daß es nichts einzureißen gäbe, bleibt nun freilich ein votum pium auf dieser höckerigen Kugel; bis es so gut ist, laßt uns versuchen, ob wir mit dem Hall der poetischen und literarischen Posaunen das Jericho des Bösen zu stürzen vermögen!

S. 224. An die Grübler und Zweifler: „Bisher glaubte die Welt an den Heldensinn einer Lucrezia, eines Scävola, und ließ sich dadurch erwärmen und begeistern. Jetzt kommt die Kritik und sagt, daß das Fabeln sind, die der große Sinn der Römer erdichtete. Was sollen wir aber mit einer so ärmlichen Wahrheit! und wenn die Römer groß genug waren, so etwas zu erdichten, so sollten wir wenigstens groß genug sein, daran zu glauben." — Groß war es unbestritten, das gesagt zu haben. Uebrigens gibt es meines Bedünkens eine zweifache Art, Geschichte zu kultiviren: eine esoterische, zu welcher sich der Forscher, und eine exoterische, zu welcher sich der gebildete und strebende Mensch überhaupt bekennt. Die Er-

gebniſſe, welche jener zu Tage fördert, ſollen dieſem zu Gute kommen; jener gräbt nach dem Faktum, dieſen intereſſirt der Charakter. Es iſt das allgemeine Schema menſchlicher Anſichten: das Wiſſen und das Thun. Mögen beide neben einander leben und einander leben laſſen!

Schlingt ſich doch ein ſolches Verhältniß bis in die höchſten Angelegenheiten des Menſchen fort! auch hier gibt es ein Inn'res und ein Aeuß'res, ein Glauben (denn wer möchte das Höchſte dem Wiſſen anheimſtellen?), und ein Handeln. Jenes bleibt ewig unausſprechlich, und dieſes iſt die eigentliche Sprache des ächten Geiſtes. — „Wir ſollen höhere Maximen nur ausſprechen, inſofern ſie der Welt zu Gute kommen. Andere ſollen wir bei uns behalten; aber ſie mögen und werden auf das, was wir thun, wie der milde Schein einer verborgenen Sonne ihren Glanz breiten" (S. 227).

S. 233 kommt wieder, wie in dieſem Buche beſonders häufig, Lord Byron auf's Tapet. „Hätte dieſer," meint Goethe, „Gelegenheit gehabt, ſich Alles deſſen, was von Oppoſition in ihm war, durch wiederholte derbe Aeußerungen im Parlamente zu entledigen, ſo würde er als Poet weit reiner daſtehen. Einen großen Theil ſeiner negativen Wirkungen möchte ich daher verhaltene Parlamentsreden nennen." Gewiß liegt hierin viel Wahres; nur daß der größere Theil von Byron's Klage- und Hader-Element in jenem innern Zwieſpalt, in jenem Geiſt- und Körper-Dualismus wurzelte, der vor keinem irdiſchen Parlamente verhandelt und ausgeglichen wird.

S. 240 legt Goethe den Finger an den Mund und

ſagt: „Ich will Ihnen etwas entdecken, und Sie werden es vielfach beſtätigt finden. Alle im Rückſchreiten und in der Auflöſung begriffenen Epochen ſind ſubjektiv; dagegen haben alle vorſchreitenden Epochen eine objektive Richtung. Unſere ganze jetzige Zeit iſt eine rückſchreitende, denn ſie iſt eine ſubjektive.“ — Ich kann dieſer geiſtreichen Bemerkung nicht beiſtimmen. Für's Erſte glaube ich an kein Rückſchreiten, ſondern ſehe in jedem Aſchewerden den Phönix, der ſich daraus entſchwingen wird. Dann aber ſcheint mir jene Bemerkung, inſoweit ſie geſchichtliche Wahrnehmung iſt, nur auf die erſte Kultur vom ſinnlichen zum intellektuellen Leben überhaupt zu paſſen; von letzterem aber beginnt eigentlich erſt das Fortſchreiten des großen Ganzen. So hat ſich die antike Welt objektiv gebildet, — man möchte ſagen: von der Kindheit zum geiſtigen Daſein herangearbeitet; wer aber wird ſagen, daß unſere jetzige Welt-Kultur, deren Wurzel ſubjektiv iſt, einen Rückſchritt darſtelle? Die äußere Welt hat nun einmal den höchſten und eigentlichen Zauber ihrer Schönheit, den ſie nur Kindesaugen fröhlich offenbart, unſerem vergeiſtigten Blicke entzogen, — ſollen wir darum die Pflichten verachten, welche die Natur dem Mannesalter auflegt? Die Kindheit iſt ewig objektiv, die Reife ſubjektiv; laſſet uns das heitere Glück, das uns nun einmal nicht mehr beſchieden iſt, preiſen, — aber thun, wozu wir in unſerem jetzigen Zuſtande geſchaffen ſind, überzeugt, daß kein Schritt, den die ewige Vorſehung veranſtaltet hat, ein Rückſchritt ſein kann!

S. 263 fühlt ſich wohl manches Auge beſtätigt, wel-

ches der Kompoſition von Overbeck: Chriſtus mit den Kleinen, nichts Bedeutendes abzugewinnen vermochte. Was hier als Grund angegeben iſt, möchte eben ſowohl auch von deſſen: Einzug Chriſti in Jeruſalem, gelten.

Ueber Muſik hört man Goethe am ſeltenſten reden. Es bleibt auch das Reden, welches überhaupt mehr das Wiſſen als die Kunſt zu fördern geeignet iſt, bei dieſer Kunſt am allerunzulänglichſten. Seite 282 aber finde ich eine treffende Anſicht: „Es iſt wunderlich, wohin die auf's Höchſte geſteigerte Technik und Mechanik die neueſten Komponiſten führt; ihre Arbeiten bleiben keine Muſik mehr, ſie gehen über das Niveau der menſchlichen Empfindungen hinaus, und man kann ſolchen Sachen aus eigenem Herzen und Geiſte nichts mehr unterlegen. Wie iſt es Ihnen? mir bleibt Alles in den Ohren hängen.“ — Wem iſt es nicht auch ſo, der überhaupt gewohnt iſt, Unterlagen aus Geiſt und Herz zu ſuchen? Es iſt eben auch hier wieder der alte Kapitalfehler der Zeit: das Vergeſſen der Zwecke über die Kultur der Mittel.

S. 302 wird über Goethe's „Novelle“ verhandelt, die dann oft genug wieder zur Sprache kommt. Wenn der Dichter hier die Blume des Ideellen, welches er in dieſe Novelle eingepflanzt haben will, als das Weſentliche, und das Reale in der objektiven Darſtellung nur als das grüne Blätterwerk betrachtet, ſo ſcheint er, wie ſehr dieſe Anſicht mit der unſern auch zuſammentrifft, ſeinen eigenen früher erwähnten Behauptungen damit zu widerſprechen. Dem ſei wie ihm wolle, darin wird uns wohl der größere Theil der Leſer beipflichten: daß dieſe Novelle von

ihm und von ſeiner Umgebung zu hoch angeſchlagen wird. Der Gehalt erſcheint zu einfach gegen den Aufwand von kleinen Mitteln und Dekorationen, der Inhalt iſt faſt Null, das eigentlich menſchlich Bedeutende, das Charakteriſtiſche wird vermißt, der Stoff iſt bloß ſeltſam und arm und reicht eben für eine Anekdote hin, die Behandlung iſt gekünſtelt, und man merkt zwiſchen mancher Schönheit das Machen zu ſehr. „Wie das Unbändige oft beſſer durch Liebe und Frömmigkeit als durch Gewalt bezwungen werde" — wird darin nicht, wie Goethe angibt, gezeigt, ſondern bloß erzählt. Mag ſich übrigens Jeder erfreuen, woran er kann! Urtheil und Behagen ſollen einander nicht ſtören. Man muß ſich aber auch kein Wohlgefallen aufdogmatiſiren laſſen, wie es hier Eckermann ſich gefallen ließ, deſſen richtiges Gefühl ihm Anfangs das Wahre ſagte, bis Goethe's Erklärung, die doch nur das ausſprach, was der aufmerkſame Leſer bald wahrnimmt, ihm ſo imponirte, „daß es wie Schuppen ihm vom Auge fiel," und „daß er ſich endlich freute, daß dieſe in ihrer Art einzige Produktion doch nun exiſtire!" — Es iſt wahr, daß die ächte Trefflichkeit, ſo in Menſchen wie in Büchern, erſt allmälig verſtanden werde, aber bei einem ſchönen Werke der Dichtkunſt geht dem Verſtändniſſe auch ſchon ein erfreuender erſter Eindruck voran, der ſich ſpäter nur gründlicher beſtätigt. Ich habe mich hier etwas aufgehalten, weil dieſer Fall ſymboliſch iſt, und zur Erklärung vieler ähnlicher dient.

Schiller ſchrieb einmal in einem Briefe: „Ich ſehe nun ein, daß das Vortreffliche eine Macht iſt, der gegen-

über es keine Freiheit gibt, als die Liebe.“ Dieſer ſchöne Satz darf als das Reſultat ſeines innern Lebens gelten. Vom Unbedingten ging er kämpfend aus, und eroberte ſich nach manchen Wunden und Schmerzen das herrliche Reich der Selbſtbeſchränkung. In gleichem Sinne entfaltet hier der Freund ſeine Laufbahn, und ſpricht dabei das Ergebniß aus: „Nicht das macht frei, daß wir nichts über uns anerkennen wollen, ſondern eben daß wir etwas verehren, das über uns iſt. Denn indem wir es anerkennen, legen wir an den Tag, daß wir ſelber das Höhere in uns tragen, und werth ſind, ſeines Gleichen zu ſein.“ (S. 307).

S. 316. „Ein verſiegeltes Paket lag auf dem Tiſche. Goethe legte ſeine Hand auf dasſelbe.“ — „Was iſt das?“ ſagte er. „Es iſt Helena, die an Cotta zum Drucke abgeht.“ Ich empfand bei dieſen Worten mehr, als ich ſagen konnte; ich fühlte die Bedeutung des Augenblicks. Denn wie bei einem neuerbauten Schiffe u. ſ. w.“ — Nun iſt die Helena eine ſehr ſchöne Dichtung, aber eine ſolche Art, ſich auszudrücken, muß man nicht billigen. Dieſer Fall gehört zu dem obigen, den ich ſymboliſch nannte. Wir haben eben gehört, daß Ehrfurcht befreie, Anbetung aber beſchränkt. — Wenn man nun vollends S. 317 vernimmt, daß der Dichter und ſein Freund ſich goldene Berge von der Aufführung dieſes Drama's verſprechen, — da muß man wohl lächeln!

Ich weiß nicht, ob die Definition, welche Goethe S. 319 von der Novelle gibt, nämlich: „ſie ſei eine unerhörte ſich ereignete Begebenheit,“ — nicht bloß jener

Lieblings-Novelle zu Liebe gegeben ist. Wenn ich die Novellen der Italiener ansehe, so erscheinen sie mir als heitere Darstellungen interessanter Kombinationen von Lebensverhältnissen. Das ist nun freilich die Goethe'sche nicht.

Ein gutes Wort an die aufblühende Dichterjugend steht S. 322: „Um Prosa zu schreiben, muß man etwas zu sagen haben; wer aber nichts zu sagen hat, der kann doch Verse und Reime machen, wo dann ein Wort das andere gibt, und zuletzt etwas herauskommt, das zwar nichts ist, aber doch aussieht, als wäre es was." — Das wäre nun vortrefflich, aber wir haben's inzwischen weiter gebracht, und auch in Prosa etwas sagen gelernt, „das zwar nichts ist, aber doch aussieht, als wäre es was."

Ob sich das chinesische Reich, wie S. 324 angegeben wird, durch jene strenge Mäßigung in Allem, welche sich unter der Form des Sittlichen und Schicklichen in all seinen Legenden und Werken ausspricht, seit Jahrtausenden erhalten habe und dadurch ferner bestehen werde, — ist wenigstens eine interessante Frage. Ob auch hier Natur und Geschichte gleiche Gesetze bethätigen?

Darin löst sich der Knoten, den der Streit um das Antike und Romantische geschlungen: daß das Griechenthum deßhalb ein ewiges Vorbild bleibt, weil es ein Menschenthum war, mehr als irgend sonst ein „thum" in der Welt. Was dabei griechisch blieb, ist eben um nichts besser, als was am Modernen französisch, spanisch, altdeutsch oder serbisch ist. Diese Ansicht führt zu Goethe's Begriff von einer Weltliteratur, wie er sich Seite 325 daraus entfaltet.

S. 340 finde ich Goethe unbillig, wenn er, wiewohl um Leſſing zu vertheidigen, im Nathan „polemiſche Piquen" zugibt. Wer wird läugnen, daß Leſſing's ganzes Leben und Streben Polemik war, — jene Polemik, welche einer ſeiner Brudergeiſter die läuternde Verweſung genannt hat, aus welcher Licht und Unſterblichkeit ſich entbinden? Nun iſt aber Nathan gerade das Werk, in welchem dieſe Polemik, überwunden vom durchbrechenden Geiſte der Liebe und des tiefſten Menſchengefühls, verklärt von dem milden Lichte duldender Weisheit, ſich ſelbſt aufhebt. Es iſt nie etwas Reineres als dieſes Buch aus eines Menſchen Hand und Seele gekommen.

„Ich ſage immer," begann Goethe (S. 342), „die Welt könnte nicht beſtehen, wenn ſie nicht ſo einfach wäre. Dieſer elende Boden wird nun ſchon tauſend Jahre bebaut, und ſeine Kräfte ſind immer dieſelbigen. Ein wenig Regen, ein wenig Sonne, und es wird jeden Frühling wieder grün, und ſofort." — Ich fand auf dieſe Worte nichts zu erwidern und hinzuzuſetzen, — fügt Eckermann bei. — Was wäre auch auf ſolche hörbar gewordene Gedanken zu erwidern? Höchſtens ein Echo, dort, wo ſie lang entſchlummerte Brüder wecken. Und ſo ergeht es mir. Die Vergänglichkeit menſchlicher Geiſteswerke, die aus den reichſten Verzweigungen von Fähigkeiten und Stoffen aufgeblüht ſind, — gegenüber der ewig treuen Gegenwart der Natur, — wem hat ſie nicht im innerſten Gemüthe ſchmerzliche Fragen angeregt? Saaten, der Erde anvertraut, gibt ſie zwanzigfach wieder, und lohnt dem Menſchen das Werk, das er ihr zuwendet, durch dauern-

des Gedeihen; wechſelnde Geſchlechter werden durch dieſe Thätigkeit an einander geknüpft, und die ſpäte Zukunft genießt und erkennt in der Geſtalt des mütterlichen Bodens das unvergängliche Leben der Vergangenheit. Die flüchtigen Werke des Wortes aber, die der ſinnende Geiſt des Ahnherrn ſchuf, werden ſchon vom Enkel kaum mehr begriffen; die rauhe Hand der Zeit fährt durch die zarten Blätter, die eingehauchte Seele entflieht, und der trauernde Denker müßte ſich einer vernichtenden Wehmuth hingeben, wenn nicht der Glaube verſöhnend einträte, — der Glaube, der allein die Wunden heilt, welche klügelnder Verſtand und irdiſche Bande der Menſchheit ſchlagen.

So lockt uns ein ernſtes, bedeutendes Wort in die gewohnte Tiefe verſchlungener Betrachtungen; und wir werden zu ähnlichen gereizt, wenn Goethe S. 343 meint, ſein Verhältniß zu Jakobi, weil es ſich nicht auf Gleichheit der Beſtrebungen gründete, habe der Freundſchaft bedurft, um ſich zu erhalten, während das zu Schiller derſelben entbehren konnte, da es ein herrliches Bindungsmittel in gemeinſamen Beſtrebungen fand. — Nun iſt es aber eben dieſes letztere Verhältniß, welches allein Freundſchaft genannt werden ſollte. Jede andere Verbindung zwiſchen Männern iſt nur geſelliger Verkehr in mannigfachen Formen. Nur ein hohes Ziel, in welchem ſich die Edelſten begegnen, bindet ewig; nur die, welche in dieſem Sinne verbunden ſind, bilden eine wahre Gemeinde; die Trennung iſt nicht im Stande, ſie zu trennen, und ſie finden ſich wieder, auch wenn alle Bedingungen des irdiſchen Daſeins gelöſt ſind.

Die Vorſtellung, welche Goethe vom Pulſiren der Erde hatte, iſt in ſeinen Werken kaum je ſo rein ausgedrückt als hier (S. 345): „Ich denke mir die Erde mit ihrem Dunſtkreiſe gleichnißweiſe als ein großes, lebendiges Weſen, das im ewigen Ein- und Ausathmen begriffen iſt. Athmet ſie ein, ſo zieht ſie den Dunſtkreis an ſich, ſo daß er in die Nähe ihrer Oberfläche herankommt, und ſich verdichtet bis zu Wolken und Regen. Dieſen Zuſtand nenne ich die Waſſer-Bejahung; dauerte er aber über alle Ordnung fort, ſo würde er die Erde erſäufen. Dieß aber gibt ſie nicht zu; ſie athmet wieder aus, und entläßt die Waſſerdünſte nach oben, wo ſie ſich in den ganzen Raum der hohen Atmoſphäre ausbreiten, und ſich dergeſtalt verdünnen, daß nicht allein die Sonne glänzend herdurchgeht, ſondern auch ſogar die ewige Finſterniß des unendlichen Raumes als friſches Blau hindurchgeſehen wird. Dieſen Zuſtand der Atmoſphäre nenne ich die Waſſer-Verneinung. Denn wie beim entgegengeſetzten nicht nur häufiges Waſſer von oben kommt, ſondern auch die Feuchtigkeit nicht verdunſten und trocknen will, ſo kommt bei dieſem nicht nur keine Feuchtigkeit von oben, ſondern die Näſſe der Erde ſelbſt verfliegt, ſo daß bei einer Dauer über alle Ordnung die Erde auch ohne Sonnenſchein zu verdorren Gefahr liefe. Am Einfachen, Durchgreifenden halt' ich mich, ohne mich durch einzelne Abweichungen irre leiten zu laſſen. Hoher Barometer: Trockenheit, Oſtwind; tiefer Barometer: Näſſe, Weſtwind. Wehet aber einmal bei hohem ein naſſer Nebel her, ſo ſehe ich daraus bloß, daß manches Mitwirkende exiſtirt, dem man nicht ſogleich bei-

kommen kann." — Nun ist es gut, daß Goethe gleich Anfangs das „gleichnißweise" beigesetzt hatte; denn Alles, was der Mensch anthropomorphistisch von dem Leben der Natur aussagt, ist nur ein Gleichniß. Jede ächte Naturforschung ist Hylozoismus, — aber sie kann es nie über die symbolische Anschauung bringen; und eben darin wurzeln die meisten Irrthümer und Phantastereien der sogenannten Natur-Philosophen, daß sie, Bild und Sache verwechselnd, die zarte Welt der Beziehungen mit der rohen Hand realer Anwendung zerstörten.

Ich will vom ersten Bande mit Ausbebung einer bedeutenden Bemerkung Goethe's scheiden., welche sich der Geschichtsforscher zurecht legen wird.

S. 349. „Es ist merkwürdig, mit welchen Lehren die Mohammedaner ihre Erziehung beginnen. Als Grundlage in der Religion befestigen sie ihre Jugend zunächst in der Ueberzeugung, daß dem Menschen nichts begegnen könne, als was ihm von einer Alles leitenden Gottheit längst bestimmt worden; und so sind sie denn für ihr Leben ausgerüstet und beruhigt. Sodann ihren Unterricht in der Philosophie beginnen sie mit der Lehre: daß nichts existire, wovon sich nicht das Gegentheil sagen lasse. Nun aber, nachdem von jedem aufgestellten Satze das Gegentheil behauptet worden, entsteht der Zweifel, welches denn von beiden das eigentlich Wahre sei. Im Zweifel aber ist kein Beharren; er treibt den Geist zur Prüfung, woraus denn endlich die Gewißheit hervorgeht."

Zweiter Band. S. 6 fühlt man ſich in den Zuſtand verſetzt, welchem das Gedicht „Dornburg, September 1828" entquoll, das ich für eines der ſchönſten halte, die Goethe gemacht hat; wobei ich bemerke, daß in der Duodez-Ausgabe (Bd. 47, S. 68) ein unnöthiges Abtheilungszeichen dieſes Eine edle Gedicht zu zweien macht. Alle Kommentare, wie ſie Goethe in den letzten Jahren ſeines Lebens den Sangeslerchen, die er am Morgen in den Aether geſandt hatte, an den Hals zu binden pflegte, ſind nichts und helfen nichts. Der einzige und rechte Kommentar iſt, wie hier, ein anderer Geſang aus derſelben Atmoſphäre. Da ich aber ſelber gern und pflichtſchuldig kommentire, ſo erkläre ich „die geiſtige Zwieſprache," welche hier Goethe „mit den Ranken der Weinrebe" gehalten haben will (S. 7). Dieſe Ranken verriethen ihm damals eine ſeiner ſchönſten Naturbetrachtungen; die Betrachtung einer vertikalen und einer ſpiralen Tendenz in den Pflanzen, deren Beharren in jener, deren Bildung und Verwandlung in dieſer repräſentirt iſt. Es iſt eine weit ein- und ausgreifende Wahrnehmung, die uns das liebliche Spiel des Alls in einem netten, faßlichen Bilde vor's Auge bringt.

S. 10 wird es doch zu arg, wie gründlich es nachgewieſen wird, warum Goethe beim Diner verſtimmt war.

S. 13 erhalten wir Nachricht, wie Goethe bei der Naturforſchung zu Werke gegangen ſei. Das halte ich nun für ſehr wichtig, und glaube, ein ſolches Bekenntniß von Seite Aller, die in den Naturwiſſenſchaften berühmt geworden ſind, würde uns mit einem Male gar viele

Binden von den Augen reißen. Die Geſchichte einer Theorie wäre, dünkt mich, wichtiger als die Theorie; nicht die Geſchichte der Theorie ſeit ihrer Geburt, in der Welt, ſondern vor ihrer Geburt im Gehirne des Zeus, deſſen Pallas ſie ward. „Wenn ich", erzählt Goethe, „zu einer Meinung gekommen war, ſo verlangte ich nicht, daß die Natur mir ſogleich Recht geben ſollte; vielmehr ging ich ihr in Verſuchen prüfend nach, und war zufrieden, wenn ſie ſich ſo gefällig erweiſen wollte, gelegentlich meine Meinung zu beſtätigen. That ſie es nicht, ſo brachte ſie mich wohl auf ein anderes Aperçü, welchem ich nachging, und welches zu bewahrheiten ſie ſich vielleicht williger fand." — Das iſt nun noch ein leidliches Verfahren, und wäre ſehr zu wünſchen, daß alle Iſis-Freier ſo ſponſirten; aber wie wäre es, wenn wir lieber der ernſthaften und (sub rosa!) etwas eigenwilligen Dame gar nie zumutheten, unſere „Meinungen zu beſtätigen?" Wenn wir ſie reden ließen, und uns bloß auf's Sehen und Hören beſchränkten? Die Damen haben einen ſolchen Trieb, ſich mitzutheilen, daß, je weniger man ihnen Neugierde ſehen läßt, ſie deſto mehr und Wichtigeres von ſelbſt verrathen.

Warum man ſich ſo gerne in's räthſelhafte Düſter unwiederbringlicher Epochen zurückdichtet, iſt ein Problem. Wenn jede Zeit eine Sphinx iſt, und ſich in den Abgrund ſtürzt, nachdem ihr Räthſel gelöſt ward, — wozu dieſen Abgrund aufwühlen und das Vermoderte an's Licht reißen, ſtatt ihn mit jener Löſung, die unſer Tagewerk ſein ſollte, auszufüllen, daß es einmal glatt und eben werde auf den ewigen Bahnen der Geſchichte? Das ſage

ich in Bezug auf die altdeutſche Poetenſchule, die uns einen dunklen Traum für unſer helles Leben hintäuſchen will; und bin mit Goethe des Glaubens, daß der Menſch der Klarheit und Aufheiterung bedürfe; „und daß es ihm Noth thue, ſich zu ſolchen Kunſt- und Literatur-Epochen zu wenden, in denen vorzügliche Menſchen zu vollendeter Bildung gelangten; ſo daß es ihnen ſelber wohl war, und ſie die Seligkeit ihrer Kultur wieder auf Andere auszugießen im Stande waren" (S. 14).

Was S. 15 u. w. über Walter Scott geſagt wird, iſt ſehr erfreulich. Möchte doch ein im Aburtheilen allezeit fertiges Publikum ſich hier ein Beiſpiel nehmen, mit welcher Intention, mit welchem Studium ein großer Dichter die Werke eines andern lieſt! Der tiefe Gehalt jener Werke entgeht ihm nicht, wenn gleich ſein Auge vorzugsweiſe — vielleicht allzuſehr! — an der Behandlung ſich weidet. So kann ich es nicht billigen, daß er (S. 18) auch die leſenden Frauen von der Betrachtung der Charaktere ablenken und in jene äſthetiſchen Myſterien einweihen will. Der Dichter genieße den Dichter, wie nur Er ihn genießen kann; das eigentlich Wirkſame aber gehe in die Herzen der Menſchen auch ohne Aeſthetik über! — Daß keiner jener Romane mit Waverley den Vergleich aushalten könne, iſt ſehr zu bezweifeln. In Robin dem Rothen iſt ein richtiger abgeſtuftes Verhältniß der einzelnen Partien gegen einander zu bewundern, während in Waverley die Expoſition gegen die Kataſtrophe zu viel Umfang hat; abgeſehen von dem eben ſo poetiſchen als mit Lebenseinſicht durchgeführten Ineinanderwirken von Le-

ben und Poeſie, wodurch Osbaldiſtone's Bildung erzweckt und der Zwieſpalt in ſeinen Anlagen und Wünſchen geſchlichtet wird — ein Triumph des dichteriſchen Genie's, welcher den Robin zu einem Romane macht, der ſeines Gleichen ſucht. Das Romantiſche, das Ideale hat hier einen Körper, einen Boden, wozu dem Dichter ſein geſchichtlich-ethnographiſches Element verhalf, — dergleichen ſelbſt dem Wilhelm Meiſter mehr zu wünſchen wäre; und am Ende bleibt es doch die Hauptfrage und die ſchwierigſte Aufgabe der modernen Dichtkunſt: auf welche Weiſe das Ideale in unſer nüchternes Leben einzuführen ſei, ohne Zwang und Unwahrheit, lebendig und verſöhnend?

Sollte es wahr ſein, was Goethe, begeiſtert vom Zuſammenwirken der Mitarbeiter am Globe, ausruft: „In Deutſchland wäre ein ſolches Blatt rein unmöglich. Wir ſind lauter Partikuliers; an Uebereinſtimmung iſt nicht zu denken; Jeder hat die Meinungen ſeiner Provinz, ſeiner Stadt, ja ſeines Individuums; und wir können noch lange warten, bis wir zu einer Art von allgemeiner Durchbildung kommen" (S. 18). Laßt uns dieſes Wort Goethe's Lügen ſtrafen! — Wenn nicht Alles täuſcht, ſo ſchimmern überall verbindende Lichtſtreifen hervor.

S. 33 vertraut wieder Goethe, der unnöthiger Weiſe gar zu oft den Zeigefinger an die Lippen hält, ſeinem Freunde, indem er ihn an ein Fenſter zieht: „daß ſeine Sachen nicht populär werden können;" und ſagt noch viel Schönes von ſolchen Dingen. Aber ſollten wir die Welt ſo wenig zu überblicken verſtehen? bloß Goethe's Werke hätten dieſe Eigenſchaft? Welches Große und Tiefe iſt je

populär geworden? welches Aechte iſt „für die Maſſe geſchrieben?“ welches nicht „für Jene, die etwas Aehnliches wollen, und die in gleichen Richtungen begriffen ſind?“ Auch Eckermann verliert ſich in dieſe Erkenntniſſe, ſo naiv er Seite 35 die Worte des Orakels wiederholt: „Ja, Goethe hat Recht! Er kann nicht populär werden; und ſeine Werke ſind nur für Jene, die etwas Aehnliches wollen, und die in gleichen Richtungen begriffen ſind.“

Des Cartes nahm ſich klüglich vor, bei ſeinem Philoſophiren vom Standpunkte Adam's auszugehen. Es iſt indeß mit dem Abthun alles deſſen, was man Vorurtheil nennt, ſo eine Sache. Liebe und Haß, älter als das Ich, das ſie aus ſich zu gebären wähnt, laſſen ſich eben nicht ausziehen wie Beinkleider; und warum ſollten wir auch dann Vorurtheile weglegen, wenn ſie in Urtheilen wurzeln? „Ich war einſt auf Wolff böſe“, erzählt Goethe S. 37; „er hatte Abends zu ſpielen; ich ſaß in meiner Loge. Jetzt, dachte ich, ſollſt du ihm doch einmal recht aufpaſſen; es iſt doch heute nicht die Spur einer Neigung in dir, die für ihn ſprechen könnte. Wolff ſpielte, — und ich konnte nicht umhin, ich mußte ihm wieder gut ſein.“ — Darf ich hier als Pſycholog hinzufügen, daß Goethe nie ſo ſehr vom Verdienſte Wolff's überzeugt war, als in dem Momente, da er ſich vornahm, es in Zweifel zu ziehen?

Darf ich ihn für S. 41 gegen ihn ſelbſt in Schutz nehmen? „Meine dargeſtellten Frauen-Charaktere ſind alle beſſer, als ſie in der Wirklichkeit anzutreffen ſind.“ — So? Philine? die Melina? Adelheid? und es gäbe keine

Ottilien, Thereſen, Natalien? Gewiß, wenn nicht Leidenſchaften und Angewöhnungen, ſondern die tiefſte Meinung des Herzens den Menſchen machen, — ſo gibt es ſelbſt Iphigenien. — Laßt uns von der ſchöneren Hälfte der Menſchheit nicht ſo denken, als ob wir Körbe bekommen hätten.

S. 41. Goethe ſpricht vom Edinburgh Review: „Sie finden da folgende Aeußerung: Es gibt Leute unter den Poeten, deren Neigung es iſt, immer in ſolchen Dingen zu verkehren, die ein Anderer ſich gern aus dem Sinne ſchlägt. — Nun, was ſagen Sie? da wiſſen wir mit einem Male, woran wir ſind, wiſſen, wohin wir viele neueſte Literatoren zu klaſſifiziren haben.“ — Wirklich? wiſſen wir das? und wiſſen's aus dieſer Bemerkung? ich weiß daraus nichts, als was ich lange gewußt: daß es mancherlei Narren gibt. Wir kennen das an Goethe, daß er alle Gedankenglieder, die ſich in ihm an einen Ring knüpfen, den er irgendwo liegen ſieht, dieſem Ringe zuſchreibt. So fand er ſich durch Heinroth's ſehr ſimple Wahrnehmung von ſeinem gegenſtändlichen Denken, ich weiß nicht wie, getroffen und geſchmeichelt; ſo durch Schubarth's halbwahre Vergleichung zwiſchen ihm und Shakeſpeare, und was dergleichen mehr iſt.

Ein kompetenterer Richtſpruch, mit billigerer, gnädigerer Anerkennung, iſt wohl kaum je über den armen Schelm Voltaire ergangen, als den er S. 49 mittheilt. „Ich kann wohl die Kaiſerin von Oeſterreich anführen, die ſehr oft gegen mich wiederholt hat, daß in Voltaire's Gedichten an fürſtliche Perſonen keine Spur ſei, daß er je

die Linie der Konvenienz überschritten habe.“ — Und doch war der Schalk verwegen genug!

Im vollen Ernste: die Schälke sind nicht zu verachten. „Wir müssen uns hüten“, steht Seite 52, „das Bildende stets im entschieden Reinen und Sittlichen suchen zu wollen. Alles Große bildet, sobald wir es gewahr werden.“ — Mich dünkt, zu lernen gibt es von Pugatschew mehr als von Howard; dieser ließ nur den Geist in sich gewähren, und legte der Liebe keine Fesseln an; welchen Aufwand von Verstand, Willen und Energie mußte jener entwickeln, um sich in der gesetzlichen Welt zu erhalten! Nicht umsonst schrieb ich zu meinen Resultaten:

Gebet Acht, wie Räuber schalten
Bei dem mörd'rischen Geschäfte:
Merket staunend, welche Kräfte
Sie bethätigend entfalten!

Ich nehme, wie Jarno beim Lehrbriefe Wilhelm Meisters, meine Rolle wieder zur Hand, und sehe, was es weiter zu erklären gibt. „Für das Theater zu schreiben, ist ein Metier, das man kennen soll, und will ein Talent, das man besitzen muß“ (Seite 59). Nun ist Goethe im Tempeldienste Thaliens ergraut, und sollten sein Wort Alle beherzigen, die da glauben, mit der Poesie des Herzens lasse sich ein Stück für die Bühne erzeugen, — oder: der Dichter müsse mit Theater-Piecen anfangen und lyrisch enden! Der Schauspieler und der Schauspiel-Dichter haben das mit einander gemein, daß sie mit der Poesie so ziemlich fertig sein müssen. Es ist bei die-

sen Dingen mehr vom Handwerk, als die Unerfahrenen glauben und wünschen.

S. 63 stehe ich wieder für Goethe gegen Goethe auf. „Ich habe", sagt er, „das Gedicht: „Kein Wesen kann zu Nichts zerfallen", als Widerspruch der Verse: „denn Alles muß zu Nichts zerfallen, wenn es im Sein beharren will", geschrieben, welche dumm sind, und welche meine Berliner Freunde bei Gelegenheit der naturforschenden Versammlung zu meinem Aerger in goldenen Buchstaben ausgestellt haben." — Hier spuckt wieder der selbstbespöttelnde Tic, den man vom Triumphe der Empfindsamkeit aus kennt, der aber, so lange es reine Kritik und wohlunterscheidende Anerkennung gibt, keine gute Seele irre machen soll. Deutsche Naturforscher wissen, Gottlob! für welche Worte goldene Lettern passen. So viel ist klar, daß jene dummen Verse genau dasselbe sagen, was die andern besser wissen wollen: eine rein gezogene Summe aller Goethe'schen Naturforschung. Es ist nur die Grammatik, der tödtende Buchstabe, was den Eris-Apfel zwischen diese Gedichte warf. Lesen wir: Alles müßte in Nichts zerfallen, wenn es im Sein beharren wollte, — und bedenken wir, daß das Sein des zweiten Gedichtes nichts anderes ist, als das Werden des ersten, so erkennen wir das Gemeinsame beider: „das Ewige regt sich fort in Allem."

Es ist die Lehre von der Metamorphose, die in jenen Worten, wie in einer Knospe verhüllt, ruht, und sich S. 65 in einer Blumenkette durch die Welt des Lebendigen schlingt. „Die Pflanze geht von Knoten zu Kno-

ten und ſchließt zuletzt ab mit Blüte und Samen. In der Thierwelt iſt's nicht anders. Die Raupe, der Bandwurm geht von Knoten zu Knoten und bildet zuletzt einen Kopf; bei den höher ſtehenden Thieren und Menſchen ſind es die Wirbelknochen, die ſich anfügen und anfügen, und mit dem Haupte abſchließen, in dem ſich die Kräfte konzentriren. Was ſo bei Einzelnen geſchieht, geſchieht bei Korporationen. Die Bienen, auch eine Reihe von Einzelheiten, die ſich an einander ſchließen, bringen etwas hervor, das als Kopf des Ganzen anzuſehen iſt; den Bienen-König. Wie dieß geſchieht, iſt geheimnißvoll, ſchwer auszuſprechen. So bringt ein Volk ſeine Helden hervor, eine Epoche ihre Häupter." — Nun iſt hier an das zu denken, was ich früher von den Natur-Philoſophen geſagt habe. Man muß das zarte, myſtiſche Gewebe mit ſinnendem Auge beſchauen, aber die Hände fein davon laſſen, die den goldenen Faden gern hinausſpinnen möchten in's verworrene Netz der Analogien. Sonſt möchte Einer fragen: bringt der Kopf Samen hervor? erzeugt ſich nie der Mann die Epoche?

S. 70. So wiſſen wir denn, daß die Verſe vom Blocksberg:

In dem Klaren mag ich gern
Und auch im Trüben fiſchen;
Darum ſeht ihr den frommen Herrn
Sich auch mit Teufeln miſchen;

Lavatern bedeuten. „Des Propheten Wort, oft iſt's nur Charade." — Wiſſen, daß, was in des letzteren Phyſiognomik über Thierſchädel vorkommt, von Goethe iſt, was

unſerer Ahnung ſo wenig entging, als wir ſeine Hand in Herder's „Ideen" verkannten (S. Falk S. 36).

S. 71. „In der indiſchen Philoſophie wiederholen ſich die Epochen, die wir Alle durchmachen. Wir ſind Senſualiſten, ſo lange wir Kinder ſind; Idealiſten, wenn wir lieben. Die Liebe wankt, wir zweifeln an der Treue, und ſind Skeptiker, ehe wir's glaubten. Der Reſt des Lebens iſt gleichgiltig, und wir endigen mit dem Quietismus, wie die indiſchen Philoſophen auch." — Nur weiß ich, daß aus der Raupe der Gleichgiltigkeit ſich ein Schmetterling des Friedens entflügelt, der, in ſchönerer Apathie, über den Furchen der braunen, höckerigen Erde ſchwebt; die Keime ſeiner Schwingen ſind in der Sehnſucht nach Ruhe angedeutet, die uns Alle hat, und die Pascal für eine Reliquie des verlorenen göttlichen Ebenbildes hält. — Omnia placata posse mente tueri.

Wie ſteht's aber dann mit S. 72, woſelbſt geſchrieben iſt: „Das Höchſte, wozu der Menſch gelangen kann, iſt das Erſtaunen; und wenn ihn das Ur-Phänomen in Erſtaunen ſetzt, ſo ſei er zufrieden, und ein Weiteres dahinter ſoll er nicht ſuchen." Setzen wir die Ehrfurcht an die Stelle des mirari, ſo behalten wir Alle Recht: Goethe, Lukrez, die Stoiker, die Inder, Pascal, und wir ſelber. Das Staunen iſt blind, die Ehrfurcht aber ſiehet.

S. 75 drückt ſich Goethe nur zu zart über Schiller's Amputation am Egmont aus, die mit einigem Verſtändniſſe des Gedichtes gar nicht zu reimen iſt.

Bei allem Reſpekt, den ich vor der Farbenlehre und vor Shakeſpeare's Blick in Natur und Welt habe, glaube

ich doch, daß Eckermann zu viel ſieht, wenn er S. 80 das Bleich-Erſcheinen Romeo's und Julia's dem Gewahrwerden eines chromatiſchen Phänomens zuſchreibt. Der ſcharf ſehende Britte war mehr ein Herzens- als ein Naturkundiger, und mag wohl das Phänomen innerer Vorgefühle hier im Herzen geſehen haben.

S. 90 beginnt das Dämoniſche, welches von nun an eine große Rolle ſpielt, und ſich rechts und links wenden und analyſiren laſſen muß. Freilich, wenn man ſo auf ſeine Pilgerſchaft von einem Hügel zurückſchaut, wird man da die leiſe Spur vom Tritte eines begleitenden Genius überſehen können? und ſollte ſie nicht ſichtbarer ſein, je bedeutender der Wanderer? Ich blicke hier in die Rolle meines eigenen Lehrbriefes, und finde die Worte: Es ſchauert Einem, wenn man die zarten Fäden gewahr wird, an denen unſere innere Kultur, und alſo auch das eigentliche Heil unſeres Lebens hängt. Was wärſt Du, wenn es an jenem Tage nicht geregnet hätte, ſo daß Du, ſtatt jenen Cirkel zu beſuchen, Dich einſchloſſeſt, und den Gedanken gebarſt, den Tags darauf der herrliche Freund zur Reife brachte? — Aber es iſt Pflicht, dieſes Geheimniß nicht weiter zu verfolgen, ſobald man es erblickt hat, und fortzuſchmieden, — als wäre man ſelbſt der Schmied ſeines Glückes. So war denn auch Eckermann's Frage (S. 303): wie ſich das Dämoniſche zur Idee des Göttlichen verhalte, Wagneriſch genug, und wenn ihm ſein Fauſt nur ausweichend darauf antwortet, ſo ſagen wir ohne Rückhalt: Dämoniſch nennen wir Sterbliche in unſerer Blindheit das Göttliche ſelbſt, wo wir es nicht begreifen;

und wo wir es zu begreifen glauben, da nennen wir es gut; in der Einfalt unſeres Herzens, vergeſſend des Wortes: „Wo warſt Du, da ich die Erde gründete? ſage mir's, biſt Du ſo klug?“ (Hiob 38, 4.) — Erſt S. 317 athmet man wieder freier, wo es heißt, man müſſe auch wiederum gegen das Dämoniſche Recht zu behalten ſuchen, und ſeine Arbeit ſo gut machen, als es gehen will. Es iſt ein Ringen Jakob's mit dem Herrn, welches der Herr gnädig anſchauen wird. Es iſt — ſagt Goethe — wie mit dem Spiele Codille, wobei die Würfel viel entſcheiden, die Klugheit aber dann auch die Steine im Bret zu ſetzen hat. Hier thut nun Eckermann wohl, nach ſeiner Weiſe an die Bruſt zu klopfen und zu ſagen: Ich verehrte dieſes gute Wort, und nahm es als eine treffliche Lehre an mein Herz, um darnach zu handeln (S. 318).

Die Bezeichnung des Klaſſiſchen als des Geſunden, und des Romantiſchen als des Kranken, worauf ſich Goethe S. 92 etwas zu Gute thut, hält keineswegs Stich. Wie? es gäbe keine geſunde Romantik? Nach meiner Anſicht exiſtirt gar kein ächter Gegenſatz zwiſchen Beiden. Kein geſchichtlicher, denn es gab von jeher eine Romantik, und es wird — wir hoffen's — in alle Zukunft klaſſiſche Werke geben; kein formeller, wie S. 157 den Franzoſen zugegeben wird, denn in allen Formen kann man romantiſch dichten, in allen hat man Klaſſiſches erlebt. Mir iſt romantiſch dasjenige, es ſei nun klaſſiſch oder nicht klaſſiſch in der Ausführung, was jene myſtiſche Tiefe aufruft, die, auch im geſundeſten Zuſtande, wie ein ſtiller Lebenstraum in jedem menſchlichen Gemüthe ſchlum-

mert; mir ist klassisch alles Vortreffliche, tiefen Gehalt in vollendeter Form darlegend, — sei es nun zugleich romantisch oder nicht.

S. 101 heißt es von Buch: „Er weiß nichts, aber niemand weiß mehr, und da ist's denn am Ende einerlei, was gelehrt wird." Diesen Ausspruch erkläre ich für den Gipfel alles Symbolischen, wo es als Ironie erscheint. Es ist hier nur von Geologie die Rede, aber all unser menschliches Lehren und Lernen ist in kein besseres Bild gebracht worden (sagt der Prediger; „sobald es über den Menschen hinaus-, ja in den Schöpfungsprozeß hineinreichen will" — setzt Tristram hinzu).

Was Goethe S. 103 von Böhmen rühmt: „daß die Bildung der Literatoren da noch etwas Reines habe, welches im nördlichen Deutschland anfängt, selten zu werden, indem hier jeder Lump schreibt, bei dem an ein sittliches Fundament, an eine höhere Absicht nicht zu denken ist" — dürfen wir wohl auf ganz Oesterreich beziehen, und die schönste Ernte daraus erhoffen.

Was oben bei Gelegenheit des Berlichingen von einer dichterischen Vorempfindung der Welt, vor ihrer Erkenntniß, gesagt worden, das ist es auch, was, in Verbindung mit Geistesgegenwart, jene Wunder des Heldenthums begründet, welche S. 113 bestaunt werden. Durch jenes Vorbewußtsein macht sich der Held der Zukunft Meister, durch die Geistesgegenwart des Augenblicks, und da ihm die Lehren der Vergangenheit unverloren sind, — muß ihm nicht das Leben gehorchen?

S. 119 erbaut sich Eckermann an der Claudine von

Villa Bella. Es iſt ein luſtiges, liebes Ding, man mag es leiden, ja lieben, aber mit dem Erbauen geht's beim beſten Willen doch nicht.

„Nicht nur bei den Farben, wie Seite 124 ſteht, überall muß man ſich hüten, zu zarte Unterſcheidungen und Beſtimmungen zu machen, indem man gar zu leicht der Gefahr ausgeſetzt wird, vom Weſentlichen in's Unweſentliche, vom Wahren in die Irre, vom Einfachen in die Verwickelung geführt zu werden." — Hat ſich die kürzlich vergangene Epoche der Syntheſe zu ſehr hingegeben, ſo war dieß ein Merkmal jugendlichen Aufſtrebens; die kritliche Feinheit und Aengſtlichkeit im Diſtinguiren beweiſt, daß wir gealtert ſind. Kunſtrichter und vor Allen die Schüler Aeskulaps mögen ſich das zu Herzen nehmen.

War es Goethen, wie billig, ärgerlich, daß man ſich auszuklügeln bemühte, wer das Eine oder das Andere der Xenien gemacht habe, ſo bleibt es eben ſo philiſterhaft, ihn zu katechiſiren, wo er die Hexenſzenen geſchrieben, — ob im Farneſiſchen, ob im Garten Borgheſe (S. 134)? Sie ſind nun eben da, und ſo laßt uns nicht toller ſein als ſie!

S. 170 hört ihr's einmal von Goethe ſelbſt: „daß der erſte Theil des Fauſt aus einem etwas dunklen Zuſtande des Individuums hervorgegangen;" — ihr, die ihr mit deutſchem Tiefſinne der Himmel weiß welches philoſophiſche Bekenntniß und Syſtem „in dieſen Kolben verlutirt, und ihn gehörig kohobirt" — und es heraus deſtillirt habt! — Nun werdet ihr aber, ihr Wagner's aller Regionen, die Ohren ſpitzen, zu vernehmen, was denn

das für eine Stelle im Plutarch iſt, von der S. 171 geredet wird. Ich habe längſt die Fiction im zweiten Theile Fauſt's darauf bezogen, und will euch die Freude machen. Sie ſteht im Marcellus, und heißt: Der Dienſt geheimnißvoller Gottheiten, welche ſie „die Mütter" nennen, wird zu Engyon in Sicilien an gewiſſen Jahrestagen feierlich begangen. Nun frage ich mit der Voluſpa: was wiſſet ihr mehr?

Die Reiſe-Notizen, die uns Eckermann mittheilt, ſind ganz im Style ſeiner treuen Seele; immer wieder dieſe reine, klare, liebevolle Auffaſſung, welcher das Kleinſte nicht zu klein iſt; wie am Meiſter die flüchtigſte Laune, ſo an Frankfurt die guten Beefſteaks und das Weißbrot (S. 207). Ich ſage das nicht mit Spott; ein jedes Gemüth will geduldet ſein in ſeiner Weiſe, das kindliche aber hat auf Liebe Anſpruch und auf eine innige Verehrung.

S. 267. Nun kommt das Wort, welches (ſ. oben) Eckermann unterſtreichen ſollte. Von dem, was den Bildern der Neueren fehlt, iſt die Rede: das Männliche, ſagte Goethe; und ich unterſtreiche auch. Bloß den Bildern? frag ich weiter, ſehe in meine Rolle mit Reſultaten, und erlaube mir, auszuſchreiben: Was denn eigentlich unſeres Säkulums hemmend Prinzip ſei? Krankheit iſt's, Aſthenie; kräftige ſichs! es gedeiht. Und doch wollen ſie Dir, wackerer Euripides, das Erhabene abſprechen, — die armen Häringe! (S. 269.)

Ganz vortrefflich betrachtet Eckermann (S. 291) die Beſchäftigung mit der Poeſie, die dem Menſchen ſchmei-

chelt und ihn meiſt läßt, wie er iſt, im Gegenſatze zu der mit der Natur, die unſere Schwächen ausmerzt und uns erhebt. Es iſt das Sittliche, welches eigentlich ſein Charakter iſt, und hier in Schönheit durchbricht.

Mit einem ſolchen Herzen ſchloß er ſich an Goethe, ward empfangen und befriedigt, und ſo iſt es rührend, daß, wie das Buch von ſeiner Geburt beginnt, und die Geſpräche mit Goethe gleichſam nur den Kern ſeiner Selbſtbiographie ausmachen, mit dem Tode Goethe's auch ſein Leben wie das Buch abgeſchloſſen erſcheint. Eine ſolche Erſcheinung im ſittlichen Leben bewegt uns im Innerſten zu Theilnahme und Achtung; wir unterdrücken, was uns, von den frechen Dämonen des Weltverſtandes eingegeben, noch auf unheiligen Lippen ſchwebt, und bewahren das treueſte Bild, das uns von unſerem größten Dichter aufbehalten wurde, nebſt der Erinnerung an den, deſſen Liebe es gezeichnet, für immer in dankbarem Herzen.

Goethe und Schiller *).

Alles iſt nur Uebergang.
Brückeninſchrift.

In einer Zeit, wo ſo häufig die Namen, welche den Titel dieſer Zeilen ausmachen, als Fahnen zum Streit ausgeſteckt werden, — wo das Heil für alles Dichten und Trachten bald von der Nachfolge des Einen, bald von der des Andern prophezeit und erwartet wird, — mag es auch dem Einzelnen geſtattet ſein, von ſeiner Seite die Zuläſſigkeit dieſes ganzen Streites zu negiren, das Heil anderswoher zu prophezeien, und die Gründe, die ihn hierzu bewegen, anzugeben.

Für's Erſte muß der eigentliche Fragepunkt feſtgeſetzt werden, damit wir nicht, nach der Mode neueſter Genialität, in den Tag hinein phantaſiren. Alſo: daß von Nachbildung der Formen, deren ſich beide Dichter bedient, die ihnen eigen waren, nicht die Rede ſein kann, leuchtet wohl gleich ein. Wer möchte noch daher irgend ein Heil er-

*) „Da ſtreiten ſie ſich lange herum, ob Schiller oder ich den Vorzug verdiene; ſie ſollten lieber Gott danken, daß ein paar Kerls da ſind, über die ſie ſtreiten können.“ — Goethe zu Eckermann. I.

warten? Jeder lebendige Gedanke wird mit ſeiner nothwendigen Form zugleich geboren, jede ſelbſtſtändige Bildung ſchafft ſich die ihrige ſelbſt. Und was Goethen und Schillern eigen war, werden wir ihnen wohl laſſen müſſen, eben weil es ihnen eigen war, — weil wir nie Schiller und Goethe ſein können, und weil Derjenige weniger wird, als er ſein kann, ja als er iſt, der mehr oder etwas Anderes ſein will, als er ſelbſt. Was man Reminiszenzen nennt, kann und ſoll bei einer ſo reichen Bildung, wie die moderne, zumal die deutſche iſt, nicht vermieden werden. Die ganze Literatur iſt Reminiszenz; und die Bemühungen der größten Geiſter wären verloren, wenn ſie es nicht wäre, wenn das Schöne, das Große keine Spuren in uns zurückließe. Frägt es ſich aber um ein Vorbild reinen Styls, wobei die Eigenheit des Perſönlichen gemäßigt, veredelt werde, ſo ſchlage ich hierzu die Alten vor, die, wenn ich nicht irre, den angeführten großen Dichtern ſelbſt zum eigentlichen Muſter dienten. Wir dürfen dabei nicht fürchten, monoton zu werden; denn das Nachahmenswerthe im antiken Style beſteht in der Einfachheit, Präziſion und Anmuth — Eigenſchaften, welche mit der eigenthümlichen Farbe jedes originellen Schriftſtellers recht gut vereinbar ſind. Oder waren die Großen unter den Alten nicht auch originell? geht Ein Ton durch Herodot, Thukydides, Platon, Cicero, Tacitus? Wenigſtens haben wir dabei nicht mehr Eintönigkeit zu beſorgen, als wenn wir Alle Goethe oder Schiller kopiren. Die Nachahmung von Goethe's früherem Style würde zu einer gewiſſen Nachläſſigkeit, welche nur dem Genie, — die Nachahmung des ſpätern zu einem

Vornehmthun, welches kaum dem Genie erlaubt iſt, verführen; die Nachahmung Schillers zu leerem Phraſenſchwall bei Solchen, die den Pomp ſeines Ausdrucks ohne ſein Gefühl beſäßen, — zu einer Subjektivität, die nur einem ſo von Grund aus liebenswürdigen Subjekte, als er war, geſtattet werden kann.

Doch ſchon zu viel hiervon! Um Kopie handelt es ſich alſo nicht. Welcher von Beiden überhaupt den Vorzug verdiene, möchte wohl auch nicht gefragt werden können. Schiller wenigſtens war der Antwort darauf gewiß, er, der, je weiter er vorſchritt, deſto mehr ſich der realen Fülle und idealen Vollendung Goethe's zu nähern ſtrebte; auch möchte es wohl von allen Gebildeten jetzt anerkannt ſein, daß die höchſten Hervorbringungen Goethe's nicht nur das Höchſte ſind, was Deutſchland, ſondern was die neuere Zeit überhaupt aufzuweiſen hat. Ich ſage: die höchſten, weil es ſich von ſelbſt verſtehen ſollte, daß man nur dieſe zum Maßſtabe eines graduellen Vergleiches machen darf; wer „Epimenides Erwachen" mit „Wilhelm Tell" zuſammenhielte, würde ſo gut fahren, wie, wer „Cabale und Liebe" zum ewigen Vorbilde der Poeſie machen wollte.

„Noch immer nicht die eigentliche Frage!" unterbricht mich der Leſer; — „nicht um Manier, nicht um Vorzug handelt es ſich, ſondern um den Weg, den der deutſche Schriftſteller in Zukunft einzuſchlagen habe, wenn er ſeinem Volke das werden will, was ihm zu ihrer Zeit jene Dioskuren geweſen ſind; ob den Weg Schiller's oder Goethe's? Denn auf dieſe Doppelbahn ließe ſich zuletzt alles literariſche, zumal poetiſche Streben zurückführen." — Ich ge-

ſtehe, dieſe Vorausſetzung nicht zu begreifen. Warum gerade Schiller's oder Goethe's Weg? warum nicht Leſſing's, Herder's, Wieland's? kommt es überhaupt auf den Weg an? führen nicht alle Wege nach Rom? haben es nicht jene angeführten Dichter — ich möchte ſagen — wunderſam bewieſen? iſt nicht Schiller, wie ich oben bemerkte, in der zweiten Hälfte ſeiner Bahn ſo ziemlich Goethe's Weg gegangen? Aber zugegeben, daß es ſei, wie jene ſagen — ſo muß ich mich weiter fragen: welches war denn Goethe's Weg? welches der Schiller's? Wenn ich hierüber nachſinne, ſo finde ich Folgendes: Goethe iſt bei ſeinem Dichten und Denken vom Leben ausgegangen, und hat das große Glück gehabt, ſich nie davon entfernen zu dürfen, wenn ihm gleich nach ſo manchen Pilgerfahrten das Land der Idee nichts weniger als fremd blieb; vielmehr das Reale und Ideelle, in ſeinen ſchönſten Produktionen, wie im Taſſo, ſich zu einer Einheit verband, wie man ſie ſeit den Tagen Sophokles nicht mehr bewundert hatte. Schiller's produktive Kraft ward im Anbeginn durch den ſchmerzlich gefühlten Kontraſt der äußern und innern Welt zur Oppoſition gegen die erſtere geweckt, bis die Reife und Erfahrung des männlichen Alters allmälig die Forderungen des edelſten Herzens abſpannten, und einen ruhigern Sinn für's Leben in demſelben erſchufen, — daß es, ſeinen ewigen Idealen nie untreu, in der Poeſie endlich die gleiche Verſöhnung zwiſchen Ideal und Leben ſuchte und fand, — wie ſie aus Goethe's Dichtungen weht. Dieſer Unterſchied iſt alſo, wie man ſieht, durch Naturell und Verhältniſſe bedingt, und es frägt ſich demnach nicht: welchen von

beiden Wegen *ſoll* man gehen? ſondern: welchen *kann* man gehen? So bliebe uns denn vor der Hand nichts übrig, als dieſe Frage an uns zu richten, und — nach erhaltener Antwort — zu gehen. Denn ein Schelm thut mehr als er kann. Wer dann am weiteſten kommen wird? Hierauf ſcheint die Geſchichte zu erwiedern: daß eine glückliche Organiſation bei beharrlichem Weiterſtreben, unter Begünſtigung der Verhältniſſe, das Höchſte leiſtet. So war es bei den Griechen, ſo bei Goethe. Glaube ja Niemand, daß Goethe oder Schiller ihre Zeit gemacht haben; zu der Zeit, als dieſe Geiſter emporſtrebten, ſtrebte die Welt mit ihnen; eine Unzahl Opferflammen loderten auf einmal hinan, von einem gemeinſchaftlichen Strahl von oben her entzündet, — nur daß Goethe's Flamme am höchſten emporſchlug. Nur wenn eine *Zeit* Anlaß gibt, daß *eigene* Naturen ſich rein und frei entwickeln, entſtehen Vorbilder. „Man kann ſelten unterſcheiden," ſagt ein Stimmführer neueſter Kritik, „wie fern ein Mann mehr auf ſeine Zeit, oder dieſe mehr auf ihn gewirkt. Große Geiſter ſind nur die Spiegel der Zeit, durch die ſie eben geſchliffen werden." — In einem dieſer Geiſter erreicht dann wohl die Zeit die man immerhin nach ihm nennen mag, das Letzte, was ſie als ſolche erreichen kann, — aber nicht das Letzte überhaupt. Darum ſind die größten, wirkſamſten Geiſter als *Durch-* und *Uebergangs-Medien* zu betrachten, — als Triumphpforten, durch welche die Zeiten ziehen; die Formen, in denen ſie ſich bewegten, als Schlangenhäute, die bei der Wiedergeburt abgeworfen werden müſſen. Umgehen kann, ſoll man dieſe Pforten nicht, — aber bei ihnen ſtehen

bleiben auch nicht. Schiller hat ſo ziemlich unter uns ausgewirkt, wie Leſſing; Goethe's Geiſt wirkt noch fort, oder vielmehr, wirkt erſt jetzt; aus ihm entſprang der Quell der Gegenwart, die uns umrauſcht; die Söhne des gewaltigen Stromes erkennen ihn bereits ſelbſt als Vater an: ihn, der die urſprüngliche Welle friſchen Lebens entfeſſelte, und ſich ſelbſt keinen ächtern Namen weiß, als den des Befreiers (Goethe Bd. 45, S. 429); und in ſo fern könnte man ſagen, daß ſeine Richtung für uns gemacht ſei; aber auch dieſe Haut wird die ewig lebendige Bildung einſt von ſich abſtreifen, und neuen Formen entgegenblühen.

Richtung ſagte ich? hier habe ich die Saite berührt, die bei unſern Zeitgenoſſen am ſchnellſten und lauteſten nachklingt. „In der Richtung, in der Tendenz ihrer Anſichten" — höre ich dieſe rufen — „waren ſich doch jene beiden entgegengeſetzt?" — Entgegengeſetzt? warum nicht gar! von differenten Naturen habe ich einen Begriff, weil der Menſch das Holz, woraus er ſich ſchnitzelt, von oben erhält; aber davon habe ich keinen, wie zwei reine, wohlwollende, denkende Geiſter über die heiligſten, höchſten Intereſſen entgegengeſetzter Anſicht ſein ſollten. Die Bildungsgeſchichte unſeres Geſchlechtes ſollte uns hinlänglich belehrt haben, — wohin alle Geiſter, die ſich ihrer und des Ganzen bewußt werden, tendiren. Hier gibt es keinen Eigenwillen, und die Neigung verliert ihr Stimmrecht; der gebildete Menſch kann ſich die höchſten Bedürfniſſe nicht verhehlen, — kann dem hörbaren Schritte der Menſchheit das Ohr nicht verſchließen; nicht das Auge dem ſichtbar deutenden Finger der Vorſehung; — und der Gebildetſte

aus uns, Goethe, hätte es gekonnt? Nimmermehr! Wenn man an ihm je dieſe Richtung, der er gerade ſein ganzes Leben geweiht, verkannt hat, ſo war es Mißverſtändniß, das die Geſetze der Kunſt mit denen der Moral verwechſelte; oder Kurzſichtigkeit, die den lichten Punkt in der Ferne nicht gewahrt, wo beide zuſammentreffen; oder Oberflächlichkeit, die ſich die Mühe nicht gibt, in den Kern ſeiner Werke einzudringen; oder gar Bosheit und Abſicht, der es um die höchſten Intereſſen der Menſchheit nicht ſo ſehr zu thun iſt, als ſie uns glauben machen will; was wir aber, zur Ehre unſerer Nation, lieber nicht annehmen wollen. Sein Wollen und Denken iſt den Tieferſchauenden nicht fremd geblieben; auf einſamen Höhen erwarten dieſe Keime himmliſche Befruchtung, mit jenen, welche der prophetiſche Herder gelegt, den man weit öfter zitirt als begriffen hat, und deſſen Wirkung weit über unſer Jahrhundert hinaus reicht. Schiller's Lebensathem drang in den Buſen ſeines Volkes und ſeiner Zeit, und belebte unſer Herz zu feurigen Pulſen; wir ſchreiben ihm allein die Richtung zu, die wir an ihm allein verſtehen. Herrlicher hat Niemand ſeinen Werth ausgedrückt, als Goethe an Bettina *).

Nun iſt nur noch eine Seite übrig, von der aus wir allerdings dem eifrigen Studium Schiller's vor dem Goethe's den Vorzug zugeſtehen möchten. Ich meine den Dichter, deſſen Abſicht es iſt, von der Bühne herab, und zwar

*) Man ſehe Goethe s Einwirkungen.

durch die Tragödie, auf uns und unſer Vaterland zu wirken. Ihm hat Schiller den Weg vorgezeichnet, auf dem allein er ſein Publikum zu einer Stufe emporheben kann, von der aus es einer reinen, höhern Wirkung empfänglich wird. Das ſcheinen die beſten der neuern Dramatiker, das ſcheint Grillparzer vor Andern zu empfinden.

Was folgt nun aus dieſem allem? was haben wir zu thun? Alles in uns aufzunehmen, und unſern Weg dabei fortzugehen. Unſere Bildung ſei ein Strom aus urſprünglichem Born, von mündenden Bächen und Flüſſen geſchwellt, aber nicht gehemmt. So, und nur ſo werden wir die Ahnungen unſerer Väter überflügeln; man wird nicht länger müßige Elegien anſtimmen, daß kein Griechenland, kein Goethe mehr wiederkommt; es wird etwas in die Welt treten, was auch Griechenland, auch Goethe iſt, nur anders. Denn die Menſchheit iſt unendlicher Entwicklungen fähig. Aber auf dem Wege, welchen die Himmelsſtürmer der neuern Kritik zu bahnen wähnten, wird es nicht gehen; durch Verläugnung des Größten, was unter uns gedieh, werden wir nicht größer werden; wir müſſen es erſt in uns aufnehmen, bevor wir es verdauen, bevor wir es überwachſen. „Ich begreife nun," — ſchrieb einſt Schiller — „daß das Vortreffliche eine Macht iſt, der gegenüber es keine Freiheit gibt, als die Liebe."

Laſſet uns ein ſo großes Wort durch Thaten der Ehrfurcht bekräftigen, — aber auch nicht vergeſſen, daß Jedem von uns Kräfte gegeben ſind, mit denen er weiter reicht als mit allen fremden, — und daß nur von der

Entwicklung und Thätigkeit aller dieſer Kräfte das zu erwarten iſt, dem wir Alle ſehnlichſt entgegendürſten, und das kein Einzelner je darzuſtellen hoffen darf. Das hat Goethe mit ſeiner Weltliteratur gemeint; den Gewinn hat er berechnet, der der Menſchheit fiele, wenn alles Monopol aufhörte, und alle einzelnen Intereſſen dem großen Kapitale zugeſchlagen würden. Und wahrlich! wenn wir das ein goldnes Zeitalter nennen, in welchem eine Verſammlung großer Charaktere und Köpfe auf eine Nation bildend einwirkt, — von welchem Metall wird jenes ſein, das uns bevorſteht, wenn eine ſolche Bildung allgemein wird? Die Trägheit ſchiebt Alles auf's Genie; aber man beginne nur, — und man wird erfahren, was wir Alle können! wie man denn auch, wenn man Goethe's Leben prüft, gar bald bemerkt, daß es nicht ſo geiſtig ſchlaraffenmäßig war, als man fabelt, — daß ihm auch nicht Alles nur ſo eingefallen iſt, wie der Blitz einſchlägt, — ſondern daß auch Er ſich ſein mißgönntes Theil Lorbeer ſauer genug verdient hat, — ſaurer, als ihr eurer Bravo vom literariſchen Parterre. — Laſſen wir dieſen ſeinen Schweiß nicht vergebens ſein! kehren wir mit den von ihm erkämpften Trophäen in die Heimath zurück — in uns ſelbſt; denn hier nur blüht unſer Lorbeer. Dadurch, daß die Größten ſie ſelbſt geweſen ſind, — geweſen ſind, was nur ſie ſein konnten, dadurch ſind ſie die Größten geweſen; dieſe Pforte ſteht auch uns offen. Nicht uns geben, wie wir ſind, — uns bilden zu dem, was wir, nur wir, ſein können, das iſt unſere Aufgabe. Ohne eigenes Leben kein Heil. Träumen müſſen wir, um zu ſchaffen, eine eigene Größe träu-

men. Ewig zurückſchauen, raubt uns die Gegenwart den Boden des heiligſten Samens. Anerkennung jeder Kraft, und Ausbildung der eigenen! Folgen wir dieſem Wahlſpruch, durch den Hellas groß ward, dann wird des Dichters Wort wahr werden:

Sind dieſe Thatenquellen wieder unſer eigen,
— Das Dunkel ringt noch zweifelhaft mit Licht —
Dann wird gewiß ſich eine neue Größe zeigen,
Dieß hofft, ihr Guten, und verzaget nicht!

IIII.

Kunst.

Ein ſchwierig Thema iſt das Leben,
Die Wiſſenſchaft ein mühvoll Streben;
Nur ſelten lächelt Göttergunſt
Den Sterblichen. Sie nennen's: Kunſt.

Digitized by Google

Elemente der künſtleriſchen Kompoſition.

> In der bildenden Kunſt ſteht der Gegenſtand feſt, wie der Glaube; der Geiſt des Menſchen umwandelt ihn wie der Begriff.
>
> Bettina.

Das Wort Kompoſition drückt den Begriff eines aus Einzelnheiten erſchaffenen Ganzen aus. In dieſem Begriffe iſt eigentlich ſchon das höchſte Geſetz der Kompoſition enthalten; aus ihm laſſen ſich alle Forderungen, die man an ein Ganzes zu machen berechtigt iſt, ableiten. In einem Ganzen muß nirgends zu viel noch zu wenig ſein, — alle Theile müſſen nothwendig ſein, und ſich wechſelſeitig auf einander beziehen. Jeder Theil muß nur mit Rückſicht auf den andern da ſein und verſtanden werden. Nur iſt dieß nicht ſo gemeint, daß alle Theile ſich koordinirt ſeien; vielmehr müſſen einige herrſchen, andere dienen, und alle ſich einem Mittelpunkte unterordnen, der ſie hebt, indem er von ihnen gehoben wird. Dieſe Erſcheinung bemerken wir in den Gebilden der Schöpfung, und nennen ſie Organismus; wir wünſchen ſie in den Gebilden der Kunſt gleichfalls ausgeſprochen, und verlangen demgemäß, daß dieſe organiſch ſeien. Das gilt von der einfachen Kompoſition ſo wie von der zuſammengeſetzten, welche, als eine Kompoſition aus Kompoſitionen, zwar

mehrere Ganze darstellt, die aber wieder nur erst im Bezug auf einander ihren völligen Werth behaupten. — Alles dieß wird. wenn auch von Jenen, die sich Künstler nennen, nicht immer befolgt, doch mindestens so ziemlich eingestanden. Weniger anerkannt, aber nicht weniger fruchtbar, dürfte das Folgende sein.

Jede Komposition besteht aus drei Elementen, deren einseitiges Vorwalten, bei Malern und Kunstrichtern, drei Schulen des Irrthums bedingt; deren einiges Zusammenwirken allein das Werk zu einem lebendigen Ganzen macht, und ihm das verleiht, was das lateinische Wort als Nebenbegriff enthält: Die Wirkung zu beruhigen, zu befriedigen.

Das erste dieser Elemente liefert der Gegenstand, den der Künstler zu seiner Aufgabe gemacht hat. Jeder Gegenstand nämlich, sobald er Vorwurf bildender Kunst wird, trägt das Gesetz seiner Darstellung in sich; der Künstler, wenn er das treue Bild desselben auf die Leinwand zaubern will, muß ihn vor allem rein auffassen; dieß wird nur dadurch möglich, daß er sich, wenigstens für diese Periode des Schaffens, selbst vergißt, sich dem Objekte unterordnet. Das Vermögen, die Geübtheit, dieß zu leisten, ist es, was man in der dichtenden Kunst unter der Benennung Objektivität mit Recht so hoch schätzt, und an den Alten, an Goethe, so sehr bewundert. Denn die höchsten Gesetze gelten gleich in allen Künsten. So wird in der bildenden das wahr, was, paradox klingend, von der Musik gesagt ward: daß nicht der Tonkünstler den Satz, sondern eigentlich der Satz den Musikus durchführe. Durch

dieſe allſeitige, ungetrübte Aufnahme des Gegenſtandes wird der Künſtler zum herrlichen Organe, durch das die Natur wie die Geſchichte zu dem genießenden, fühlenden Menſchen ſpricht; durch ſie feſtgebannt, ſtellt Roms Majeſtät in Rubens, die zauberiſche Heiterkeit der lächelnden Natur in Claude's Gemälden ſich einer ſpäten Nachwelt dar. Der Künſtler wird alſo trachten, den ganzen Gegenſtand, ſei er Natur oder Geſchichte, nach all' ſeinen Motiven zu erſchöpfen, damit der Beſchauer durch die Klarheit, womit er ihn überſehen kann, eines freien Urtheils, eines tiefen Eindrucks fähig werde. Doch wird er nicht außer Acht laſſen, daß Vollſtändigkeit und Breite zweierlei ſind; und daß ein Gegenſtand erſchöpft iſt, ſobald ſein Weſen klar wird. Das Weſentliche aber einer Begebenheit, eines Gedichtes u. ſ. w. zu finden und in Eine pittoreske Handlung zu konzentriren, hat freilich ſeine Schwierigkeiten, die hier zu erörtern nicht der Ort iſt. Diejenigen, bei denen dieß Element des Gegenſtands vorwaltet, verkennen die Grenze ihrer Kunſt; ſie wollen auf der Leinwand den Dichter oder die Geſchichte ganz erſetzen, oder, wenn ſie Kunſtkritiker ſind, ganz erſetzt ſehen. Ein Beiſpiel dieſer Einſeitigkeit iſt die alterthümliche Weiſe, zwei auf einander folgende Handlungen in Einem Raume darzuſtellen — ein Verfahren, welches, indem es ſchreibt, ſtatt zu malen, doch das Bedürfniß nach vollſtändiger Uebertragung des Gegenſtandes unverkennbar andeutet.

Das zweite Element der Kompoſition beſtimmt der gegebene Raum, der, nach den Geſetzen der Kunſt, vom Künſtler mit einer anmuthigen Harmonie von Formen, Far-

ben und Beleuchtung auszuſchmücken iſt. Denn dadurch, daß eine Geſchichte Schmuck eines Raumes werden ſoll, wird ſie erſt Eigenthum der Kunſt. Die Alten beweiſen in allem, was ſie hinterließen, daß ſie dieſe Maxime erkannt und geübt haben; und Goethe, dem ſie als Triumph der Kunſt beſonders zuſagte, war ſogar bemüht, im Laokoon ihr Walten nachzuweiſen, und dieſe ſchmerzlich ergreifende Gruppe als herrlichen Zierrath darzuſtellen. Gewiß bleibt es, daß die bedeutendſte, gefühlteſte, klarſte Handlung von der Leinwand nicht zu uns ſpricht, ſo lange ſie nicht maleriſch verarbeitet, ſo lange ſie nicht Bild geworden iſt; gewiß bleibt es andererſeits, daß auch beim Element des Raumes ein Extrem möglich, ja wirklich iſt; nämlich: zu Gunſten einer dem Auge (zumal dem durch akademiſche Phantome verwöhnten) ſchmeichelnden Symmetrie oder Farbenharmonie das Weſentliche des Gegenſtandes aufzuopfern, und Charaktere zu Arabesken zu erniedrigen.

Das dritte Element endlich liegt in der Bruſt des Künſtlers. Wie, nach Lenau's ſchönem Ausdrucke, das Weib etwas von ihrer Liebe in das Gericht miſcht, das ſie dem Manne vorſetzt, — ſo wird jener Maler die Tafel nur beklecken, nicht beleben, der nicht einen Theil ſeines Selbſt abzulöſen und auf ſie überzutragen vermag. Denn wenn auch jedes ächte Künſtlerthema das Geſetz ſeiner Darſtellung diktirt und ſich in dieſem Sinne ſelbſt komponirt, ſo ſieht doch jeder gebildete Menſch jedes Objekt auf ſeine eigene Weiſe; und keiner darf ſagen, daß Er allein es recht ſehe. Was von der geſetzgebenden Macht einfach ausgeht, vermannigfacht ſich unter den Händen der vollzie-

henden. Tauſend Dichter haben die Linde beſungen, unter deren ſanft bewegten Schatten ſie glücklich waren; jeder hat ſie anders beſungen; wollt ihr es nun dem Künſtler verdenken, der das ſtille, heilige Gedächtniß ſeiner beſten Stunden über die Geſtalten hinhaucht, die ſein warmer Pinſel ſchuf? der den Farbenton ſeines Herzens über das Werk ſeiner Hände zieht? Nur wer gerührt iſt, rührt; und was nicht vom Leben kommt, wie ſoll es Leben erzeugen? Wer ſeinen Bildern dieſes Etwas nicht zu geben weiß, wodurch ſie, nicht der Manier, ſondern dem Gehalte nach, ſeine Bilder werden, der nenne ſich nicht Künſtler; er bleibt Kopiſt, und wenn er im Stande wäre, Phidias und Skopas bis zur Täuſchung zu kopiren. Das Uebermaß dieſes Elements des Individuellen iſt es, wenn der Komponiſt ſich ſtatt des Objekts hinſtellt, wenn er das Weſentliche des letztern einer geliebten Grille opfert, wenn er eigene Träume und Erlebniſſe, zur Verwirrung der Handlung wie des Beſchauers, in ſein Bild hinein allegoriſirt.

Hat aber ein Künſtler eine Handlung allſeitig dargeſtellt, zu maleriſcher Wirkung verarbeitet, und mit dem Namenszug ſeiner Liebe bezeichnet, ſo hat er komponirt. Sein Werk iſt abgeſchloſſen, und genügt den Forderungen, die am Eingange dieſer Zeilen gemacht wurden. —

In einer zweiten Skizze werde ich zu erörtern verſuchen, daß der einzelne Künſtler, ſo wie ganze Kunſtſchulen nur dann auf dem rechten Wege ſind, wenn ſie von der Natur, von der häuslichen Sphäre des ſie umgebenden Lebens ausgehen, und ſich durch Ausbildung zur Freihei

und Allgemeinheit ſteigern, — nicht aber, wenn ſie, ohne eigenes Leben, ſprungweiſe durch Nachahmung des Vollkommenen die Vollendung ertrotzen wollen. Wenn wir die Antike erreichen, ja überbieten wollen, ſo müſſen wir nicht nachahmen, was die Griechen gemacht haben, ſondern fragen, wie ſie dazu gekommen ſind, es zu machen. Fragen wir aber: wie ſie dazu gekommen? ſo erhalten wir zur Antwort: Dadurch, daß ſie von der Natur ausgingen, und ſie nie aus den Augen verloren. Auf dieſem Wege wird dem menſchlichen Geiſte die Summe ſeiner Verhältniſſe klar: daß er ein Ebenbild des göttlichen iſt, und die Ahnung jener höchſten Einheit in ſich trägt, in welche Kunſt und Natur zuletzt verſchmelzen.

Natur und Styl in der Malerei.

> Man kann die Natur nicht abschreiben; sie muß empfunden, und von dem ganzen Menschen wieder neu geboren werden.
>
> Heinse.

Es gibt, wie in allen menschlichen Angelegenheiten, so auch in der bildenden Kunst, Traditionen, die, gleich einem erblichen Grundbesitze, vom Ahn auf den Enkel übergehen; jeder fühlt sich behaglich im Hause der Vaters, und bedient sich des alten Geräthes, ohne viel nach dem Woher? oder Warum? zu fragen, als müsse es eben sein. Dann findet sich einmal ein baulustiger Erbe; er will in einer ihm lieb gewordenen Gegend eine Wohnung aufschlagen, wie die seiner Väter ist. Da untersucht er diese bis auf den Grund, — das alte Gerüst baut sich neu wieder in ihm auf, der Geist der Väter kommt über ihn, lehrt ihn, was sie wollten und wie sie's schufen, und er schafft seinen Nachgebornen das Erbe, das sie bedürfen.

Braucht das Gleichniß eine Erklärung? Dem Künstler, dem Liebhaber summen, wo er sich hinwendet, um sich Weisheit zu erhorchen, die schönen Worte: „Styl, Ideal, Antike," in die Ohren. Diesen Kompaß gibt ihm die Theorie mit auf die Fahrt: er segelt damit — in's Blaue. Verzweifelnd nach manchen trostlosen Irren, strebt er in

den Hafen der Natur zurück, — glücklich genug, wenn er nicht an den Sandbänken der Gemeinheit scheiterte! Nun wirft er den Maßstab der Schule weg, und betrachtet noch einmal die Werke der Meister. Da öffnet sich sein Auge, und, von den Thränen eigenen Ringens gereinigt, gewahrt es Lebensspuren, wo es einst nur Pinselstriche gesehen. Das Leben, und was es in ihm entwickelte, ist nun sein Maßstab; und da liest er aus jenen Werken ganz was anderes heraus als Kompositionsregeln, Licht- und Regenbogeneffekte. Er erlebt die Bilder seiner Vorgänger, weil sie erlebt worden sind; er erfährt, daß alle Meister von der Natur angefangen, und mit der Darstellung ihres Gemüthes geendet haben. Und kann der Mensch am Ende etwas Anders, etwas Höheres darstellen, als sich?

Alle ältesten Kunstschulen, so wie der beginnende Künstler, — was streben sie, als: die liebe Welt um sie herum auf ihre Tafel zu bringen? so wahr, so treu, als es gehen will. Das war und bleibt die erste Stufe der Kunst, — von da steigt sie empor. Hier zieht der Mensch das Höhere herab; denn die Natur ist höher als der noch ungebildete Mensch, weil sie gesetzlich, er aber willkürlich wirkt; es ist ein gemeines Bestreben, aber der Künstler muß es mitmachen; denn wie will er den Dingen das Siegel seiner Herrschaft aufdrücken, ehe sie sein sind? Das Antike, das ihr thöricht der Natur entgegenstellt, hat keine andere Wurzel; niemand blieb, auch noch in der Periode des freiesten Schaffens, dem schönen Kreise der Natur und Heimath so treu als der Grieche. Das Altgriechische, das Altdeutsche, das Altitalienische, das Altniederländische, die

erſten Produktionen des einzelnen Künſtlers, haben etwas, das Weſentliche, mit einander gemein. Nun wird der Künſtler in den Formen, Farben und Beleuchtungen der Gegenſtände immer heimiſcher, die Signaturen der Dinge werden ihm geläufig, und während ſo ſein Auge und ſeine Hand ſich bilden, bringt das Leben ſeinem Innern Reſultate auf. Sein Verſtand reift, ſeine Phantaſie füllen Bilder, ſein Herz liebt; die Fülle gährt und treibt in ſeinem Gemüthe, er ſchaut auf die Außenwelt, und auf das Werk ſeiner Hände, und ſiehe da! er gewahrt, daß die Natur ein Echo des Geiſtes iſt, und daß er, indem er ihre Lettern verbindet, zu ſprechen vermag. Und dann, und nur dann, wenn er das erlebt hat, nenne er ſich Künſtler. Wen es nicht von innen heraus treibt, in Linien und Farben, Lichtern und Schatten zu lallen, dem frommen Geſetz und Antike nichts. Seine Werke werden, wie die von Mengs, nicht bis zu unſerem Herzen gelangen. Dieſes nun iſt die zweite Stufe der Kunſt. Den Uebergang von der erſten zu ihr ſtellt uns die Schule der ſpätern Niederländer dar; die neueſten Künſtler ſcheinen gleichfalls das höchſte Bedürfniß zu fühlen, und, bereichert mit den Schätzen der Vorwelt, ein friſches Leben beginnen zu wollen. Auf dieſer Stufe beginnt das Regiment des Menſchen. Das Leben ſeines Geſchlechtes wird ihm zum Spiegel ſeiner Gedanken, ächte Geſtalten werden Typen, — ja die Thiere des Waldes und die Blumen der Flur weiß die Kunſt ſeiner Hände zu nöthigen, daß ſie, zum Bilde verbunden, Kunde von ſeinem Wollen geben. Er hebt die Natur zu ſich empor, denn der gebildete Menſch iſt höher als ſie,

weil er ſein Geſetz erkennt. Dieſe Stufe der Kunſtübung aber ſetzt eine beſtimmte Anlage voraus; nur dem ſpricht die Natur, der ſie zu hören weiß. Viele Maler lernen nie ſehen; ihre Werke ſprechen alſo auch nicht zu den Sehenden, und es iſt beſſer, daß ſie durch erlernbare mechaniſche Technik dem gemeinen Auge zu Nutz und Frommen arbeiten, als daß ſie die Antike traveſtiren, was ſie dann für Styl verkaufen.

Frägt man mich nun nach der dritten Kunſtſtufe, in der Hoffnung, endlich das Rechte vom Styl zu vernehmen, ſo antworte ich: es gibt keine als die Vollendung; und dieſe iſt der Styl: die Uebereinſtimmung einer ausgebildeten ſchönen Individualität mit den Geſetzen der Natur. Hat der Künſtler ſein Inneres ſo kultivirt, daß in ihm kein Widerſpruch mehr iſt, und die Außenwelt harmoniſch im Spiegel ſeiner Seele ſich verklärt, hat ſein Meißel, ſein Pinſel gelernt, mit lebendigen Formen wie mit Chiffern zu handthieren und äußeres Leben zum Ausdruck des innern zu erhöhen, ſo wird ſeine Schöpfung die Einheit des Menſchengeiſtes mit der Natur, das ſeligſte Gefühl, die höchſte Erkenntniß offenbaren, und *das* iſt Styl, das iſt Raphael, das ſind die Griechen. Die Kunſt wird hier Sinnbild des Lebens; ſie lehrt, daß das höchſte Ideal der Menſchenbruſt Eins iſt mit der tiefſten Seele der Wirklichkeit; die Liebe, welche die Leinwand beſeelte, wird zum Glauben, das Tagwerk des Künſtlers iſt geheiligt. Nach ſolchen Werken machen dann die Andern ihre Regeln, damit ſie was zu ſchwätzen haben, und die Nacktheit ihres Herzens mit antiken Lappen bedecken können. Es gibt

keinen andern Weg in den Künsten, für Völker wie für Einzelne, als den ich da gezeichnet habe. Er enthält die Geschichte der Kunst und erklärt sie.

Es handelt sich also darum: erst der Handgriffe Herr zu werden, durch die man der Natur ihren Schein abgewinnt, dann sich zu bilden, damit man etwas auszusprechen habe, was jenes Scheines würdig ist. Wer am wahrsten, und in dem Wahren das Tiefste darstellt, der ist Künstler, der hat Styl. Er braucht sich auch um keinen Effekt weiter zu kümmern; die Wirkung folgt ihm so gewiß, als sie ewig der Ursache folgt. Wer aber malen will, was er nicht gelebt, nicht geliebt hat, wird tadellose Kompositionen zusammenstylisiren, bei denen unser Herz in sich zusammenschrumpft. Wenn Goethe einmal zu verlangen scheint, der Landschafter solle fleißig seine Metamorphose der Pflanzen studiren, oder gar die Theorie von den Spiralgefäßen, um sie in seinen Blumen und Bäumen den Kenner merken zu lassen, so gönne man dem Philosophen seine Freude! Die Kunst will den ganzen Menschen, die Wissenschaft kultivirt nur den halben; den ganzen aber erweckt die Begeisterung; sie ist das Element der Wirkung: denn nur was vom Herzen kommt, geht zum Herzen.

Raphael's ganze Bildungsgeschichte stellt uns wie in einem Symbole die Bildung des Talentes, so wie der Kunst überhaupt, dar. Von einer treuen Ergebung an Natur und praktische Lehre geht sie aus. Der glücklich begabte Schüler übt sein Auge und seine Hand, und folgt dabei einstweilen gänzlich dem Meister. Er läßt in dieser Periode seinem Talente Zeit, sich zu entfalten, und greift ihm nicht vor,

ehe er die Mittel in seiner Gewalt hat, ihm zu genügen. Hier scheitern die meisten jetzigen Künstler; sie wollen singen, ehe sie lallen können. Glücklich, wer, wie Raphael, mit dem menschlichsten Sinne begabt, in eine Zeit und Schule fällt, wo noch nichts verdorben, nichts verkünstelt ist! Dieß ist die erste Periode, wo Raphael's Bilder von denen Perugino's oft nicht zu unterscheiden sind. Seine Arbeiten in Perugia, zumal die Krönung Mariens für das Kloster San Francesco, werden das Gepräge dieses Zeitraumes tragen. Nun aber, wenn der Stoff besiegt ist, wird die Seele sich ihrer eignen Schönheit bewußt, und wirft das stille Licht ihrer innern Anmuth auf alles, was die Hand vollendet. Dieß ist die zweite Periode Raphael's, wo seine Bilder alle der Abdruck seines Gemüthes sind, und wie in Seele getaucht erscheinen. Wir freuen uns in Wien des Vorzugs, in der Madonna im Grünen ein herrliches Werk aus dieser Epoche zu besitzen. Es ist die Blütezeit jedes wahren Künstlers, wo jeder am meisten er selbst ist. Da kommt es denn auf die angeborne Natur eines Jeden an, was sich in seinen Gebilden aussprechen wird, und zweimal glücklich ist nun Raphael zu preisen, dem die schönste inwohnte! Kommt nun noch die Gunst des Schicksals hinzu, die dem Künstler, wie unserem an Papst Julius dem Zweiten, einen edlen Gönner und Kenner zuführt, so rühmen wir ihn dreifach beglückt; er aber lernt, während sein Geist sich klärt, nun andere Forderungen an sich machen, als die, welche bisher sein eigen Herz in ihm erweckte; er will dem objektiven Begriff einer großen, von den Weisesten und Besten anerkannten Kunst

genügen, und dieß iſt Raphael's dritte Epoche. Die Schule von Athen darf wohl zur Erläuterung des Begriffs von dieſer Periode als Beiſpiel dienen. — Dieſer Gang iſt jedem Talente angewieſen, und der Kunſt im Großen ſelbſt. Nachahmung, Manier (im beſten Sinne), Styl. In der erſten Epoche wird oft noch eine gewiſſe naive, trockene, herzliche Einfalt ſichtbar werden, wie ſie der Beſchränkung, dem Unvermögen eigen iſt, und man kann hieraus diejenigen beurtheilen, welche dieſe Epoche allen übrigen vorziehen, und ewig darin verweilen möchten. In der zweiten bemerkt man häufig die Mängel und Einſeitigkeit des Individuums; und in der dritten wird manchmal eine theoretiſche Satzung überſchätzt, und als Kunſtgeſetz in Ausübung gebracht. Von den beiden erſten Mängeln iſt Raphael frei geblieben, — ob er dem letzten nie verfallen, wird ſchwer zu entſcheiden ſein, ſo lange nicht entſchieden wird, was in der Kunſt für Satzung, und was für Geſetz zu gelten habe. Auf jeden Fall wird deutlich, was Raphael dem Glücke zu danken hatte; und iſt es nicht das Glück, welches jede himmliſche Pflanze auf Erden reift und zur Blüte bringt? Dann wird auch klar, in welchen Zeitraum Raphael's Vollendung zu ſetzen ſei: in den Uebergang nämlich vom zweiten zum dritten, wo die herrlichſte Natur in den Schranken der Schönheit waltete. Um auch dieſen Moment durch ein Beiſpiel zu fixiren, wähle ich aus vielen das unvergleichliche Bild lo spasimo di Sicilia. — So ſchwebt uns billig Raphael für immer als die ſchönſte Erſcheinung, als das bedeutendſte Sinnbild vor!

Dieſe Zeilen ſind allgemein, denn es iſt hier der Ort nicht, das Thema zu variiren. Wer es gefaßt hat, wird es leicht auf Formen, Farben, Licht und Schatten, Köpfe, Landſchaften, Genre's, Stillleben und Hiſtorie anwenden, denn aus allem läßt der Geiſt ſeine Stimme ertönen. Man erinnere ſich jenes Malers, der, nach dem Tode ſeiner Geliebten, die hinterlaſſenen Kleinigkeiten ihres Zimmers, die Werkzeuge ihrer zarten Arbeiten u. ſ. w. zu hundert lieblichen, ſymboliſchen Stillleben rührend zu verbinden wußte. Was aber im Großen von der Kunſt aus jenen Sätzen zu folgern iſt, wird ſein: daß wir eine Kunſt haben werden wie die Griechen, ſobald wir ein Leben haben, wie ſie. Laßt uns bis dahin aus der Welt, die wir die unſere nennen, ſeit wir am Mutterbuſen ſchliefen, ein Elyſium ſchaffen, und ihr das Leben unſeres Geiſtes zur Freude der Mit- und Nachgebornen, in ſeelenvollen Werken aufprägen!

Die Wiener Kunstausstellung im Jahre 1836.

Prüfet Alles, und das Gute behaltet.

Man erinnert sich kaum aus den verflossenen Jahren einer so allgemeinen Theilnahme an der hiesigen Kunstausstellung, als sie dieses Jahr erfahren zu haben sich rühmen darf. Es ist gewiß, daß die vielen Anzeigen, Beurtheilungen und andere Aufsätze, die wir darüber zu lesen das Glück hatten, der vorzüglichste Grund eines solchen Antheils waren. Möglichste Ausbreitung und Diskussion fördert jegliche Art von Leistungen; das Gute wird doch hier und da erkannt, — und, wo es verkannt wird, von einer andern Seite vertheidigt; das Mittelmäßige lernt sich vielleicht, durch so manches Hin- und Widerreden, auf seinem Standpunkte begreifen, und nach und nach verstehen, wo es gebricht und wo Keime des Schönen treiben, und das Schlechte darf denn doch, da es einigen Widerspruch erfährt, seine gewohnte Tyrannei über den Geschmack der Menge nicht gar zu arrogant ausüben. Diese Vortheile sind einleuchtend, und die Künstler sollten sich selbst über manchen allzulauten Tadel und manches allzugrobe Mißverstehen hinaussetzen; das Reden ladet zum Sehen ein, und was verstanden werden soll, muß besprochen werden. Für mich aber haben diese vielen Kritiken, die

zum Theile an Ausführlichkeit nichts zu wünschen übrig laſſen, noch einen Vorzug, den ich mit dankbarem Egoismus anerkenne. Sie erſparen mir gar viele Worte; und, wie bei der kurzen hiſtoriſchen Ueberſicht, die ich nun in's Reine bringen will, mir jeder Leſer danken wird, daß ich ihm das sat superque! Geſehene und Geleſene nicht noch einmal auftiſche, — ſo darf ſich kein Künſtler beklagen, der hier ſeinen Namen vermißt, weil es mir nun einmal gar nicht um Vollſtändigkeit der Namen, ſondern um Reſultate zu thun iſt, Sind wir im Ganzen vorgeſchritten? oder zurück? oder ſtehen geblieben? und wie im Verhältniſſe einzelner Fächer? welche Richtungen, im Guten oder Gegentheile, thun ſich hervor? wer macht ſich bemerkbar? und wodurch? was bleibt zu wünſchen? was zu thun?— das ſind ſo ungefähr die Fragen, die unſer ernſteres, an hiſtoriſche Fragen gewohntes Publikum uns vorlegt. Es ſoll dabei das vaterländiſche Intereſſe im Auge behalten werden. Solchen Forderungen wiſſen wir nun durch katalogmäßige Herzählung ſo wenig wie durch kunſtkenneriſche Gourmandiſe in Detaillirung techniſcher Mängel und Vorzüge zu genügen. Wir glauben ihnen beſſer dadurch nachzukommen, daß wir das Auffallendſte hervorziehen, das Meiſte, Vielbeſprochene ganz übergehen. Zu unſerem Zwecke werden wir, wo es thunlich iſt, aus einem Kunſtzweige immer nur Ein Werk, als Spezimen des Beſten, was in dieſer Gattung bei uns geleiſtet ward, ausdrücklicher beſchreiben, und uns bei dem, was wir betrachten, an das Weſentliche halten, was allein wir zu erörtern befugt, und woraus allein die obigen Fragen zu beantworten ſind.

Das Wesentliche aber an Kunstwerken ist der Geist, in dem sie gemacht sind. Das Verdienst solcher, die in gar keinem Geiste gemacht sind, spricht ohnehin an's Auge selbst, und braucht keiner Worte, die nur Formeln sein sollen, jene Geister zu beschwören.

Es würde freilich sowohl dem Beschauer als jetzt uns, den Besprechern, gar sehr zur Erleichterung dienen, wenn sämmtliche Produkte in einer gewissen Folge, nach den Kunstfächern: Historie, Genre, Landschaft u. s. w., wenigstens innerhalb der Rubriken: Zeichnungen, Aquarell, Oelgemälde u. s. w. geordnet wären; der Liebhaber und Künstler könnte dann, ohne sich umzusehen, mit hastigen Schritten auf sein Fach zueilen; der Beschreiber wüßte, wo er anfinge und endete, und würde nicht zum Cicerone degradirt, der den Schaulustigen durch die Zimmer begleiten muß. Da es uns aber auch heuer so gut nicht geworden ist, so brechen wir uns selber Bahn, und beginnen mit unserer Geschichte bei der obersten Region.

Historie.

Hier würden wir uns nun gleich bei L. Schulz's Karton aufhalten, der uns die romantischen Helden des ersten Kreuzzuges in einer Situation sehen ließ, wo ihr Heldenthum andern Empfindungen, ihre Erscheinung fast der Wichtigkeit und Schönheit anderer Gruppen weichen muß, — wenn die Rücksicht auf den Lokalzustand vaterländischer Kunst uns nicht einem Bilde entzöge, welches als ein Abkömmling der edelsten neuern Malerschule und durch eigene, große

Verdienſte, doch wenigſtens auf Erwähnung Anſpruch macht, da eine rechte Würdigung einer ſo reichen Kompoſition ohnehin die Gränzen, die uns angewieſen ſind, überſchreiten müßte. Im nächſten Jahre werden wir wohl das Bild ſelbſt zu ſehen bekommen; dann wird eine aufmerkſame Detaillirung am Orte ſein.

Rahl's Oelgemälde aus dem Nibelungenliede galt mit Recht als dasjenige hiſtoriſche Bild, welches bei reſpektabler Behandlung den Vorzug der gründlichſten Konzeption und eines ernſten Adels geltend machte. Es war zu bedauern, daß ein ſo anziehendes Gemälde ſo ungünſtig gehangen war, daß ein gewöhnliches Auge, geſchweige denn ein myopiſches, von deſſen Genuß ausgeſchloſſen blieb. Es war eben ſo zu bedauern, daß der Künſtler den ihm ſo ganz gemäßen Gegenſtand, nachdem er ſein einmal Herr worden war, nicht lieber gleich in Lebensgröße ausgeführt hat, welches wiederum ſowohl dem Gegenſtande als der Manier des Künſtlers gemäß geweſen wäre. Dem erſten „zu bedauern" iſt nun wohl in der k. k. Galerie im Belvedere abgeholfen, — das zweite bewegt vielleicht, wenn die Theilnahme des Publikums ſich ſteigert, den regſamen, energiſch ſtrebenden Künſtler, ſich in große, in koloſſale Räume zu wagen. Beide Uebelſtände aber haben nicht gehindert, daß einerſeits das Bild durch Gehalt, Einfachheit der Anordnung, und Grandioſität der Formen in ſeiner Umgebung doch groß erſchien; andererſeits, daß die Verdienſte der Farbe und beſonders des Helldunkels doch nicht verkannt wurden. Die Kompoſition ſelbſt iſt zwar ſowohl von Andern als von mir andern Ortes beſchrieben wor-

den, — allein, wie man ein gutes Buch zweimal leſen, und, ſo lange man lernt, von einer Addition die Probe umgekehrt machen muß, — ſo ſchadet es auch weder einem guten Bilde noch einem guten Kunſtfreunde, wenn jenes von dieſem auf mancherlei Weiſe wiederholt in Betrachtung gezogen wird. In dieſer Abſicht will ich den Begriff dieſes Werkes in uns zu erneuern ſuchen. Wir ſehen, bei düſterer Beleuchtung, in der Mitte einer gothiſchen Kirche den aufgebahrten Leichnam eines Helden. Die Waffen zu ſeinen Füßen, der Schild, den berühmten Kampf mit dem Lindwurme darſtellend, ſagen uns, daß dies Siegfried war, — die Wunde, in der noch das tückiſche Eiſen ſteckt, berichtet, daß er ermordet ward, — und die rothe Welle, die ſich aus ihr hervordrängt, — dem alten Volksglauben nach, — daß der Mörder gegenwärtig ſei. Und gewiß! es bedurfte weder der Rache und Schuld deutenden Hand der unglücklichen Heldenwitwe, noch der wilden, ſchmerzlichen Frage im Hinaufblick des greiſen Vaters, der die ſchauerliche Wunde enthüllt hat, noch der nichtigen Entſchuldigung des ſchwachen Günther, — um uns den Mörder kenntlich zu machen. Kühn und trotzend ſtellt er ſich uns und einer Welt entgegen; alle Blicke hält er mit fürchterlicher Ruhe aus, ſie gleiten an ſeiner Schroffheit hernieder; den ſeinen vertrüge Keiner. Gerecht und unantaſtbar fühlt er ſich, ſo lange ſeine Rechte noch auf dem Schwerte ruht, auf das allein in der Welt er glaubt und vertraut; mit gelaſſenem Hohn ſtemmt er den rechten Fuß dem Widerſacher entgegen, kein Blut tritt in die gelben, wie vom Wetter durchgearbeiteten Wangen, kein Schmerz

durchbebt, kein Sturm erſchüttert den fühlloſen Buſen, den dieſer Panzer deckt. Die alte Königin wird von frommen Schauder beim Anblicke eines ſolchen Mannes wie zum Gebet bewegt, Gernot ſammelt ſeine Kraft gegen ihn, die entſetzte Menge ſcheut ſich nicht, ihn unwillig zu bezeichnen, ſelbſt ſein Bruder wendet alle ſeine Theilnahme dem herrlichen Gefallenen zu, — nur die geſättigte Rache eines Weibes kann es hier noch an Trotz und Behagen mit ihm aufnehmen, und ſo freut ſich Brunhilde im Stillen ihres Werkes. — Es bleibt, wir mögen ſie betrachten, wie wir wollen, eine große bedeutungsvolle Szene, klar, ergreifend, kunſtreich dargeſtellt, und wir wiederholen, was wir anderwärts geäußert: hätte der Künſtler nichts als Hagens Kopf hervorgebracht, — dieſer Kopf allein würde ſein Talent verbürgen. — So hätten wir denn heuer, wenigſtens an Einem Bilde, was wir im vorigen Jahre, mit einer Art von Beſchämung, vermißten: eine gut gedachte, dem Individuum des Künſtlers im Gegenſtande, und ſeinen Fähigkeiten in der Ausführung ſchön entſprechende, hiſtoriſche Kompoſition. Damit ſoll nun keineswegs geſagt ſein, daß die andern hiſtoriſchen Gemälde verdienſtlos waren. Nur das Zuſammentreffen günſtiger Verhältniſſe war bei keinem in dieſem Grade zu bemerken, und dieſes Zuſammentreffen iſt es, welches von jeher die beſten Werke irgend einer Gattung entſtehen gemacht hat, — und welches mich bewog, da meinem Vorſatze gemäß Eines auszuwählen war, im Hiſtorienfache bei dieſem zu verweilen. Sonſt war, der Quantität nach, dieſes Fach beſſer beſetzt, als im vorigen Jahre. Auch das iſt ein gutes Zeichen. Wenn diejenigen

Felder nur einmal angebaut werden, wo die rechten Aehren gedeihen, so wird das Volk nicht mehr vor Hunger nach der Spreu verlangen. Von Führich konnte man sich mit dem tröstlichsten Gefühle sagen, daß er auf den frischen Spuren der Natur und Menschheit schrittweise vorwärts gegangen war. Seine Ruth, wie sie vor dem weidlichen Boas sich in Ergebung neigt: „womit habe ich die Gnade gefunden vor deinen Augen, daß du mich erkennest, die ich doch fremd bin?" war zum Mittelpunkt eines patriarchalischen Idylls geworden, bei dem man in der Freude an der naivsten, menschlichsten Auffassung so manches Unzulängliche der Behandlung gern übersah. Zumal wußte sich „der Knabe, der über die Schnitter gestellt war," wie er mit dem innersten Wohlbehagen des Herzens hinter dem Herrn auf die liebliche Magd herüberblickt, in die Herzen der Beschauenden zu schmeicheln. Von Kuppelwieser war nicht das Gleiche zu rühmen. Hielten wir uns im vorigen Jahre noch an der rein gefühlten und kunstgerechten Darstellung einer durch Wohlthaten Heiligen fest, so hat uns der Künstler dießmal keinen solchen Anhaltspunkt gegönnt. Was damals von der Richtung dieses Kunstvermögens überhaupt zu sagen war, galt dießmal nur noch mehr, und weder das bekannte Blendwerk des Fiesolischen Kolorits, noch der Mangel an Haltung, noch die hölzerne Starrheit und Schwere einer großen Drapperie konnten uns für das Abstruse einer Darstellung entschädigen, die einer durch Geschmack geregelten Phantasie und dem prüfenden Gedanken doch gar keinen Boden gewährte. Das Aeußerliche dieser Uebel war auch an der, dem Gegenstand

nach ſo fruchtbaren Darſtellung „Chriſtus am Oelberge“ zu bemerken. Es iſt Schade, daß die ſchönſten Talente dadurch leiden, daß ſie ſich theils durch die unbedingte, wohlgemeinte Zuſtimmung eines freundſchaftlichen Kreiſes, der Vermögen und Leiſtung verwechſelt, im Fortſchreiten hemmen laſſen, theils Zwecke verfolgen, deren völlige Realiſirung nun einmal eine Don-Quixotiade bleibt, und, wenn ſie möglich wäre, den wahren, einzigen Zwecken der Kunſt widerſpräche. Das Alterthum wird ſchon einſt, wenn ſie es werth ſind, auch unſere Werke ehrwürdig machen; herbeiraffen läßt es ſich nicht, ſo wenig der Grünſpan eines modernen Groſchens ihn zu einer Münze Hadrians ſtempelt, und die Kunſt iſt an und für ſich Gottesdienſt, wenn ſie ſich göttlicher Weihe würdig bewährt, — am meiſten, — wenn ſie heilige Gegenſtände auf eine, des reinſten Menſchenſinnes würdige Weiſe, die den Verſtand befriedigt, und das Gemüth erbaut, den Sinnen erfreulich vorzuführen weiß. Was iſt dabei gewonnen, wenn eine ſpäte Nachwelt, wenn z. B. Steinle's Fegfeuer, oder ſelbſt deſſen ſehr gemüthlicher, niedlicher Hausaltar, an ſie gelangen, in Verlegenheit geſetzt iſt, zu beſtimmen, ob dieſe Werke aus der unſern, oder der altflorentiniſchen, oder gar byzantiniſchen Epoche herrühren? Man kann kaum ſagen, wobei man mehr leidet: wenn man das Heilige unter träumeriſchen Grillen entmenſchlicht, oder wie z. B. im vorigen Jahre bei Schiavoni durch modiſchen Leichtſinn entgeiſtigt ſieht. Eine in Gruppirungen und Charakteriſtik erfreuliche bibliſche Kompoſition war Jgn. Dullingers Darſtellung der dem Maler ſehr günſtigen Parabel vom

Scherflein der Witwe, die ich anführe, um ein Beiſpiel von der Vermeidung beider erwähnten Irrwege aufzuſtellen; obgleich nicht zu überſehen iſt, daß die Befolgung einer kalten, akademiſchen Norm auch nicht zum lebendigen Ziele führt. Wenn wir nun in dieſem Bezirke uns nicht innerlich reicher ſahen, als im vorigen Jahre, ſo ſahen wir in unſerer Lieblingswelt, im lieben Alterthum, der ewig jungen Heimath des Schönen, uns deſto ärmer. Eine Art Wehmuth ergreift mich, die wertheſten Gegenſtände meines Herzens von rohen Händen, nur zu oft, gemißhandelt zu ſehen, und ich will ſchnell vorübereilen, — weil ich denn doch auch das Verfehlte bemerkbar machen muß. Das alberne Erſchrecken eines römiſchen Konſuls vor zwei Nymphchen, auf welche ſein unbarmherziger Freund gar einhauen will, wäre es auch in Farbe und Helldunkel mit der gefälligſten Praxis dargeſtellt, — mit Waſchen beſchäftigte Frauenzimmer, welchen der Waldmann ſeine Aufwartung macht, was für Nauſikaa und Odyſſeus gelten wollte, — Gewölk und ungreifbare Schattengeſtalten, welche ſich Luna und Endymion zu ſein dünkten, — würden uns an der Möglichkeit des Wiedererwachens griechiſcher Gedanken und Formen haben verzweifeln laſſen, wenn uns nicht Ramelmayers Pſyche getröſtet hätte, zu der wir, ihren Orts, wiederkehren werden. Schon zu viel von der höchſten Kunſtregion, in welche zu dringen uns noch bisher einſeitige Richtung Einzelner, Mangel an höherer Seelen-Kultur bei Künſtlern und Publikum, Beſchränktheit akademiſchen Formelweſens hauptſächlich gehindert haben!

Genre.

Das ist unser Rhodus, auf dem wir tanzen. In diesen Zimmern hält sich die Menge der Sehenden auf; hier wird gelacht, gepriesen, gedeutet, bestritten, vertheidigt. Leider, daß heuer auch in diesem Kreise, besonders in der Wahl der Objekte, eine Lust am Niedrigen, am Gemeinen sichtbar war, die das Publikum verdirbt, und dem Künstler den Weg verrammelt.

Danhauser's oft genug beschriebener „Prasser" hatte sich hier des größten Beifalls zu freuen, und verdiente allerdings den ersten Platz. Die glückliche, einfach-symbolische Erfindung, die verständliche Darstellung, die gefällige Anordnung, die sprechende Charakteristik, die harmonische Färbung, der Geschmack und die Routine, womit alles bis auf's kleinste Beiwerk durchgeführt war, — deuteten an, was wir in diesem Felde leisten können, wenn wir die uns eigene treue Hingebung an die Wirklichkeit mit einem gebildeten Sinne für künstlerische Bedürfnisse verbinden wollten. Der Beispiele von einer entgegengesetzten Huldigung, welche Viele unserer Maler, selbst begabtere, den faden, niedrigen, auch wohl schlechten Neigungen eines frivolen oder entsittlichten Haufens bringen, gab es leider manche. Ritter's Gemüsehändlerin, ein Bild, dessen Gegenstand man nicht einmal mit anständigen Worten bezeichnen kann, stand an deren Spitze. Darstellungen, wie: ein slovakisches Bauernweib, eine Prozession betrachtend; ungarische Bauern im Heu; ein Taglöhner, der sein Mittagsessen kriegt; ein Rauchfangkehrer, der mit einer

Köchin bahlt; ein Bauer, der die Zuſtellung erhält, als Militärpflichtiger zu erſcheinen; eine Schneider-Werkſtätte, und noch mancherlei Bauern, Dirnen, Handwerksburſche, Schulkinder, alte Weiber u. ſ. f. ſchloſſen ſich würdig an. Dieſe Darſtellungen fanden im Durchſchnitte große Theilnahme; wobei jedoch zur Ehre unſerer Landsleute nicht verhehlt werden darf, daß die eigentliche Bosheit und Schadenfreude, wie ſie bei den Karrikaturen der Engländer und Franzoſen mitwirkt, hier weder von den Künſtlern noch von den Zuſchauern mitgebracht wurde. Die ächte Karrikatur ſetzt mehr Verſtand und weniger Herz voraus, und hat jene Folgen, die Hogarth ſo rührend bezeichnete. Die Kinder haben ſich heuer vermindert. Das zarte, innige Motiv der Volksſage, daß den ſterbenden Kindern Engel zuwinken, hat K. v. Vesque benützt.

Naturleben.

Ich weiß im Augenblick keinen beſſern Ausdruck für die Gattung, zu welcher Gauermann's Bilder, und was ihnen nachſtrebt, gehören. Da wir bei dem franzöſiſchen Worte Genre unwillkürlich an das Treiben der ſtädtiſchen Geſellſchaft erinnert werden, ſo dachte ich mir nach der Analogie von „Stillleben" unter obigem Titel jene Darſtellungen, die uns einen bedeutenden Moment der äußern Natur, durch irgend eine Handlung dergeſtalt belebt vor's Auge bringen, daß wir mit Einer Empfindung die Szene wie das Ereigniß umfaſſen. Landſchaft mit Staffage ſagt hier doch zu wenig, wenn nämlich, wie

gewöhnlich die Staffage der Landſchaft, — ſagt zu viel, wenn die Landſchaft einer faſt hiſtoriſchen Staffage dient. Genug, wie überall Wort und Theorie weit hinter der Praxis zurückbleiben, ſo brauche ich wohl auch hier nur an die genannten Bilder zu erinnern, und Jedermann, der ſie geſehen hat, wird ſofort verſtehen, was ich meine. Der Bethätigung des geübteſten Kunſtvermögens nach waren ſie ohne Zweifel das Schätzbarſte der dießjährigen Ausſtellung.

Das Eine verſetzte uns an einem ſchwülen Mittag, wo ſchwere Wolkenſchichten von Zeit zu Zeit bedenkliche Schatten auf die Felder werfen, und die Vögel, wie gedrückt von der bangen Atmoſphäre, näher an der Erde ſchweben, auf eine reiche, vom Golde der Aehren beglänzte Höhe, die nur rechts hinab, im blauen Dufte der Hitze einen Theil der weiten, beglückten Ebene ahnen läßt. Der bereits üppig beſpeicherte Wagen des geſegneten Landmannes hält mitten auf der Höhe; von den Zugochſen, ſteyermärkiſcher Race, hat ſich der eine behaglich geſtreckt, und beugt ſo das Joch des andern herunter, bei welchem ein Knecht beſchäftigt iſt. Im Vorgrunde graſet ein geſchirrtes Pferd, und ein Füllen blickt kindlich zu demſelben auf. Ein junger Bauer auf dem Wagen iſt bemüht, den Bund Getreide heraufzuſchaffen, den ihm ein zweiter von unten auf zureicht, während ein dritter ſchon wieder einen neuen zuſammenbindet; ſo, daß das Mädchen müßig dabeiſtehen, und einſtweilen „in die andere Woche" ſchauen kann. Unterm Schatten aufgehäufter Gebünde aber ruht der brave Landmann nach dem Kruge langend, den ihm ſein Weib

hinreicht; auch das kleine Mädchen daneben ſchaut bittend zur Mutter hinan, und der Hund beſchnüffelt verlangend den ſchweren Korb. Um das ökonomiſch Behagliche einer ſo hoffnungsvollen Szene durch das uneigennützige Spiel glücklicher Jugend zu veredeln, küßt ein älteres Mädchen im linken Vordergrund, mit mühevoller Innigkeit über einen Bund Getreide gebückt, ſein jüngeres Geſchwiſter. — Eine ſolche Kompoſition, ein Diebſtahl an dem Zarten und Innigen, was die Natur im Vertrauen dem Maler preis gibt, ſpricht für ſich ſelbſt, wo in jedem Pinſelſtrich eben ſo viel Treue als Freiheit waltet.

Faſt widrig wirkte die Virtuoſität auf uns, als ſie uns das peinigende Schauſpiel eines rettungslos verendenden edlen Thieres zu empfinden gab. In der einſamſten Uferwildniß liegt blutig und lechzend der Hirſch, der mit dem letzten Kraftaufwande nur die Todesgefahr anſchauen kann, die unabwendbar über ihm ſchwebt. Auf erhöhtem Felſenvorſprung ſteht ein Adler, der Füße, Flügel und Schnabel aufgeſpreizt, mit gräßlicher Feinſchmeckerei die Beute anglotzt, die ihm der zweite nicht gönnen will, der ihm neidiſch von der Seite zukrächzt, während unten am dunkeln Strande der dritte, den ſcharfen Blick in die Wolken ſendend, den vierten herbeiruft, der ſchon ſtill zum Fraße herniederſchwebt. Eintöniges Grau umhüllt die traurige Szene. — Unfühlend wie die Natur erſcheint Gauermann, wenn ſein Pinſel ſich mit gleichem Genügen jetzt in Saatengold und Himmelsbläue, jetzt in Blut tauchen kann. Iſt aber die Natur unfühlend, oder nennen wir ſie ſo, weil ihre Gefühle über die menſchlichen hinausgehen, —

ſo wolle es die Kunſt nicht ſein, die das eigentlichſte Palladium der Menſchlichkeit iſt! Die Charakteriſtik der Vögel erſchien mir übrigens eben ſo erſtaunlich, als die Färbung des Ganzen mein Auge nicht als wahr anſprach.

Wenn ich für Gauermann's Arbeiten, die mir ſehr merkwürdig erſchienen, eine eigene Rubrik erfand, ſo habe ich nur beizufügen, daß ich ſonſt Niemanden auf ähnlichem Wege traf, wenn man nicht etwa K. Gruber dahin zählen will, der das berühmte antike Motiv von Adler und Schlange (vergl. Goethe: Reizmittel in der bildenden Kunſt. Bd. 44, S. 214) in Anwendung brachte.

Porträt.

Hier ſind wir im Bereich einer Produktion, die von jeher etwas beſonders Verfängliches hatte. Das Publikum hat dafür ein auffallendes Intereſſe; aber leider! meiſt ein bloß ſtoffartiges; der Maler ſieht ſich in der Verlegenheit, den widerſprechendſten Forderungen genügen zu ſollen; ein wahres Kunſtwerk dieſer Art iſt von zu vielen Zufälligkeiten bedingt, als daß es oft zu Stande kommen ſollte. Es geht faſt wie beim Bau eines Hauſes, zumal in nordiſchen Ländern, wo ökonomiſche Rückſichten die Aeußerung der Kunſt faſt unmöglich machen. Wir werden, unter ſolchen Umſtänden, den Künſtler loben, der uns eine beſtimmte Individualität, im abgelauſchten Momente ihrer völligen Selbſt-Offenbarung, in allen Theilen und Einzelnheiten folgerichtig, begreiflich und wo möglich gefällig zu machen weiß.

Einem ſolchen billigen Begriffe entſprach nun dießmal vor allen das Porträt eines Offiziers von H. Schleſinger. Ein Mann im Kulminationspunkte des Lebens, mit einem geſunden, kräftigen Naturell, vom Leben ausgearbeitet, aber nicht der Heiterkeit beraubt, auf ſich ſelbſt ruhend, die Rechte auf den Griff des Degens geſtützt, die Linke bequem über die Rechte gelegt, in einer hechtblauen, die Fülle gerundeter Muskeln umſchließenden, auf der gewölbten Bruſt rothausgeſchlagenen Uniform, ſah uns durch die beſchattende Brille an, die einen gewiſſen praktiſchen Scharfblick nicht zu verbergen im Stande war. Die Modellirung der Züge, die Wärme des Incarnats, das Relief, die Ausführung des Einzelnen, der Geſammteindruck des Ganzen, — alles machte uns an dieſem Bilde das größte Vergnügen.

Es war übrigens in dieſem Bezirk, wie immer, des Gelungenen Mancherlei zu ſehen. Amerling's Mädchen mit dem Buche und Israelit fanden, wie die Verwaiſten von derſelben Hand, den gebührenden Beifall, wogegen Waldmüller's Familienbild drei Figuren zur Schau bot, die in ſteifem Egoismus einander nichts anzugehen ſchienen, und den Verdacht erregten, als ſeien ſie des Atlaſſes wegen da. Joh. Enders in Farbenſchmuck prangendes Porträt Sr. Durchlaucht des Fürſten v. Metternich darf ſo wenig übergangen werden, als Waldmüller's kleinere Porträts, gegen deren Wahrheit und Technik uns das gerügte größere nicht ungerecht macht. An H. Hollpein's Bildniß des Hrn. Baron v. Hammer-Purgſtall konnten wir die frappante Aehnlichkeit bewundern, die

in Betreff unſeres Grillparzer weder dieſem Künſtler, noch einem andern, A. Hähniſch, gelingen wollte.

Mehr noch von einzelnen Porträten zu erzählen, wäre Unhöflichkeit und Mißbrauch der Geduld der Leſer; genug, wenn die Freunde der Abgebildeten, und die Freunde dieſer Freunde, daran ihre Genüge hatten und noch haben!

Landſchaft.

Der Ausdruck „ideale Landſchaft," dem wir auch heuer wieder begegneten, ſagt eigentlich gar nichts. Er ſoll wohl im Grunde nur ſo viel als „imaginirte Landſchaft" bedeuten, und dieſe thäte beſſer nicht zu exiſtiren. Die Landſchaft ſo gut wie alles andere, was in der Welt vorkommt, wird nur dann zum Kunſtwerke, wenn der Menſch durch Verknüpfung, Ausſcheidung, Anordnung, Hinzudichtung die bildende Kraft ſeines Geiſtes daran bethätigt. Inſofern er dabei von einer Idee, nämlich von der des Kunſtzweckes ausgeht, wird ſeine Schöpfung ideal zu nennen ſein. Mehr war es dieß Jahr wohl keine, im Gebiete der Landſchaften, als L. Schnorrs Dichtung, die ſo unglücklich geblieben iſt, ſich keine allgemeinere und entſchiedene Zuſtimmung erwerben zu können. Von einer wohnlichen Höhe ſieht man über ein ſchattiges Mittelgebirg, wo eine ritterliche Burg mit Mauern und Thürmen uns den Begriff von kriegeriſcher Abgeſchloſſenheit erweckt, in eine ſich immer höher und höher thürmende Alpenferne. Friedliche Hütten und ſchattendes Laub beleben den Vorgrund, Burg und Wald umdämmern die Mitte, öder, rauher und felſiger

wird es im Hintergrunde; ein riesiges Gebirg erhebt über alle Vegetation hinaus die grauen Zinnen, und in dessen Rücken noch schließt ein Kreis ewig schneebedeckter Gipfel erhaben die einsame Weite. Eine Straße lenkt und deutet in diese Region hinaus, ein Gewässer ergießt sich rechtsher mit stillem Laufe, ein anderes links in stufenweisen Fällen aus ihr herunter. Links steht noch ein dunkles Gewölk über den Bergen; es scheint, das Wetter hat sich verzogen; wie sollte es auch anders, da auch das des Krieges wich, und der edle Herzog, der sich zum erstenmal wieder bloß Mensch fühlen darf, mit leichtem Schritte den Hügel heranstrebt. Er hat sein Roß den Knappen übergeben, frei und froh blickt er herauf, seine Arme öffnen sich schon von weitem herzlich zum Empfang, wie ihm von oben der freudige Gruß der lieben entgegeneilenden Gattin winkt. Der eine Knabe hält sich an die Mutter, fröhlich ruft ein anderer der kleinen Schwester, und mit hastiger Unbehilflichkeit arbeitet sich der dritte von einem erkletterten Felsblock herab. Auch den Kriegern unten lacht nun häusliches Glück und Ruhe wieder, nachdem sie jene rauhen Fernen hinter sich haben, — und der Segen des Friedens kehrt in diese stillen Gebirge zurück. — Das nennt man nun ein empfundenes Bild, und läßt sich durch eine gewisse Trockenheit und ein kleinliches Detail, welches wie bei unsern guten Altvordern aus Liebe entspringt, in der Freude nicht stören. Den Beisatz „nach einer Ballade," der im Katalog dieß Bild begleitete, fanden wir eher störend, als zum Verständnisse nöthig.

Daß sonst an Landschaften aller Art, Veduten, See-

stücken, Alpenpartien u. s. w., und zwar auch an guten, nicht eben Mangel war, brauche ich kaum zu erwähnen. Man weiß, daß hier unsere starke Seite ist. Auch die Unmöglichkeit, das, was uns in der Natur an der brausenden Herrlichkeit der Wasserfälle entzückt, auf der Leinwand festzuhalten, schreckt unsere gefühlvollen Künstler noch immer nicht ab, sich an dieses Problem zu wagen. Noch immer übt auch der Hallstädtersee seine zur Reproduktion nöthigende Herrschaft über sie aus; F. K. Geylings Auffassung war besonders glücklich, und es gelang ihm, das, was man eine wässerige Sonne nennt, auf's wärmste wiederzugeben. Thomas Enders Ansichten, zumal die italienischen, verfehlten nicht, den gewohnten glänzenden Effekt zu machen. Jos. Schwemminger machte keine so günstigen Gegenstände ausfindig, als im vorigen Jahre. Ueberhaupt ist eine gewisse Einförmigkeit in unsern Landschafts-Charakteren bemerkbar, die vielleicht in unseren Gegenden ihren Grund hat. Aber selbst die ungünstigsten Flachlandpartien hat J. Waltmann auf eine Weise zu verarbeiten gesucht, welche praktisches Bewußtsein der Kunstmittel verräth. — Es ist oft räthlich, ja Pflicht, auf das, bei geringerer Fertigkeit, schön Gewollte und Gedachte hinzuweisen, wo das virtuos Geleistete ohnehin durch augenfällige Wirkung Aufmunterung genug gefunden hat.

Blumen.

Wenn wir Waldmüllers Familien-Porträt in Verdacht hatten, des Atlasses wegen da zu sein, so sahen wir

auf einem andern Bilde deſſelben Malers zwei Menſchengeſtalten zur Folie eines Roſen-Bouquets verbraucht, und wenn wir bei Schnorrs Landſchaft die Technik gern über der Empfindung vergaßen, ſo ward uns hier zugemuthet, einigen Blumen zu lieb den Gedanken aufzugeben. Einigen Blumen, — denn kaum konnte man die ganze Maſſe als rund und vollendet anſprechen, wenn gleich die einzelnen Roſen unbeſtreitbar die ſchönſten in der Ausſtellung waren.

Die meiſten der übrigen Blumenſtücke litten an den Uebelſtänden, die in der letzten Ausſtellung zu tadeln waren: Ueberladung, Flachheit, Aengſtlichkeit, rohe Farbengrellheit. Blaſchecks Fleiß in Beobachtung der Abſtufungen und einer geſchmackvollen Anordnung, und Grubers Friſche und Detail gaben Augenweide genug in einem Bezirke, dem vorzugsweiſe die Damen ihre Gunſt und Aufmerkſamkeit ſchenkten.

Uns aber erlaube man, uns zu ſammeln, — dasjenige, was noch an Federwild, Früchten u. dgl. Deſſertkoſt übrig wäre, geſchweige denn die nachgeahmten Marmorarten und Aehnliches der Liebhaberei zu überlaſſen, — ſelbſt manches Gute mit Schweigen zu ehren, da wir ohnehin ſchon breiter geworden ſind, als wir Anfangs wollten, und den ausgeſprochenen Zwecken gemäß ſollten. Kupferſtiche, Lithographien, Zeichnungen übergehen wir, um nur noch bei einer der dießmal zahlreichern und mitunter ſehr netten

ſchließlich zu verweilen, die einen ſehr freundlichen, zarten Eindruck zurück ließ. Es war: Ramelmayers Pſyche. Das Piedeſtal dieſer Alabaſtergypsſtatue ſtellte ein Oktogon dar, auf deſſen acht Seitenflächen die lieblichſte Fabel des Alterthums, die Geſchichte Pſyche's, in Basreliefs vorgeſtellt war. Auf dem erſten erblickt ſie Eros zum erſtenmale; auf dem zweiten trägt ſie Zephyr durch den Aether in den Palaſt des mächtigſten Gebieters; auf dem dritten ſah man die Unglückliche den Schweſtern ihre Schätze zeigen, und den ahnenden Gott ernſt danebenſtehen; auf dem vierten war der ſchreckliche Moment feſtgehalten, wo ſie zugleich ihr Glück erkennt und ihre Thorheit bereut, da der Geliebte zürnend erwacht: der Flußgott nimmt ſie auf dem fünften in ſeinen Schutz und Pan freut ſich ihrer Anmuth. Nun folgte die traurigſte Epoche ihres jungen Lebens, und wie danken wir dem Künſtler, der uns ſtill hinüberträgt, und uns auf dem ſechsten nur noch die Zeichen der überdauerten Gefahren ſehen läßt, bis auf dem ſiebenten Aphrodite ſelbſt die Liebenden vereint, die dann, geläutert und verklärt, auf dem achten in die Verſammlung der unſterblichen Götter einzutreten würdig ſind, wo ewige Jugend Kränze für unwandelbare Liebe windet. Ueber dieſen bedeutungsreichen Szenen ihres Daſeins, als ob ſie ſie in göttlicher Ruhe überſänne, ſitzt die entfeſſelte Pſyche in der anmuthigſten Stellung auf dem Globus, — das liebliche Köpfchen abwärts gegen die linke Seite geneigt, die eine Hand nachläßig in den Schooß gelegt, mit der an-

dern, über deren Arm die leichte Draperie geworfen ist, das zarte Kinn unterstützend, so daß der Zeigefinger nachdenklich die schwellende Wange berührt.

Man sieht aus der ganzen Darstellung, daß der Künstler, im Geiste des Apulejus, wie es unstreitig für unsere jetzige Art zu fühlen und zu denken am passendsten ist, halb der altgriechischen, naiven Auffassung, halb einer später beliebt gewordenen allegorischen Deutung sich bequemte, so daß im Einzelnen keine Ansicht der andern Eintrag thut, im Ganzen aber doch der Haupteindruck durch die letztere bestimmt wird. Der Charakter der Psyche selbst ist ihm, nach meinem Gefühle, so gelungen, daß ich die seine den beiden mir bekannten Canovas unbedingt vorziehe: sie ist lieblich, ohne frivol, denkend, ohne kalt zu sein; ein anmuthiges Mittelding zwischen Kind und Jungfrau. Auf den Basreliefs sind die körperlichen Allegorien, wie sie der unschätzbare mythische Kunstgebrauch gestattet, auf's Gewandteste benützt, und eine erstaunlich reinliche und zarte Technik zum zierlichsten Erfolge in's Werk gesetzt. Mir sagte die gefällige Anordnung des zweiten, die originale Auffassung des vierten, und die gefühlvolle Heiterkeit des siebenten, besonders zu; das erste und das dritte haben einen modernen Beigeschmack, den unsere reinsten Künstler kaum ganz werden abthun können, weil er uns mit der Mutterbrust eingeflößt wird; das achte hat wohl der Raum in etwas beeinträchtigt. Der Eindruck aber, zu dem dieses Kunstwerk unsere Seele gestimmt hat, soll der letzte bleiben, den wir von dieser Kunstausstellung mitnehmen wollen. Möchte doch das Reine, — das Seelenhafte, wel-

ches darin vorwaltet, seine schöne, stille Wirkung nach und nach immer weiter und weiter auf empfängliche Gemüther verbreiten, daß die häßliche Lust am Rohen, Schlechten, Gemeinen mehr und mehr verschwinde, und die heilige Blume des Schönen einen heimatlichen Boden gewinne!

Ist es nun noch nothwendig, die oben gesetzten Fragen zu beantworten? oder geht die Antwort aus der, in treuen Umrissen summirenden Darstellung hervor? Ich hoffe das letztere. Wir stehen im Ganzen, wie im vorigen Jahre; im Verhältnisse der Fächer hat die Historie zugenommen, an Zahl und an Bedeutung; die schädlichste Richtung im höhern Kunstbezirke scheint in zwei Talenten sich dem Rechten zuzunähern; wer sich hervorthat, haben wir angemerkt; wodurch, gleichfalls; was zu wünschen bleibt, — reduzirt sich auf Weniges: ernsteres Studium von Seite der Künstler, edlerer Sinn von Seite des Publikums; was zu thun bleibt? ist eine müßige Frage; emsig fortfahren in unverdrossenem Streben — die einzige und ewige Antwort. Wozu wir denn unsererseits Alles, was Kräfte in sich spürt, unabläßig aufzumuntern nicht ermüden; — Schaffende und Richtende auf den heiligen Spruch hinweisend, der an der Spitze dieser Zeilen steht.

IV.

Aphorismen.

Dies Erdenleben iſt ein Tagen,
Ein Kämpfen zwiſchen Nacht und Licht;
Was einzeln durch die Nebel bricht,
Läßt ſich nur aphoriſtiſch ſagen.

So Manches, zögſt du Konſequenzen,
Es würde Manchem nicht behagen;
Du mußt es aphoriſtiſch ſagen —
Der Leſer mag es ſelbſt ergänzen.

Zum Verſtändniſſe.

Aphorismen ſchreibt entweder Jemand, der auf vereinzelte piquante Einfälle ſich was zu gute thut; und das zeigt von Beſchränktheit. Oder Jemand, der ſeine Ausſprüche für Orakel hält oder gehalten wiſſen will; und das zeigt von noch größerer Beſchränktheit. Und doch — indem man dieſes weiß und ausſpricht — ſchreibt man Aphorismen. In der That, es ſollte doch dem Denkenden ſo ſchwer nicht fallen, neben jenen zwei Fällen viele und verzeihlichere zu erkennen; ja, auf den wunderſamen Wegen menſchlichen Denkens, die ſo ſchnell von Extrem zu Extrem führen, dahin zu gelangen, daß am Ende das beſte Wiſſen doch nur aphoriſtiſch zu Tage gefördert werden kann; und etwa: daß Ergebniſſe irdiſchen Erkennens nicht mehr wahr ſind, wenn ſie nicht mehr aphoriſtiſch ſind. — Dem ſei nun wie ihm wolle; der Verſtändigbillige wird nicht verkennen, daß die Geburten des Momentes — bald Ahnung, bald Wiſſen, aber immer bedeutend — nicht ſtets in die Regiſter der Syſteme können eingetragen werden; daß die Ruhepunkte der philoſophiſchen Geſchichte eines Individuums meiſt mit Wenigem anzudeuten ſind, zu eigener Erinnerung und fremder Belehrung; — daß — doch

wozu? Ob etwas nothwendig oder willkührlich exiſtire, zeigt ſich bald, ohne Für- und Widerrede, an ſeiner Wirkung. — Daß der Schriftſteller das Publikum nicht nöthigen ſoll, ſeine Lehrjahre mitzumachen, iſt eine thörichte Forderung. Wann enden ſeine Lehrjahre? —

Wenn ſich Jene glücklich preiſen dürfen, die, wohl organiſirt, weiſe erzogen, ihre Ausbildung rein und ungetrübt zu Stande gebracht ſehen, wie eine Kriſtallbildung vor ſich geht, — ſo werden Jene, deren Entwickelung durch leiſe-kräftiges Untergraben in die Bahn geworfner Hinderniſſe, oder durch einen großen Impuls von Außen, wie durch ein befruchtendes Gewitter, gereift ward, mit einer wunderbaren Empfindung auf die denkwürdige Epoche ihres Lebens zurückblicken, da ihr Inneres aus dem Raupen- in den Schmetterlingszuſtand überging. Jene Periode der Wiedergeburt, jener Orient des Menſchentages, da das Bewußtſein erſt eigentlich praktiſch wird; die Erfüllung des *γνωθι σεαυτον*; denn dieſes Wortes ächte Deutung heißt: Erkenne Art und Maaß deiner Kraft, um ſie für die Menſchheit zu verwenden! — Einzelne Lichtſtrahlen aus jener Zeit werden Manchem, der eben in jenen Kriſen verweilt, erfreulich und förderlich ſein. So ſeien ſie denn ausgeſtreut!

Wissenschaft.

Es ist allerdings merkwürdig, daß in keinem Bereiche menschlicher Bestrebungen die Grundsätze des Wahren und Nothwendigen so allgemein geworden sind, als in der Politik. Man erstaunt, wenn man periodische und sonstige Schriften der Zeitgenossen liest, welche die höchsten Staatsinteressen behandeln, — wie anerkannt und überall geltend man die letzten Ergebnisse des Denkens, die Früchte bitt'rer historischer Erfahrungen findet. Eine andere Frage bleibt: ob diese Erkenntnisse auch allenthalben innig verarbeitet, mit dem Leben verwachsen sind? ob es nicht etwa bei Worten bleibt, während ganz andere Interessen das Handeln bestimmen? Traurig, wenn man fände, daß gerade in diesem Bezirke mit der Sprache der Weisheit, mit dem Urim und Thumim, die schauerlichsten Leidenschaften und der tiefste Egoismus sich beschilden, — so daß man sich bekümmert fragen müßte: wann, ja ob je dieser tödtende Zwiespalt geschlichtet werden solle?

Fichte nannte Glauben: Den Entschluß des Willens, das Wissen gelten zu lassen. Das ist mir kein Glaube,

ſondern eine feige Reſignation, die ſchlimmer iſt, als eine herzhafte Verzweiflung. Mir iſt Glaube jene heiligende Anerkennung des Höchſten, deren ſich der reifende gute Menſch gar nicht erwehren kann. Zum Glauben bedarf er keines Entſchluſſes. Im Glauben iſt die Wurzel ſeines geiſtigen Daſeins, alſo auch ſeines Willens. Glauben iſt Seligkeit und Gnade.

Was iſt das für eine Welt geweſen, an deren Erbe die unſrige ſich nährt und aufrecht hält, die unſerm nüchternen Leben Würde, Bedeutung und edle Form verleibt! Wir überſehen, aus Gewohnheit, daß faſt Alles, was uns bildend, erhebend, ſprechend umgibt, nichts als der Schatten iſt, der jener entſchwundenen Prachtgeſtalt durch Jahrhunderte nachſchwebt. Die Embleme und Randſchriften unſerer Münzen, die Monumente und Epitaphien unſerer Großen, die in unſre Tempel und Palläſte hineingeflickten Säulen, der Gebrauch der römiſchen Sprache in juridiſchen und mediziniſchen Wiſſenſchaften, die Technicismen aus der griechiſchen entlehnt, womit jeder ſeine Gedanken, Erfindungen, Worte, zu ſchmücken glaubt, — was iſt alles das, als Sehnſucht nach jenem unwiederbringlichen, einzigen Zuſtande, in welchem ſich die Menſchheit, wie ein geſunder Jüngling, in der Fülle ihrer Vermögen empfand? Wenn irgend eine Emphaſe zu verzeihen iſt, ſo iſt es die, womit der fühlende Archäolog jeden Scherben, jeden überkruſteten Buchſtaben, jeden verwitterten Torſo aus jenen ewigen Tagen betrachtet und verehrt.

Rochefoucault hat weit mehr ſittliche Zartheit, als man gemeinhin glaubt, und man darf das abſprechende Urtheil über ihn Verläumdung nennen.

Seine zweideutigen Sätze ſind ehrlich gemeint; man muß ſie nur bis an's Ende ausdenken, oder nicht mißverſtehen.

Er zeigt das Egoiſtiſche, er lehrt es nicht.

Für Freundſchaft hat er Sinn.

Oft muß man für ſeine herkömmlichen Ausdrücke andere ſetzen: z. B. für „Größe" — „Berühmtheit;" für „Liebe" — „Leidenſchaft" u. dgl.

Er hat es überall auf das konventionelle Leben der Franzoſen, zumal das Hofleben, abgeſehen, was man berückſichtigen muß.

Durch Tiefblick in die Irrgänge des Herzens wird der gerade Weg nicht abgeſperrt, ſondern erleuchtet.

Gefährlich bleibt er, wie alle Lektüre, Solchen, die nicht würdig fühlen und nicht weiter, als das Buch ſagt, denken.

Die phyſiognomiſchen Fragmente bleiben ein denkwürdiges Phänomen. Sie beruhen auf der Erkenntniß des tiefſten und univerſellſten Naturgeſetzes; daß Weſen und Form, Urſache und Wirkung, ſich ewig entſprechen, und berühren Kunſt und Schöpfung mit unzähligen Lebensfunken, aus denen allenthalben Strahlenkreiſe ſchießen.

Lavater ſelbſt iſt der ſtudiumswürdigſte Menſch: Ahnung, Empfindung, Ertappung der bildenden Natur, fruchtbare Fingerzeige, große, ſcharfe Blicke mit ſeltſamen Ge-

sichtstäuschungen und einseitiger Schwärmerei. — Als Autor, historisch und technisch angesehn, ist er Spezimen damaliger deutscher Literatur; er strebt überall nach dem wahrsten, kürzesten, unmittelbarsten, und dabei poetisch erhöhten Ausdrucke, und das mit entschiedenem Erfolge.

Bei G. Pfitzer werden nicht Gräber mit Blumen überdeckt, daß man sie nicht mehr sehe; die Gräber stehen offen, und die Blüten liegen an den Rändern. Sein Gedicht: Hermes Psychopompos ist ein poetischer Gipfel und völlig unvergleichbar. Immermann's reiches, tüchtiges Gemüth ist nicht mit ästhetischen Tiraden abzufertigen; hier liegt viel zu Grunde, und dem Verständniß eines Mannes zu lieb müssen Zeit, Form und was sonst das Wohlgefallen bedingt, vergessen werden. Heine hat noch Manches in sich auszugleichen, und wenn es ausgeglichen sein wird, wird der lyrische Blütenstaub verweht sein. An Platen sahen wir die Manifestation des höchsten dichterischen Talents, das, wie eine Flamme, die den Stoff suchte, um sich an ihm zu nähren, in den Aether hinaus leckte, und leuchtend, prasselnd und sehnsüchtig in sich selbst zurückkehrte, um zu verlöschen. Ehrfurcht verdienen die Gedichte J. Mayrhofer's (Wien b. Volke 1824); der Geist verkörpert sich in Geschichte und Natur, den Schmerz muß die Darstellung und das Ideal versöhnen; als ein einziger Tropus erscheint Kunst und Welt, und wie der Sohn Aurorens, vom ewigen Strahl berührt, athmet sie

die verhüllte Klage ihres Lebens hin — „die Seele mit den treuen, tiefen Klängen!“

Das Ganze der geiſtigen Bildung bezieht ſich auf drei große Objekte: Geiſt, Natur, Kunſt. Was außer dieſen Kreis fällt, gibt keine Wiſſenſchaft.

In die erſte Sphäre gehört Philoſophie, Matheſis u. ſ. w.; in die zweite Phyſiographie mit ihren Zweigen: Phyſik, Phyſiologie u. ſ. w.; in die dritte Aeſthetik, von der Philoſophie, dem Objekte nach, zu trennen. Die Betrachtung des Werdens, der Entwicklungen, iſt nur ein Theil jeder Wiſſenſchaft, keine eigene. Die Religion iſt keine Wiſſenſchaft.

Der Denkende wird dieſes Schema zu nützen wiſſen.

Es war dasſelbe Element im römiſchen Charakter, welches die Tugenden der Cocles, Regulus, Torquate u. dgl., und die Laſter der Nerone und Caracalla auf jenen Grad des Grotesken trieb, der uns unüberdenkbar bleibt, von dem aber im heutigen römiſchen Charakter noch genug rührende und erſtaunliche Spuren ſind (Cose grosse).

Auch war es dasſelbe Element im griechiſchen Leben, welches in die Dichtung Homers, in die Weisheit Sokrates, in den Heldenmuth Epaminondas, wie in Polyklets Gebilde jenes Maaß legte, ohne welches alles menſchliche Beginnen unvollendet bleibt oder in's Ungeheure verfließt (*Χαρις*).

Dieſe Grundzüge fördern beim Studium des Alterthumes. — Und läßt ſich eine ſolche Betrachtung nicht weiter verfolgen? Floß nicht die Weisheit und Thorheit der Egypter, die Weichheit und Sittlichkeit der Inder aus Einem Quell? Hier ſchließt ſich die Reflexion an das allgemein Menſchliche an.

„Inſtinkt" bezeichnet räthſelhaft etwas an ſich Klares. Wozu erklären wollen, was, wie das Daſein ſelbſt, allgemein giltig erſcheint? was iſt Inſtinkt? was iſt nicht Inſtinkt? Geht nicht ein (veniam verbo)! sensus communis durch die ganze Natur, von dem jener der Schwalbe, der Biene u. ſ. f. nur ein Theil iſt? wodurch hängt der dünkelhafte Menſch mit ſeiner Erde zuſammen? wozu ein individuelles Wort für einen generellen Begriff? Daß der Weſt Veilchen bewege, der Löwe auf ſeine Beute ſpringe, der Menſch ſich ſelbſt beſtimme, die Boa das Reh umſchlinge, der Fels ruhe, kryſtalliſire, verwittre, ſtürze, ſich löſe, — hier ſehe ich überall Ein Waltendes, Ein Gebot allwirkſamer Natur. Und warum ſoll die Schwalbe, der Biber allein davon ausgenommen ſein?

Und ſo iſt es mit hundert Problemen in der Naturlehre. Wir ſuchen unergründliche Kräfte für Erſcheinungen, die ſich ſelbſt begründen; wir beweiſen das Leben, das einzig der Beweis unſerer Beweiſe iſt.

Die ſogenannte völlige Unpartheilichkeit iſt ein Unding. Eklektiker bleibt jeder nach ſeiner Art; ſelbſt der

Dogmatiker. Ganz unparteiiſch aber iſt nur der Unwiſſende. Wozu auch ſoll jener Zwang, dem unter'm Schilde der Objektivität ihr euch unterwerft, frommen? Kenne Jeder das Beſte, und lege deſſen Maaßſtab an's Uebrige! Was wäre aus Winkelmann's Kunſtgeſchichte geworden, wenn er die ägyptiſche Kunſt der griechiſchen koordinirt hätte? Kein antiker Geſchichtſchreiber iſt unparteiiſch, jeder iſt, nach ſeiner Ueberzeugung, pragmatiſch. Aber die modernen ſuchen ängſtlich ſelbſt am Erhabenſten eine Schattenſeite, um nur unparteiiſch zu ſcheinen.

Der Dichter kann nur durch unmittelbare Mittheilung ſeiner Stimmung erheitern; die Gründe, die er angibt, um froh zu werden, ſind eben dieſelben, die den Hypochondriſten verdrießlich machen.

Die Philoſophen, wie die, welche ſich der Geſchichte widmen, nennen ſich nur inſofern Eingeweihte, als ſie ſich mit dem Unweſentlichen befaſſen: Der Schul-Philoſoph mit formaler Dialektik, der Schul-Hiſtoriker mit unfruchtbaren Exegeſen; jenen, die, den Leichnam der Wiſſenſchaft verlaſſend, aus ihrem Geiſte erzeugen und gebären, ſchreiben „die vom Fache" nur eine dilettantenmäßige, konventionelle Einſicht zu. Jene ſind die Fauſte, dieſe die Wagner. Wohl den Dilettanten, denn ſie lieben!

Der Lapidar-Styl repräsentirt den römischen Charakter. Ist es nicht, wenn man die Annalen des Tacitus liest, als läse man Epitaphien? Sein ganzes Werk ist ein Epitaphium seines Volkes. Aus ihm kann Rom, Griechenland aus dem freundlichen Xenophon verstanden werden.

Es ist wahr, die lyrische Kunst ist ein schönes Spiel. Aber auch das Spiel verlangt, um schön zu sein, Bedeutung, Einsicht und Geschmack. Was im Rhythmus liegt, will durch Liebe und Ernst begriffen werden; es zu begreifen ist ein Glück; dann schweben uns in trüben Stunden Chöre und Stanzen vor, die uns vom Grund aus erheitern und beleben.

Ueber ein treffliches Werk der Dichtkunst kann es verschiedene, aber nie entgegengesetzte Ansichten geben. Recht mag Jeder haben, das Rechte hat Keiner, oder Alle zusammen; denn ein solches Werk ist ein Spiegel für alle Seelen.

Gerade in das, was Schubarth an Göthe's Werken, im Vergleich zu Homer und Shakespeare geringer findet, — daß sie von unserm beschränkten Zustande ausgehen, und uns nur allmälig in einen reineren, idealen versetzen, — gerade in das lege ich ihren größten Werth. Hierdurch werden sie bildend, und befähigen uns erst zum Genusse der reinsten Kunstgebilde. Sie müssen aber, wenn sie so viel leisten sollen, gelebt und geliebt werden.

Man ſagt wohl, Geographie werde durch Geſchichte belebt. Ich weiß nicht, ob die friſche Gegenwart der Vergangenheit zum Leben bedarf; das aber iſt gewiß, daß die Geſchichte erſt durch Geographie, durch die Bezeichnung des Bodens, auf welchem ſie fußte und ſchritt, wahrhaft, körperlich und reizend wird. Darin begründet ſich der Vorzug vaterländiſcher Hiſtorie.

Man bemüht ſich in neueſten Tagen vielfach, die Kunſtgeſchichte durch ſorglich ausgearbeitete Künſtlerbiographien zu fördern. Dabei iſt nur zu wünſchen: daß das, was den beſprochenen Künſtler von den übrigen unterſcheidet, ſo wie das, was ihn mit ihnen verbindet, ſcharf nachgewieſen werde; und dann: daß man über die Geſtalt ſeines Innern, welche ſtets die ſeiner Gebilde bedingt, wie ſie ward und wechſelte, Aufklärung erhalte. Das Verzeichniß ſeiner Werke und der Orte, wo ſie ſich befinden, nehmen wir als Zugabe gerne an.

Es hält gar ſchwer, in den Verſuchen, ſeine Umgebung an der eigenen Fortbildung Theil nehmen zu laſſen, bei Geduld zu verbleiben. Sie wollen Alle wiſſen, ohne zu lernen; ſie empfinden etwas Unbeſtimmtes, kleben an Worten und Namen, verſetzen ſich in Gedanken auf den Gipfel, denken nie über das Verſchwiegene, bemühen ſich nicht um die Sache. Man hört dich an, fühlt ſich unterhalten, für und wider angeregt, tadelt und lobt, ſtatt zu denken, vergißt dich, und geht ſelbſtzufrieden den alten,

lieben Schlendrian. Wie oft, wenn ich, mit dem beſten Willen, das Erkannte, das Frommende, mittheilen wollte, ſah ich es abgewieſen, daß ich bitter lächeln mußte; wie oft, wenn ich Einzelnen bot, was ſie bedurften, ja was ſie begehrt hatten, und ſie erkannten es nicht; wie oft konnte ich meinen beſten Ergebniſſen nur dadurch nützliche Geltung verſchaffen, daß ich ſie, als nicht von mir ſtammend, unter der Firma irgend einer Autorität einführte; wie niederſchlagend ſind dieſe Erfahrungen!

Kraft iſt das Wirkſame. Und ſo iſt in menſchlichen Werken der Gehalt an Kraft das Weſentliche, dem durch Ausbildung die Anmuth als Geſtalt entſprießt. Was aber gewährt Kräfte, als der Geiſt? Dahin muß unſer Blick gerichtet bleiben.

Wir meinen, Gott weiß was, gewonnen zu haben, und die Alten weit zu übertreffen, da wir die Geſchichte, wie wir's nennen, zur „Wiſſenſchaft" erhoben haben; d. h. da wir ihr Proömien vorangehn, Reſumée's nachfolgen laſſen, und die That-Ereigniſſe wie Mineralien in eine Lade, zwiſchen beſtimmte Fächer, gezwängt haben; ſtatt daß ſie, wie bei Thukydides und Tacitus, lebendig auf- und auseinander ſprießen, und eine wahre „Geſchichte" bilden.

Es gibt wenige Naturen unter den Schriftſtellern. Eine friſche, anmuthige, geſunde war Heinſe, mit frohem Inſtinkte überall den Kern ertaſtend, aus der Fülle des

Durchlebten verſchwenderiſch Leben mittheilend. Zu dieſen Quellen des Frühlings unſerer Literatur ſollten wir jetzt im Herbſt öfters wallfahrten; es ſind die rechten Geſundbrunnen für die Schwind- und Waſſerſucht unſerer Journaliſtik.

Abſcheulicher Grundſatz moderner Kritik: es müſſe Alles von der Licht- und Schattenſeite betrachtet werden; Lob ſei platt, Tadel zeige von Einſicht, Schärfe und Freiheit des Urtheils; je impoſanter die Erſcheinung, deſto gewaffneter müſſe der unbeſtechliche Blick für die Schwächen ſein; u. was dgl. mehr iſt. O über den Areopagus! ſo werden wir weit kommen!

Der Dichter erwirbt ſich Lob, ſo lange er zu den Leidenſchaften der Menſchen ſpricht. Das Geläuterte wird keine Theilnahme finden.

„Da ſchweigt er nun, und ruht, und läßt ſie zieh'n.“

Oft ſoll die Menge von Gründen ihre Kraft erſetzen; nach der Analogie von $\frac{1}{2} + \frac{1}{2} = 1$. Doch, wie überall mathematiſche Gewißheit von lebendiger unendlich verſchieden iſt, ſo auch hier. Aus vielem Halbgewiſſen wird nichts Gewiſſes. Ungleiche Größen kann man nicht addiren. Man ſetzt bei jener Schlußweiſe dunkel den Satz voraus: „Es gibt nichts Qualitatives; die Qualität eines Ganzen iſt nur die Quantität ſeiner kleinſten Theile.“ Ein

wichtiger Irrthum, auf welchem alle atomiſtiſche Anſicht von den Dingen beruht; der Tod des Wiſſens.

Im Ganzen entſteht alles Irren aus der Zerſpaltung unſeres Weſens, unſerer Vermögen. In keinem Momente ſoll der Menſch ganz Wille, ganz Intelligenz u. ſ. w., immer ſoll er ganz Menſch ſein. Hier liegt die Differenz aller Philoſopheme. Die ächte Weisheit iſt ein allſeitiger Zuſtand.

Man kann nicht alles aphoriſtiſch, nicht alles ſyſtematiſch ſagen.

Alles was da iſt, iſt nur durch eine Kraft, die ihm innewohnt; das Leben dieſer Kraft iſt: Aeußerung; die Bedingung der Aeußerung: Thätigkeit, — aktive Metamorphoſe. Das iſt die Wurzel des Lebens. Wo Kraft des Einzelnen zu wirken aufhört, überläßt ſie das Objekt allgemeinen, löſenden, elementariſchen, — wir nennen's Vernichtung, paſſive Metamorphoſe: das iſt die Wurzel des Todes. Kräfte ſind die Kapitalien der Natur, Erſcheinungen ihre Intereſſen. Die göttliche Oekonomie verewigt jene, indem ſie dieſe opfert. Sie nachzuahmen, iſt Aufgabe des Menſchenlebens. Denn auch die Sterblichen ſind in dieſem Geſetze mitbegriffen. Zwiſchen der Allmacht und der Unmacht liegt das Streben — die reine menſchliche Thätigkeit, wodurch wir unſere Kraft ausſprechen, leben, da ſind. Trägheit übergibt uns den verneinenden Gewalten, dem Tode. Den Irrthum gleicht der Fort-

ſchritt aus, — wer ſich aber aufgibt, und ſagt: es iſt genug! — der iſt verloren.

Es iſt eine der falſchen gangbaren Vorſtellungen, daß das Genie, wie die Unſchuld, nichts von ſich wiſſe. Das Genie, eben weil es eins iſt, wird bald genug ſeinen Standpunkt, wie den der Andern gewahr; es kann ſich nichts verbergen, alſo auch ſich ſelbſt nicht; und überhaupt iſt das Genie Geiſt und Einſicht, und nicht, wie ſo Viele wähnen, eine wunderſame, überaus geſchickte Dummheit.

Die Schule ſpricht immer von einer unendlichen Möglichkeit und einer endlichen Wirklichkeit. Und doch iſt nur das Mögliche endlich, das Wirkliche aber unendlich.

Man kann ſagen, wenn man Wortſpiele liebt, daß all unſer Wiſſen Anthropologie iſt; die Philoſophie: philoſophiſche Anthropologie, die Naturwiſſenſchaft: phyſiſche u. ſ. w. Und es iſt nicht nutzlos, daß man dieß ſagen kann.

Es iſt gewiß, daß zuletzt alle Philoſophie in eine Identitätslehre zuſammenfließt. Der ächte, gründliche Dualismus iſt im Grunde identiſch mit dieſer Identitäts-Doktrin. Denn Analyſe und Syntheſe ſind ſo Eins wie Expanſion und Kontraktion. Wiſſenſchaft wäre nur dann vollendete Wiſſenſchaft, wenn ſie eines aus allem und al-

les aus einem erklären könnte. Dann wäre, wie im Universum, auch in ihr keine Lücke.

Geschichte, will sie was bedeuten, muß von der Kenntniß des einzelnen Menschen und seiner Modifikation im Weltverkehr ausgehen. Je mehr sie, wie ein guter Roman und ein wirkliches Ereigniß, aus Individuen sich entfaltet, und dann, Zweige mit Zweigen verknüpfend, Kronen und Massen bildet, desto fruchtbarer wird sie sein. Hierin liegt die allenthalben empfundene Bedeutung der Memoiren. Je mehr sie gleich anfangs unter dem Vorwande von Ideen und Prinzipien, in die Wolken greifend, Massen ballt, desto leerer läßt sie uns. Alle Theorie muß Resultat sein, nicht aber Fundament. Der Mensch aber bleibt Wurzel, Stamm, Blüte und Frucht der Geschichte.

Das Produziren, die eigentliche, freie, geistige Zeugung, bleibt, wie die leibliche, eine geheimnißvolle Operation erhöhter Momente. Nicht bloß vom Dichter gilt jenes est deus in nobis; — auch in der Wissenschaft wird Jeder, der sich ihr ganz und lebendig hingibt, diese Mittheilung von oben erfahren, vermöge welcher er zu schaffen befähigt wird. Denn auch die Wissenschaft hat ihr poetisches (schöpferisches) Element.

Es ist wenig Verstand in der Beschuldigung: Spinoza räume dem Verstande zu viel ein (kalter Verstan-

desmenſch u. dgl.); da wir Spinoza aus ſeinen Büchern beurtheilen, die von Dingen des Verſtandes handeln, ſo iſt das, als ſagte man: A hat den Fehler, beim Rechnen zu viel Arithmetik anzuwenden. Zum Verſtehen gehört Verſtand; und wenn hierin ein Fehler liegt, ſo wäre er unſern neuern deutſchen Weltweiſen zu wünſchen.

Den Gelehrten, die ſich vorzugsweiſe „wiſſenſchaftlich" zu ſein rühmen, fehlt meiſt der Begriff eines organiſchen Ganzen. Was ſie Syſtem nennen, iſt nur ein gut geordnetes Kompendium, ein Schulbuch im Kopfe; ſie verwechſeln innern und äußern Zuſammenhang. Dieſer beſteht oft ohne jenen; jener oft, ſcheinbar ohne dieſen.

Die, welche die Welt gebildet nennt, unterſcheiden ſich von den wahrhaft Gebildeten dadurch, daß jene die Aeußerungen, dieſe die Sache haben.

Daſein iſt das einzige, das ungeheure Geheimniß. Tauſende, mit ihrer erhitzten Phantaſie in Wundern wühlend, ahnen nie das eigentliche Wunder. Auf dieſem Begriffe ruht, in ihn verliert ſich alle Reflexion.

Die Idee der Kompenſation im ſittlichen wie im körperlichen All iſt groß und praktiſch; eine fortzeugende, unſchätzbare Geburt der Naturphiloſophie, ein Schema, welches dem Denker allenthalben als Geſetz vorſchwebt.

Keine Regel ohne Ausnahme? Das wäre mir eine ſaubere Philoſophie! Jede Regel iſt ohne Ausnahme; ſonſt iſt ſie keine Regel.

Will man aus der Exiſtenz von Iſomorphen mit differenten chemiſchen Beſtandtheilen einen Beweis gegen die tiefe Naturwahrheit, auf der die Möglichkeit einer Naturwiſſenſchaft beruht — gegen die Wahrheit ableiten: daß Form und Weſen ſich ewig typiſch entſprechen? Sind denn Edukte das Weſen einer Subſtanz, ſie ſei nun organiſch oder kryptobiot? Mit unſrer Chemie iſt es noch ſo eine Sache.

Die Theorie iſt nicht die Wurzel, ſondern die Blüte der Praxis.

Zum Lernen iſt das Intereſſe nöthig; zum Intereſſe der Glaube. Der Anfänger muß das Ueberlieferte vorerſt gläubig aufnehmen. Die Skepſis findet ſich ſchon ſelbſt ein.

Es gibt eine ewige, unumſtößliche Wahrheit. Sie, wie die deutſchen Philoſophen, aus etwas *vor ihr* beweiſen wollen, iſt Puppenſpiel. Wer ſie nicht, wo ſie ſich offenbart, anerkennt, hat keine Stimme im Reiche des Wiſſens. Irrthümer ſuchen ſich als „Anſichten" geltend zu machen. Freilich ſind wir alle nur Subjekte, Individuen; aber allen Individuen liegt ein gemeinſchaftliches Ur-Individuum zu Grunde, welchem die Wahrheit als

Objekt entſpricht. Wer nur die Dinge, wie ſie ſind, auffaßt, und ſein Tiefſtes an ihnen entwickelt, der hat die Wahrheit. Denn alles Lernen iſt ein Achtgeben auf die Entfaltung des Göttlichen in uns ſelbſt.

Wir nützen ſelten dadurch, daß wir Wahrheiten ausſprechen, Lehren ertheilen; weit öfter dadurch, daß wir anregen, Probleme hinſtellen, den Widerſpruch aufrufen, das Gefühl anſprechen. — Man kann wohl den Weg weiſen, — aber g e h e n muß Jeder ſelbſt.

Kunſt.

„Wie die Perſer der Sonne, ſo werden einſt die Völker der Kunſt huldigen.“

Nur wenn man die Bitterkeit des Lebens geſchmeckt hat, fühlt man ganz die Süßigkeit der Kunſt.

Kunſt iſt keine Entdeckung, keine Erfindung, kein Plan, keine Weisheit, keine Kirche; ſie ſpricht nicht das forſchende, nicht das fühlende Vermögen im Menſchen einzig an, — ſondern den Menſchen ſelbſt und ganz. Sie überliefert das Unausſprechliche, ſelbſt unausſprechlich; ein ächtes Geheimniß.

„Einem ächten Künſtler kann das Leben nie langweilig werden, denn es liefert Reſultate; ernſte oder heitere, gleichviel: ſie müſſen die Herrſchaft der bildenden und ordnenden Kraft anerkennen.“

Das Maleriſche iſt der Uebergang des Plaſtiſchen in's Muſikaliſche.

Was nicht das Innerſte des Menſchen befreit, iſt kein Werk der Kunſt, ſondern des Handwerks.

Man ſpricht ohne wahre Sachkenntniß, wenn man das Metier der Schauſpieler Kunſt nennt. Nicht jede Ausübung eines Talents, wozu Geiſt und Bildung gehört, macht den Künſtler, — nur die freie, ſchöpferiſche Manifeſtirung der Idee.

In der Kunſt, wie im Leben, beginnen wir empiriſch mit Nachahmung; bilden uns allmälig eine Manier (im guten Sinne); und gelangen endlich (wenn uns die Götter wohl wollen) zum Styl.

Styl iſt freie Ergebung des ausgebildeten Individuums an das allgemeine Geſetz. Religioſität.

Im Style verlieren ſich allmälig die Gegenſätze, oder vielmehr, ſie verbergen ſich. Es entſteht die antike Einfachheit: Reichthum der Motive bei Einheit des Reſultats.

Der Anblick des Firmaments wie der des Meeres oder ruhig hinfließender Ströme in weiten Ebenen gibt

uns das große Gefühl eines einfachen Zuſtandes, wo unendliche Bewegung zuletzt im Ganzen als Ruhe erſcheint.

Die Phraſe, man lege einem ächten Kunſtwerke mehr unter, als es enthalte, iſt hohl. Als ob ein wahres Kunſtwerk nicht Alles enthielte! als ob man's je auserklären könnte! Die Kunſt, wie die Natur, ſpricht an's Ganze der Menſchheit, welches in den einzelnen Menſchen vertheilt, und wie ein Lichtſtrahl gebrochen iſt. So mögen Winkelmann, Goethe, Herder, Leſſing, Heinſe und Feuerbach an dem Einem Laokoon forterklären.

Das Gute iſt ſchwer zu wirken; das Wahre zu finden, koſtet noch mehr Bemühung; kein Menſch hoffe, das Schöne hervorzubringen, es werde ihm denn von oben gegeben.

Kunſtwerke wirken zur ſittlichen Veredlung, indem ſie das Beſte in uns frei machen, unſern Standpunkt erhöhen, unſer Inneres läutern. *Καθαρσις*. So werden wir beſſer, indem der Künſtler bloß ſeinen eigenen Zweck im Auge hält, und die eigentliche, unmittelbare Moraliſirung den Predigten, Müttern und Prügeln überläßt.

Gemeine Porträtmaler glauben zu veredeln, wenn ſie auf eine vornehme Allgemeinheit hinarbeiten.

Alle Kunſt iſt Symbolik. Wenn ſie bedeutungslos bleibt, wird ſie Handwerk; wenn ſie allegoriſirt, wird ſie Philoſophie; das ſind ihre beiden Abwege.

In Beurtheilungen von Kunſtwerken heißt es gewöhnlich: der Künſtler hätte beſſer den oder jenen Moment gewählt! — Es frägt ſich aber, was er aus dem gewählten zu machen gewußt hat.

Die Kunſt kann nicht tröſten; ſie verlangt ſchon Getröſtete.

Gorgo-Meduſa, — der höchſte Kunſtbegriff.

Ein Werk bildender Kunſt iſt unvollkommen genug, wenn ſich deſſen Vorzüge durch Worte deutlich machen laſſen. Der Künſtler hat ſich dann ſeiner eigenſten Mittel begeben.

Die Stimmung, in welcher der Künſtler ſchuf, geht durch ſein Werk auf Andere über. Darum warte er die gute Stunde ab, glaube an ein höheres Walten, und wiſſe, daß er Organ iſt.

Der Maler, zumal der Oelmaler, muß nicht Kompoſition und Form allein im Auge haben; muß bedenken, daß er ohne Licht und Farbe nicht Maler wäre.

Die Natur iſt eine Sprache, von der wir ſelbſt nur Accente ſind: Häßlichkeit, Tod und Uebel verſtehen wir nicht. Die Kunſt iſt eine Sprache von Menſchen zu Menſchen. Hierin liegt viel.

Der Augenblick der Konzeption iſt der Augenblick der Begeiſterung. Wenn dem Geiſte ein ihm gemäßer Gegenſtand in gemäßer Geſtalt erſcheint, fühlt er eine ſinnliche Berührung. Man merkt es den Werken an, ob ſie dieſe Feuertaufe haben.

Kunſt iſt dem Weſen nach: Darſtellung des Göttlichen. Göttlich iſt das Wahre, Gute, Schöne. Die Werkzeuge unterſcheiden die Künſte. Auszuſprechen iſt keine; jede ſpricht ſich in Thaten aus: ein offenbar Geheimniß. Die höchſte Kunſt iſt die, wo die ganze Menſchheit Organ wird, und ihr Leben Darſtellung des Göttlichen.

Leben.

Die Trägheit ist der wahre Teufel; die eigentliche Verneinung des Sittlichen. Fortwährend arbeitet die Indolenz mit müßiger Allmacht am Ruine des Einzelnen wie des Ganzen; alle Kraft, die Lust und Mannheit gewähren, ist aufzubieten gegen diesen Erbfeind des Guten.

Bulwer erinnert irgendwo, daß, wenn man einmal eine Maxime für allgemein gültig erkannt habe, man sich durch kein Privatmotiv je von ihr abwenden lassen sollte. Das ist so tief wahr und praktisch als jenes sophokleische Wort: daß Jenem Alles übel bekomme, der seine angeborne Natur verlasse; denn das geistig Erworbene erweist sich, nicht minder denn das Angeborne, als die wahre Natur des Menschen. Gesetzt, ich habe erkannt, daß für mich das Spiel durchaus verwerflich ist; nun tritt der Fall ein, daß ich einen Menschen retten kann, wenn ich spiele; wenn ich nur dießmal spiele. Soll ich spielen? Nein.

Das Schlimmſte, was die Kränklichkeit unſerer Zeit mit ſich bringt, iſt, daß in ihr ſelbſt ein einlullendes Gefühl verborgen liegt, eine Süßigkeit, welche in den armen Kranken ſogar den Wunſch zu geneſen unterdrückt. Kann man daher in ihnen nur die Ahnung der Geſundheit rege machen, ſo iſt zur Heilung der erſte Schritt gethan.

Wer das Große nie in ſeiner Manifeſtation an lebenden Menſchen geſehen hat, der hat nur davon geträumt. Bücher ſind nur ein ſchlechter Erſatz dafür.

Die unmittelbare Einwirkung des Menſchen auf den Menſchen iſt das einzige geiſtig Wirkſame; und nur was davon in ein Buch geheimnißvoll übergeht, verleiht dem Buchſtaben Werth. Der Sittliche verbreitet eine Atmoſphäre des Anſtandes um ſich her, der Begeiſterte entzündet, in der Nähe des Klugen ſchärft ſich das Urtheil, Liebe erzeugt Gegenliebe, der Frohe belebt.

Hat man nur einmal den Ton getroffen, aus dem mit einem gegebenen Individuum zu ſprechen iſt, ſo bildet ſich ein beſtimmtes Verhältniß. Der Ton, einmal angeſchlagen, klingt von ſelbſt immer wieder.

Vom Zentrum aus beginnt die Bildung, ſtrahlenförmig. Hat der erſte Radius die Peripherie erreicht, ſo entfaltet ſich ſein Nachbar, oder meiſt, nach dem Geſetze der Extreme, ſein entgegengeſetzter; und ſo einer nach dem andern, bis die Sphäre vollendet iſt: harmoniſche Ausbildung.

Es iſt in unſerer Natur, nebſt dem Streben nach Enträthſelung, etwas Träumeriſches, das auch befriedigt, ja ausgebildet ſein will.

Objektivität im geiſtigen Leben, Mäßigkeit im phyſiſchen, in beiden raſtloſe Thätigkeit ohne Haſt, — bedingen einen behaglichen Zuſtand.

Die Väter ſehen in ihren Kindern meiſt nur ihre Kinder. Was ſich in dieſen auch durch Zeit und Verhältniſſe oder von innen heraus entwickle, — für jene iſt es nicht vorhanden. Das macht nun oft die Söhne unwillig und unbillig. Es ſollte aber nicht. Den Aeltern gegenüber ſind wir nichts als Söhne; da iſt Liebe und Ehrfurcht an ihrem Platze.

Der Vorgeſetzte, der General, der Miniſter, der Monarch u. ſ. f. bedürfen der Selbſtverläugnung beſonders. Es iſt nicht zu vermeiden, daß ſie von Einigen gehaßt werden. Sie können ihrer Stellung nicht genügen, ohne

Manchen weh zu thun; und wie viele Menſchen gibt es, die eine ſolche Handlungsweiſe begreifen, wenn ſie darunter leiden?

Es iſt für den Arzt und Wiſſenden genug geſagt: wie man Geiſteskranke behandelt, ſo müßte man die meiſten Menſchen behandeln, wenn man ihnen helfen wollte. Mag es dem Unerfahrnen grell klingen!

Das Beſte iſt zu finden, wo es Niemand ſucht; Schätze der Einſicht in wenig geachteten Büchern, größere Schätze in Menſchen, die man kaum berückſichtigt. Wer nur recht ſucht, der wird finden; wer ſtrebt, wird erlangen; ſchweigend verſteht man ſich, wunderſam trifft man zuſammen; nicht das, was man ſich ſagen kann, nur das Erweckte bleibt Beſitz. Die ſtillen Erwerbniſſe verſchließt man vor der Menge, ſeltene Keime in jungfräuliche Erde ſenkend; und wer je ſolche Wege gegangen iſt, weiß, daß es weder Räthſel noch Träume ſind.

Man muß immer dasjenige treiben, wozu man ſich am wenigſten getrieben fühlt; das iſt: nach Zwecken, welche die Vernunft zur Vollendung des mangelhaften Individuums diktirt, ſich leiten und beſtimmen.

Es iſt wahr, man kann ſich keine andere Empfindung geben; aber man kann ſich durch einen kühnen Entſchluß in eine Situation bringen; da gibt ſich dann das

Empfinden von ſelbſt. Erſt will man, dann muß man, und dem wird die Palme, der müſſen will.

Die wenigſten Menſchen ſehen ein, daß es noch immer dieſelben Intereſſen ſind, welche die Welt zerſplittern und vereinen, wie vor zweitauſend Jahren; mutatis nominibus.

Menſchen von trägem Genie haben keine Vorſtellung von der Wolluſt, die das kühne Kombiniren gewährt; ſie ſind blind für den Faden, der, auch zwiſchen die bunteſten Enden der Dinge eingewebt, ſie verbindend Einer Farbe nähert. Aber oft ſehen Menſchen von allzuſchnellem Genie Fäden, wo keine ſind, und ziehen ein willkürlich Geſpinnſt über die Welt der Erſcheinungen und Gedanken, das ſie trübt und verſchleiert.

Die tiefſten Gefühle des Menſchen gehen allerdings erſt aus der Intelligenz hervor.

Das Aechte wird immer wieder hie und da — wenn nicht anerkannt, doch „anerfühlt," — und ſo ſei es genug! Nichts geht ſpurlos über die Erde, das Gute wie das Böſe. Alles iſt Saat im ewigen Acker.

Die Sehnſucht iſt ein Irrthum der Seele, welche die Kraft des Geiſtes verkennt. Denn der Geiſt allein vermag zu erſchaffen, was jene von Außen ewig vergebens

erhofft. Wer nach Liebe ſucht, wird ſie nicht finden; wer aber Liebe gibt, wird ſie wieder empfangen. Das verzärtelte Gemüth fordert, wie ein weinendes Kind, den Himmel von der Erde, der nur im Geiſte und in der Wahrheit iſt.

Das wahre Unglück iſt dasjenige, welches den Geiſt ſich ſelbſt entfremdet, daß er, in Verhältnißbanden, ſich ſeiner Herrlichkeit ſchämt. Das Unglück als Schande zu empfinden, iſt das Vorrecht einer ſehr zarten, jungfräulichen Seele, die den Keim und das Verdienſt zur Seligkeit in ſich ſpürt.

Jeder lernt nur, was er im Tiefſten ſchon weiß; ſo daß man, im unmuthigen Momente, alles Schreiben für eitel erklären möchte: Denn wer Dich verſteht, braucht Dich nicht, und wer Dich brauchte, verſteht Dich nicht.

Das Leben des Menſchen erſcheint als ein geheimnißvoller Kreislauf, in welchem das Urſprüngliche, Einfache geläutert, vervielfacht endlich wieder zur Erſcheinung kommt, der Anfang als Ende wiederkehrt. So lernt man, was man weiß, ſo wird man, was man war.

Leicht ſetzt ſich das einſeitige Beſtreben durch, indem es eine vereinzelte Kraft auf Koſten der andern bewegt, während das Aechte nur durch die allmächtige, aber unſcheinbare Harmonie der Kräfte gedeiht, die nur in den Händen der Vorſehung ruht.

Die Leere des Innern, da ſie eine Negation iſt, kann man nicht eigentlich empfinden; es gibt aber Momente, in denen ſich dieſes vacuum gleichſam verdichtet; und nun entſteht das Gefühl derſelben. Dieſes iſt der Anfang der Heilung, denn es erzeugt ein Streben.

Es gibt eine herrliche Konſequenz, die nicht das kümmerliche Ergebniß berechneten Selbſtzwanges iſt, ſondern das treue Bilden und Weſen einer ſtillen, klaren, in ſich einigen Natur.

Jede wahre Verehrung flößt mir wieder Verehrung ein. Denn, daß wir das Schöne und Rechte erfaſſen dürfen, iſt doch die höchſte Gnade, die uns wird.

Das Hoffen iſt aus dem Wünſchen und aus dem Vermuthen zuſammengeſetzt; beides aber deutet auf die Grenzen der menſchlichen Natur.

Wie im Auge ein Punkt iſt, der nicht ſieht, ſo iſt in jeder Seele ein dunkler Punkt, der den Keim des innern Verderbens enthält. Alles kommt darauf an, dieſen Punkt in ſich durch ſittliche Klarheit zu begrenzen, daß er unſichtbar bleibe, ſo lange wir leben. Wird ihm Raum gewährt, ſo breitet er ſich aus, weiter und weiter, ein Schatten legt ſich über die Seele des Menſchen, und die Nacht des Wahnſinnes bricht endlich über den Unglücklichen herein.

Bis in's ſpäteſte Alter lernen (nicht auswendig, ſondern inwendig), das iſt Genießen, das iſt Leben. Da wächſt die Seele, in konzentriſchen Kreiſen, göttlichen Sphären zu.

Je beſcheidner, ja zaghafter man beginnt, deſto ſicherer, kräftiger werden bald die Schritte.

„Die Kinder der Welt ſind klüger als die Kinder des Lichtes; dieſe aber ſind ſeliger.“

Armuth und äußerer Druck ſind nichts; aber fürchterlich iſt das Loos des Edlen, das ihn unthätig macht, und der Willkür der Gemeinen unterwirft.

Der Glaube gibt durch ſich ſelbſt, was er verheißt.

Die Verſchwendung, wie die Kraft, ſpielt mit Mitteln, die der Schwäche, dem Geize Zweck und Höchſtes ſind.

„Arroganz, die Karrikatur des Stolzes.“

Aechte Tugend iſt Stärke des Geiſtes; ihr Grund iſt Weisheit, ihre Erſcheinung Schönheit.

Wer ſtets in Ironie und Satyre ſich ergeht, gibt zu erkennen, daß er auf niederer Stufe ſteht; daß er mitleidet, unfähig ſich zu erheben.

Entwürdigender Ausſpruch: daß Liebe blind ſei! — Leidenſchaft (cupido) mag die Binde vor dem Auge haben,— aber nichts, im Himmel und auf Erden iſt ſehend, als die Liebe.

Göttliche Apathie und thieriſche Indifferenz werden ſo oft verwechſelt. Dieſe iſt der Zuſtand der Larve, jene des Schmetterlings.

Man iſt ſcharfſinnig im Leiden, weiſe in der Freude.

Ein Menſch ohne Liebe — eine Landſchaft ohne Himmel; ein Menſch ohne Streben, — eine Landſchaft ohne Fluß.

Wenn man gefehlt hat, ſo iſt man über Andere unwillig.

Man fürchtet, was man nicht verſteht.

Ueber etwas grübeln, und ſich etwas klar machen, — das iſt zweierlei.

Die Wahrheit eröffnet ſich uns nicht: wir müſſen uns ihr öffnen.

Gebundenes Feuer zeitigt Früchte.

Der ſteht hoch und am höchſten im Leben, der in gewiſſen Stunden ſich nach Schmerzen ſehnt.

Man lehrt am beſten, wenn man vergnügt, lernt am beſten, wenn man betrübt iſt.

Man hat noch nicht bestimmt, bei welchem Grade von Seelendisharmonie der Wahnsinn anfängt.

Ein gewisses Selbstgefühl macht besonders geschickt zum Umgange mit Menschen; und nichts erzeugt dieß Selbstgefühl gewisser, als der Umgang mit Menschen.

Auf Kultur kommt alles an. Kultur ist Angewöhnung zum Rechten. Wie der physische Mensch an alle Klima's gewöhnbar, so ist der geistige nach allen Seiten hin entwicklungsfähig.

Die Redensart: „Dieß oder Jenes erhebt uns über uns selbst" ist uneigentlich; es muß heißen: „zu uns selbst."

Das ist der Fels, an dem die Besten scheitern, daß sie aufhören zu lieben, wenn sie anfangen zu erkennen. Wohl Jenem, der Erkenntniß errungen, und Liebe bewahrt hat, — der die Welt, ihr zum Trotze, liebt!

Pläne sind die Träume der Verständigen.

Es ist nicht genug, sich als Objekt zu betrachten; man muß sich auch so behandeln.

Nur der Beseelte ist empfänglich: ohne Begeisterung wirkt man nicht; der Enthusiasmus hindert; es vernichtet der Fanatismus.

Das Geſchick iſt ſtumm; ihm gegenüber ſei es der Menſch.

Das Geſchick ſpricht durch Ereigniſſe; durch Thaten ſpreche der Menſch.

Die Kluft zwiſchen zwei Naturen iſt nicht auszufüllen; denn ſo hat es die Natur gewollt. Aber hier wird Liebe Pflicht, die nichts als Duldung iſt.

Schickſal und Zufall! Jenem unterwirf dich, dieſen unterwirf dir — und du biſt, was Menſchen ſein können.

Willſt du das Licht ſehen, ſo darfſt du nicht den Kopf hängen; aufwärts mußt du blicken, denn es kommt von oben.

Die Philoſophie lehre uns unſer Loos begreifen; die Religion lehre es mit Ergebung tragen; die Kunſt lehre es verſchönen.

Bei der Welt ſetzt man ſich in Reſpekt, wenn man tadelt, — bei Vernünftigen, wenn man billig iſt.

Weder Demokrit noch Heraklit iſt mein Mann. Es iſt in der Welt nichts zu belachen, nichts zu beweinen, — aber viel zu betrachten.

Univerſalgenie? Jedes wahre Genie iſt ein Univerſalgenie. Man hat mehr oder weniger Anlage zu dieſem oder jenem, aber man iſt ein Genie ein- für allemal.

Die Welt ſpürt die Ueberlegenheit eines tüchtigen Geiſtes; ſie gibt dieß Gefühl durch Kritteln zu erkennen, weil ſie ſich gern von der Uebermacht befreien möchte; allein nur Liebe und Anerkennung befreien wirklich.

Den wahren Werth Anderer erkennen, heißt ſeinen eigenen ausſprechen; denn nur der Würdige würdigt.

Die Unzufriedenheit iſt auch ein Element in der Komplexion des Menſchen; es iſt zu etwas da; man muß ihm ſeinen Wirkungskreis anweiſen.

Mit wenig Bemühung, im Rauſche des Momentes, wird das Ungeheure zur Welt geboren; raſtloſer Aufwand harmoniſcher Kräfte bringt nach langen Jahren das unſcheinbare Große hervor.

Inſtinkt iſt das Naturgeſetz unter dem Scheine des Willens; Wille iſt das Naturgeſetz mit Selbſtbewußtſein; Charakter iſt die ausgebildete Gewohnheit zu wollen.

Reue iſt Verſtand, der zu ſpät kommt.

Man hätte die Anlagen zu bilden, die Neigungen dagegen zu dämmen, und dabei ſtets die Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt im Auge zu behalten.

Jeder Menſch will eigentlich jeden Andern anders haben; das iſt der Ausdruck für das gemeine Menſchenver-

hältniß. Jemanden nicht anders haben wollen als er iſt, heißt ihn lieben, und entſpringt aus Erkenntniß. Alle Menſchen haben wollen, wie ſie ſind, heißt die Menſchheit erkennen, und lieben. Es verſteht ſich, daß hier bloß vom Menſchlichen die Rede iſt, das dieſen Namen verdient. Der Höchſte läßt uns Alle gelten.

Was wäre das Große, wenn es vom Kleinen gefaßt werden könnte?

Die gemeinſten Sätze ſind noch nicht verſtanden genug, weil man ſie oft geleſen hat. Es wird Einem nichts geſchenkt; man muß eben Alles erleben, und dann erſt begreift man die Verkettungen.

Man hört immer vom Ideale; man ſchwärmt darüber und hält es ſich ſo erſt recht vom Leibe. Das wahrhafte Ideal des Menſchen aber iſt: ein geſunder Zuſtand, innen und außen.

Wenn uns das Schickſal anrührt, ſo beginnt erſt unſer Daſein. Der Finger des Unglücks deutet auf unſer Ziel. Ein Leben ohne rechte Aufgabe erſcheint dem Denker ſchaal und unnütz. Mit was ein Jeder zu kämpfen habe, das unterſcheidet die tüchtigen Menſchen von einander.

Wo nichts mehr zu enträthſeln bleibt, hört unſer Antheil auf.

Alle Mittel, die geeignet ſind, dem Menſchen über die Steppen des Weltlebens zu helfen, müſſen liebevoll

gepflegt werden. Der Leichtſinn, dieſe liebe Göttergabe, gehört dazu.

Es iſt ein alberner Vorwurf: man überſchätze das Nahe, Bekannte; als wenn man im Stande wäre, das Ferne, das Unbekannte nach Verdienſt zu ſchätzen!

Das höchſte Glück, das du erfuhrſt, die tiefſten Schmerzen, die du litteſt, das iſt dein wahres Eigenthum. Du kannſt es nicht veräußern, nicht hinterlaſſen.

Rühme ſich Keiner ſeines Muthes, der allein auf Erden iſt!

Wie der Strom über die Leichname der Ertränkten ſeine Wogen hinwälzt, ſo lerne der Geiſt die Opfer des Herzens überfluthen, und, während ſie unten ruhen, oben das Licht des Himmels wiederſtrahlen.

Der Natur iſt ſo viel abzulernen: die Ruhe, die Unermüdlichkeit, die ſtete Produktion, die Dauer im Wechſel, die Grandioſität, die fortbildende Entwickelung.

Grandioſität iſt die Eigenſchaft, Alles im Großen und Ganzen, ohne Rückſicht auf's kleinliche Einzelne, zu wirken.

Ein Gefäß, bis an den Rand voll, läuft über, wenn ein Tropfen darauf fällt. Dann ſagen die Leute: Das Gefäß iſt von Einem Tropfen übergegangen!

Umändern kann ſich Niemand, beſſern kann ſich Jeder.

Die Mode iſt ein intereſſantes Phänomen. Noch hat es kein Philoſoph gehörig beleuchtet.

Oft genug hört man ſein Echo in der Welt; ſelten einen verwandten, ſelbſtſtändigen Anklang; ſeltener eine wahre, fördernde Beurtheilung.

Das Gefühl, auf ſich zu beruhen, iſt mit nichts in der Welt zu vergleichen. Es iſt das wahre Prometheus-abzeichen.

Geringe Menſchen ſind ſtolz. Sie halten feſt an ihrem idealen Beſitz in der Sozietät, weil ſie fühlen, daß ſie ohne ihn nichts mehr ſind. Große Charaktere wiſſen, daß ihnen Alles bleibt, wenn ſie ſcheinen Alles geopfert zu haben.

Der Einſeitige wird, auch bei großer Ausbildung, ſtets etwas Rohes behalten.

Harmonie iſt nicht Gleichſetzung, ſondern gehöriges Verhältniß. Das Niedere muß dienen, das Höhere herr-ſchen. So muß die Vernunft der Phantaſie gebieten, nicht beide dürfen gleiches Recht genießen.

Es gibt eine Sittlichkeit auch in den gemeinen Ver-hältniſſen des Weltverkehrs. Man nennt ſie Diskretion.

Daß die ſozialen Zuſtände nicht weſentlich ſind, macht ſie nicht weniger nothwendig.

Was du dir ſelbſt glaubſt, glaubt dir Jeder.

Nichts iſt leichter, als außerordentlich zu ſcheinen: man braucht nur ſeine Bedürfniſſe zu verbergen; nichts ſchwerer, als es zu ſein: man muß den Bedürfniſſen der Menſchen entſagen.

Alles Gute liegt in der Beſchränkung des Subjektiven gegen das Objektive: Liebe, Weisheit, Aufopferung. Alles Böſe iſt Egoismus. Jenes erhält, dieſer verneint das Ganze, und würde für ſich die Welt zerſtören.

Aus dem Vergleichen und Unterſcheiden geht die Erkenntniß hervor.

Auf der Erkenntniß beruht die Freiheit.

Jeder, der ſich bildet, hat eine Epoche der Wiedergeburt; wohin er da geboren werde, das entſcheidet über ſein Schickſal.

Ein gebildeter Menſch iſt kein fertiger. Bildung iſt der Weg von Nichts bis zum Anfang. Man hat ſich orientirt, — nun heißt es wandern!

Es ſchauert Einen, wenn man die Spinnewebenfäden ſieht, an denen unſere innere Kultur, alſo unſer eigentliches Glück hängt.

Die Anlage zur Furcht wird durch Ausbildung des Denkvermögens oder des Stolzes bekämpft.

Mängel gehören so sehr zur menschlichen Natur, daß sie bei der Erziehung gar oft gehegt werden müssen, wenn ein Mensch das werden soll, was nur Er werden kann.

Der Zartheit ist die Geduld beigegeben, um sich zu erhalten; der Kraft bereitet die Ungeduld oft den Untergang.

Reine geistige Ein- oder Mitwirkung ist die höchste Wohlthat, die der Mensch dem Menschen gewähren kann.

Hypochondrie ist Egoismus. Am gewissesten wird sie durch Erweckung des Sinnes für die Welt und Menschheit geheilt.

Skeptizismus ist Schwäche. Man resignirt sich beim Gewahrwerden von Schwierigkeiten, die der Muthige mit Ausdauer bekämpft. Halbe Aerzte sind meist Skeptiker.

Es gibt mehr Dinge im Gehirne der Narren, als der Weise begreifen kann.

Wenn Menschen einander hassen, so kennen sie sich nicht.

Doppelt bleibt die Aufgabe des Menschen: abgeschlossen zu sein in sich, aufgeschlossen für die Menschheit.

Ein großer Impuls frommt mehr als tausend kleine.

Thätigkeit nach einem ernst durchdachten, tief empfundenen Zwecke, mit Ruhepunkten des Genusses, hebt und erhält die innere Lebenskraft.

Man erkennt, was Andre leisten, und möchte sich selbst vorgreifen. Das ist ein Kriterium unserer Zeit.

Das Gute, Aechte, wenn es ruhig und unverdrossen, sich wiederholend fortlebt, gewinnt magische Kräfte, und endlich den gewissen Sieg. Unsere Waffe ist die Offenbarung unsers innern Seins.

Religion ist das tiefste und letzte Bedürfniß des hochgebildeten Menschen. Er fühlt, daß er verehren und anbeten muß, und sucht sich dieß Gefühl zu deuten, um ergeben und klar im Lichte der Gottheit zu wandeln.

„Es ist leicht, da, wo die Gesellschaft empfänglich ist, etwas praktisch hinzustellen. Geht es aber nicht an, so denkt man: Du wirst im Stillen etwas machen, was die Andern nicht verhindern können, und was noch Andere erfreut und in Gesinnung und Streben befestigt."

Edle Erinnerungen sind der Stoff, woraus unser Gemüth die Poesie unseres Lebens gestaltet.

Das Beste läßt sich durch Worte nicht mittheilen. Es offenbart sich das Mark der Dinge dem stillen, durchdringenden Geiste durch treue Hingebung an die Gegenwart; der Geist des Lebens dem Guten durch Umgang und strebendes Zusammensein mit den Besten, die, in Liebe und verschwiegenen Thaten, eine große, ewige Gemeinde bilden.

Inhalt.

	Seite
Einleitung	1
I. Kritik und Literatur	9
Die Kritik	11
Die Leſer	29
Moderne poetiſche Literatur	35
1. Lyrik	39
2. Epos	47
3. Drama	55
Epilog	61
Die Alten als Bildungsgrundlage	63
Scott und Bulwer	72
II. Goethe	81
Goethe's naturwiſſenſchaftliche Anſichten	83
Die größten Dichter Perſiens (Zum weſt-öſtlichen Diwan)	117
Einwirkungen Goethe's (Rahel, Bettina)	144
Goethe und Schiller	231

Seite

III. Kunſt 241
Elemente der künſtleriſchen Kompoſition 243
Natur und Styl in der Malerei 249
Die Wiener Kunſtausſtellung im Jahre 1836 257
IV. Aphorismen 279
Zum Verſtändniſſe 281
Wiſſenſchaft 283
Kunſt 300
Leben 305

Ernſt Frhrn. von Feuchtersleben's

ſämmtliche Werke.

Mit Ausſchluß der rein mediziniſchen.

Herausgegeben

von

Friedrich Hebbel.

Sechster Band.

Wien 1853.

Verlag von Carl Gerold und Sohn.

Druck von Carl Gerold und Sohn.

Kritiken, Charakteriſtiken

und

vermiſchte Aufſätze.

J. J. Wagner's kleine Schriften. Auch unter dem Titel: Straßlen deutſcher Weltanſchauung, — herausgegeben von Philipp Ludwig Adam. Ulm, Stettin'ſche Buchhandlung, 1839. Erſter Theil, mit des Verfaſſers Bild in Stahlſtich, XIV und 394 Seiten. Zweiter Theil, VII und 418 Seiten. gr. 8.

Wenn wir den Zuſtand der Philoſophie in Deutſchland im gegenwärtigen Moment überſchauen, ſo bietet er uns zwei Seiten dar. Auf der einen ſcheint das Intereſſe der Speculation von einem mächtigeren practiſchen verdrängt zu ſein. Die Richtung nach innen und nach der Zukunft, die Idealität, die uns Deutſche ſonſt charakteriſirte, und auf die wir uns, im Vergleiche mit andern Nationen, ſo viel zu Gute thaten, iſt in der nach außen, in den realiſtiſchen Forderungen der Gegenwart untergegangen; auch wir wenden, wie es Engländer und Franzoſen längſt gethan, unſer Denken, Dichten und Trachten mehr den empiriſchen, materiellen, induſtriellen Gegenſtänden zu. Gegen dieſes Verfahren iſt im Ganzen nichts einzuwenden; es gehört mit zu den Evolutionscyclen der Völker; die metaphyſiſche Richtung war von jeher nur einzelnen Geiſtern gemäß, und ihre allzu allgemeine, ihre modiſche Bearbeitung hat, wie

eben Deutſchland ſattſam bewies, die abenteuerlichſten, nutzloſeſten, ja ſchädlichſten Verirrungen zu Tage gefördert. Nur iſt natürlich ihre gänzliche Vernachläßigung der Philoſophie ſelbſt, von der zu ſprechen eben hier Aufgabe iſt, nicht förderlich. Auf der andern Seite hat ſich, durch einen Reflexionsgang, der Allen, die ſich mit ſolchen Aufgaben beſchäftigen, bekannt iſt, die deutſche Philoſophie, von den erſten Ueberſchreitungen der durch Kant gezogenen Gränzen an, bis auf die letzten, welche ſelbſt Hegel zu überbieten ſtreben, ſo in ſich ſelbſt ſublimirt, daß das Nichts ihr eigentlicher Inhalt, — das erſte Geſetz des Denkens, der Satz des Widerſpruchs, Unſinn geworden iſt, — eine Philoſophie, die ſich ganz außerhalb der Sphäre möglicher Beurtheilung verſetzt, — mit der wir daher nichts zu thun haben. Betrachten wir dagegen das erſte Decennium dieſes Jahrhunderts, ſo bietet es uns ein höchſt erfreuliches Bild. Wenn der Begriff von goldenen Zeitaltern ſich in der Geſchichte je verwirklicht, und wenn er auf verſchiedene Kreiſe des Menſchheitlebens anwendbar iſt, ſo war damals das goldene Zeitalter deutſcher Philoſophie; und Niemand wird uns eigenſinnige Laudatores temporis acti ſchelten, der in jene Zeiten wie in unſere zu ſchauen gleich fähig iſt. Ein allgemeines, ernſtlich gemeintes Streben hatte alle Bezirke der Intelligenz, der Kunſt und des ſocialen Lebens durchdrungen, die großen Fragen der Menſchheit waren unter uns zur Sprache gekommen; Kant's ſcharfer und heller Geiſt hatte Licht in das Labyrinth der Philoſopheme gebracht, den Dogmatismus beſchämt, das Selbſtdenken geweckt, die Kritik befreit; die empiriſchen Fächer wurden

mit philoſophiſcher Strenge, die philoſophiſchen mit practiſchem Sinne behandelt, — und Geiſter mannigfacher Tendenz, die ihr Streben dem Ganzen menſchlicher Intereſſen zuwendeten, thaten ſich vielfach hervor.

Unter dieſe gehört denn auch J. J. Wagner; und ich habe die ganze vorhergehende Schilderung nur entworfen, um in ſeiner Epoche auch ihn zu ſchildern, — um den Leſer über die Schrift zu orientiren, und einen Geſichtspunkt zu geben, aus welchem ſie mit Gerechtigkeit beurtheilt werden kann. Denjenigen, die ſich mit philoſophiſchen Studien fachmäßig beſchäftigen, iſt J. J. Wagner bekannt; allein unſere alles verſchlingende, in ſtetem Umſchwunge begriffene Zeit hat nur für das Neueſte Raum, was der Tag bringt, — und taucht ein Aelteres auf, das nun, als in ſich fertig und abgeſchloſſen, dem geſchichtlich Vorhandenen eingereiht ſein will, ſo findet ſich ſelten Jemand, der Geduld und Ernſt genug hat, ihm, unbeirrt von dem Gewühle des alles mit ſich reißenden Stromes, für immer ſeine Stelle anzuweiſen. Dies Geſchäft habe ich nun für den Verfaſſer der vorliegenden kleinen Schriften, die ein Bild ſeines ganzen Denkens und Strebens geben, übernommen; und ſo ſei denn ein gedrängter Bericht über dieß letztere hier niedergelegt.

J. J. Wagner trat zuerſt (denn eine Art didactiſch-dithyrambiſchen Romanes: Chiaramonti, aus welchem, als aus einer unausgegohrenen Maſſe, nichts hervorgeht, laſſen wir unberührt) i. J. 1799 mit einem „Wörterbuche der platoniſchen Philoſophie“ auf; ein Unterehmen, welches eben ſo verdienſtlich an ſich, als charakteriſtiſch für unſeren

Verf. bleibt. Alle ſeine ſpäteren Schriften deuten auf dies frühe Studium Platon's hin, und dieſes iſt zur genetiſchen Kenntniß von W.'s Theoremen ein Hauptſchlüſſel. Bei den Deutſchen mehr als bei den Schriftſtellern anderer Nationen muß man die Schriftſteller, die vorzüglich auf ſie gewirkt haben, in Anſchlag bringen, — da wir ſelten Selbſtdenker, meiſt nur Nachdenker (im beſſeren Sinne des Wortes), manchmal Fortdenker ſind, die das Geſpinnſt mehrerer Köpfe fortſpinnen, und mit Eigenem verweben, — wohin wir denn auch unſeren Verf. zählen, an deſſen Gewebe die Fäden ziemlich deutlich aus einander zu kennen ſind. Der erſte, der uns in's Auge fällt, gehört, wie erwähnt, Platon, den W. in der genannten Schrift mit Fleiß und Treue commentirt, wenn ihm gleich der Sinn für deſſen mehr poetiſche als philoſophiſche Großheit, die in ſeiner durchgängigen Ironie liegt, nicht aufgegangen war. Glücklicher Weiſe geſellte ſich zu dieſem Lieblingsſtudium eben ſo frühe das Kant's, wovon die heilſamen Spuren: Ernſt und Strenge, ſchon in ſeinen früheren Schriften ſichtbar ſind. Das dritte einwirkende Moment war die Naturphiloſophie Schelling's, die in ihrer erſten Reinheit und Schöne wie billig ſich ſeinem Gedankenkreiſe einflocht. Dieſe drei Elemente ſind ſo deutlich die Grundzüge von W.'s Syſtem, daß man ſeine ſogenannte „Conſtructionsmethode" als Sprößling der platoniſch-phthagoriſchen Zahlenmetaphyſik (Tetractys), der Kantiſchen Categorien und der Schellingiſchen Schematismen (Quadruplicität) genetiſch bezeichnen kann. Der Einfluß Schelling's prägt ſich am entſchiedenſten in der i. J. 1802 erſchie-

nenen Schrift W.'s „Von der Natur der Dinge" aus, — welche, neben Oken's, Steffens's u. a. Systemen, als einer der manchen geistreichen Versuche in unserer Literatur dasteht, die Idee Schelling's in dem Ganzen und Einzelnen der Natur durchzuführen. Zu diesem Plane gehören noch einige andere Schriften W.'s aus jener Zeit: über Licht und Wärme, 1802; über das Lebensprincip, 1803; so wie sich das Uebergewicht der naturphilosophischen Ansicht auch in dem „System der Idealphilosophie, 1804" — selbst gegen die Meinung des Verf.'s, noch sattsam geltend macht. Allein dieses Werk ist es allerdings, in welchem jene Theorie, die W.'n eigen ist und fortan eigen blieb, sich zuerst herauswickelt, und welches daher jenen Lesern, die gern über das Herankommen einer Denkform im Klaren sind, und in ihrer Geschichte ihr eigentliches Gericht sehen, besonders empfohlen werden müßte. — W. spricht hier zuerst von „einer Philosophirung der Mathematik und einer auf diesem Wege zu findenden Pasigraphie, von formaler Vollendung der Philosophie in einem als Constructionslehre erscheinenden Organon;" und wandte die von ihm gefundene „viergliedrige Construction" alsbald auf einzelne Probleme an, wobei er mit der Staatswissenschaft (1805) den Anfang machte.

Während nun so das eigentliche Philosophem des Verf.'s sich gestaltete, machte sich glücklicher Weise sein practischer Sinn und seine ästhetische Mehrseitigkeit in Nebenarbeiten Raum, auf die er, wie jeder Systematiker, weniger Werth legt, die aber uns gerade erfreulich scheinen, — ja als Motive erscheinen, die im Methaphysiker den

Menſchen nicht untergehen ließen, und ſein Denken vor völliger Stagnation bewahrten, — wozu die vier Dämme ſeiner Conſtruction eine nicht ganz ungegründete Befürchtung veranlaßten. Dieſe Nebenarbeiten waren: eine Erziehungskunſt, 1802, wobei wieder Platon's Studium nützlich war; — eine Schrift über legislative und executive Staatsgewalt, 1804, wobei, für einen ſo ganz practiſchen Gegenſtand, die Spielerei mit Parallelen von Staats- und menſchlichem Organismus im Geſchmacke der naturphiloſophiſchen Schule, den ernſthaften Politiker freilich nicht befriedigt; — eine Schrift über Philoſophie und Medicin, 1805, die ſo geſund im Grundgedanken iſt, daß man wohl ſagen möchte, ſie ſei für einen Philoſophen zu vernünftig, und hier habe ſich einmal der Menſchenverſtand, der Conſtruction und Idealmathematik zum Trotze, ein wenig Luft gemacht; — mythologiſche Ideen, 1808, die mit ſo vielen ihrer hypothetiſchen Geſchwiſter diejenigen erfreuen mögen, die lieber hinter ſich in den Nebel, als vor ſich hin auf den Weg ins friſche Leben blicken; — und eine Schrift über Homer und Heſiod, die aber nie zum Drucke gelangte; was zu bedauern iſt, da der Verf. ſelbſt von ihr ſagt: daß der Geſichtspunkt darin ganz griechiſch und aus Homer, nicht über Homer genommen war. Eine dialogiſche „Theodicee," 1809, — worin „das Uebel aus der Verſchiebung der Verhältniſſe der Dinge, und die Entſtehung der Schiefe der Ekliptik für unſere Erde als das Urfactum erklärt wird, woraus ihren Kindern das Uebel entſtanden ſei" — gehört, der Sache nach, mehr zu den eigentlich philoſophiſchen Schriften. Kleinere,

vorzüglich äſthetiſche, Aufſätze, wobei wieder die Einwirkung Goethe's, die damals in ganz Deutſchland empfunden ward, nicht zu verkennen iſt, werden wir ſpäter noch erwähnen, da ſie zum Theil in die vorliegende Sammlung aufgenommen ſind. Für jetzt zur Geſchichte des Verf.'s zurück!

Im J. 1811 erſchien endlich in W.'s „mathematiſcher Philoſophie" ſein eigentliches Evangelium, von welchem alle ſeine ſpäteren Schriften weitere Entwicklungen, Anwendungen und Commentare, und das „Organon der menſchlichen Erkenntniß," 1830, welches von allen Werken W.'s am bekannteſten geworden iſt, den Hauptcanon darſtellen. Er verwandelt hier bekanntlich die Kategorieen des Verſtandes, die ihm, als bloß logiſch, zur „Architectur der Welt und der Erkenntniß" nicht genügen, in Kategorieen der Anſchauung, „als erſte Producte ihrer (intenſiven) Multiplication mit ſich ſelbſt (Brechung)." In dieſen Kategorieen glaubt er das „Weltgeſetz," und in dieſem eine Heuriſtik, eine Allſprache, eine Allgeſchichte, kurz den Schlüſſel zur Löſung jeder wiſſenſchaftlichen, ja wie der Verſuch der „Dichterſchule" zeigt, auch künſtleriſchen Aufgabe gefunden zu haben. Auf Unterricht, Staat, Privatökonomie, Sprachalphabet, Forſtweſen, Technik, Religion, Poeſie und Pſychologie mußte nun dieſer Hauptſchlüſſel verſucht werden; ob er alle dieſe Heiligthümer aufſchloß? mag und wird die Geſchichte beantworten. Der Herausgeber der vorliegenden zwei Bände beantwortet (laut Vorwort I. S. VII) dieſe Frage mit „Ja," glaubt, daß durch J. J. Wagner „das Höchſte, was der Menſchengeiſt zu leiſten vermöge, nämlich

das Schauen des Univerſellen, wirklich geleiſtet worden ſei," und hat in dieſem Sinne die Herausgabe dieſer Sammlung unternommen, wodurch er das Wirken ſeines Freundes abſchließt, wie wir damit die hiſtoriſche Ueberſicht desſelben abſchließen.

Wir ſehen aus ihr, daß der Verf. im Sinne des oben geſchilderten Decenniums, dem er ganz eigentlich angehört, in der ganzen Breite menſchlicher Intereſſen verkehrt, Phyſik, Biologie, Theologie, Metaphyſik, Rechtslehre, Politik, Kunſt und Leben nach allen Dimenſionen durchmißt, wobei man ihm das Zeugniß nicht verſagen kann, daß er mit einem Janusblicke ſtets zugleich das Recht des Gedankens und das des Stoffes erwägt, ohne, wie wir von den meiſten Jüngern der Gegenwart klagten, einſeitig nur jenes oder dieſes zu bedenken. Wenn es nun in der Natur der Sache liegt, daß bei ſo vielfachen, ja heterogenen Intentionen ein mehreres und minderes Gelingen, ein Zuſammentreffen und Abſtoßen mit Anſichten Anderer ſich herausſtellen muß, ſo ſollte es auch in der Natur der Sache liegen, daß die Anſichten eines ſo vielfach geübten und gebildeten Mannes, die allenthalben dasjenige berühren, was zu allen Zeiten Gegenwart iſt, vor der Juri der Gegenwart nicht ungehört bleiben, nicht leichtfertig abgethau werden. — wie es leider ſo häufig geſchieht, wie es auch in dieſem Falle bereits geſchehen iſt. Wir ſuchen unſrerſeits die verdiente Genugthuung zu geben, indem wir zuerſt ein Wort über die ganze Denkart, ſodann eines über das vorliegende Buch insbeſondere ausſprechen; wenn wir in Bezug auf jene, auch nicht völlig übereinſtimmen, und,

in Bezug auf dieſes, den Leſer nicht mit einer Kritik jedes einzelnen Aufſatzes ermüden wollen, ſo wird doch die ganze Erſcheinung ſich hoffentlich ſo herausſtellen, daß der Leſer ſein Verhältniß zu ihr leicht ſelbſt völlig ausmitteln mag. Jede eigene Denkweiſe, jedes ſogenannte Syſtem findet in Deutſchland einen geſchloſſenen Kreis übertreibender Schüler, wie herabziehender Gegner, — und ſo ſtellt ſich Alles mit der Zeit ins Gleichgewicht.

Was nun das zu beſprechende Syſtem betrifft, ſo ſtellt es nicht entſcheidender und nicht verwerflicher als ſo viele, von Platon bis auf Hegel gewagte Verſuche des menſchlichen Geiſtes, ſich über ſich, Gott und Welt zu orientiren, eine Bethätigung der im Geiſte wirkenden Geſetze dar, die der Abdruck eines Individuums iſt, und als ſolcher der Theilnahme des Denkers, dem alle Denkarten intereſſant ſind, ſo wie des Nachdenkers, der ſich bei dem erſten beſten ihm dictirten Schema beruhigt, gewiß ſein kann. Und dabei mag und wird es auch bleiben. Die Jünger mögen fortfahren, auf die Worte des Meiſters zu ſchwören, — die Geſchichte wird fortfahren, Syſtem nach Syſtem nebeneinander in ihre Archive niederzulegen. Nun verſichert jeder auftretende deutſche Philoſoph, die Syſteme aller übrigen ſeien in dem ſeinigen enthalten, und aus ihm erklärbar (auch unſerer thut dasſelbe) — allein nur Kant durfte das mit Recht, auch nicht von ſeinem Syſteme, wohl aber von ſeiner Methode, ſagen: weil ſie bloß kritiſch war, und die Mittel an die Hand gab, über ſie ſelbſt und andere die Rechnungsprobe zu machen. Was nun W.'s Schema und deſſen Conſtruction betrifft, ſo muß es gar

manche glücklich machen, weil es ein rechter Fund für die Bequemlichkeit des lieben Menſchenverſtandes iſt, ſo einen Schlüſſel zu haben, mit dem man, mir nichts dir nichts, Himmel und Erde aufſchließt, ein Hocuspocus von vier Worten, womit man jedes Räthſel löſt, einen Leiſten aus vier Hölzern, über den man Alles und noch etwas ſchlägt. Dabei bleibt es immerhin für den Meiſter bequem, wenn der Verſuch fehlſchlägt, dem Schüler zu ſagen: du haſt nicht gut conſtruirt! du verſtehſt das Handwerk nicht! — Dem ſei wie ihm wolle; wir unſrerſeits glauben das Weltgeſetz gut aufgehoben in den Händen Gottes, und begnügen uns mit dem Denkgeſetze, das Er uns gnädig überlaſſen und anheimgeſtellt hat. Und hier thun nun allerdings die alten Kategorinen recht brauchbar ihre Pflicht, — und es bleibt immer ein Zug, der dem Scharfſinne W.'s Ehre macht, daß er das bemerkt und getroffen hat, worauf es ankommt; nur daß er, mit dem „redlichen Gewinne" nicht zufrieden, das Geſpann vor einen Wagen ſpannte, den zu führen es nicht ſtark genug iſt. Alles hienieden hat ſeine Gränzen, und dieſe abzumarken und über ſie zu wachen ſcheint mir die Aufgabe der Philoſophie. Was heißt das, Kant beſchuldigen, er ſei auf der Reflexionsſtufe ſtehen geblieben? oder Spinoza vorwerfen, er philoſophire bloß mit dem Intellect? Wollte Gott, alle deutſchen Philoſophen philoſophirten mit dem Verſtande, ſtatt mit ich weiß nicht was für übermenſchlichen Vermögen! Wer zu viel faſſen will, iſt in Gefahr, das Wenige zu verlieren, was er faſſen kann. Eine mathematiſche Philoſophie, eine philoſophiſche

Poeſie ſind mir dasſelbe, wie ein wäſſeriges Feuer, ein ſphäriſcher Kubus. W. will „die Mathematik in Philoſophie auflöſen, und dadurch wieder die Philoſophie conſtruiren," und glaubt, daß hierin das Heil liege. Nun weiß Jeder, der hier zu Hauſe iſt, daß die Mathematik intuitiv, die Philoſophie discurſiv, jene ſynthetiſch, dieſe analytiſch verfährt, alſo die eine Methode nicht in die andere verwandelt werden darf. W. will ferner die Poeſie wiſſenſchaftlich behandeln, und es ſoll, von ſeiner „Dichterſchule" an, Jeder, der nach ſeiner Vorſchrift conſtruiren kann, ſofort auch nach Belieben Trauerſpiele, Epopöen und Sinngedichte machen können. Ich denke, wir bleiben vor der Hand dabei, die Philoſophie philoſophiſch, die Poeſie poetiſch zu behandeln; mir aber ſcheint die Poeſie eben nur durch das Poeſie zu ſein, was in ihr nicht Intelligibles, was Gabe iſt. Auch ſpricht das Beiſpiel des Verf.'s, nach den in den vorliegenden Bänden (I. 44 u. f. — 55, 78 u. f.) mitgetheilten Proben, keineswegs für die Unfehlbarkeit ſeines Receptes; bei manchen glücklichen Eigenſchaften, die auch hier wieder von der Bildung und den Fähigkeiten des Verf.'s zeigen, wird ſie ſchwerlich ein Kenner poetiſch nennen. Die dichteriſche Sprache, Bilder und Tropen, — das iſt noch nicht Poeſie. Für's Conſtruiren iſt W.'s Tetras recht hübſch, und nicht nur dies Schema, ſondern das Schematiſiren überhaupt iſt dem menſchlichen Geiſte, der eine lebendige Form iſt, eingeboren, nothwendig und alſo auch gedeihlich; aber geſchaffen kann damit nicht werden. Einen Begabten wird W.'s Schema, wie jedes

andere, dem eine Bedeutung zum Grunde liegt, fördern und anregen; ein Unbegabter wird mit allen Schematen der Welt nicht ein Epigramm zu Stande bringen. „Den Gehalt in deinem Buſen und die Form in deinem Geiſt!“ Dabei bleibt es, — und was einer nicht hat, das kann er nicht geben. W. bemerkt nicht, daß er factiſch nicht die Objecte aus ſeinem Schema gebäre, ſondern vielmehr ſein mannigfaches Wiſſen und Fühlen in das Schema hineintrage. Es gibt keinen Schlüſſel zu Allem, wie ſich ihn der philoſophiſche Epikuräismus vorſchmeichelt. Der beſte Schlüſſel iſt: was Rechtes lernen, und dabei ſelbſt denken. Zum Dichten aber iſt nun einmal nicht zu helfen; da gilt's: ein friſches Auge für Welt und Leben, ein warmes Herz für menſchliche Zuſtände, und Fingerſpitzen, aus denen es geſtaltend quillt, — „denn die Form, ſie kommt von oben.“ So viel im Allgemeinen. Das Ganze behält ſeinen hiſtoriſchen Werth, als eines der bedeutenden Philoſopheme, und in dieſem Sinne iſt der Titel: „Strahlen deutſcher Weltanſchauung,“ wiewohl er etwas präcios klingt, vom Herausgeber ganz gut gewählt. Die Gebildeten haben längſt anerkannt, und die Mitwelt ſieht es immer klarer ein, daß alle Philoſopheme nur Formen ſind, in denen bloß die Conſequenz des menſchlichen Denkvermögens ein Gemeinſames bildet, das, gehörig durchgeführt, auch überall zuletzt auf das Eine, Wahre hinleitet, ſo daß die Syſteme weit verträglicher mit einander ſind, als ſie ſelbſt wiſſen und zugeben. Es gibt eine Höhe, in welcher Plato und Ariſtoteles, Spinoza und Leibnitz, Jakobi und Schelling, Fichte und He-

gel ſich begegnen und verſöhnen. So wird denn auch W.'s Anſchauungsweiſe Viele, die von gleichen Prämiſſen ausgehen, fördern, denen man dieſe Luſt und dieſen Gewinn auf keine Weiſe verkümmern ſollte. Wir ſind es alſo vollkommen zufrieden, wenn Andere, trotz der Ueberzeugung, die unſere Nicht-Uebereinſtimmung bedingt, mit W.'s Vorſtellungsart ſympathiſiren.

Was das Detail der beiden Bände betrifft, ſo mag ſich der Leſer ſelbſt damit bekannt machen, damit nicht, bei dem Reichthume des Inhaltes, dieſe Anzeige zum Buche werde. Hier nur, was mich zu beſonderen Bemerkungen anregte. Die „Anſichten deutſcher Poeſie," womit der erſte Band beginnt, worin Klopſtock's Hermannsſchlacht in die erſte Reihe, Goethe „als zweiter Hans Sachs," der Roman „als Tanz," Wieland als wenig bedeutend, Leſſing „als die niedere Potenz von Schiller" (S. 19), und dieſer als „Repräſentant des Modernen" bezeichnet wird, — wird wohl kein Unterrichteter unterſchreiben. Auch haben dieſer und die folgenden äſthetiſchen Aufſätze: Die Klaſſiker (S. 22), Was von Poeten zu halten ſei (S. 33), und vorzüglich der „Gradus ad Parnassum" (S. 38), der in einer ſeltſamen, man muß wohl ſagen läppiſchen, wahrſcheinlich humoriſtiſch ſein ſollenden Manier geſchrieben iſt, nichts Practiſches und Inſtructives. Der Verf. desavouirt ſie wohl jetzt ſelbſt. Dann folgen die oben erwähnten poetiſchen Proben, die mehr Ueberſetzungen in die poetiſche Sprache als Poeſieen ſind. Die „Ideen über Muſik" (S. 94) enthalten vieles Anregende, wenn auch manches

Halbe. Es begreift ſich von vorne herein, daß eine pythagoriſche Verhältnißlehre in dieſer Region den angemeſſenſten Spielraum findet. So finden ſich auch über Deklamation (S. 210), Wahl der Farben zur Kleidung (S. 229), Oekonomie (S. 233) u. a. manche anziehende Bemerkungen. Dagegen zeigt ſich wieder die ſchädliche Influenz einer Philoſophie, die, mit dem philoſophiſchen Standpunkte nicht zufrieden, in die Regionen der Uebervernunft durch's Schauen ſich verliert, in dem Aufſatze (S. 250) über Viſion und Sympathie, — wo der Mangel an Bildung, der Aberglaube, zum „Allſinne" erhoben, und unter dieſem Namen apotheoſirt wird. Dahin führt endlich dieſe Art zu philoſophiren, die ſich andere als intellectuelle Organe erſchafft! — Der Aufſatz (S. 256): „Leben, Geſundheit, Krankheit," enthält, im Sinne der urſprünglichen, Schellingſchen, Naturphiloſophie, manches Gute. Die großen Contouren, mit denen die ganze Sphäre umzeichnet iſt, zeigen den geübten, weiten Blick des Denkers, und das Bekenntniß, daß die Philoſophie die Methode alles Erkennens zu läutern habe, und die Bearbeitung der Naturforſchung durch ſie eine ſchon empiriſch durchgearbeitete Maſſe von Wiſſen vorausſetze, macht gewiß unſerem Philoſophen auf ſeiner damaligen Stufe Ehre, — wie denn überhaupt in dieſem Feſthalten am Vernunftmäßigen im Ganzen das Hauptverdienſt W.'s beſteht. Daher kommt es denn auch, daß er in dem trefflichen Programme zur Eröffnung ſeiner Vorleſungen im Jahre 1804 (S. 304) zu unſerer innigſten Befriedigung, die Grund-Idee des Kriticismus: daß die wiſſen-

ſchaftliche Conſtruction bloß die Erſcheinung des Abſoluten, nicht das Abſolute ſelbſt in ihr Gebiet zu ziehen habe, — nicht nur dem Leibnitz-Wolf'ſchen Dogmatismus, ſondern auch der Fichte-Schelling'ſchen Speculation vorzieht, bei dieſer Immanenz der Erkenntniß beharrend, alle „intellectuelle Anſchauung" verwirft, das Abſolute nur anerkannt, nicht erkannt wiſſen will, und: die Elemente im Gleichgewichte zu halten, als Aufgabe der ächten Wiſſenſchaft erklärt. Hier möchte man wohl den deutſchen Philoſophen ein „Hört ihn!" zurufen, und bedauert nur, daß dieſes Credo nicht überall ſeine Anſichten durchdringt. So muß z. B. (S. 290) Prof. Fuchs ſich bemühen, die phyſiologiſchen Anſichten des Verf.'s mit dem anatomiſchen Meſſer nachzudemonſtriren, — während nur aus der wiederholten Autopſie behutſame Schlüſſe gewagt werden ſollten! — Das erwähnte Programm (S. 304) iſt überhaupt der Aufſatz, welcher faſt von allen am meiſten wahrhaft philoſophiſchen Geiſt mit Beſtimmtheit ausſpricht, und man ließe ſich einen neuen Pythagoras gar wohl gefallen, wenn es ihm bloß darum zu thun wäre, Maß und Ordnung in unſere Wiſſensmaſſen zu bringen. Allein leider betritt von S. 318 an der Verf. ſchon wieder die Region des Schauens, das er kurz vorher verworfen hatte, und zaubert mit ſeinem Tetragramma die gewohnten Hierophantenſprüche. Wenn dieſe Zahlenmyſtik ſchon durchgeführt werden ſoll, ſo wünſchten wir wenigſtens, daß es mit ſo viel Geiſt und Sittlichkeit geſchehe, als bei St. Martin (der auch mit einer Vier operirt), dem unſtreitig reinſten und ver-

ſtändigſten aller Myſtiker. Am Schluſſe des erſten Bandes bedauert man, daß der Herausgeber nicht die chronologiſche Ordnung in den Aufſätzen ſtreng befolgte, was gerade bei Wagner dem genauen Leſer manches Nachſuchen über ſeine Bildungsphaſen erſpart hätte.

Der zweite Band enthält, außer einem größeren Aufſatze im gewohnten Sinne, eine Menge wohlgeſchriebener Kritiken über Bücher des verſchiedenſten Inhaltes, mit deren Ausſprüchen man ſich denn natürlich bald in Einklang, bald in Widerſpruch fühlt. So finde ich gerade das, was der Verf. an Ph. C. Hartmann tadelt: daß dieſer, ſtatt einen Maßſtab mitzubringen, Syſteme bloß nach dem Maßſtabe ihrer logiſchen Conſequenz prüft (S. 177), an dem unſchätzbaren Manne, deſſen Gleichen uns dringend Noth thut, ſo lobenswerth; ſo wird Salat gelobt (S. 280 u. f.) und Weiller getadelt (S. 395), da doch beide einander commentiren; ſo können wir mit den Urtheilen über poetiſche Werke ſelten (es wäre denn über Schlegels Alarcos, wo es immerhin auch dem Verf. Ehre macht, ſeiner Zeit *vorgeurtheilt* zu haben) übereinſtimmen; z. B. wenn er den „Wallenſtein" (S. 67) geradezu „einen verunglückten Verſuch" (!) nennt, — welcher Deutſche, der ſein Drama noch kennt, wird ihm beiſtimmen! —

Dem Allen ſei nun wie ihm wolle, — der Schriftſteller überhaupt kann ſich aus dieſen Recenſionen, die oft mit Witz und Scharfſinn geſchrieben ſind, eine vortreffliche Lehre ziehen: daß nämlich, wie ſcharf ſich auch die ſogenannten Syſtemphiloſophen unter einander befeh-

den, ſie doch nicht umhin können, einem geſunden, klaren, practiſchen Streben (wie hier W. dem unſeres Vierthaler, S. 213) gemeinſchaftlich ihre Anerkennung und Achtung zu gewähren. Und dabei bleibe es auch fortan! Denn die Region des eigentlich Practiſchen: der Sittlichkeit, — ſie iſt jene Höhe, von der ich vorhin ſprach: auf welcher ſich Platon und Ariſtoteles, Spinoza und Leibnitz, Jacobi und Schelling, Fichte und Hegel, Kant und J. J. Wagner begegnen und verſtehen!

J. J. von Littrow's vermiſchte Schriften. Herausgegeben von von C. L. von Littrow, Director der Sternwarte zu Wien, Ritter v. Danebr. u. ſ. w. Drei Bände, Stuttgart, Hoffmann'ſche Verlagsbuchhandlung, 1846. I. 555 Seiten, II. 558 S., III. 647 S. gr. 8. Mit Porträt und Kupfertafeln.

Die Jahrbücher der Literatur ſehen ſich dieſer Sammlung gegenüber in einem beſonderen Verhältniſſe. Der Verf., ein vieljähriger Mitarbeiter des Inſtitutes, hat demſelben durch eine Reihe von Aufſätzen, welche zu den Zierden der Jahrbücher gehörten, ein Denkmal geſetzt, — und nun hat das Inſtitut die Aufgabe, ihm dankbar wieder ein Denkmal zu ſetzen, — und zwar zum Theile aus denſelben Materialien.

Jetzt, da Jeglicher ſchreibt, und viele Leſer das Buch nur
Ungeduldig durchblättern, und, ſelbſt die Feder ergreifend,
Auf das Büchlein ein Buch mit ſelt'ner Fertigkeit pfropfen,

Soll auch ich . . . . . über das Schreiben
Schreibend die Menge vermehren und meine Meinung verkünden,
Daß auch andere wieder darüber meinen, und immer
So in's Unendliche fort die ſchwankende Woge ſich wälze? . . .

Goethe, Epiſt. I.

Wir werden dieſem Selbſtvorwurfe vielleicht durch die Art der kritiſchen Behandlung der vor uns liegenden Sammlung zu begegnen im Stande ſein; allein noch ein anderer Geſichtspunkt ſcheint die Beſprechung derſelben wünſchenswerth zu machen, und macht ſie wenigſtens dem gegenwärtig Beſprechenden angenehm. Dieſer iſt: das Verhältniß des Geſammtcharakters, der ſich in dieſen Arbeiten Littrow's ausſpricht, zu dem Geſammtcharakter (oder Nichtcharakter) der literariſchen Gegenwart. Der Charakter der erſtern nämlich beſteht vor Allem darin — daß ſie einen Charakter haben und zeigen, — was bekanntlich von der letztern nicht immer zu rühmen iſt. Dieſen Charakter zu umzeichnen ſoll für's Erſte meine Aufgabe ſein.

Der Geiſt, der uns aus dieſen Schriften wohlthuend anweht, — wohlthuend wie eine Frühlingsluft in der Treibhausatmoſphäre der Salons — iſt der Geiſt, welcher die deutſche Literatur in ihrer ſchönſten Periode, im letzten Jahrzehend des verfloſſenen Jahrhunderts belebte, und ihr einen kräftigen, leider nur zu kurzen Aufſchwung gab. Er zeigt ſich uns hier in Formen und Stoffen, die gerade für unſere Zeit die zugänglichſten ſind und am meiſten Intereſſe haben: es iſt das Walten der reinen Geſinnung und des ernſten Gedankens in den In-

teresſen des realſten Lebens. Littrow's Bildung fiel in jene gelobte Zeit. Eine lebhafte, reine Theilnahme an jeder geiſtigen Regſamkeit hatte ſich aller beſſern Kräfte bemächtigt; er theilte das allgemeine Streben. Den mathematiſchen Studien durch Hauptberuf gewidmet, die ihm für immer die unſchätzbare Gabe eines conſequenten und nüchternen Denkens ſicherten, wendete er ſich gleichzeitig im äſthetiſchen Sinne dem griechiſchen Alterthume zu (ſ. d. Biographie); woraus eine glückliche Harmonie hervorging, die das reale und ideelle Element der Bildung, mit einem leiſen Uebergewichte des erſteren, verſchmolz. Ein Mathematiker, ein Realiſt, durch unvertilgbare frühe Jugend-Eindrücke von Liebe und Achtung für die ewigen Vorbilder des Schönen durchdrungen, — welche erfreuliche Erſcheinung! — Vielfache Verſuche in den verſchiedenſten Fächern, in der Periode der Unſchlüſſigkeit vor der Berufswahl (ſ. d. Biographie) fügten jener Verbindung eine gewiſſe Verſatilität und Mehrſeitigkeit hinzu, einen Grad von Polyhiſtorismus, der geeignet iſt, einen helleren und freieren Blick in die verſchiedenen Bereiche menſchlichen Strebens zu geſtatten, und der vorzugsweiſe zum populären Schriftſteller befähigt. Ein ſolcher, im beſten Sinne des Wortes, iſt uns denn auch bekanntlich in Littrow entſtanden; ein Verdienſt, welches vornehmthuende Flachheit bei weitem nicht ſattſam zu würdigen verſteht. Echt populär iſt nicht der Schriftſteller, der ſich mit Redensarten hilft, wo er die Sache nicht verſteht; auch jener nicht, der ein oberflächliches Wiſſen in encyklopädiſcher Halbheit, die Weisheit der Jahrtauſende im Taſchenformat a la

portée du monde überliefert; noch jener, der dem unvorbereiteten großen Publikum die Labyrinthe des Forſchens leichtſinnig öffnet und die innern Kämpfe des Strebens der ſchadenfrohen Neugierde preis gibt, — ſondern nur der, welcher die letzten Ergebniſſe, die alles Forſchen und Wiſſen endlich für das Leben und Handeln abwirft, erkennt, ſammelt, prüft, ſichtet, und mit practiſchem Geiſte und Talente zum Gemeingute Aller macht. Ein ſolcher war Littrow, und dieß iſt vorzüglich ſein Berührungspunkt mit der Gegenwart, der dieſe Tendenz bei der rieſenhaft anſchwellenden Maſſe des Stoffes beſonders willkommen und förderlich iſt. Nimmt man hinzu, daß jene Mehrſeitigkeit des Wiſſens und dieſer Trieb, es zu verbreiten und zu fructificiren, in Littrow durch die Einheit ſeines ſittlichen und rechtlichen Charakters verbunden, getragen und geleitet wurden, ſo erſcheint der Werth einer ſolchen Popularität in ſeiner ganzen Bedeutung; und wie ſehr wäre die Wiederkehr eines ſolchen Mannes einer Zeit zu wünſchen, wo Alles ſich in den Vorgrund drängt, Alles die Sprache der Wahrheit lügt, mit Verheißungen des Fortſchrittes täuſcht; eines Mannes, der uns mit ſchlichter Offenheit ſagte: Hier, Freunde, glaubt und hört, denn hier iſt Wahrheit! hier aber hütet Euch oder ſpart doch die Zeit, — denn hier iſt Lüge oder doch zweckloſes illuloriſches Streben! — So ſtellt ſich uns Littrow's Charakter als literariſcher im Allgemeinen dar; ſo müſſen wir ihn anerkennen, wenn er auch von gewiſſen Beſchränkungen nicht frei geblieben iſt, die immer die Beigabe eines autodidaktiſchen Erwerbes ſind; ich meine die, den Selbſt-

denkern meiſtens eigene Schroffheit und Unnachſichtlichkeit beſonders in Urtheilen über ſolche Dinge, die zunächſt mit ihren Charaktermaximen in Conflict treten; eine Härte, die manchmal ſelbſt einſeitig und ungerecht machen kann, Dagegen gibt es kein beſſeres Mittel, als: ſie nicht zu theilen. Wenn z. B. Littrow gegen die damalige deutſche Philoſophie manchmal unbillig erſcheint und mit dem Bade das Kind ausſchüttet, ſo bedenke man, daß im Weſentlichen mit ſeinem Urtheile jetzt die ganze Zeit übereinſtimmt, daß der Erfolg es gerechtfertigt hat, und daß es ſeinem Verſtande Ehre machte, ſchon damals heller geſehen zu haben, als die vom Schwindel ergriffene Mehrzahl. So repräſentirt uns denn Littrow in ſeinem literariſchen Charakter die Eigenſchaften, die uns am meiſten noth thun: Ehrlichkeit und Liberalität der Geſinnung, Geſundheit und Nüchternheit des Verſtandes, Reinheit des Geſchmacks, Männlichkeit und Klarheit. Er erinnert in dieſen Eigenſchaften an den engliſchen Literaturcharakter, der ihm auch wirklich vorzugsweiſe zuſagte; wie er denn zur Beſprechung allgemeiner Literaturzuſtände drei engliſche Werke (Babbage, Israeli, Cunningham) gewählt hat. Ehre genug, daß — im Vorbeigehen ſei es zu ſagen erlaubt — in Oeſterreich dieſer Charakter ſich zu wiederholen fand; daß wir uns, in andern Fächern ähnlicher Leiſtungen, in der Dramaturgie eines Schreivogel erinnern dürfen. Mögen wir ein ſolches Verdienſt zu würdigen wiſſen, es zu behalten, zu vermehren ſtreben!

Wie der Mann, ſo ſeine Schriften. Damit wäre im Allgemeinſten die vorliegende Sammlung charakteriſirt.

Theils aus selbstständigen Aufsätzen über mannichfache Gegenstände, theils aus Beurtheilungen bedeutender Werke des verschiedenartigsten Inhaltes bestehend, gewährt sie ein sehr vielartiges Interesse. Man fühlt sich mit innigem Vergnügen jene schöne Zeit des allgemeinen Aufschwunges wissenschaftlicher und künstlerischer Begeisterung vor die Seele zurückgerufen, und gewinnt einen Standpunkt, von welchem aus man die Hauptrichtungen und die vorragendsten Erscheinungen jener Epoche im Ganzen überblicken kann. Man genießt dieses Ueberblickes gleichsam durch das Auge eines unbefangenen, durch klaren Verstand unsere Gegenwart anticipirenden Mitgenossen jener Vergangenheit; man fühlt sich belehrt, zu eigener Betrachtung angeregt, unterhalten, und immer in guter, sittlicher, rechtlicher und verständiger Gesellschaft, — während man sich nur zu oft bei moderner Lectüre in einen sehr gemischten, müßigen, zerstreuten Gasthaus- oder Kaffee-Klubb, oder in die langweilige Blasirtheit des Salons versetzt sieht; Freuden, die man haben kann, ohne Bücher zu kaufen, — wie denn auch die Bücher, seitdem sie dieses Kolorit angenommen haben, immer mehr an Ansehen verlieren und immer weniger gekauft werden. Die Art und Weise von Littrow's Kritiken entspricht ganz den geschilderten Grundsätzen. Sie sind eigentlich: pragmatische Geschichte. Die betreffenden Werke werden ausführlich und doch succinct in ihrem wesentlichen Inhalte treu und vollständig dargelegt; es wird ein berichtigender Bericht über sie erstattet; und nur selten, wo es Littrow seiner nun einmal festgesetzten und entschiedenen Denkart, die dann immer mit der

Gesinnung zusammenhängt, schuldig zu sein glaubt, erlaubt er sich, auch ohne genaueres Referat, ein verneinendes Urtheil, eine satyrisch abfertigende Darstellung (z. B. bei Wagner und Feßler). Durch eine solche rechtliche und synoptische Kritik gewinnt die vorliegende Sammlung den Werth einer kleinen Handbibliothek der wichtigsten wissenschaftlichen Erscheinungen jener Epoche. Wir aber können den löblichen Grundsatz des Verf. nicht lebendiger anerkennen und passender ehren, als dadurch, daß wir ihn bei dieser Anzeige der Schriften des Verf. gleichfalls anwenden.

Zum Verständnisse also der angeführten Eigenschaften wird es zuvörderst wünschenswerth sein, einen berichtenden Auszug aus der Biographie Littrow's mitzutheilen. Denn das Leben eines Mannes ist und bleibt der Schlüssel zu seinen Werken. Die Biographie ist von der Hand des Herausgebers dieser Schriften, des Sohnes des Verewigten. Es bedurfte für sie des vorgesetzten Motto's nicht: hic interim liber, honori Agricolae, soceri mei destinatus, professione pietatis aut laudatus erit aut excusatus (Tacit. Agric. vit.). Sie ist ganz so geschrieben, wie es sich für das Verhältniß eignet, und wie sie der theilnehmende Leser nur immer wünschen konnte. Es wird gerade so viel Detail gegeben als nöthig ist, ein bestimmtes Charakterbild aufzubauen, und nicht so viel um die Theilnahme zu ermüden. Die Pietät, sei sie nun familiaris oder humana, ist dem Biographen unerläßlich, wenn er die innern Vorzüge eines tüchtigen Menschen erkennen und schildern soll; sie hindert auch in dieser Biographie

durchaus nicht das Wahrheits-Pflichtgefühl; und könnte das anders sein? wäre sie sonst Pietät? — Dazu kommen, da nur ein kurzer Zeitraum das hier geschilderte Leben von unserem Leben trennt, und jenes doch schon unbefangen als abgelaufene Geschichte dargestellt werden darf, manche unmittelbare Berührungen mit Interessen und Ereignissen, die noch lebendig sind, die noch durch so frische Symbole der Vergangenheit gefördert werden können; und so bildet diese Biographie zwar der Räumlichkeit, aber keineswegs dem Werthe nach die letzte Partie des Ganzen. Ich muß mich hier mit den äußersten Umrissen begnügen, um zu ihrer Lectüre anzuregen.

Joseph Johann von Littrow ward zu Bischof-Teinitz, einem deutsch-böhmischen Städtchen, am 13. März 1781 in derselben Stunde geboren, als Herschel den Planeten Uranus entdeckte (559). Nach fast beständiger Kränklichkeit in seinen ersten Lebensjahren kräftigte seine Gesundheit sich so sehr, daß die erste bedeutende Krankheit seines spätern Lebens auch seine letzte war. Fünf Jahre alt bezog er die Schule seiner Geburtsstadt. Früh schon zog er Bücher den jugendlichen Spielen vor. Nach Vollendung des ersten Schulunterrichtes bemächtigen sich Religionszweifel des erwachenden Geistes; fast durch drei Jahre raubte ihm eine tiefe Melancholie allen Genuß des frohesten Lebensalters. Am Gymnasium zu Prag (1794) wendete sich seine Liebe und Thätigkeit dem Studium der Alten zu, und jene unselige Gemüthszersplitterung verschwand. Auch an der Universität daselbst (1799) setzte Littrow diese Studien mit Vorliebe fort, und so bietet

ſich uns hier ein neuer Beleg, daß es kein glücklicheres Element für die erſte geiſtige Entwicklung gibt. Proben, die der Biograph aus einer von Littrow und ſeinen jungen Kollegen damals herausgegebenen Zeitſchrift (561) mittheilt, bewähren dieſe Bemerkung. Sie zeigen von Verſtand, Geſchmack und einer unverdorbenen Empfindung. Hier rundete ſich aber das Ganze ſeiner Bildung zu der Geſtalt, die ihm dann eigen blieb; zu den äſthetiſchen Studien geſellten ſich mathematiſche; er ergriff ſie mit Eifer und Vorliebe, und ſo entſchied ſich ſeine künftige Laufbahn. Für dieſesmal hatte Littrow noch eine kurze militäriſche mitzumachen: er trat mit den meiſten ſeiner Journal-Mitarbeiter in ein vom Erzherzog Karl gegründetes militäriſches Corps ein, das ſich freilich ſchon nach neun Monaten mit dem Friedensſchluſſe auflöste und ſeine jungen Krieger den friedlichen Studien zurückgab (1801). Wie der geſammten deutſchen Literatur in jener Periode, ſo erging es auch unſerm Freunde. Nach den Aufregungen eines, mit ideellen Intereſſen gekämpften Kampfes verloren ſich Beide in die Friedensgefilde der Naturphiloſophie, die ſich damals eben flügelweit aufthaten, um uns mit all unſern Hoffnungen, Wünſchen und Träumen aufzunehmen. Und wie derſelben Literatur, ein paar Jahre ſpäter, ſo erging es auch unſerm Freunde, — zur Ehre ſeines Verſtandes bald genug. Sie wurden beide gewahr, daß der Zauberſchlüſſel, den man ihnen mit großen Verheißungen gereicht hatte, — leere Paläſte aufſchloß. Unmuthig wandten ſie ſich ab, — und es bleibt nur, wie Börne meinte, die Frage übrig, ob ſie

gut gethan, auch den Schlüssel wegzuwerfen? ... Littrow hatte sich nun der Reihe nach in der Rechtsgelehrsamkeit, Medicin und Theologie versucht, ohne in ihnen einen archimedischen Punkt für seinen Hebel zu finden. Er wählte, um sich zu einem solchen vorerst selbst völlig erziehen zu können, für einige Jahre den Beruf eines Erziehers (1803 — ?). Nach manchen krampfhaften Bewegungen des Geistes, wie des Gemüthes, die in solchen Gährungsepochen keinem bessern Menschen erlassen werden, fand sich endlich der gewünschte Ruhepunkt. Ein glücklicher Zufall führte Littrow mit dem Direktor der Realschulen, J. Hall, zusammen. Dieser bestimmte seine Richtung zur Astronomie (568). Mit ganzer Kraft warf sich von da an Littrow auf dieses Studium. Er besuchte die Wiener Sternwarte und wohnte im Hause der als kenntnißreichen Freundin der Sternkunde bekannten Baronin Matt. Bald darauf, nach Schlesien zurückgekehrt, schrieb er (1807) die ersten astronomischen Briefe an P. Triesnecker. Am 19. November desselben Jahres wurde er zum Professor der Astronomie und höhern Mathematik an der Universität zu Krakau ernannt. Ein Jahr später vermählte er sich, — und so war denn seine Lebensbahn abgesteckt und ihr Kreis geschlossen. Littrows Ehe war glücklich. Fünf seiner Söhne leben noch. Doch blieb auch dieses Glück nicht ungetrübt. Das französisch-polnische Heer rückte (1809) in Krakau ein, und ihm folgten alle Drangsale, die den Krieg begleiten. Littrows Lage ward so mißlich, daß ein entschiedener Schritt gethan werden mußte. Sein Verdienst war glücklicher Weise bereits anerkannt;

es fehlte nicht an Anerbietungen. Littrow nahm die von Seite Rußlands an, und reiste am 19. Jänner 1810 von Krakau ab, um die Profeſſur der Aſtronomie an der Univerſität zu Kaſan anzutreten (572). Die ſechs Jahre, die er hier verlebte, ſcheinen die gehaltvollſten ſeines Lebens geweſen zu ſein. Eine ſeinen Wünſchen und Kräften gemäße Thätigkeit, in Verhältniſſen des Kampfes bewährt, durch Anerkennung befriedigt, verband ſich mit der Ruhe häuslichen Behagens, und, wenn gleich Littrow ſich allmälich wieder in ſeine Heimat zurückſehnte, ſo blieb ihm der Aufenthalt in Kaſan doch ſtets der liebſte Kreis der Erinnerung. Aber er nahm dieſe nicht nur mit, er hinterließ ſie auch. Die Gründung einer Sternwarte, die Früchte ſeines öffentlichen und ſelbſt ſeines Privatunterrichtes (er hatte eine Privat-Erziehungsanſtalt unternommen), und ſeine Mitwirkung zur Aufnahme der Volksbildung in Rußland, als er zur damaligen großen Schulcommiſſion berufen ward, ſichern ſein Andenken in jenem Reiche. Im Sommer des Jahres 1816 verließ er es, um einer Berufung nach Ofen zu folgen. Leider ſtellte ſich hier ein greller Contraſt heraus, der vielleicht für die Folge jene ruſſiſchen Erinnerungen verſchönte. Konflikte mit widrigen Localverhältniſſen und mit dem ſtarren, ausſchließlichen Charakter eines Collegen vergällten den Aufenthalt in Ofen, der, als Exil auf einem 70 Klafter über der Donau erhöhten, ſteilen, nackten Felſen, im Sommer unter Schlangen, im Winter unter Füchſen und Wölfen, vom Biographen (584) freilich nicht einladend geſchildert wird. Im Jahre 1817 ſtarb Triesnecker in

Wien, und, nach einem faſt zweijährigen Harren, während welchem jene Mißverhältniſſe ſich auf's Höchſte geſteigert hatten, ſchlug für Littrow die Stunde der Erlöſung. Am 15. September 1819 trat er das Amt eines Directors an der Sternwarte zu Wien an. Hier war denn ſeinem Wirken und ſeinen Wünſchen eine bleibende Stätte geboten; er nahm keine weitere Berufung mehr an, und lebte ſein übriges Leben der Wiſſenſchaft und den Seinen. Was er hier leiſtete und wie er unter uns anerkannt wurde, iſt uns Allen noch in zu lebendigem Angedenken, um einer Erzählung zu bedürfen. Wenn von einem wiſſenſchaftlichen Leben Wien's die Rede ſein ſoll, ſo muß Littrow genannt werden, — wenn man wiſſenſchaftliche Charaktere ſucht, die ihm Halt und Richtung geben konnten, ſo fällt auf Littrow der Blick; — leider ſammelt ſich jetzt unſere Erinnerung bloß in den Wunſch, ihn noch zu beſitzen! Die literariſchen Zuſtände, für die er ſich bildete, denen er vor allem frommen konnte, ſcheinen ſich jetzt erſt heranbewegen zu wollen, — da wir ihn vermiſſen. Als Schriftſteller gehört Littrow eigentlich uns an; ſeine wichtigſten, aſtronomiſchen Arbeiten, die ſeinen Ruhm, und die vielen gemeinfaßlichen Schriften, die ſeinen Ruf vorzüglich begründeten und verbreiteten, gingen von hier aus; und die letztern bezeichnen ganz eigentlich die Miſſion, die ſchöne und ſegenreiche Miſſion, welche Oeſterreich, ſeiner Eigenthümlichkeit und Bildung gemäß, dem übrigen Deutſchland gegenüber, übernehmen zu können und zu ſollen ſcheint. Der geſunde Sinn des Oeſterreichers hat über den idealen Flügen der Vernunft noch

nicht die Rechte des practiſchen Verſtandes, über den Klügeleien des Verſtandes noch nicht die Anſprüche des Gefühles aufgegeben; ihm hat die papierne Welt noch nicht die lebendige verdrängt. „Die Deutſchen — ſagte Einer ihrer erſten Schriftſteller — haben ein beſonderes Talent für das Halbgahre.“ Welche ſchöne Aufgabe, es gahr zu machen! die nahrhaften Elemente, die wirklich vorhanden ſind, auch wo man ſie am wenigſten vermuthen ſollte, genießbar und gedeihlich zu machen! wie erfreulich, wenn ſie unſerm Vaterlande vorbehalten, wenn ſie von ihm gelöst würde!

In dieſem Sinne hat Littrow gewirkt. In dieſem Sinne fand ſein Wirken Anerkennung. Auszeichnungen mancher Art und freudenreiche Erfolge verſchönerten die zweite Hälfte ſeines Lebens und halfen ihm vielleicht manches herbe Ereigniß, manchen Widerſpruch ſeines Innern gegen die Fügungen der Außenwelt, manchen ſchweren Verluſt, wie den dreier Kinder, ſeiner Gattin (1833), ſeines von ihm hoch verehrten Freundes Jacquin (1839), ungebeugter übertragen. Mehrere kleine Reiſen, veranlaßt durch die lebhafte Theilnahme an den jährlichen Verſammlungen der deutſchen Naturforſcher, bei denen ſeine Perſönlichkeit eben ſo vortheilhaft für ihn als für das Inſtitut wirkte, erheiterten ſeine Spätjahre. Die bei dieſen Anläſſen gehaltenen Reden, ſo wie die mancherlei bezeichnenden Züge und Anekdoten, beſonders aber die höchſt anziehenden Fragmente aus Familienbriefen, die der Biograph einſchaltet, ſind die dankenswertheſte Zugabe, und runden erſt das Charakterbild, das er hinſtellt, vollſtändig und befriedigend ab.

Einer der Hauptgedanken, welche Littrow längſt, beſonders aber noch in ſeinen letzten Lebensjahren beſchäftigten, war: die Gründung einer Academie der Wiſſenſchaften. Gewiß waren Wenige ſo berufen, wie Er, in einer ſo folgenreichen Angelegenheit ihr Wort mit abzugeben. Ihm gebührt und bleibt das Verdienſt, Einer von Jenen geweſen zu ſein, welche ſeit Leibnitz dieſen Gedanken für unſer Wien zuerſt mit Muth und Umſicht in's Leben zu rufen verſuchten; Vorſchläge gemacht zu haben, die, was auch gegen Einzelnes derſelben zu ſagen ſein möchte, zu den Grundſteinen jedes künftigen Baues gehören. In dieſem Sinne gehört Littrow unter die Gründer der Wiener Academie, und ſein Name darf in den künftigen Annalen ihrer Geſchichte nicht fehlen. Seine Anſichten über dieſen Gegenſtand liegen zum Theile in den Aufſätzen über die ruſſiſche Academie und Unterrichtsanſtalten vor (II. 391 u. f.). Die Biographie gibt aber eine nähere Auskunft, die um des gegenwärtigen Intereſſes willen hier mitgetheilt werden mag. Leitende Grundſätze waren Littrow in dieſer Sache: unabhängige Stellung jedes einzelnen Mitgliedes in ökonomiſcher Beziehung (bloß in dieſer?) — und: Freiheit der Anſtalt von büreaukratiſchem Einfluſſe (bloß von dieſem?). Noch Eines wäre hier nicht zu vergeſſen, als Bedingung, ohne welche Beides nur negativen Werth behält: ſorgfältigſte Wahl der Mitglieder, als höchſtes Ehrenziel beglaubigter Verdienſte, — wenn nicht die Staatsausgabe eine unverantwortliche Verſchwendung und die Freiheit ein eben ſo unverantwortliches Privilegium werden ſoll; und noch Eines, als lei-

tendes Geſtirn der Fahrt: Einheit und Organismus im wiſſenſchaftlichen Wirken überhaupt, — wenn nicht die Schiffer nach allen Weltgegenden ſich zerſtreuen und — ſcheitern oder doch feſtſitzen ſollen. — In einem Gutachten, das Littrow im J. 1838 als Dekan der philoſophiſchen Fakultät abgab, machte er für Wien folgende Vorſchläge: Vertretung der ſämmtlichen Wiſſenſchaften mit Ausſchluß der ſogenannten Fakultätsſtudien; zwölf ordentliche Mitglieder mit 2000 fl. jährlichen Gehaltes; ſechs Adjuncten mit der Hälfte dieſes Gehaltes; zwei Kanzliſten, jeder mit 500 fl; eine Zulage von 1000 fl. für den zum Sekretär gewählten Akademiker; 2000 fl. zur Beſtreitung der Korreſpondenz; 4000 fl. für den Druck der Memoiren und das Honorar der Arbeiten der korreſpondirenden Mitglieder; 500 fl. zu zwei jährlichen Preiſen; alſo: laufende Geſammtauslage 30,000 fl. Zur Deckung derſelben wies er, nach dem Beiſpiele ähnlicher Einrichtungen in Rußland und Würtemberg, auf die in Oeſterreich erſcheinenden Kalender hin, und berechnete, daß ihr Monopol oder ihre Stempelerhöhung eine mehr als hinreichende Quelle biete. Die Stellen eines Präſidenten und Vicepräſidenten wünſchte er ganz weggelaſſen oder als unbeſoldete Ehrenämter behandelt. So Manches ſich gegen dieſe Vorſchläge einwenden laſſen dürfte, ſo waren ſie in Littrow durch die reinſten und nur im Intereſſe der Sache gedachten Motive begründet; er gab das Gutachten ab, ſchwieg, überließ die noch unreifen Keime der Zukunft, und zog ſich auch beharrlich von allen Privatverſuchen zu ähnlichen Zwecken zurück.

Seine raſtloſen Beſtrebungen hatten ihn mit ſicht-

barer Schnelligkeit altern gemacht. Wiederholte Körperleiden ſtellten ſich ein, und endeten in der Nacht vom 29. auf den 30. November des J. 1840 ſein an Verdienſten reiches Leben. „Sonne, Moment, Sterne", waren ſeine letzten, kaum verſtändlichen Traumworte (627).

Um die vorliegenden Schriften Littrow's nach ihrem innerlichen Charakter zu überſehen, iſt es am zweckmäßigſten, ſie nach ihrem Inhalte zu ordnen. Sie beſtehen aus ſelbſtändigen Aufſätzen und Beurtheilungen fremder, durchaus bedeutender Werke. Die letzteren beziehen ſich auf Naturwiſſenſchaft überhaupt (die größte Zahl), Aſtronomie und Mathematik, Philoſophie, Geographie und Statiſtik, Induſtrie und Technik, wiſſenſchaftliche Zuſtände im Allgemeinen, Geſchichte und Biographieen. Nach dieſer Ordnung wollen wir ſie dem künftigen Leſer vorblättern, um ihm die Wahl zu erleichtern. Etwaige Bemerkungen, die kein Leſer, wie ihn Littrow wünſchte, unterdrückt, ſollen keine Kritik vorſtellen, höchſtens eine veranlaſſen; und auch das nicht, denn über Anſichten gibt es keine Kritik, ſondern nur einen Austauſch. Dieſe Art literariſchen Verkehrs iſt ein Läuterungsprozeß; es bleibt zuletzt doch ein reguliniſcher Rückſtand.

Die ſelbſtſtändigen Aufſätze (I.) beginnen mit einer eben ſo anziehenden als inſtructiven Schilderung Rußlands, die in der Form einzelner Skizzen von den klimatiſchen und ethnographiſchen bis zu den ſozialen und ethiſchen Zuſtänden eines merkwürdigen Reiches eine lebendige Vor-

ſtellung gewährt. Es ſind Mittheilungen eines treuen Beobachters, denen ſich ohne eigene Erfahrung nichts nehmen und geben läßt, und die, wenn gleich die Lichtſeite vorwaltet, wozu die Biographie den Schlüſſel enthält, doch überall das Gepräge der Wahrheitsliebe haben. Wie ſehr verkennt dasjenige Publikum, das in ſolchen Schilderungen immer nur die Satyre und den Tadel ſucht, ihren eigentlichen Zweck! Nur wer das Licht in den menſchlichen Zuſtänden erblickt und wieder gibt, gibt das Poſitive in ihnen und vermag wieder ein Poſitives zu erzeugen. Der Schatten bildet ſich von ſelbſt dazu. Leſer der verſchiedenſten Intentionen, der Arzt, der Pſycholog, der Oekonom, der Politiker werden in dieſen Blättern manchen, vielleicht hier nicht geſuchten, Aufſchluß finden. Schilderungen des Brandes von Kaſan im J. 1815 und des im Mittelalter über Rußland eingebrochenen ſchwarzen Todes, des Propheten der Cholera, ſchließen ſich als Nachträge dieſen Bildern an. Die übrigen Aufſätze ſprechen theils in einem ſehr glücklich populären Tone über Gegenſtände, die eines ſolchen Tones am wenigſten fähig ſchienen, den Geiſt, theils in einem ſittlich-gemüthlichen das Herz an. Zu den erſten gehören Bemerkungen über die Denkmäler Denderah's, über das Nordlicht und den Winter, über einen Mangel in unſerer Zeitrechnung u. a., zu den letztern eine lebhafte Schilderung einer gelungenen Staaroperation. Von allgemeinem Intereſſe dürften auch die Grundſätze ſein, welche Littrow über die Zwecke, Errichtung und Verwaltung der Witwen-Inſtitute (I. 205) aufſtellt. Er verdient hier nicht nur als Mathematiker, ſondern auch als

practiſch Erfahrener volles Vertrauen; denn er hatte ſelbſt an der in Wien gegründeten allgemeinen Witwen- und Waiſen-Verſorgungsanſtalt theilgenommen, und unter mannigfachen Kämpfen und Widerſprüchen ſeinen Ueberzeugungen allmälig Geltung, ja Autorität verſchafft (III. 594 u. f.). Den Zweck ſolcher Inſtitute ſpricht er dahin aus: daß alle Witwen der Geſellſchaft bis auf die letzte in dem Maße verſorgt werden müſſen, daß, wenn dieſe letzte ſtirbt, das ganze Verſorgungskapital verzehrt ſein muß. Als Grundlage gibt er eine auf den Mortalitäts-Calcül berechnete Tabelle (I. 212), die ihm zugleich ein Prüfungsſtein für alle Witwenvereine iſt. Aus ihm geht hervor: daß beim Eintritte eines jeden Ehepaares zwei Fragen zu ſtellen ſind: wie alt iſt der Mann, wie als iſt die Frau? Anſtalten, die auf das Alter der Frau nicht Rückſicht nehmen, ſind nichts werth (216). Eben ſo Anſtalten, die bei der zweiten Ehe die Penſion fortgewähren. Hier hört aller Calcül auf; der Boden ſchwankt, auf dem die Anſtalt gebaut iſt. Eben ſo unzuläßig iſt endlich die Aufnahme der Kinder in ſolche Anſtalten (218). Eine ſolche Vermiſchung der Prinzipien einer Witwen- mit denen einer Waiſenanſtalt untergräbt beide (ebend.). Möchten ähnliche Inſtitute dieſe Winke beherzigen!

Die naturwiſſenſchaftlichen Werke, welche Littrow in einem raiſonnirenden Auszuge ausführlich beſpricht, ſind folgende: zur allgemeinen Naturwiſſenſchaft und auf unorganiſche Welt bezüglich: Whewell's history of inductive sciences (III.), Brewſter's natürliche Magie (I), Garthe, über den Heiligenſchein (I.), Petzhold, Geologie (II.), Som-

merville, phyſikaliſche Wiſſenſchaften (II.), Herschel, preliminary discourse und on Light (II.), Schübler über den Mondeinfluß (II.), Cuvier, die Naturwiſſenſchaften (III.) und Arago's Aufſätze (III.); — im organiſchen Gebiete: Quetelet, über den Menſchen (II.), Volkmann, über den Geſichtſinn (III.), Treviranus, das organiſche Leben (III.), Schultze's mikroſkopiſche Unterſuchungen (III.). — Die Anſicht, welche Littrow bei Anlaß dieſer reichhaltigen und vielſeitigen Darſtellungen im Ganzen repräſentirt, iſt die ſeit Baco von Verulam, mit wenigen Ausnahmen, bei Behandlung der Naturwiſſenſchaften allgemein angenommene: Erfahrung und Induction. Er hält ſich an die gegenwärtig als die legitime anerkannte Geſtalt wiſſenſchaftlicher Ueberlieferung, jedoch nicht ohne prüfende Kritik im Einzelnen, und ſucht dabei, wo es irgend thunlich ſcheint, die Beſtimmtheit der ſogenannten exacten Wiſſenſchaften, weßhalb er der möglichſten Anwendung der Ziffern und des Calcül's günſtig geſinnt iſt. Da nun eine ſolche Methode weit mehr Anwendung in den Bezirken der unorganiſchen als der organiſchen Welt findet, ſo ſind auch Littrow's Zuſätze und Bemerkungen in jenem Kreiſe bedeutender als in dieſem. Dagegen tritt auch in letzterem ein Verhältniß ein, welches ſehr erfreulich und geiſtig förderlich erſcheint. Es iſt eine bei Betrachtung der organiſchen Naturen kaum entbehrliche, teleologiſche Rückſicht und ein überhaupt höherer, theils äſthetiſcher, theils ſittlicher Sinn, der ihr erſt wahrhaft menſchlichen Werth verleiht. Dieſen Sinn verdankt Littrow theils der erwähnten glücklichen Grundlage humaniſtiſcher Bildung, theils — und vorzüglich — ſei-

nem innern Charakter; und möge bei dieſem Anlaſſe den Zeitgenoſſen das zur Paradoxie gewordene oder vergeſſene Wort wiederholt werden: auch die Naturforſchung, wie alles wiſſenſchaftliche Streben, fordert ein Gewiſſen, eine Geſinnung, ohne die ſie vergebens Vollendung anſtrebt! — Glücklicherweiſe kommt die Naturforſchung, im Ganzen und Großen betrieben, dieſer Forderung auf halbem Wege ſelbſt entgegen. Sie nährt, ja ſie weckt, wo es irgend zu nähren und zu wecken iſt, das äſthetiſche, wie das moraliſche Gefühl. „Es gibt eine Seite des Studiums der Natur, die den höheren Sinn des Menſchen in Anſpruch nimmt (III. 82).“ Nicht im Einzelnen, nicht in dem, was die Griechen Parergon genannt haben, ſuche man Alexander von Humboldt's Verdienſt. Er iſt ein ſchöner Geiſt und will als ſolcher aufgefaßt ſein. Mag er immerhin manchmal im Sehen, manchmal im Schließen getäuſcht worden ſein — und wer ward es nicht? — er ſieht nicht mit Reptilaugen, ſondern mit denen des Adlers, wie Büffon und Goethe ſahen; er zeichnet nach ſeiner wirklichen Vogelperſpektive die großen Contouren des Erdlebens, die man niemals in der Studierſtube, nach dem mikroſkopiſchen Detail oder nach der ſpeculativen Hypotheſe wird zeichnen können; und die Zeichnungsfehler im Einzelnen werden hier den Kenner der Natur ſo wenig irre machen, als die des Cornelius den Kenner der künſtleriſchen Compoſition, und die des irdiſchen Lebens den Kenner — wenn es einen gäbe — vom Plane des Weltganzen im göttlichen Geiſte. — In demſelben Sinne war auch Littrow, wenn gleich das Materiale der Erfahrung als unentbehrlichen

Stoff mit Recht vorausſetzend und vor Allem wichtig haltend, von der Nothwendigkeit des geiſtigen Sonderns und Zuſammenfaſſens, beſonders heutzutage, wo dieſes Materiale ſich bis zur Verwirrung anhäuft, vollkommen überzeugt. (Man ſehe die Bemerkungen zu Treviranus, III. 81, und Cuvier, III. 145.) Allein eine in der Redlichkeit ſeines Charakters begründete Furcht vor den Erſchleichungen der Speculation, vor den Schwindeleien der Phantaſie, machte ſeine Schritte auf dieſem Wege oft allzu behutſam. Daher ſeine nicht immer gerechte Abwürdigung deſſen, was man in Deutſchland Naturphiloſophie nannte; die ſich ſelbſt ſo nennenden Naturphiloſophen hatten durch ihre Escamotagen jene Abwürdigung oft verdient, und ihre Verallgemeinung leider entſchuldigt. Allein man vergeſſe nie, daß die eigentliche Philoſophie der Naturforſchung es nur mit den letzten Gründen der Phänomene zu thun hat; erſt von da ausgeht, wo die Erfahrung Anker wirft. Hier iſt ſie unentbehrlich; denn wie will der Menſch ſich helfen, als nur mit dem Kompaß, der ihm in der Kraft ſeines Geiſtes mitgegeben ward? welchen andern Maßſtab ſoll er, kann er anlegen, als ſich ſelbſt, der „das Maß der Dinge" iſt? oder ſoll er in dieſe Gränzregionen gar nicht vordringen? nicht vordringen wollen? ja, wenn er anders könnte! wer nicht muß, thut allerdings beſſer, zu Hauſe zu bleiben. — Aber indem man die Würde dieſer Speculation als Begränzung anerkennt, läßt man ſie an ihrem Orte unangefochten, und muß ſie nicht anwenden wollen, wo ſie nicht nöthig iſt, wo es noch zu erfahren gibt. Man muß nicht Haſen mit Kanonen ſchießen wollen, d. h.

die nächſten Gründe, das Wie, verſäumen, um Erſcheinungen aus den fernſten, dem Warum, zu erklären. Einen Schnupfen aus dem Geſetze der Polarität zu erklären iſt eben ſo thöricht, als es unvorſichtig wäre, das Geſetz der Polarität und mit ihm die Philoſophie der Natur überhaupt zu verneinen. Das wollte denn auch Littrow nicht, und dieſe Bemerkungen gehen nur dahin, bei Anlaß einer ſeiner Eigenheiten, die gerade mit der Tendenz der Gegenwart zuſammentrifft, vor gewiſſen Conſequenzen zu warnen. — So viel über dieſen Abſchnitt; daß in ſein Detail hier nicht eingegangen werden kann, verſteht ſich von ſelbſt. Es verſteht ſich noch mehr von der zweiten Abtheilung, die ich nur den Männern des Faches anzuempfehlen habe, welches auch Littrow's eigentliches Fach war. Sie enthält Referate über: Beer's und Mädler's Mondkarte (II). und Selenographie (II.), Herschel's treatise on Astronomy (II.), Whewell's Astronomy (III.), Pontécoulant Astronomie (III.), Hugenii exercitationes mathematicae (III.), Libri histoire des sciences mathématiques en Italie (III.). Nur den Herausgeber glaube ich ihrentwegen in Schutz nehmen zu müſſen. Es möchte ſcheinen, daß Arbeiten in einem ſo ſtreng abgeſchloſſenen Fache aus einer für das geſammte gebildete Publikum beſtimmten Sammlung beſſer weggeblieben wären. Es ſcheint aber auch nur ſo. Gerade hier zeigt ſich Littrow's ausgezeichnetes Talent für ächte Popularität; gerade hier beweiſt es ſich wieder, daß man das am klarſten und am anziehendſten darzulegen fähig iſt, was man am beſten verſteht, was man am gründlichſten durchdacht hat. Jeder Leſer,

der für Wiſſenſchaft im Ganzen Intereſſe fühlt, wird dieſe Aufſätze, namentlich die vortrefflich auseinandergeſetzte Geſchichte der Verhandlungen zwiſchen Huygens und Leibnitz (III.) — und wäre es auch nur aus dem geſchichtlichen und pſychologiſchen Geſichtspunkte — mit der größten Befriedigung leſen.

An dieſe Abtheilungen ſchließen ſich die drei Beurtheilungen, welche in den Kreis der eigentlich ſo genannten philoſophiſchen Wiſſenſchaften gehören; über: J. J. Wagner's Organon (I.), Rapp's Erziehungslehre Platon's (II.), und Ritter's Geſchichte der Philoſophie (III.). Hier verhält ſich der Verf. mehr als Dilettant, und die Aufſätze regen mehr zu eigenem Urtheilen an, als daß ſie es zu entſcheiden geeignet wären. Abgeſehen von der erwähnten völligen Negation der naturphiloſophiſchen Speculation, aus der das erſte jener Bücher hervorgegangen iſt, und dem mehr geſchichtlichen als ſyſtematiſchen Inhalte der beiden letztern, bietet auch der Beurtheiler kein Gedankenganzes, an das man einen prüfenden Maßſtab legen könnte. Er hält ſich außerhalb des Terrain's, referirt mit möglichſter Klarheit und Unbefangenheit im Sinne eines gebildeten Eklektizismus, und iſt, was ſeinem rechtlichen Gefühle Ehre macht, überall ſichtlich bemüht, die Anſprüche des geſunden Menſchenverſtandes und der Sittlichkeit zu wahren, und dieſe Leuchte an jeden Winkel, vor jede Ritze hinzuhalten, aus denen ihm irgend ein verdächtiges Dämmerlicht hervorzulocken ſcheint. Gehen nun gleich die höchſt ehrenhaften Anſprüche des geſunden Menſchenverſtandes eben nicht weiter — als ſeine Kräfte reichen,

nicht auf Probleme, die er ſich gar nicht aufzugeben findet — urtheilt er gleich, einem Platon, einem Ariſtoteles, einem Marc Aurel gegenüber, manchmal ſo, daß dieſe Männer wohl nur mit einem Lächeln hätten antworten können, — ſo laßt uns doch nicht verkennen, daß alle Dinge und Anſichten einen unbedingten und einen bedingten Werth haben. Einen unbedingten hat der Grundſatz: den reinen Menſchenſinn vor den Täuſchungen der Dialektik bewahren zu wollen; und der redliche Zweifler ſteht gewiß dem Throne der ewigen Wahrheit näher als der unredliche Dogmatiker. Einen bedingten Werth hat die Vertheidigung des geſunden Menſchenverſtandes zu einer Zeit, wo ſich — unter den Philoſophen — Niemand mehr auf ihn beruft; wo nach dem wachſenden Verhältniſſe ihrer Entfernung von ihm die Bedeutung philoſophiſcher Anſichten berechnet wird. Und wenn man unſere Zeit mit der vorhergangenen Epoche zuſammenhält, — kann man ſie als eine ſolche verkennen? Kant, „der Zermalmer," hatte Recht, den Appell Mendelſohn's an jene Inſtanz mit Achtung aber Entſchiedenheit zurückzuweiſen; aber wenn er die Schüler Hegel's erlebt hätte . . . mit welchem Blicke würde er Mendelſohn die Hand gedrückt haben! Auch Littrow glaubte, daß mit der Naturphiloſophie der letzte Kopf der Hydra gefallen ſei; er triumphirte über die Wiederkehr einer reineren Naturforſchung; — laßt uns auch ihm über's Grab hinüber im Geiſte die Hand drücken!

Der Abſchnitt zur Geographie und Statiſtik enthält beſonders ſchätzenswerthe und mannigfach belehrende Aus-

züge. Beſprochen werden: Leſſing, Reiſe nach Norwegen (I.), Parrot, Reiſe zum Ararat (II.), Balbi, Abrégé de Géographie, Bilancia politica und Essai statistique (III.). Die Reiſebeſchreibungen — Werke, welche einem Kant, Lichtenberg u. ſ. f. die reichſte Vorrathskammer des Bildungsſtoffes waren, welche, wenn die Verbindungswege und mit ihnen die gleiche Form der Bildung ſich mit der begonnenen Schnelligkeit über die Erde verbreiten, bald den mythiſch-poetiſchen Werth der Geſchichten Herodot's haben werden, lieſt man hier faſt eben ſo angenehm, und die ſtatiſtiſchen Arbeiten mit eben dem Gewinne, als in den Originalen. Man ſucht doch eigentlich bei beiden mehr das Neue und die Reſultate, als das Detail. Jene ſpricht der Verf. aus, und theilt von dieſem gerade genug mit, um ſie zu begründen.

Noch förderlicher erweiſt ſich dieſe Methode bei der Anzeige von Werken, welche Induſtrie und Technik betreffen. Als ſolche erſcheinen: Babbage, Fabrik- und Maſchinenweſen (I.), und Pope's Geſchichte der Erfindungen (II.). Eine perpetuirliche Fortſetzung des letzteren Unternehmens in dem Umfange, welche der von Littrow hier vorgelegte Ueberblick vorzeichnet, würde höchſt verdienſtlich ſein und, mit derſelben kritiſchen Wahrheitsliebe bearbeitet, einen integrirenden Theil der jetzigen Weltgeſchichte liefern. Der Menſch hat ſeine Werke allgemach an die Stelle ſeiner ſelbſt geſetzt; vielleicht daß dieſe Epoche erſt in ſich vollendet werden muß, bis die Weltgeſchichte wieder, wie ſie es in einer frühern Epoche ihres Umſchwunges war, zur Menſchengeſchichte wird!

Wissenschaftliche Zustände überhaupt, öffentliches Unterrichtswesen u. s. f. sind bei Anlaß folgender Werke besprochen: Babbage, decline of sciences (I.), Israeli, curiosities of literature (II.), Cunningham, british literature (II.), Organisation der Akademie der Wissenschaften in Petersburg (II.), Krusenstern, instruction publique de la Russie (II.), Bericht über Rußland's Unterrichtsanstalten (II.), Ruhnkenii epistolae (III.). Man sieht, daß diese Werke vorzugsweise England und Rußland betreffen. In Einem Blicke, wie ich sie hier zusammengestellt habe, überschaut, veranlassen sie zu den interessantesten Parallelen und Folgerungen. Diese chemische Ineinanderlösung werdender und absterbender Bildungszustände, die mechanische Beimischung unlösbarer Bestandtheile, dieses Gähren und Verdampfen im Großen, — welche Krystallisationen wird es liefern? . . . Hier kommen denn auch Littrow's schon erwähnte Ansichten über Akademien zur Sprache. Möchte sich doch auch neben der theoretischen Entscheidung: welche Wissenschaften durch sie wahrhaft gefördert werden können und welche nicht, — einer Entscheidung, die so schwer nicht sein dürfte, — irgend ein wissenschaftlicher und zugleich mit den betreffenden Versuchen vertrauter Kopf die Aufgabe historisch setzen; zu entwickeln: was haben Akademien der Wissenschaft bisher nachweisbar genützt? worin waren sie fördernd? worin gleichgiltig? worin etwa hinderlich? . . . Herder hat etwas Aehnliches versucht; allein er spricht vorzugsweise von den Akademien unter Ludwig XIV.; und Herder besaß wohl die Eine zu solchen Arbeiten erforderliche Eigenschaft im

höchſten Grade: den weiten, zuſammenfaſſenden Blick, die bejahende, allem Fortſchritte warm huldigende Geſinnung, — minder die andere: ſtrenge, ausſcheidende Beſtimmtheit, zu entſcheiden: worauf es ankommt, zu verneinen, was nun einmal verneint werden muß. Eine ſolche Arbeit, wie ich ſie hier vorſchlage, würde einem rührigen Talente unſerer Zeit- und Landesgenoſſen bei der jetzt zu organiſirenden Wiener Akademie gewiß den Dank nicht fehlen laſſen.

Die Geſchichte betrifft nur ein einziges von Littrow beſprochenes Werk: Der hiſtoriſche Atlas von Le Sage (I.). — Deſto bedeutſamer ſind die nicht ſowohl beſprochenen als von ihm in einem kritiſchen Auszuge neu gegebenen Biographien. Sie bilden eine der anziehendſten Partien des Ganzen. Knebel (I.), Wolf (I.), Newton (I.), Jean Paul (I.) werden hier vorgeführt, die Darſtellung ihrer Biographen gleichſam im Schmelztiegel der Prüfung geläutert und ſo die wahren Geiſter der Männer heraufbeſchworen. Nur gegen Feßler (III.) iſt Littrow nicht ganz ſo gerecht, als er es ſonſt zu ſein ſtrebt. Er geht ſchon von vorne herein mit einer gewiſſen Ironie zu Werke. Sie mag durch die vorangegangene Kenntniß der Schriften Feßler's und durch die Anſicht, die der Biograph von ihnen faßte, veranlaßt, vielleicht ſelbſt begründet ſein, — gerechtfertigt iſt ſie dadurch nicht. Ein anderes iſt Kritik, ein anderes Biographie; die Werke des Menſchen mag der Menſch mit der Sonde ſeiner Erkenntniß immerhin, ohne Schonung und Rückſicht prüfen, — über ſein Leben laſſe er Jenen richten, deſſen Auge allein es in ſeinen Tiefen,

in seinem Ganzen übersieht! Selbst aus der unbilligen Schilderung, die hier von Feßler's Leben gegeben wird, kann sich jeder billige Leser, der eines tiefern Blickes in das menschliche Gemüth und in den Zusammenhang der Dinge fähig ist, ohne Zwang die wahre Geschichte dieses Lebens herauslesen; kann sich die Zustände eines rastlos gährenden, nach Größe und Gewißheit ringenden Geistes, bei einem weichen verletzbaren Naturelle, ausmalen, dessen Streben erst durch Mauern eines Klosters, dann durch Schulzwang, dann durch Täuschungen menschlicher Veranstaltungen, menschlicher Forschung, menschlicher Pläne, endlich durch die schmerzlicheren der eigenen schmeichlerischen Phantasie von einem Ziele vor der Fahrt, durch die Sirenenstimme der Sophistik und den unaufhörlichen Kampf mit den Dämonen in der eigenen Brust: den Leidenschaften und der sich verkennenden Selbstsucht, — durch's ganze Leben hin erschwert, verleidet, zuletzt in sich selbst erstickt, und unter Schmerzen, die kein Zuschauer wahrnimmt — langsam verkohlt wird! . . . Also: Achtung für jedes Streben eines Mannes, Mitleid für seinen Irrthum, — aber keinen Spott für seine Leiden! Ruhe Feßler's Asche . . . und wäre diese kurze Biographie lieber aus der Sammlung weggeblieben! Es begreift sich übrigens sehr gut, wie dem geraden, einfachen, hellen und kräftigen Sinne Littrow's der schwankende, excentrische, düstre, endlich in Weichheit zerfließende Feßler's widerstehen mußte. Wie würde Jener von Diesem beurtheilt worden sein? und so mögen wir denn uns Alle gegenseitig um Duldung ersuchen.

Um so befriedigender sind die übrigen Biographien;

und jeder Freund der Wiſſenſchaft wird mit dem lebhafteſten Intereſſe aus den gedrängten aber charakteriſtiſchen Skizzen die Bilder des wackern Knebel und des liebenswürdigen Jean Paul, und mit ihnen die Zuſtände eines unvergeßlichen deutſchen Dichter- und Lebenskreiſes, ſo wie die ſcharf ausgeprägte eigenthümliche Geſtalt Wolf's, neben der feſten, gediegenen des ehrwürdigen Newton ſich vergegenwärtigen.

Zuletzt aber kehrt das Auge immer wieder auf den Darſteller zurück, und ein Blick auf das Ganze, das er vor uns ausbreitete, beſtätigt die allgemeinen Anſichten und Hoffnungen, die der Eingang dieſer Zeilen ausſprach. Das Vaterland wird ſie rechtfertigen, und Oeſterreich, welches am längſten von den Staaten der europäiſchen Bildung in der Periode der Unſchuld verweilte, wird, wie der einzelne Menſch in einem ſolchen Falle, auch am längſten die Geſundheit und Kraft in ſich bewahren, welche dem Zerſetzungsprozeſſe widerſteht. Wenn die geſammte Literatur in Gefahr ſchweben wird, ihres Binde-Elementes beraubt, in zerſtreute Trümmer eines nicht mehr überſehbaren Stoffes, in vergebliche Bemühungen einer längſt geſchwächten, einer erſchöpften Kraft ſich aufzulöſen, wenn, von tauſend drängenden Intereſſen des Lebens abſorbirt, das Publikum den höhern, aber leiſen Anſprüchen der Wiſſenſchaft und Kunſt nicht mehr zugänglich ſein wird, — wird vielleicht der noch nicht ausgebeutete, noch nicht verdorrte Boden unſeres Vaterlandes die Keime einer friſchen und fröhlichen Wiedergeburt in ſich aufnehmen und zu kräftigen Schößlingen emportreiben. Helle, nüchterne Köpfe für die

Wiſſenſchaft, warme, fühlende Herzen für die Kunſt (nicht wie es ſo oft umgekehrt vorkommt: Hitze in der Wiſſenſchaft und Kälte in der Kunſt), — das ſind die Bedingungen, unter welchen jene Keime reifen können. So lange man noch Grillparzer's lebendige Geſchöpfe als ſolche erkennt und ihnen lebendig entgegenfühlt, — ſo lange man noch, wie der Verfaſſer des vorliegenden Nachlaſſes, mit gerechtem Unwillen, oder wie es dem Naturell des Oeſterreichers noch mehr zuſagt, mit harmloſem Scherze die Arroganz einer dünkelhaften Leerheit beantwortet, — ſind jene Hoffnungen nicht aufzugeben.

Betrachtungen

über einige Stellen aus Rahel und Bettina, mit Bezug auf den Aufſatz: Ueber die Wahrheit gegen die Welt und gegen ſich ſelbſt.

Du frottement des cerveaux sortent les étincelles de l'esprit.

Diderot.

Der Werth geiſtiger Aperçü's, eingegebener Gedankenblitze, ausgeſprochener Reſultate beſteht hauptſächlich darin, daß wir unſer eigenes Denken an ihnen entwickeln können. Wir haben ſolche étincelles d'esprit, und kämen ſie aus der Feder der entſchiedenſten literariſchen Autoritäten, nicht als Orakel, ſondern als Probleme zu betrachten. In dieſem Sinne können ſie kaum paradox genug ſein; denn ein Problem iſt um ſo prägnanter, je ſchärfer

es den tiefen Widerſpruch, den Dualismus, auf welchem alle Probleme beruhen, an's Licht ſtellt. Auch diejenige Eigenſchaft, vermöge welcher ſolche Ausſprüche gewöhnlich dunkel und nicht ganz verſtändlich genannt werden, wird uns, bei dieſer Anſicht der Sache, eher willkommen als tadelnswerth erſcheinen; denn je mehr im Dunkel gelaſſen iſt, deſto mehr gibt es an's Licht zu fördern; und, ſollte es uns ja unmöglich ſein, das Object zu entwickeln, ſo entwickeln wir, bei dieſer Gelegenheit wenigſtens uns ſelbſt. Uebrigens bleibt der Ausdruck „unverſtändlich" immer relativ; und was dem Einen, der auf gleichen Lebenswegen und Denkpfaden ging, ſehr klar einleuchtet, mag oft dem Andern, wenn auch Geiſt- und Erfahrungsreichen, ſehr zweideutig und unklar erſcheinen. Rahel's und Bettina's Briefe, Bücher, welche, aus dem Innerſten zweier tiefen, eigenthümlichen Naturen hervorgegangen, auf befreundete Geiſter, nicht auf ein großes Publikum berechnet waren, bieten eine beſonders große Anzahl ſolcher Aeußerungen, wie die, von denen wir eben ſprechen. Da es nun keine fruchtbarere Unterhaltung gibt, als, bei eigenen Betrachtungen ſolche allgemein anerkannte Texte zu Grunde zu legen, und ſo zwiſchen dieſen Geiſtern, dem Leſer, und dem Commentator ein inneres Geſpräch einzuleiten, ſo wird man uns, wie wir hoffen, nicht ungern folgen, wenn wir es unternehmen, einige bedeutende Sätze aus jenen Briefen genauer zu betrachten, und, in unſerem Sinne, eine Deutung zu verſuchen. Wir wählen hierzu diejenigen, welche in einem ſehr wohlgemeinten und wohlgeſchriebenen Aufſatze in den „Blättern für Literatur, Kunſt und Kritik" (v. J. 1836.

Nr. 56 und 57) einer gewiſſen Dunkelheit und Unklarheit beſchuldigt werden. Noch finde ich früher zu erwähnen, daß ich mich mit der Hauptanſicht jenes Aufſatzes, um derentwillen er wahrſcheinlich geſchrieben iſt, vollkommen in Uebereinſtimmung fühle: — mit der Anſicht nämlich, daß dieſe Bücher für „junge, unerfahrene, beſonders weibliche, Herzen" auf keine Weiſe geeignet ſeien. Es ſollte aber auch billiger Weiſe Niemanden in den Sinn kommen, ſie zu ähnlichem Gebrauche zu verwenden, oder nach dieſem Umſtande zu beurtheilen. Was ſoll die unerfahrene Jugend mit den Erlebniſſen der außerordentlichſten Geiſter, zu deren Verſtändniſſe kaum der Gebildetſte reif genug iſt?

Nun zu unſerem Verſuche. Wir beginnen bei Rahel.

„Unglück iſt Schimpf des Schickſals; des wahren Unglücks ſchämt man ſich, und man kann es auch daran erkennen."

Dieſen Satz finde ich eben ſo bedeutend als deutlich, und im höchſten Sinne ſittlich. Wer je in ſich zum Bewußtſein der Humanität gereift iſt, fühlt im tiefſten Kern ſeines Weſens den Anſpruch auf Seligkeit, der mit unſerer Würde zugleich geboren wird. Das Glück erſcheint ihm als das heimatliche Element der Seele, das Unglück als Verbannung, und der traurige Ausſpruch: Zum Leiden iſt der Menſch geboren, — als der Weheruf der Verzweiflung oder Hypochondrie, nicht als Ergebniß billiger Weisheit. Das wahre Unglück iſt dasjenige, welches den Geiſt ſich ſelbſt entfremdet, wo er ſich in Banden irdiſcher Bedingniſſe bis

zur Scham erniedriegt sieht. „Alle natürlichen Empfindungen — sagt irgendwo Frau v. Staël — haben ihre Verschämtheit;" das Unglück aber als Schande empfinden zu müssen, ist das Vorrecht einer sehr zarten, feinen und edlen Seele, die den Keim und das Verdienst zur Seligkeit in sich trägt. Das ist das Sittliche in jenem Satze, der, wie Alles, was Rahel sagt, vielleicht zu unbedingt aussieht; da sie gewohnt ist, sich immer ohne Schonung zu fragen und „ehrlich zu antworten," wobei sie denn, mit einer Art von Härte gegen sich selbst meist die schärfste und rückhaltloseste Art des Ausdrucks vorzieht. Wie nun überhaupt Rahel die Probleme des inneren Lebens mehr schroff hinstellt, während Bettina sie in himmlische Accorde auflöst, wie Rahel's Aeußerungen meist nur die feinen Verwirrungen aufgreifen, deren Fäden Bettina bis an den Ursprung in der Tiefe des Lebens oder ahnend bis in unendliche Höhen verfolgt, — so wird neben dem Satze Rahel's der folgende Bettina's eine zu weiterem Sinnen anregende Bedeutung gewinnen: „Unglück ist vielleicht die geheime Organisation des Glücks; ein flüssiger Demant, der zum Krystall anschießt, eine Krankheit der Sehnsucht, die zur Perle wird." — Man könnte sagen: Rahel öffnet uns die Pforten des Hades, von wo nur eine kurze Strecke in's Elysium ist, auf welche Bettina deutet.

„Ich weinte und schrie laut (über ein Gedicht), sonst wäre mein Herz todtgeblieben."

Hier bedarf es wohl keiner Erläuterung, und die eben berührte Vorliebe für ſchneidende Ausdrücke erklärt, was allenfalls an einer ſolchen Wendung mißfallen könnte. Daß Thränen und der laute Aufruf das von Gefühlen jeder Art gepreßte Herz befreien, das unter der furchtbaren Laſt zu brechen wähnende wieder in's Leben wecken, — wer hätte das nicht erlebt oder doch geleſen? Erinnern wir uns dabei an die Nervoſität, an erethiſtiſche Aſthenie (womit ihr krankhafter Zuſtand zu bezeichnen wäre) der Schreibenden, und an den tiefen Einklang, den ſie in ihrem Innern mit Goethe's Worten faſt ſtets empfand, — ſo wird dieſe Emphaſe über ein Goethe'ſches Gedicht von ihrem Seltſamen viel verlieren. Ein tiefes Wort aus dem Munde eines Dichters, der uns in geheimer Stille Freund, Vater, Lehrer, Geliebter geworden iſt, im entſcheidenden Momente mit einem Ruf des Geſchickes, mit einem Bedürfniſſe des Herzens zuſammentreffend, hinterläßt für's Leben eine Spur im Inneren, als ob eine Gottheit dort verweilt hätte.

„R. weiß nur, was er gelernt hat, und das iſt wenig; denn man kann nichts lernen, als was man ſchon weiß."

Wenn dieſe Behauptung paradox iſt, ſo iſt ſie wenigſtens nicht neu; denn Platon hat ſie vor zweitauſend Jahren gemacht. Er hat das Lernen äußerlicher Fertigkeiten, welches ein unorganiſches Zunehmen per aggregationem iſt, von dem Lernen des inneren Menſchen, welches ein organiſches Wachsthum von Innen heraus iſt, tief unterſchieden, und begriffen, daß der Menſch ewig nichts anzueignen ver-

mag, was nicht von Anbeginn ſein eigen war, daß alles geiſtige Wachsthum nur eine Entwickelung der jedem Menſchen eingepflanzten Idee iſt, ein ſich Bewußtwerden, eine Selbſtoffenbarung, eine Rückerinnerung. Das was N. gelernt hatte und wußte, war jenes Erſte, was freilich wenig iſt, und ſei es noch ſo viel (multa, non multum); das was man ſchon weiß, iſt man während der Dauer des ganzen Lebens zu lernen beſchäftigt. Wer auf die Geſchichte ſeiner Bildung zurückſchaut, wird deutlich gewahr werden, wie das ganze Leben nur Lernen, das ganze Lernen nur ein Achtgeben auf die Entfaltung der mit uns zur Welt geborenen Idee iſt. Das Practiſche eines ſolchen Ausſpruches empfinden wir Schriftſteller oft nur zu bitter, wenn wir bemerken müſſen, daß all unſer Aufwand an Worten und Gründen für unſre heiligſten Angelegenheiten ganz vergebens bei Solchen iſt, denen nicht ſchon früher dieſelben Angelegenheiten heilig geworden ſind, — bemerken müſſen, daß eigentlich Niemand von uns lernt, als wer ſchon gelernt hat, — Jeder nur lernt, was er ſchon weiß, ſo, daß man im Augenblicke des Unmuthes wohl alles Schreiben und alles Geſchriebene für unnütz halten möchte; denn wer es verſteht, braucht es nicht, und wer es brauchte, verſteht es nicht. In einem ſolchen Momente ſchrieb ich zu meinen Reſultaten:

Du wirſt, um Lehrer ſein zu dürfen,
Gar manches bitt're Tränkchen ſchlürfen;
Und darfſt du's ſein wie irgend Einer,
Den alle Welt preist, —
Was frommt es auch? Glaubt dir doch Keiner,
Der nicht ſchon ſelbſt weiß!

„Ich beneide keinen Menschen als um Dinge, die Niemand hat.“

Rahel empfand so schmerzlich, und man kann wohl sagen mit einer krankhaften Philantropie die Leiden und Verwirrungen, in welche das menschliche Geschlecht, wie es scheint, unauflösbar verflochten ist, daß ihr ein hingeworfenes Wort, worin sie die Verachtung dieses Elendes ausspricht, wohl zu verzeihen ist. Warum auch könnte ein reineres Wesen den thörichten Haufen beneiden, als um Dinge, die ihm fehlen, die aber nur Wenige schmerzlich vermissen, während die Mehrzahl im Wahne des Besitzes stolzirt? „Die Natur,“ sagt Rahel anderswo, „wendet den großen Blick weg von dem wimmelnden Haufen Elend;“ sie aber blickt mit einer Art von Neid auf den beglückenden Wahn der Menge. Als ein würdiger Offizier mit einem neuen Kadetchen, welches sich selbst beliebelte, vorüberging, sagte ein Freund zu mir: Ich beneide den Jungen mehr um das, was er nicht ist, als den Alten um das, was er ist.

„Alle Menschen waren dereinst Ein Mensch.“

Dieser Satz ist aus der Verbindung gerissen, gibt aber Anlaß genug, sich der Geschichte und des Zustandes der Gegenwart vergleichend zu erinnern. Betrachten wir die in tausend und tausend Individuen zertheilte und reflectirte Bildung unserer Tage, — bekennen wir uns dabei, daß durch eine solche Ausbreitung und Refraction doch nur das Eine, ursprünglich und endlich, ungetheilte Licht der Humanität sich in vielfältigen Strahlen über

die Menſchheit ergoſſen, — ſo möchte man für eine ſolche Wahrnehmung keinen beſſeren ſymboliſchen Ausdruck finden können, als jenes Wort: Alle Menſchen ſind einſt Ein Menſch geweſen, — und man möchte mit froher Zuverſicht hinzufügen: und werden dereinſt wieder Ein Menſch ſein. Denn das Leben der Menſchheit wie des Menſchen ſcheint ein Cyklus zu ſein, — ein Kreislauf, in welchem das Urſprüngliche vereinzelt, gebildet und geläutert, der Anfang als Ende wiederkehrt. So lernt man, was man weiß, ſo wird man, was man war.

„Nur Thörichtes gelingt, weil nur thörichtes Streben einſeitig iſt, und ein beſſeres die Zuſtimmung verſchiedenartiger Dinge fordert.“

Dieſer Ausſpruch iſt leider! nur zu verſtändlich, nur zu wahr. Wir ſehen ihn alle Tage auf's Traurigſte bekräftiget. Das einſeitige Beſtreben findet leicht Wege, ſich durchzuſetzen, indem es irgend eine vereinzelnte Kraft auf Koſten der andern in Bewegung ſetzt, während das Gute, das Große ſich verlaſſen ſieht, das nur durch jene mächtige, aber unſcheinbare und ſelten zuſammentreffende Harmonie von Kräften gedeihen kann, die meiſt nur die Vorſehung aus dem Schooße der Zeiten ruft. Um nur Ein Beiſpiel anzuführen, ſetze ich die Worte eines Kunſtfreundes her: „Das Schöne gehe wirkungslos vorbei? Man bedenke, was zu ſeiner Wirkung gefordert wird! Große Intention des Kunſtwerks, Begeiſterung des Darſtellers, Virtuoſität der Ausführung, inneres Verlangen

des Genießenden und momentane günſtigſte Stimmung, glückliche Conſtellation der Zeit- und Raumverhältniſſe, Mittheilung, freier Zuſammengenuß des Werkes mit Gleichen; — wie oft trifft nun das zuſammen?" — Und ſo iſt es in allen Wirkungskreiſen. Exempla sunt odiosa, und nicht einladend, länger bei dieſem Kapitel zu verweilen.

An den, im erwähnten Aufſatze noch folgenden Stellen iſt es wohl eher das Gewagte, als das Unklare des Ausdrucks, was Bedenken erregt hat. Sie ſind völlig unverkennbar, und jeder Commentar würde eine bloße Wiederholung vorſtellen. Wir dürfen uns alſo zu der eigentlichen Pythia, zu Bettinen, wenden.

„Die Wahrheit hat keinen Leib; aber das ſinnliche Leben iſt die Spur ihres Weges."

Bettina, frühzeitig in ſich ſelbſt eingekehrt, in die Myſterien des geiſtigen Daſeins eingeweiht, iſt zur Ueberzeugung gelangt, daß Wahrheit nur im Leben des Geiſtes iſt. Sie faßt die Idee Wahrheit als Subſtantiv rein und unvermiſcht auf: mag der Menſch in Wort und Thaten, die Natur in folgerechten Wirkungen wahr erſcheinen, — die Wahrheit ſelbſt hat keinen Leib; ſie theilt nur allem Lebendigen etwas von ihrem Geiſte mit, wie einen Hauch ihrer göttlichen Exiſtenz; ſie kann ſich nicht verkörpern, nicht vermiſchen mit den vereinzelnten, vergänglichen, dem Scheine unterworfenen Dingen, ohne aufzuhören, die Wahrheit ſelbſt zu ſein. Wahrheit iſt

nur in Gott, und Gott ist körperlos. „Von der Wahrheit zu reden," heißt es im Poemander des Hermes Trismegistos, „darf der Mensch, dieß mangelhafte, aus mangelhaften Theilen bestehende Thier, dessen Hülle aus Verschiedenartigem zusammengesetzt ist, nicht wagen. Bekommt aber unsere Denkkraft Einfluß von oben, so bildet sie die Wahrheit nach." Und das ist es, was die zweite Hälfte ihres Satzes sagen will. „Dieses sinnliche Leben, wie es aus der Hand der ewigen Weisheit und Güte fließt, was kann es dem ernsten Denker, der das Auge seiner Seele von dem Wandel der Phänomene abwendet, anders bedeuten, als ein Zeichen eben jener Weisheit und Güte? Eine Spur des Weges zur Wahrheit. Liegt doch in dieser Betrachtung die ganze Philosophie! Denn alle Weisheit des Menschen ist nichts, als ein Aufsuchen göttlicher Spuren. Wer in den irdischen Begebenheiten ewige Offenbarungen ahnet, hat den ersten Schritt auf jenem Wege gethan, hat den Schleier der Isis gelüftet. Es weiß und übt dieß jeder ruhige Forscher, jeder praktisch gute Mensch nach seiner Weise; und wenn wir in der Darstellung zu platonisiren schienen, so haben wir es mit einer Diotima zu thun gehabt.

„Denken ist Inspiration der Freiheit."

Fast möchte ich ihn hier herbeirufen, den Aristoteles von Amsterdam (denn, im Vorbeigehen gesagt, möchte mehr Verwandtschaft zwischen ihm und dem Spinoza von Stagira aufzufinden sein, als man wohl glaubt); hat

doch Keiner ſeiner vor-, mit- und nach-gebornen Brüder das Verhältniß des Denkens und der Freiheit ſchärfer und allſeitiger beſtimmt, als er! Jeder Menſch, der nur einmal dazu gelangt iſt, über das Denken zu denken, ſchreibt ſofort dieſer Sphäre ſeines Daſeins das zu, was er ſeine Freiheit nennt. Wir ſind frei, in ſo fern der Gedanke unſer leibliches Daſein durchdringt und beherrſcht. Aber dieſe Freiheit, iſt ſie ein Privilegium der Willkür? von welcher Art iſt der Geiſt, der ſchöpferiſch in ihr waltet? der ſie inſpirirt? iſt es nicht eben der Gedanke, der mit ihr Eins iſt? und iſt es nicht der Geiſt Gottes ſelbſt — um ſymboliſch zu reden — der in uns denkt, einem ewigen Geſetze gemäß, dem wir eben durch unſere Freiheit unterworfen ſind, — ſo daß das Denken in uns gar wohl Inſpiration der Freiheit zu nennen wäre; wodurch das Verhältniß unſerer Freiheit zum göttlichen Walten, im Geſetzlichen des Denkens, das uns doch nur von oben kommt, kühn und bedeutend ausgedrückt iſt?

„Geheimniß iſt Inſtinct der Phantaſie.“

Bei den zwei letzangeführten Sätzen, wie bei ſo vielen, die man aus Büchern oder Geſprächen hervorhebt, iſt wohl Acht zu haben, daß man nicht jede Ausſage, deren Glieder die Kopula „iſt“ verbindet, für eine Definition anſehe und als ſolche beurtheile. So handelt es ſich hier nicht darum, was Geheimniß ſei, ſondern welchem Vermögen des Menſchen die Beziehung darauf zugetheilt ſei. Man könnte in dieſem Sinne eben ſo gut

ſagen: Liebe iſt Inſtinct des Gefühls, Wahrheit des Verſtandes; denn wie dem Triebe des Gefühls der entgegenkommende, dem Forſchenden des Verſtandes die Wahrheit, ſo entſpricht dem Ahnenden der Phantaſie das Geheimniß. Da nun Liebe das eigentliche und tiefſte Geheimniß iſt, ſo mag Bettina wohl Recht haben, wenn ſie nur demjenigen den Boden für ihren Samen zugeſteht, der ihrer Ahnung fähig iſt. In ihr ſelbſt war das ahnende Vermögen, die Phantaſie, auf's Höchſte ausgebildet; es war ihr ganz eigentlich das Organ, wodurch ſie die überſinnliche Welt vernahm, welche das geoffenbarte Reich der Liebe iſt. Ihre muſikaliſchen Theoreme ſind auch auf dieſem Boden gewachſen, und werden auch nur von Solchen ganz verſtanden werden, die gleicher phantaſtiſcher Gaben, wie ſie, theilhaftig geworden ſind. Sie gibt ſich oft genug Mühe, uns die Art, wie ſie zu ihren Eingebungen gelangt, deutlich zu machen; bald nennt ſie's Ahnen, bald Träumen; aber was hilft alles Beſchreiben? es ſind eben Zuſtände; Zuſtände aber laſſen ſich weder definiren, noch durch irgend einen Apparat des Verſtandes oder Willens abſichtlich hervorbringen. Sie müſſen, wie das Glück und das Unglück, erwartet und dem, der ſie erlebt hat, geglaubt werden.

Und ſo glaube denn auch ich, bei dieſer Bemühung, das Vereinzelte ſeiner Verkettung, in der allein es lebendig und klar wird, wieder zu geben, nur Eines befürchten zu müſſen: den Umſtand nämlich, daß diejenigen, die zu dem Grundtexte keinen Schlüſſel in ſich fanden,

auch meine kurzen Erörterungen dunkel finden werden. Denn mit dem Erklären ist es eine eigene Sache. Ist etwas nüchtern gedacht, und bloß durch die seltsame Stellung oder Wendung der Worte unverständlich, so darf man nur diese Worte umstellen, oder ihnen andere ein- und unterschieben, — und das Verständniß ist bezweckt. Wo aber irgend etwas eigenthümlich und neu aus der Tiefe des Geistes tritt, da ist alles Erklären bloß ein Umschreiben, eine Variation. Wessen Ohr aber dem einfachen Satze des Thema's nicht zugänglich ist, wie sollte es ihm durch die Combinationen des Variirens deutlicher werden? Es ist also in diesen Dingen das Meiste dem eigenen Entwicklungsgange zu überlassen. Doch kann dabei in Betracht kommen, daß bei der großen Mannigfaltigkeit unserer Kultur fast jedem Gebildeten eine typische Form zur Gewohnheit geworden ist, in die er das Neue, das Fremde erst bringen müßte, um es sich anzueignen. Kann man nun das Originelle, was sich seine Form mit zur Welt brachte, einer mehr cursirenden nähern, ohne von seinem Gehalte etwas zu opfern, so darf man wohl hoffen, etwas, wenn nicht zur Vermehrung, doch mindestens zum erweiterten Mitgenusse des Weltbildungs-Kapitales beigetragen zu haben. Einzig dieser wohlgemeinten Absicht wünschen die eben mitgetheilten Zeilen zu genügen; einzig um ihretwillen sind sie geschrieben.

1. **Briefe über Goethe's Faust**, von M. Enk. Wien, bei Fr. Beck. 1834. 80 S. 8.

2. **Goethe's Faust.** Andeutungen über Sinn und Zuſammenhang des erſten und zweiten Theiles dieſer Tragödie, von Dr. F. Deycks. Koblenz bei K. Bädecker. 1834. 148 Seiten. 8.

„Jetzt, da Jeglicher lieſt, und viele Leſer das Buch nur
„Ungeduldig durchblättern, und, ſelbſt die Feder ergreifend,
„Auf das Büchlein ein Buch mit ſeltener Fertigkeit pfropfen,
„Soll auch ich . . . . . .
„Schreibend die Menge vermehren und meine Meinung verkünden,
„Daß auch andere wieder darüber meinen, und immer
„So in's Unendliche fort die ſchwankende Woge ſich wälze."

Goethe, I.

Indem ich es unternehme, über zwei, eben ſo bedeutende als von einander abweichende Schriften, von meinem Standpunkte aus mich auszuſprechen, bekenne ich, mich in einer ſonderbaren Lage zu empfinden. Der Verfaſſer von Nr. 1, ein denkender, gemüthlicher, wohlgeübter Schriftſteller, der auf jedem Blatte des rein und reif concipirten, gewandt und folgerichtig durchgeführten Ganzen beweiſt, wie ſehr es ihm Ernſt, und um das Letzte, Höchſte zu thun ſei, wie tiefe, ſtrenge Blicke er in Stunden der Ruhe wie der Prüfung in ſein eigenes Innere gethan habe, — der uns durch alles das unwiderſtehlich für ſich gewinnt, und deſſen Schrift von beiden in Bezug auf Form und Behandlung unläugbar den Vorzug verdient, — dieſer Schriftſteller befindet ſich in Rück-

ſicht auf das Werk, das er beſpricht, auf einem Standpunkte, der dem, welchen ich einzunehmen mich genöthigt ſehe, gerade entgegengeſetzt iſt. Der Verfaſſer von Nr. 2, weniger auf die Verkettung des Ganzen eingehend, als, dem beſcheidenen Titel „Andeutungen" gemäß, von Scene zu Scene wie auf dem Spaziergange vorüberwandelnd, wobei er denn Manches liegen läßt, Manches wieder mit einer Aufmerkſamkeit und mit einer Armatur, die aus allen Winkeln der Rüſtkammer menſchlichen Wiſſens herbeigeholt iſt, zu durchdringen ſtrebt, — durchgehends mehr auf's Einzelne gerichtet, — dieſer Commentator ſtimmt mit dem, was ich über das zu Grunde gelegte Werk bekenne, dergeſtalt überein, daß ich Manches faſt wörtlich ſo wiederfinde, wie ich es in einem kleinen Aufſatze (Schreiben an einen Freund über den zweiten Theil von Goethe's Fauſt, Wiener Zeitſchrift für Kunſt u. ſ. w. December 1834) auszudrücken bemüht war, der dem Verfaſſer gewiß ſo wenig, wie mir ſein Büchlein vor dieſem Augenblicke zu Geſichte gekommen iſt. Eine ſolche Uebereinſtimmung bleibt angenehm, auch da, wo eine auf Klarheit beruhende Ueberzeugung ſie zu erwarten berechtigte. Doch werden ſich im Verlaufe einige Differenzen finden, die wohl, ſobald zwei Menſchen ſich über Gegenſtände der inneren Welt ausdrücken, niemals fehlen werden. Und vielleicht iſt das der eigentliche Zweck und die fruchtbarſte Eigenſchaft jener Art Werke, zu welcher ich den zweiten Theil des Fauſt zähle, daß ſie ſolche Stimmen des Innern wecken und ertönen machen; wenn ſie nun auch da und dort diſſoniren: ſie werden ins Ganze auf-

genommen, und die Harmonie wird irgend einmal zum Vorſchein kommen. Anders freilich iſt's bei reinen Werken der Kunſt, auch dichteriſchen, die jeden Gebildeten entzücken, bei denen der Mangel an Wohlgefallen daran nicht aus verſchiedener Meinung oder Maxime, ſondern aus Mangel an Bildung herrührt. Daß nämlich der zweite Theil Fauſt's nicht in dieß Gebiet gehöre, das iſt es eben, wovon wir, ehe wir ein Wort über ihn verlieren, ausgehen müſſen; und was gewiß praktiſch ſchon dadurch völlig beſtätigt wird, daß zwei ſo ausgezeichnete Denker, wie die Verf. beider vorliegenden Schriften ſo ganz verſchieden, ja entgegengeſetzt darüber urtheilen. Bei einem reinen poetiſchen Kunſtwerke, wie z. B. dem Agamemnon des Aeſchylos, Goethe's Iphigenia, wird dieſer Fall nie eintreten. Denn das Wiſſen entzweit, die Kunſt aber verſöhnt. Von dieſer Baſis alſo muß auch ich, wenn ich meine jetzige Aufgabe löſen will, wieder beginnen, und darf dabei dasjenige, was ich in oben erwähntem Aufſatze nur aphoriſtiſch hingeworfen, wohl dem Urtheile des Aufmerkſamen näher bringen, wobei ich das meine an den beiden Werken vergleichend prüfen, und ſo die Formel für uns alle Drei ausſprechen kann. Denn von Lob und Tadel iſt hier die Rede nicht, ſondern von Meinungen; — und jede dieſer Schriften für ſich genetiſch zu entwickeln und zu verfolgen, würde den Raum eines eigenen Buches erfordern, und am Ende überflüſſig ſein, denn die Schriften liegen Jedem vor.

Zuvörderſt alſo bleiben wir gleich bei jener Eintheilung ſtehen, unter welcher ich oben die Werke der Dichtkunſt zu begreifen geſucht habe: denn hier wird entſchieden, ob und wie der zweite Theil des Fauſt überhaupt zu beſprechen ſei? „Die eigentlichen Werke der „Kunſt," ſo beiläufig drückte ich mein Bekenntniß in erwähntem Aufſatze aus, „ſind ſymboliſch; ihre Gebilde „lebendig, individuell, organiſch, keine Abſtraktionen, ſondern allenfalls Typen; bloß ſich ſelbſt, aber durch ſich „Alles bedeutend; in dem Sinne, in welchem die Natur „Symbol des Schöpfers iſt. Ueber dieſe Werke iſt kaum „zu reden. Sie ſprechen ſich ſelbſt aus. Eine andere „Art bilden die allegoriſchen Werke der Dichter. Hier „iſt alles Abſicht oder dient ihr. Die Geſtalt muß der „Bedeutung weichen. Wir ſind auf dem Gebiete der Anſichten. Der Kampf der Meinungen erhebt ſich. Hier„her gehört der zweite Theil des Fauſt." Hier finde ich mich nun ſogleich bei dem Verfaſſer von Nr. 2 zu Hauſe. Denn ich leſe S. 66: „Von der Bedeutſamkeit einzelner „Geſtalten bis zur wirklichen Allegorie ..... iſt nur „ein Schritt. Das Vorwalten der Allegorie entdecken „wir beſonders in Goethe's ſpäteren Werken ..... „Das Schöne des klaſſiſchen Alterthums iſt auch Sinn„bild der Natur; aber ohne Reflexion. Daher iſt die „Romantik in höherem Grade allegoriſch, die Antike ſym„boliſch." Wir treffen hier ſelbſt im Ausdrucke zuſammen. Nur ſcheint der Verfaſſer ſeiner eigenen Anſicht nicht ganz treu zu bleiben, wenn er am Schluſſe die bildlichen Darſtellungen der, nach ihren verſchiedenen Cha-

rakteren und Lebensläufen auf verſchiedene Weiſe Büßenden und Geläuterten, allzu hiſtoriſch und perſönlich auffaßt. Denn, wenn auch der Dichter eine geſchichtliche Grundlage anzudeuten für gut fand, ſo mag es dabei ſein Bewenden haben; um hiſtoriſche Nachweiſung iſt es hier gewiß nicht zu thun. Und wenn wir das recht bedenken, ſo fällt zugleich der Vorwurf weg, den der Verfaſſer in Bezug auf das Dogma dem Dichter zu machen nicht ungeneigt ſcheint. Was nun dieſen allgemeinen Geſichtspunkt betrifft, ſo finden wir hierin auch den Verfaſſer von Nr. 1 mit uns im Einverſtändniß; denn ſeine ganze Schrift geht vom ethiſchen Standpunkte aus. Er begreift alſo den Urtext auch als allegoriſch. Das Wie ſcheint alſo abgethan; es erübriget das Was. Und hier ſcheiden ſich unſere Wege. Die Entſcheidung aber wird uns nicht gleichgültig dünken, — wenn wir uns erinnern, daß wir in dem wunderſamen Büchlein, wie es Hr. D. anerkennt: „das Werk des Goethe'ſchen Lebens vor uns „haben, das gleichſam ſein Vermächtniß bildet (S. 30)." Hier frägt es ſich nun: Ruft uns der Verklärte von drüben zu, wie ich es ausſprach und empfinde, wie es Hr. D. mit mir gefühlt, wenn gleich nicht als Hauptwort hingeſtellt: Liebt, ſtrebt und wirkt, ohne zu ermüden, nach euren Gaben: und euch wird Gnade werden! — oder iſt es an dem, wie der Verfaſſer von Nr. 1 ausſpricht: daß nichts im zweiten Theile des Fauſt's „als „Grundidee nachweisbar wäre? nichts, als die reine Will„kür, die das Geſchaffene in ein Nichts auflöſt? (Seite „66.) — —" Wenn es ſo wäre, es wäre, bei den Göt-

tern! gar zu ſchlimm. Um uns hierüber zu tröſten, ſcheint es denn doch unerläßlich, ſo wenig wir auszuſchweifen gedenken, ein Bischen näher auf die Betrachtungsweiſe Herrn Enk's einzugehen.

In dem erſten ſeiner ſechs Briefe entwickelt der Verfaſſer wahrhaft philoſophiſch und in einer anmuthigen Folge der würdigſten Betrachtungen die ſchmerzlichen Zuſtände, die den ſtrebenden Menſchen auf der Dornenbahn des Lebens erwarten; die Täuſchungen der Fantaſie, des Herzens, des Kopfes, wie der Begierde; und die Entzweiung im Innern des Ringenden, die endlich eintritt; und die er als den Quell anzeigt, von dem die ganze Geſchichte Fauſt's ausſtrömt; worin wir ihm völlig beiſtimmen.

Aber ſchon im zweiten Briefe ſehen wir mit Mißbehagen den geiſtreichen Verfaſſer dieſe vortrefflichen Erörterungen wie vergeſſen, und den Charakter Fauſt's, der alle jene Richtungen in ſich faßt, der, wie Hr. D. ganz richtig ſagt „den forſchenden, ſinnenden, träumenden, dich„tenden Deutſchen vom beſten Schlage, mit Einem Worte „— Goethe'n ſelbſt in ſeiner frühern, auch wohl ſpätern „Epoche darſtellt (S. 13)," ganz willkürlich nur von wenigen und den ſchlimmſten Seiten auffaſſen, als „hochmüthig und genußgierig (S. 27)," und ihm „jedes Ziel eines kräftigen Strebens (S. 28)," ja bald darauf (S. 29), im dritten Briefe, jedes Streben überhaupt abſprechen. Und hiermit wäre im Voraus dem zweiten

Theile der Dichtung jeder Gehalt benommen: denn auf dem Streben allein beruhet dieſer. In raſtloſer Thätigkeit ſehen wir Fauſt vom Anbeginn bis zu ſeinem Gerichte unter Schmerz und Luſt beharren. Freilich können wir ihm nicht überall Beifall ſpenden, denn

„es irrt der Menſch, ſo lang er ſtrebt;"

aber unſere Theilnahme, denn auch wir ſind Irrende und Strebende, können wir ihm nicht verſagen. Wir fühlens im Tiefſten:

„Ein guter Menſch in ſeinem dunkeln Drange
„Iſt ſich des rechten Weges wohl bewußt;"

und das ſtille aber dringende Bedürfniß unſerer Herzen läßt uns von der ewigen Gnade Barmherzigkeit für den Durchgeprüften hoffen; die uns denn auch am Schluſſe durch die Worte der Engel verheißen wird:

„Wer immer ſtrebend ſich bemüht,
„Den können wir erlöſen."

Wir hören dieſen Chor mit der innigſten Befriedigung, glauben in ihm das Löſungswort des Ganzen zu haben, und ſind weit entfernt, den Dichter oder ſein Geſchöpf ſtrenger zu richten, als es das Maß der begränzten Menſchheit geſtattet. Wir denken vielmehr an uns ſelbſt, und danken dem Dichter, der uns ſo freundlich zu beruhigen weiß. Jeder Wiſſende mag hiernach beurtheilen, ob der Verewigte (wie Fr. Wähner wähnt, und Hr. E.

S. 30 zu bestätigen scheint) „der nöthigen Bekanntschaft mit den Labyrinthen metaphysischer, sittlicher und religiöser Nachforschungen ermangelt habe;“ der große Mann hat wohl in Tiefen geschaut, vor deren bloßer Ahnung Hunderte erstarren würden; er hat in der heiligen Einsamkeit seines Busens Dinge abgethan, die man, wie die Eumeniden bei den Alten, nicht beim Namen rufen darf; und wir dürfen ja am Ende auch nur sagen:

„— er ist ein Mensch gewesen,
„Und das heißt ein Kämpfer sein.“

Hier mögen wir wohl auch einschalten, daß wir Stellen, wie die S. 72, wo es heißt: „daß von allen Heroen „der deutschen Literatur kein Andrer dem Geist seiner „Zeit ..... so wenig verwandt sei, als Goethe, dem „die höchsten Interessen derselben ..... bis auf einen „gewissen Grad immer fremd geblieben sind;“ nicht wieder zu hören wünschten. Darüber sollten wir nun wohl hinaus sein, und ein geist- und gemüthvoller Kritiker sich nicht einer Brille bedienen, welche die Augen unberufener Sprecher bisher getrübt hat. Hiervon genug. Und wir begleiten Herrn E. zu seinem vierten Briefe, worin er, dem Vorangeschickten freilich entsprechend, darzuthun sucht, daß der erste Faust ewig Fragment hätte bleiben müssen, „weil das Leben selbst nur ein Bruchstück sei (S. 52).“ Gut und wahr! allein wir müssen gedenken, daß das Leben des Einzelnen eben nur dadurch aufhöre, Fragment zu bleiben, daß es von einer ewigen Macht und Weisheit, deren Wege wir nicht durchdringen, in eine höhere

Sphäre aufgenommen wird; was darzuſtellen gerade die Aufgabe des Abſchluſſes des zweiten Theiles, und ſomit des Ganzen, geweſen iſt. Freilich wird dieſer Abſchluß unbegreiflich, wenn man, wie Herr E. (S. 55) im fünften Briefe, die vier erſten Akte des zweiten Theils ganz überſpringt, die das weitere Irren, Streben und Genießen Fauſt's darſtellen; und ſo den Anfang ohne Vermittlung willkürlich an's Ende knüpft.

Hier zeigen ſich nun die falſchen Früchte jenes oben gelegten Samens des Irrthums. Wie? Mephiſtopheles (S. 64) hätte ſeine Aufgabe gelöſt? dieſen „Geiſt von ſeinem Urquell abgezogen?" wann und wo hätte ſich Fauſt „auf das Faulbett gelegt?" wann iſt er im Genuſſe eingeſchläfert worden? Das Vorgefühl der Früchte eines wohlthätigen Wirkens, das Höchſte, was der Menſch auf dieſem Planeten edel zu genießen berufen und befähigt iſt, betrügt den hölliſchen Geiſt, der das nicht faßt, mit dem Scheine der Erſchlaffung; und der Mann, der in dieſem Wirken und Bauen ſein irdiſches Ende erreicht, ſollte der vor dem Ewigen nicht Gnade finden? —

Ich glaube genug geſagt zu haben, und darf auf das Formelle im Gedichte übergehen, wo ich mitunter mehr Anlaß finden kann, mit Hrn. E. übereinzudenken, als bisher. Gewiß iſt's, daß der Verf. von Nr. 2 den poetiſchen Werth des zweiten Theils von Fauſt, als Ganzes, etwas zu hoch anſchlägt; obwohl er zugleich ſehr richtig die Gründe angibt, warum dieſer Werth nicht ſo groß ſein könne. Wie kann man erwarten, daß ein Gebilde völlige Einheit der Form, der Stimmung, jene Har-

monie der Theile und ſanft geſchwungenen Uebergänge an ſich tragen ſoll, die echten Kunſtgebilden zukommen, — welches im Jahre 1770 concipirt, im Jahre 1831 vollendet ward, und das bei einem Dichter, wie dieſer, deſſen Inneres, wie vielleicht das keines Andern, in einem perpetuirlichen Fortbildungs-Umſchwunge begriffen war? Daher die Forderung ſo Mancher, die den Fauſt ſo fortgeführt wollten, wie er anfing; weil ſie ſeitdem auf derſelben Stufe des Lebens verharrten, während der Dichter ganz andere Regionen, die Jene nicht ahnen, durchklomm; daher aber auch die auffallende Verſchiedenheit in der Ausarbeitung der einzelnen Partien, von denen manche, wie z. B. die Helena, die höchſte Stufe, auf welcher der Dichter je ſtand, bezeichnen, was durch Hrn. D. (S. 75) aus einem Briefe Goethe's an Schiller, vom Jahre 1800, wo dieſer Arbeit erwähnt wird, begreiflich erſcheint; andere wieder, z. B. die Scenen des vierten Aktes, wenigſtens theilweiſe, die Spuren eines vorgerückten Alters unläugbar an ſich tragen. Doch aber möchten wir nicht mit dem Verfaſſer von Nr. 1 ſagen, „daß wir, auch mit der aufrichtigſten Verehrung für den Dichter, die klaſſiſche Walpurgisnacht nicht zu Ende bringen können, ohne zu ſagen:

„Mir widerſteht das tolle Zauberweſen!“

(S. 68) oder, daß es Mühe koſte, das Ganze dreimal zu leſen (S. 69); wenn es ſo wäre, — woher „die aufrichtigſte Verehrung für den Dichter?“ — Auch können wir keinem der beiden Erklärer beiſtimmen, wenn ſie (Nr.

1 S. 62; Nr. 2 S. 111) wünschen, die Scene zwischen Mephistopheles und den Engeln möchte ganz oder theilweise unterdrückt worden sein. Warum soll der alte nichtswürdige Schelm plötzlich aus seiner Rolle fallen? Und das Gemeine ist, wie ihn Goethe gebraucht hat, seine Rolle; er ist das Negative in Allem, wie Mrs. Jameson (Frauenbilder ꝛc. u. s. w.) so gründlich bemerkt; anders mögen sich Lessing's, Klinger's, Müller's u. a. Dämonen benehmen; dieser aber ist nun einmal „der Schalk" und der schmutzige „Herr der Ratten, Mäuse, Fliegen, Wanzen, Läuse!"

Daß uns aber durch den zweiten Theil des Faust jener Zauberhauch von ahnungsvollem Jugendleben nicht anweht und umwittert, der den ersten durchzieht; nicht wie in diesem die Gestalten des dahintaumelnden Lebens, wie im Fluge magisch festgebannt, und ihre Seelen wahrhaft verkörpert erscheinen, — der Moment, die Epoche, die Stimmung, nicht mit jener, zum zweitenmale nicht mehr erreichbaren Unmittelbarkeit, die den Kern unseres Lebens trifft, ausgesprochen, das sei dem Verfasser von Nr. 1 willig zugegeben. Und wir dürfen mit diesem Zugeständniß einstweilen von dem trefflichen Verfasser der Melpomene Abschied nehmen, um von Nr. 2 noch einiges Nähere beizubringen.

So wie Hr. E. überall als Selbstdenker und Erfahrener erscheint, dem es vorzüglich um Beruhigung und Abschließung in sich selbst zu thun ist, so gibt sich Hr. D. alsbald als Verehrer Goethe's zu erkennen, der es

nicht ſcheut, eine unerquickliche Menge halbvergeſſener Folianten zu durchwühlen, und die Waffen einer allerdings reſpectabeln Gelehrſamkeit anzuwenden, um die eigentliche Feſtung des verehrten Mannes zu erobern. Und wenn er in dieſer Taktik auch unläugbar glücklich iſt, indem er, wie es uns ſcheint, überall die Pforten des Gedichtes aufgeſchloſſen, ſo möchten wir doch hinzufügen, daß es ſolcher Rüſtungen kaum bedurft hätte; da ein offener Sinn, ein empfängliches Gemüth, ein Geiſt, der durch Erfahrung ſelbſt zu Reſultaten gelangt iſt, und eine genetiſche Kenntniß Goethe's völlig ausreicht, um in dieſem teſtamentariſchen Werke des Unſterblichen nichts Weſentliches unergründlich oder räthſelhaft zu finden. Wie denn auch unſern Verfaſſer dieſes Suchen und dieſe Exegeſe hin und wieder zu weit geführt hat; wie S. 20 die Stelle: „Blut iſt ein ganz beſondrer Saft" — unnöthiger Weiſe auf theologiſche Betrachtungen bezogen wird, was, wie ich oben ſchon anführte, am Schluſſe wieder der Fall iſt. Auch wird den naturwiſſenſchaftlichen Anſichten, die allerdings, aber nur im Vorübergehen, mit „hinein geheimniſſet" ſind, auf Koſten der eigentlichen ethiſch-practiſchen Tendenz, zu viel Wichtigkeit eingeräumt. Die Schrift unſeres Enk iſt Herrn D. wohlbekannt; auch weiß er ſie an manchem Orte zu würdigen; gibt aber in der Vorrede (S. VI) nicht undeutlich zu erkennen, daß die ſeine, wenn gleich früher entſtanden, als ein Gegengewicht in der Schale des öffentlichen Urtheils zu gelten wünſcht. Der Gegenſatz zwiſchen dem erſten und zweiten Theile Fauſt's wird nicht genug herausgehoben; wiewohl

Stellen, die der Verfaſſer aus Briefen Goethe's u. a. anführt, ihn nahe genug legten. Der erſte Theil, in Jugendglut empfangen, aus „überfreier Geſinnung" (Dicht. u. W. III.) hervorgeſtrömt, ſucht das Gränzenloſe. Der zweite Theil, das Ergebniß eines Lebens voll Prüfungen, bringt das Geſetz, mit ihm die Beſchränkung, und hat in dieſem Sinne die dem erſten entgegengeſetzte Richtung. Reiner Thatendrang (S. 20) wird endlich, von tauſend Felſenwänden zurückgeſtoßen, in die Bahn des allgemeinen Beſten einlenken, und eine Beſtimmung ſelbſtbewußt, mit höhern Kräften vereinigt, erfüllen, der er, in einem weitern Sinne, auch während des Irrſtrebens ſeinen Pflichttheil unbewußt zollte. Denn wir erfüllen die Zwecke der Vorſehung, wollend oder nicht wollend. „Weil die That „überall entſcheidend iſt, ſo kann aus einem thätigen Irr„thume etwas Treffliches entſtehen; weil die Wirkung je„des Gethanen in's Unendliche reicht." (G. 49, S. 15.) — Daß uns Hr. D. überall aufmerkſam macht, die Maximen Mephiſto's als ſolche, und nicht als die des Dichters, aufzunehmen, erſcheint dankeswerth. Hieraus wird mancher Irrthum verhütet, manche Anſchuldigung zurückgewieſen. Unterrichtete wiſſen die einzelnen Stellen wohl zu unterſcheiden, wo ſich der Weiſe allerdings hinter den Schalk verſteckt. Es ſind die, wo er zu negiren hat, — wo das Leben mit ſeinem großen Schatten das Licht von oben verdüſtert; aber der Schatten, der wohl über jeden von uns hinzieht, ſchwindet wieder, und läßt nur wenige Spuren, wie die Rhythmen des Unmuths im Divan, zurück. Nur im Fauſt erkennt Hr. D. mit Recht überall

das Spiegelbild jenes großen Lebens. „Keine Richtung „desselben blieb hier ohne Denkmal. Der Zwiespalt ist „einmal vorhanden. Ihn lindern durch fortgesetzte Thä„tigkeit, wird fortan Bestreben ..... Er ist glücklich „und bliebe es, stünde nicht Mephisto ihm ewig drohend „zur Seite." (S. 22.)

Diese Stelle ist in allem, was wir über Faust bisher zu lesen hatten, die einzige, die auf ein Verständniß dessen hindeutet, was eigentlich die Achse des Ganzen ausmacht: wie sich nämlich Mephistopheles zu Faust, und beide zu Goethe verhalten. Jene dunkle Macht ist ein Stück von Faust's Innerem, und Goethe hatte sich's klar gemacht, wie Faust und Mephisto nur die Theile seines eigenen Innern seien. Denn im Menschen lebt die nach dem Höhern strebende, die bejahende, so wie die herabziehende, die verneinende Gewalt.

„ . . . Daß dem Menschen nichts Vollkomm'nes wird,
„Empfind' ich nun. Du gabst zu dieser Wonne,
„Die mich den Göttern nah und näher bringt,
„Mir den Gefährten . . . . . .
„ . . . . . der kalt und frech
„Mich vor mir selbst erniedrigt, und zu Nichts
„Mit einem Worthauch deine Gaben wandelt.

Dieses Princip ist in der Brust des Menschen, wie im Weltall, das Vergängliche, das Irdische,

„ . . . . . es setzt der ewig regen,
„Der heilsam schaffenden Gewalt
„Die kalte Teufelsfaust entgegen,
„Die sich vergebens tückisch ballt."

Vergebens! denn wie die irdiſche Hülle ihr Raub ward, ruft eine höhere Macht den Geiſt zu andern Wirkungsſphären. Das iſt Fauſt's Ende; das iſt der gelöste Pact.

Goethe's eigene Aeußerungen über das Werk, mit denen uns Hr. D. bekannt macht, ſind immer inſtructiv, oft merkwürdig. Die Hoffnung, man würde keine Ungleichartigkeit in der Behandlung wahrnehmen (S. 30 u. 128), war wohl unerfüllbar. Aber wir finden den zweiten Theil treffend bezeichnet, wenn Goethe ſchreibt: „Der „Verſtand hat mehr Recht daran ..... Er wird Je„nen erfreuen, der ſich auf Miene, Wink und Hindeutung „verſteht. Dieſer wird ſogar mehr finden, als ich geben „könnte." (S. 31.) — So finden wir unſer Gefühl beſtätigt, wenn wir (S. 32) erfahren, daß der Abſchluß Fauſt's, früher als das Uebrige, ſchon im Jahre 1829, ſo gut wie vollendet war. Denn er übertrifft das Uebrige, Helena ausgenommen, an Friſche und Wärme. Wir empfinden mit Hrn. D. den Zuſammenklang des Anfangs mit dem Schluſſe.

In der verſuchten Erklärung des reichen Details hat den Commentator ſein Studium faſt ſtets das Rechte finden laſſen. So die Bezüge auf Farbenlehre (S. 33), philologiſche (S. 53 u. w.) und geologiſche (S. 84. u. w.) Polemik, abergläubiſche Geſpenſter-Theorien (S. 110) u. dgl. m. Die Mütter hat der Verfaſſer (wie wir im oben angeführten Briefe) als die gebärenden Ideen in der innern Welt anerkannt, und dieß Erkenntniß mit verſchwenderiſcher Gelehrſamkeit zu begründen geſucht (S. 38).

Der Dreifuß aber darf nicht (S. 41) alchemiſtiſch gedeutet werden; da hier nicht von Natur, ſondern von Kunſt und Schönheit die Rede iſt. Wir mögen uns erinnern, daß der Tripus das Emblem der Begeiſterung bei den Alten darſtellte; und aus ihrer Hand möchten wir wohl eher als aus der einer mittelalterlichen Retorten-Philoſophie den Schlüſſel zur lebensvollen Welt der Griechen erwarten. Homunculus wird, wieder mit merkwürdigem Aufwand von Citaten (S. 79), erklärt; über Euphorion (S. 72) ſtimmt Hr. D. mit der allgemeinen Anſicht überein; bringt aber eine, mir bisher unbekannte Stelle (Ptolem. Heph. L. IV. p. 317) bei; ſo wie er uns über den Negromanten von Norcia (S. 89) aus Görres, Raumer und Andern belehrt. Die Anſpielung auf Kryſtallographie (S. 99) laſſen wir dahin geſtellt ſein. Goethe iſt ein Dichter, den aus allen ſeinen Beſtrebungen gleichſam zuſammenzuklauben und ſchätzen zu lernen, Keinen reuen und Jeden fördern wird; er denke gleich oder anders. Prüfet Alles, und das Gute behaltet! wird hier wie überall leitender Wahlſpruch bleiben. Ueber das Schlußurtel und den Pact denkt der Verfaſſer (S 109) wie wir, nach unſern wiederholten Bekenntniſſen. Und wir haben nichts hinzuzufügen. So wird auch (S. 124) das „Ewig-Weibliche," das ſo manchen Anſtoß gefunden, bei ſo manchem Verſtändigen Kopfſchütteln erregt hat, ganz nach unſerer Ueberzeugung, als naturgemäßer Ausdruck völliger Hingebung gelobt, wobei ſich wohl das Ideal der Madonna in der italieniſchen Kunſt unwillkürlich dem Blick der Erinnerung vorbildet.

So haben wir denn auch über dieſen wohlgemeinten und mit Geſchick durchgeführten Verſuch uns weitläufig genug ausgeſprochen; und würden uns als völlig zufriedengeſtellt mit Vergnügen erklären, wenn der Verfaſſer, weniger bemüht ums Einzelne, ſich entſchiedener dem großen Sinne des Ganzen zugewendet, und ſo wie er in ihm aufgegangen, auch die, zu denen er ſpricht, unabläſſig und mit ernſtem Nachdruck dahin gewieſen hätte. Denn wie die Fortführung des Wilhelm Meiſter, ſo iſt auch die des Fauſt, deren Verwandtſchaft mit jener wohl Jeder, der ſich mit Goethe's Werken liebevoll beſchäftigt, empfinden wird, einzig bemüht, uns Ehrfurcht vor dem Höchſten und liebevolle Thätigkeit in unſern Kreiſen auf's Dringendſte an's Herz zu legen; die Moral, welche alle die andern in ſich ſchließt, welche von allen Werken der Natur wie des Geiſtes, wiſſentlich oder unwiſſentlich gepredigt wird, und die wir, als das Vermächtniß unſeres größten Dichters, mit doppelter Pietät in unſre Gemüther einſchreiben wollen! —

Nicht dem Verfaſſer der beſprochenen Schrift alſo, der ſie, wie wir, in ſich aufgenommen, ſondern Denen, die ſie bisher noch unberührt unter dem ſiebenfachen Siegel gelaſſen, rufe ich, wie ich es ſchon früher that, neu wieder zu:

„Euch zur Erde mühſam bückend,
„An des Kleides Saum beſchäftigt,
„Uebertändelt ihr die Stunden.
„Eh' ihr noch das Aug' gekräftigt,
„Aufwärts zu dem Antlitz blickend, —
„Iſt das Götterbild entſchwunden."

K. L. v. Knebel's literariſcher Nachlaß und Briefwechſel. Erſter Band mit Knebel's Bildniß. LXIII und 264 Seiten. Zweiter Band 512 Seiten. Leipzig, Gebrüder Reichenbach, 1835. gr. 8.

Knebel entwickelte an Goethe's Seite ein erfreuliches Naturell, lernte ſeine Fähigkeiten, nach gehöriger Schätzung, cultiviren, und lieferte ſo jene geſunden Producte, die ihm von ſeinen Freunden wohl etwas zu hoch angerechnet werden, die aber immer einen ſchätzbaren Beitrag zu unſerer Literatur liefern. Bei ihnen jedoch blieb er auch ſtehen, und ſuchte nicht, wie wir es ſo oft in neueſten Tagen ſehen, durch ein phaëtoniſches Mißlingen mitleidigen Nachruf für herzlichen Beifall einzutauſchen. Alles bisher Geſagte ſucht der vorliegenden Sammlung die rechte Stelle unter der großen Maſſe neuerer Erſcheinungen anzuweiſen. Sie ſtellt nämlich ein Stück deutſcher Literaturgeſchichte dar, und zwar vorzüglich aus jener Epoche und jenem Kreiſe, welche wir uns nicht ohne beſondern und innigen Bezug auf Goethe denken können.

Die einleitende Biographie Knebels von Th. Mundt iſt breiter als tief. Es wird viel geredet und wenig geſagt. Im Ganzen wird Knebel als das bezeichnet, was er war. Es wird zu verſtehen gegeben, daß ein eigentlicher dichteriſcher Genius ihm nicht inwohnte, was in der That die folgenden Gedichte beſtätigen. Es ſind mehr geiſt- und gemüthreiche Aeußerungen in rhythmiſchen Formen, als wahre Gedichte. Dasſelbe läßt ſich nun freilich von der bei weitem größern Zahl ſämmtlicher exiſtirenden

lyriſchen Sammlungen ſagen; aber jene wollen auch für mehr nicht gelten, und das läßt ſich nicht von dieſen rühmen. Den großen Lucretius ſcheint der Biograph nie ſtudirt zu haben, ſonſt würde er eher begreifen, was denn „dieſe auf die barſte Lebenswirklichkeit hinauslaufende Dichtung . . . enthalten mußte, um jene Gemüther nicht nur zu blenden, ſondern auch zu erheben.“ (S. XLI.) Da hat ſich der dialectiſche Hegel ſchon beſſer umgeſehen, wenn er (II. 447) ſchreibt: „Ich weiß wohl, daß einen Zeitungsartikel abfaſſen, Strohheſſen heißt, gegen das Schwelgen in dem Drehen und Ausmeißeln lukreziſcher Hexameter, voll tiefſinniger Philoſophie. „Daß aber vollends, wie Mundt verſichert (XLI) „in der heidniſchen Unvermitteltheit die Weisheit des Epikur etwas Richtiges iſt „und die Wahrheiten, die in ihr ſtecken, nur erſt durch eine Begründung auf chriſtlicher Baſis zu ihrem eigentlichen Recht gebracht werden“ — mögen die Philoſophen und Theologen, jeder nach ſeiner Art widerlegen; jene werden behaupten, den Epikur ohne Chriſtenthum zu verſtehen, — und dieſe werden ſchwerlich unſern Glauben zu einem Commentar des Epikur machen wollen.

Die Gedichte ſind, mit wenigen Ausnahmen, in antiken Versformen, welche Knebel bekanntlich mit bequemer Lebendigkeit behandelt, abgefaßt, und beſtehen aus Hymnen, welche ein edles religiöſes Gefühl für die Natur ausdrücken, — Elegien, welche den Widerſpruch zwiſchen den ernſten Forderungen und idylliſchen Träumen eines liebevollen Herzens und der traurigen Kälte einer bedenklichen Gegenwart abermals zur Sprache bringen, — vermiſchten

Gedichten (vom J. 1766 bis zum J. 1829), meiſtentheils bei beſtimmten Anläſſen entſtanden, uns zum Theile, wie das Gürtelband (S. 42) aus Herder's Werken bekannt, und durch dieſe Sammlung nur erſt ihrem Vater vindicirt, — und Diſtichen, wie ſie eben von bedeutenden Augenblicken einem aufmerkſamen Geiſte eingegeben werden. S. 83 treffen wir ein Gedicht, das dieſelbe Idee entwickelt, die Goethe mit der Ueberſchrift: „Urworte; Orphiſch" (3. Bd. S. 101) zum Typus des menſchlichen Lebens zu ſtämpeln ſuchte. Nur hat es Knebel mit der determinirten Strenge eines Philoſophen dabei bewenden laſſen, uns auf die ernſte Nothwendigkeit, als die dunkle, eiſerne Schlußmauer unſers Daſeyns zu verweiſen, während Goethe mit dichteriſcher Milde die eherne Pforte dieſer Mauer entriegelt, und die Hoffnung, das liebliche Weſen, uns zum Troſte herbeiruft. — Herder's Einfluß iſt in allen Dichtungen unverkennbar; ein Centrum in Knebels Naturell, eine gewiſſe zuſammenhaltende Kraft, durch den ſteten Umgang mit den Alten, beſonders mit dem ſo bündigen Lukrez, noch mehr befeſtigt, hat dieſen Einfluß unſchädlich gemacht. Denn man kann im Ganzen nicht ſagen, daß Herder auf die Seinen günſtig wirkte; ſein großer, weiter Blick verlockte das ungeübte Auge in's Grenzenloſe, und wenn Goethe befreit hat, ſo hat Herder entzügelt.

Der nun folgende Briefwechſel iſt unſtreitig das Intereſſanteſte am Ganzen. Eine merkwürdige, ja man muß wohl ſagen die merkwürdigſte Epoche der deutſchen Bildungsgeſchichte bewegt ſich hier, wie in einer reichen Aus-

ſtellung, lebendiger als es in Compendien geſchehen kann, vor der Erinnerung des Literaturhiſtorikers vorüber. Die bedeutendſten geiſtigen Perſönlichkeiten erſcheinen, gleichſam durch ſich ſelbſt gemalt, wie wandelnde Porträts, jeder die Attribute und Inſignien mit ſich präſentirend, die ihn charakteriſtiſch bezeichnen. Ohne daß es deutlich ausgeſprochen wird, merkt auch hier der kundige Leſer überall, daß Goethe der verborgene Mittelpunct iſt, auf den ſie ſich alle beziehen, in dem ſie ſich reflectiren. Knebel erſcheint dabei wie der Romanheld nach W. Meiſter's Theorie, er läßt eben alle auf ſich wirken, nimmt auf, lehnt ab: vermittelt, und iſt dabei der gewinnende Theil. Sein eigener Gefühls- und Gedankenkreis wird im dritten Bande deutlicher werden; denn dieſer wird ſeine eignen Briefe, ſeine vermiſchten Schriften über philoſophiſche und literariſche Gegenſtände, und Auszüge aus ſeinen Tagebüchern enthalten.

Den Reihen der vorüberziehenden Geſtalten eröffnet würdig der Großherzog Carl Auguſt von Weimar. Ein Welt- und Lebemann im beſten Sinne, aufgeklärt, geprüft, durch Geiſt und Geburt gleich hoch geſtellt, dieſer Stellung ſich heiter bewußt, und ſie zu kräftiger Anregung froher, lebendiger Thätigkeit um ſich her benützend, mit der echten Fürſtengabe gekrönt, Menſchen jeder Eigenthümlichkeit anzuerkennen und zu behandeln, von den Grazien beſchenkt, practiſcher Philoſoph mit einem angenehmen Uebergewicht edlen Epikuräismus, — unterhält ſich hier mit einem biedern Freund über mannigfache Reiſe-, Lebens- und Seelen-Angelegenheiten. Es thut wohl, einen ſolchen Für-

ſten in einem ſolchen Kreiſe wahrzunehmen, und im Geiſte die Früchte vorzugenießen, die ein ſo herrliches Verhältniß reifen muß. Eines Auszuges ſind dieſe Briefe, die in der Breite des Weltverkehrs herumvagiren, nicht fähig. Einem ähnlichen, practiſchen, realen Geiſte ſagt vor Allem die Sphäre der Natur zu, und ſo mag ſtatt aller Eine treffliche Stelle zur Bezeichnung hier ſtehen: „Die Naturwiſſenſchaft iſt ſo menſchlich, ſo wahr, daß ich jedem Glück wünſche, der ſich ihr auch nur etwas ergibt; ſie fängt an leicht zu werden, daß auch gern trägere Menſchen ſich eher dazu einladen laſſen; ſie iſt ſo leicht wahr zu behandeln, daß ſie den Geſchmack zum Unwahren überwiegen kann; ſie beweiſt und lehrt ſo bündig, daß das Größte, das Geheimnißvollſte, das Zauberhafteſte ſo ordentlich einfach, öffentlich, unmagiſch zugeht; ſie muß doch endlich die armen, unwiſſenden Menſchen von dem Durſt nach dem dunkeln Außerordentlichen heilen, da ſie ihnen zeigt, daß das Außerordentliche ihnen ſo nahe, ſo deutlich ſo unaußerordentlich, ſo beſtimmt wahr iſt. Ich bitte täglich meinen guten Genius, daß er auch mich . . . immer auf dem ruhigen, beſtimmten Wege leite, den uns der Naturforſcher vorſchreibt.“ (I. 143) — Die Herzogin Amalie läßt ohne Rückhalt die gefühlvollen Ausdrücke einer ſchönen, zart geſtimmten Seele wallten, während die kürzeren Billets der Großherzogin Louiſe das Gepräge geiſtiger Hoheit und ſorgfältig gemeſſenen Betragens haben. Deſto ungezwungener, halb in Proſa, halb in Knittelreimen, läßt ſich der wackere Einſiedel aus, in welchem ſich der fröhliche Welt- und der herzliche Biedermann auf's Erquickendſte durchdringen.

Der würdige Dalberg ſchließt mit edlen, philoſophiſchen Aeußerungen, die ſämmtlich auf ſittliche Befriedigung hinwirken, den erſten Band. — Briefe von Knebel an ſeinen Jugendfreund Gilbert, die den zweiten eröffnen, verſetzen uns in die angenehmen Jahre, wo man den Pegaſus zuerſt beſteigt, und der gewiſſen Hoffnung lebt, er werde uns in olympiſche Räume tragen. Nüchterner wird man ſchon geſtimmt, wenn man Ramlers Briefe lieſt, dem das edle Flügelroß nie ſauber genug gezäumt, geſattelt und geſtriegelt iſt. Ein einziger Brief der Karſchinn reicht hin, was noch an Illuſion übrig war, zu vernichten. Die kindiſchen Spielereien des alten Gleim haben doch etwas Gemüthliches. Geiſtreicher, mit gefühlvollem Behagen, wirft Fritz Jacobi einige Worte hin. Der ehrliche Boje erhandelt und behandelt kümmerlich Beiträge zu ſeinem Muſen-Almanach, protegirt ſtudierende Poeten, macht Bücklinge vor ausſtudirten, und iſt ein rechter Göttinger-Mäcen. Von Nicolai's wenigen Briefen iſt nichts zu ſagen. Die von Großmann hätten neben jenen an Gilbert, und die von Knebel an ſeine Schweſter Henriette, herzlich, ſchön und bedeutend für Knebel's Charakteriſtik, wie ſie ſind, im dritten Bande eine paſſendere Stelle gefunden. Nun geht es aus einem höhern Tone. Die Briefe des herrlichen, ſo oft, und leider! noch jetzt häufig verkannten Wieland ſtellen uns dieſen wahrhaft ſchönen Geiſt wieder in ſeiner liebenswürdigen Größe dar. Feiner, gefühlvoller Scherz, ſcharfe, menſchenenträthſelnde Gedanken, rührende Innigkeit, große Anſichten, wechſeln mit einander, und werden nur durch

die sanfte Beleuchtung zusammengehalten, welche das Licht innerer Klarheit über sie ausgießt. Diese ruhige Helle ist es nebst anderen, was unserer verworrenen Zeit, der alles Große nur als Komet vorschwebt, an Wieland ungenießbar bleibt. Diese Briefe aber, die zum Theile aus den Tagen seiner Zurückgezogenheit sind, verdienen Dank, daß sie uns das schöne Bild großen, klaren, anmuthigen Daseins wieder vor Augen bringen, das Wieland unter dem Namen Agathodämon zeichnete, „als letzten Versuch, ein schon so lange in seiner Seele liegendes Ideal abzuschatten." (II. S. 213) Ein Ideal, das seine eigene Persönlichkeit und Art zu sein, auf's Lebendigste verwirklichte. — Herder sendet geflügelte Blätter, verschiedensten Inhaltes, an den ihm besonders ergebenen, seelenverwandten Freund. Sein Styl ist in diesen Briefen derselbe wie in seinen Werken, nur noch individueller. Es sind hingeworfene Skizzen, große Umrisse, ahnungsvolle Blitze, vielbedeutende Orakel; alle Worte deuten in's Unendliche hinaus. Was sich von ihm aneignen läßt, hat seine Gattin Caroline mit ihrer eigenen gemüthlichen Zartheit und Weichheit, bei etwas Unbestimmtem, Unaufgehelltem in ihrem Denkkreise, zu einer wohlthuenden Persönlichkeit verschmolzen. Ihre Briefe behandeln meist literarische Vorwürfe, und ich kann nicht umhin, hier eine Stelle daraus mitzutheilen, die dem beliebten Gemeinspruch über Goethe's Eugenia; „marmorglatt, aber auch marmorkalt" — gänzlich zuwider lautet (II. 345): „Das Thema des Stücks hat eine große Anlage — nämlich: der ewige Kampf der menschlichen Verhältnisse mit den politischen.

Der Keim und Gang des Schickſals wird vor uns entwickelt, wie eine Blume entfaltet ſich eine Folge aus der andern, Handlungen und Empfindungen ſind Eins, vortreffliche Geſinnungen, Gedanken, ausgeſprochen in einer klaſſiſchen Sprache .... die Stände handeln, ohne Namen: König, Herzog, Graf u. ſ. w.; zwiſchen dieſe kommt nun die natürliche Tochter des Herzogs ins Gedräng. Das Verhältniß eines verſtändigen, zärtlichen Vaters zu ſeiner geliebten Tochter iſt unvergleichlich dargeſtellt, ſeine Liebe und ſein Schmerz, da er ſie verloren, ſo rührend wahr! Die Schuldloſe wird vom Bruder verfolgt, von ihrem Vater, der ſie todt glaubt, entfernt, — ſie ſoll über's Meer. Hier zeigt ſich nun, in den verſchiedenen Situationen, wo ſie um Hülfe fleht, daß ſie nur Stände, nicht Menſchen antrifft. Nur Einer hat ein mitempfindend Herz, er will ſie retten ... Sie ſagt ihm ihre Hand zu ... dieß iſt die erſte Abtheilung von dreien. Es iſt ein wahrhaft hohes, klaſſiſches Stück, ... nach dieſem Anfang zu urtheilen, das Schönſte, was Goethe je gemacht hat.“ — Nach dieſer enthuſiaſtiſchen Aeußerung wirft ſie einige ungerechte Seitenblicke auf Schiller, und verzweifelt wieder im nächſten Briefe bei der Vorſtellung, Goethe könne das Stück zu Gunſten der Stände ſtatt zu Gunſten der Menſchlichkeit, wie es ihr gutes Herz wünſcht, enden wollen. Wie nun, wenn er es zu Gunſten der Wahrheit geendet hätte? der alten, grauen, eiſernen Wahrheit, die von Ständen ſo wenig als von guten Herzen weiß? und wenn es eben dieſe Wahrheit wäre, deren harte, ſchwer verdauliche Biſſen uns die hätſchelnde Amme Poeſie in gezuckertem Brei

darreicht? — Knebel's Antworten an das bedeutende Ehepaar folgen auf ihre Briefe; und nun tritt uns Lavater's Kerngestalt entgegen. Schade, daß so wenig von ihm da ist! man spürt sogleich, daß man es mit einem tüchtigen, in sich ausgearbeiteten Manne zu thun hat, der weiß was er will und es ganz will. Jedes seiner Worte lebt, alles ist individuell, wahr, kräftig, groß, und wir wagen es zu sagen, daß vielleicht von Allen, die hier vor uns auftreten, dieser unschätzbare Mann an eigentlichem geistigen Gehalte Goethe am nächsten steht. Er fühlt sich auch so. — Heinr. Meyer, auf schlichte, klare Weise, Fernow mit etwas mehr Aufputz, Passow mit modernem, gelehrtem Enthusiasmus, Wolf mit der Sicherheit des bewährten Kenners, und Schütz mit Bescheidenheit, geben Meinungen über philologische Gegenstände, Vorschläge, Conjecturen, Lesarten u. dgl. m. Jean Paul wiederholt seine bekannte Art, über allerlei Objecte mit geistreich-sentimentaler Laune zu phantasiren, und sich zwischen „den zwei Brennpuncten seiner närrischen Ellipse, Hesperus Rührung und Schoppens Wildheit (S. 425) zu bewegen. Die wenigen Briefe Matthisson's haben etwas unangenehm Elegantgefühlvolles, etwa wie sich Apoll mit Frack und Beinkleid bei einem ästhetischen Thee am Genfersee ausdrücken würde. Hegel zeigt sich beschäftigt und vertraut mit den öffentlichen Angelegenheiten, und bewährt auch hier den eindringenden Verstand. Falk, und der frische, herzliche Voß lassen sich nur kurz vernehmen; so wie ein einziger Brief hinreicht, um Wernern auf's Täuschendste zu porträtiren, und uns diese ganze merkwür-

dige Perſönlichkeit, wie wir ſie im Leben kannten, wieder vor's Auge zu rufen. Die altfränkiſche Ungeſchicklichkeit mit emphatiſchen Kraftäußerungen, die übertriebene Demuth bei unverholner Selbſtgefälligkeit, der fromme Ton von mythologiſchen Formeln durchbrochen, — dieſes aus Widerſprüchen geknetete Ganze macht einen wehmüthigen Eindruck. Oken endlich rechtfertigt bündig ſeine conſequente, freilich mancher Mißdeutung fähige Lehre gegen die Zweifel des, die determinirte Sprache einer ſchlußfeſten Syſtematik nicht ſo gewohnten Knebel. Er verfährt dabei mit der ihrer ſelbſt gewiſſen, liebenswürdigen, runden Derbheit des Philoſophen, die dem Gegner nichts übrig läßt, als das Bekenntniß ſeiner Unwiſſenheit. — Dieß ſind ſämmtliche Briefſteller. Ueber Knebel ſelbſt wird der dritte Band erſt die rechte Auskunft geben. — Weil wir nun doch das Ganze in Bezug auf Goethe gefaßt und dargeſtellt haben, ſo werden einige Stellen über ihn von den Briefſtellern die Charakteriſtik vollenden. Der Herzog K. A.: „Goethen hab' ich geſchrieben. Dieſem Menſchen ſcheint's gewaltig wohl zu geh'n, und jetzt in ſeinem Alter hat er die Gewalt über ſich, ſich's nicht wohler werden zu laſſen, als ſich's geziemt." (I. 161) „Goethe ſchreibt mir Relationen, die man in jedes Journal könnte einrücken laſſen; es iſt gar poſſirlich, wie der Menſch ſo feierlich wird." (I. 180) Wieland: „Verzeihen Sie das unartige Zeug, das ich Ihnen letzthin in einem hypochondriſchen Anfall über Goethe ſchrieb. Ich bin inzwiſchen radicaliter von allem Mißmuth gegen dieſen ſonderbaren großen Sterblichen geheilt worden." (II. 210)

Herder,: „Goethe hat uns seine Abhandlung vom Knochen vorgelesen, die sehr einfach und schön ist; der Mensch geht auf dem wahren Naturwege, und das Glück geht ihm entgegen, , , , Er trägt seinen Kopf und sein Herz immer auf der rechten Stelle, und ist in jedem Schritt des Lebens ein Mann. Wie Viele gibt's Solcher? . . . In der Kunstbetrachtung bin ich nach meiner Weise fleißig, und ich gebe Goethen in Allem Recht was er darüber sagt." (II. 236, 240, 246) Lavater: „An der Iphigenie lab' ich mich noch alle Tage." (II. 399) Jean Paul: „Goethe sei von allem, was gut und recht in mir ist, auf's Innigste gegrüßt." (II. 429) Jacobi: „Goethe hat einen Kupferstich von mir; ich hätt' ihn gern wieder; eine feierliche Zurückforderung will ich aber nicht; der Hasenfuß möchte sich, wer weiß was, dabei denken." (I). 72) So komisch dieser letzte Zug ist, so bezeichnend ist er, und mag, als ein lustiges Problem, der letzte bleiben.

Das beigegebene Bildniß präsentirt Knebeln mit dem von Wieland ererbten Käppchen, und einem flüchtigen Facsimile. Von einer „plastischen Schönheit, von echt antiker Bildung des Kopfes" wie sie Mundt (S. LXIII) rühmt, bemerke ich nichts. Der gemüthliche, sinnende Ausdruck, verbunden mit dem deutschen Costüme, erinnert eher an einen Steinmetz oder Baumeister des 16. Jahrhunderts.

Dem dritten Bande sieht man mit Erwartung entgegen. Wenn auch die goldenen Zeitalter mehr in den Köpfen der Dichter spucken als die Wirklichkeit beglücken, so gewährt doch immer die Betrachtung bedeutender Indivi-

duen und einer regſamen Literatur-Epoche ein reines und fruchtbareres Vergnügen, als die Erſcheinungen einer verworrenen und verwirrenden Gegenwart.

Louiſe Strozzi. Eine florentiniſche Geſchichte aus dem ſechzehnten Jahrhundert; vom Verfaſſer der Nonne von Monza. Nach dem Italieniſchen bearbeitet. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1835. Zwei Theile.

Den Inhalt dieſer vortrefflichen Erzählung macht ſcheinbar das traurige Schickſal Luiſe Strozzi's aus, — in der That aber der Zuſtand der Florentiner unter Alexander von Medici. Das Beſte wie das Schlimmſte, was ſich von dem Buche ſagen läßt, iſt: daß es ein hiſtoriſcher Roman iſt. Dieſe Behauptung zu begründen, bemerke ich Folgendes:

Wenn gleich ſeit Xenophon's Kyropädie die Geſchichte oft genug als Roman und der Roman als Geſchichte behandelt ward, ſo iſt es doch Walter Scott, von dem an wir eigentlich jene beliebte Gattung datiren, die wir den modernen hiſtoriſchen Roman nennen. Dieſer ausgezeichnete, und trotz der Launen einer leichtfertigen Mode und den Grillen pedantiſcher Zünftler, unſterbliche Schriftſteller kannte genau die Bedürfniſſe ſeiner Zeit und Nation, und war der Mann, ſie zu befriedigen. Er machte die Geſchichte, und zwar die vaterländiſche, zum Hintergrunde ſeines Romans, ohne an ihr übrigens das Geringſte zu ſchnitzeln; ſie gab nur dem Erfundenen Würde

und Intereſſe, ohne ſich damit zu vermiſchen. Ich rede hier von ſeinen beſten Werken; wo er jene Maxime verließ, entſtanden Zwitter, die dem Hiſtoriker Verdruß, dem Romanleſer Langeweile machen. Im Ganzen hielt er die Anſicht feſt: Der höchſte Zweck des Romans darf nicht außer dem Romane liegen. Es iſt Entweihung der Dichtkunſt, wenn ihre tiefſte Bedeutung factiſchen Intereſſen untergeordnet wird, und nur der ganz Ungebildete freut ſich einer Geſchichte, die man ihm vorerzählt, erſt dann, wenn man ihn verſichert, daß ſie ſich wirklich zugetragen hat; es iſt Erniedrigung der Geſchichte, wenn die Reſultate tiefſter Forſchung die müßigen Stunden romanleſender Damen tödten ſollen, und nur der Verbildete zieht das Pikante ergötzlicher Lügen der einfachen Wahrheit vor. Was alſo Scott's beſte Werke dem gebildeten Leſer ſo werth macht, iſt nicht das Hiſtoriſche, ſondern das Menſchliche in ihnen. — Von ſeinen Nachfolgern oder den durch ihn angeregten Schriftſtellern haben die Einen jene Maxime anerkannt, und, wie Cooper, Tüchtiges geleiſtet; oder, wie Washington Irving, verkannt, und ſind dabei übel gefahren. Allein ganz außerordentlichen, von der Idee durchdrungenen Geiſtern gelingt wohl auch das, was wir gewöhnlich unmöglich nennen; und ſo hat Salvandy im Alonſo ein Werk geliefert, von dem wir nicht ſagen können, ob die hiſtoriſche oder die innere menſchliche Bedeutung der Hauptzweck ſei; ihm ſind die Menſchen zur Geſchichte geworden, die Geſchichte hat ſich ihm vermenſchlicht; ſein Geiſt hat da zu vereinen gewußt, wo wir trennen und claſſifiziren; wir beugen uns dem Ge-

nius, und laſſen uns von ihm bezaubern und belehren. Indem ich nun Roſini, den Verfaſſer des vorliegenden Buches, als einen Geiſtesverwandten dieſes großen Mannes, nur auf geringerer Stufe, bezeichne, glaube ich ihm ſeine Stelle ehrenvoll genug angewieſen zu haben.

Jene Einheit von Geſchichte, Leben und Dichtung iſt auch hier bezweckt, nur nicht völlig erreicht; die Geſchichte überwiegt, und will das friſche Leben hier und da verdrängen; es iſt, als liebte und litte manches ſeelenvolle Weſen, um uns eine Jahreszahl tiefer einzuprägen; und der deutſche Bearbeiter, dem gelehrten Hang unſerer Landsleute treu, hat, ſtatt dieſem Mangel nachzuhelfen, ihn vielmehr durch eine hiſtoriſche Einleitung und ähnliche Noten nach Kräften unterſtützt. Damit Niemand glaube, ich thue dem Verfaſſer Unrecht, ſtehe hier: daß mitten in einem intereſſanten Abenteuer, die Flucht Alamanni's betreffend, der geſpannte Leſer durch den Zwiſchenſatz wie geohrfeigt wird: „Es braucht hier kaum erinnert zu werden, daß Alamanni nach dem Arioſt der berühmteſte Dichter der damaligen Zeit war." (I. 299.) Eben ſo wundert man ſich, im zweiten Theile, S. 136, aus dem Munde eines Unglücklichen in Momenten der Schwermuth literariſche Anſichten über Bojardo, Arioſto und Berni zu vernehmen. Gleicher Weiſe wird man mitten im Heranblühen der ſchaurigen Kataſtrophe, in den Momenten ſchmerzlichſter Erwartung (II. 335) mit einem Abriß der Geſchichte von Siena hingehalten. Hierin liegt es denn auch, daß mehr Perſonen auftreten, als mit Bedeutung beſchäftigt werden konnten; daß manche Situationen bloß

als hiſtoriſche Decoration da ſind; daß erſt vom zwölften Kapitel des erſten Theils an die Geſchichte eigentlich anfängt und an ſich intereſſirt; daß ſie überhaupt vorzugsweiſe auf den Florentiner, auf den Patrioten berechnet iſt und wirken muß. Der Verfaſſer iſt ſo von vaterländiſcher Art und Hiſtorie durchdrungen, daß ſogar die Schreibart den Styl jener denkwürdigen Zeit annimmt, und an Machiavell, ja an die Alten erinnert. Glückliches Land, dem ſeine Ahnen einen Geiſt eingeimpft, deſſen Aura ſelbſt die dumpfe Atmoſphäre der Gegenwart noch durchduftet! Da iſt nichts von ſentimentalen Expectorationen, nichts von ſubjectiven Erinnerungen, nichts von moderner Effectjägerei, nichts von philoſophiſch ſein wollenden Radotagen; einfach, bündig, in gut berechneter Folge werden Facta erzählt, die an ſich wichtig und rührend genug ſind; die handelnden Perſonen werden, der Weltgeſchichte, nicht der particulären zu lieb, in wenigen Zügen gemalt; die Localitäten mehr für Heimiſche als für Fremde bezeichnet; Geſpräche zur Belebung und Charakteriſtik, lebhaft, kurz, bedeutend, eingewebt; Reflexionen, nur wo ſie ſich faſt unabweislich aufdringen, kräftig und bündig hingeſtellt; ſie ſind immer wahr, nicht ſelten tief; nur manchmal wird man auch hierin an die Alten gemahnt, daß eine Wahrnehmung, die man täglich zu machen Anlaß hätte, alſo als bekannt vorausſetzen ſollte, mit einem gewiſſen, Neues verkündenden Pathos vorgetragen wird. Freilich gedenkt man dann der Nothwendigkeit, uralte Wahrheiten heut zu Tage, noch ſo gut wie zu Herodots Zeiten, als neu einſchärfen zu müſſen!

Das Wichtigste aber am Buche ist die Gesinnung des Verfassers, um derentwillen es geschrieben ist, — von der er wünscht, daß sie auf uns übergehe. Möchte sie's doch! sie ist durchaus wacker, kräftig, echt. Er weiß sehr gut, was er will; und auf Leser, die bis über das zwölfte Kapitel des ersten Bandes ausdauern, wird er auch seine Wirkung nicht verfehlen. Hier aber tritt, wie überall und immer, der alte fatale circulus vitiosus ein: die, welche die Lehre brauchten, fassen und fühlen sie nicht, — die sie verstünden, brauchen sie nicht. Tugend, Kraft, Selbstgefühl ist es, was er predigt; welch ein Unterschied von jenen modernen Novellchen und pikanten Allerlei's, in deren üppigen Verstecken Entsittlichung und Auflösung lauern, den Mann zu Gunsten des Träumers in Schlaf zu lullen. Es ist eine alte Geschichte, die er erzählt, ein altes Thema, das er variirt, — von Hipparch bis auf Alexander von Medici öffentlich und geheim oft genug aufgeführt. Tugend und Laster werden sich, zu einem einfachen, großen Kontraste, aber nicht in hohlen Personifizirungen, sondern in zwei lebendigen Menschengestalten, gegenüber gestellt; um sie herum bewegt sich eine vielfach abgestufte, krankhaft agitirte Masse. An leise, allmählige Charakterentfaltung wird man da nicht denken; sie ist nicht einmal nöthig; denn man hat meist historische Menschen vor sich, deren Bekanntschaft bei uns vorausgesetzt wird. Alles dient nur dem Einen Zweck: ein Stück Weltgeschichte lebendig hinzustellen, damit es ein Symbol für hundert andere Stücke derselben sei. Die Intention ist klar, der Entwurf zweckgemäß, das Detail

ſkizzirt. — Es iſt hiervon genug geſagt, um Roſini's Verdienſt, aus ſeinem Innern heraus, gewürdigt zu haben. Des Nähern belehre ſich der Leſer ſelbſt, ſo wie man dieſem das bittere Vergnügen lieber ſelbſt überläßt, von der Schürzung des Knotens geängſtigt, von deſſen Zerhauung überraſcht zu werden. Wenn der deutſche Bearbeiter im Vorworte fürchtet, man möchte die Hauptſachen zu grell finden, ſo wird ein Blick auf die blutigen Blätter der Weltgeſchichte genugſam lehren, daß ſeine Furcht, leider! ungegründet ſei.

Weil ich hier auf den Bearbeiter zu ſprechen komme, ſo muß ich, bei Unbekanntſchaft mit dem Original, nur loben, daß er die nationale Färbung des Ganzen ſo treu zu erhalten gewußt hat. Kann ich nun meinen Bericht aaders ſchließen, als mit dem Wunſche, daß ein ſolches Werk recht viele Leſer finden möge? ſcheint nicht ein geſundes, nahrhaftes, minder gewürztes Gericht von Zeit zu Zeit dringend nöthig, wenn wir nicht bei unſern üppigen, aromreichen, aber ſaftarmen Aſſietten, entweder aus Heißhunger oder aus Ueberladung mit giftigem Nichts, endlich ſterben ſollen?

Wanderungen durch den Thierkreis. Von Ludolph Wienbarg. Hamburg, bei Hoffmann und Campe. 1835. VIII und 260 Seiten. 8.

Nach der, den modernsten Schriftstellern wie Lesern behaglichsten, und in der That unsern Bedürfnissen gemäßen Manier, wird hier ein Allerlei von Aufsätzen, durch kein äußeres Band verknüpft, durch innere Einheit allerdings verwandt, aufgetischt Die Zeichen des Thierkreises müssen, wie Herodot's Musen, nicht ohne passenden, oft humoristischen Bezug, die Titel liefern. Will ich nun redlich verfahren, und des Verfassers Freunden keinen Grund geben, mich der Flüchtigkeit anzuklagen, so muß ich wohl jedes einzelne Zeichen mit Aufmerksamkeit, wenn gleich mit der Kürze, die einem leichten Bändchen angemessen ist, betrachten.

Die Vorrede hat, bei warmem, kräftig schönem Wortstrome, etwas Ausruferisches. Dem Jünglinge, wenn er sich der Welt und seiner zum ersten Mal lebendig bewußt wird, kommt es immer vor, als entfalte sich mit ihm erst auch die ganze Welt. Verbinden sich nun in dieser glücklichen Periode gleichfühlende Herzen mit dem seinen, so scheint ihm eine neue Aera aufzugehen, deren Apostel er und seine Freunde sind. Diese Erscheinung hat man zu allen Zeiten erlebt, und zu allen Zeiten wird man sie erleben. Wer aber einen Blick in die Zeiten thut, lächelt über das stete Verkünden des neuen Tages und Verdammen der alten Nacht: da es doch immer und überall Tag ist in den hellen Geistern und reinen Her-

zen, — immer und überall Nacht, wo Vorurtheil und Bosheit herrschen. Daß es aber allgemein unterm Monde tage, ist nicht das Werk einer Institution, eines Aufrufs, eines guten Schriftstellers, also auch nicht Herrn Wienbargs, sondern das stille Werk der Aeonen, die den geheimnißvollen Händen des Ewigen entfließen. Dieses nun, was ich da sage, so gut wie das, was Hr. W. sagt, haben unsere großen Schriftsteller, unser Lessing, Herder, Wieland, Goethe, Schiller, alles auch schon gesagt, — reifer, schöner, vernünftiger als wir; und gewiß! wir könnten uns manches Wort ersparen, wenn wir jene fleißiger läsen, statt uns an ihre Stelle setzen zu wollen. Ich habe mich hierbei etwas aufgehalten; die Vorrede gibt doch den Text an, wozu das andere die Noten sind, und so darf ich mich später nicht wiederholen.

Der Widder gibt, nach einer sehr hübschen, wahren Einleitung, wie man den Pindar übersetzen müsse, — die sich alle Anhänger der wortelnden Schule gesagt sein lassen mögen! — ein Beispiel, wie man ihn nicht übersetzen müsse. Des Verfassers Gedicht ist an und für sich gut, mit einer gewissen Virtuosität der Einfachheit, im Geiste von Schiller's Virgil gearbeitet; wer nun je den wahren Pindar gekostet hat, braucht weiter keine Kritik.

Der Stier bringt eine simple Geschichte tiefen Gehaltes. Es wäre Lästerung, wenn man an das Gefühl tasten wollte, das ihr zu Grunde liegt. Nur führt es den Verfasser zu weit. Er möchte, daß Jeder, wie sein Karl, seinen Besitz „bis auf den letzten Thaler in den Wasserfall werfe (S. 70)." Dann aber sind wir,

wo wir waren, ehe die Blutherrſchaft Mammons begann, — und die Wege der Vorſehung, die uns durch dieſen das Mittel wider ihn ſelbſt in die Hände gab — waren vergebens. Wir wollen alſo ſtatt: „werfet hin und beginnt von neuem!“ lieber ſagen: „beſitzet und verwendet!“ Dann wird der Beſitz dem Edlen kein Nachtgeſpenſt mehr ſein, ſondern belebender Genuß.

Die Zwillinge müſſen als Symbol des Doppelgeſtirns Liebe und Haß, Luſt und Qual, Wolluſt und Grauſamkeit, Leben und Tod, Schaffen und Vernichten, des Einen großen Gegenſatzes, der die ganze Welt der Erſcheinungen bedingt, — einer Reihe von — ich weiß nicht, ſoll ich ſagen „Betrachtungen“ oder „dithyrambiſchen Rhapſodien“ — leuchten, deren hinreißende Darſtellung den Leſer, wenn er am Ende iſt, dem losgelaſſenen Strome ſeiner eigenen Gedanken überliefert. Es iſt ein Zug aus jenem Abgrund, in den jeder Denker einmal geſchaut hat; Viele wenden ſich haſtig ab, dem heitern Tag des Genuſſes zu, — Viele kriechen gelähmt in den Winkel der Frömmelei, — Viele ſtarren dumpf, wie der bezauberte Vogel, in den Rachen der Klapperſchlange, bis ſie verſchlungen ſind, — der Verf. hat den Anblick ausgehalten, ja aus dem Waſſer des Todes den Becher des Lebens mit Kraft gefüllt.

Der Krebs unſerer Zeit: das Unvermögen, zu glauben und zu handeln, veranlaßt ihn zu redlichen Ergießungen und zu einer Schilderung Schleiermachers, die zu beurtheilen ich außer Stande bin. Recht iſt's, daß uns am Schluſſe der Krebs als Lenz kündendes Himmels-

zeichen vorgeführt wird, damit wir nicht in der Verzweiflung der Unheilbarkeit die Hände sinken lassen.

Der Löwe schließt sich dem Insecte herablassend an, indem er jenes Allgemeine auf Deutschland und Politik klarer bezieht.

Die Jungfrau ist ein poetisches Votivbild, welches nur die Pietät recht würdigen könnte, wie die Pietät es schuf.

Der Scorpion legt ein allzugroßes Gewicht auf Heine's Lieder. Diese kecken, liederlichen Kinder einer unbekümmerten Eigennatur nehmen sich auf dem historischen Kothurn, den ihnen der Verfasser unterschnallt, mit den Philosophenmänteln, die er ihnen umgibt, komisch genug aus. Doch fließt sein Wort aus reiner Quelle, führt Goldsand, befruchtet manchen dürren Acker, — und straft ihn schließlich mit Selbst-Ironie, wenn er sagt: „daß jene Lieder nicht besser sind, als wir sie verdienen (S. 167);" und wenn er die Zeit preist, „die glückliche, in der sie ihren geheimen Reiz werden verloren haben."

Die Wage ist ein guter symbolischer Spaß. Und wenn nur noch stets etwas so Unschuldiges, und ohne Zweifel Aergerliches, als ein ungehorsamer, verbildeter Backenbart, in die eine Schale der ewigen Wage gelegt würde! Aber der schmutzige Egoismus, die blinde Leidenschaft schweren sie tiefer hinab; da haben die Doctoren, wie der in dieser Geschichte, ein leichteres Spiel.

Der Schütz übernimmt den Schutz der Frauen gegen ihre Unterdrücker. Ob er überall den Nagel auf

den Kopf getroffen, mögen die geiſtreichſten und ehrlichſten Clientinnen ſelbſt entſcheiden. Sie allein haben die echten Documente. — Das alte Mährchen, daß ſich Napoleon vor der Frau v. Staël gefürchtet, kommt hier wieder vor, und Herr W. glaubt es.

Der Steinbock iſt ein Gedicht an die in Hamburg verſammelten Naturforſcher, das früher die Cenſur geſtrichen. Verloren hätten wir nicht viel daran. Es läuft nun ſo mit der zahmern Herde darein.

Der Waſſermann bringt ein ſkizzirtes Seeſtück, und eine Schiffermoral, aus der ich nicht klug werde.

Die Fiſche verſichern gleich in den erſten Zeilen, daß der Verf. im Waſſermann zeigen wollte, wie er einen Roman ſchriebe. Man darf aber wohl, nach den ſonſt geäußerten Kräften des Verfaſſers, hoffen, daß ihm ein Roman beſſer gelänge, als dieſe Probe. Noch weniger gelungen iſt ihm hier die Kritik Walter Scott's und deſſen, was er hiſtoriſchen Roman nennt. Es iſt hier der Ort nicht, in dieß Kapitel ſich breit einzulaſſen, — aber die Ehrenrettung eines großen Mannes vor dem Angriffe eines geiſtvollen Gegners iſt überall am Orte. Herr W. hat Walter Scott zu einer Zeit geleſen, wo er ihn nicht begriff (S. 246); ſeitdem hat er ſich nicht die Mühe genommen, ſeine Vorſtellung zu berichtigen, und ſo ficht er gegen einen Schatten. Was ihm an jenem Dichter allein verdienſtlich ſcheint, „das Rüſt- und Rumpelzeug aus Abbotsford" — gerade das iſt nicht Scott; es iſt die Schachtel, in der er ſeine Pillen verkauft; das, was ſich Herr W. in der Vorrede lobt: die große Kom-

position, und das, was er so wahr und schön vom künftigen Dichter zu fordern weiß: das „vom und zum Leben" — das hat W. Scott, — und wer wie er? Glaube doch Niemand, daß man mit leeren Flittern die Herzen aller Zeitgenossen trifft! eine tiefe Einwirkung muß tiefe Gründe haben; — oder soll die „Reaction gegen die lebendige Gegenwart" solche Wunder wider sich selbst wirken? Das wird man uns noch weniger glauben machen wollen. Was irgend den Menschen klar macht über sein Verhältniß zu sich und zur Gegenwart, das wirkt für und nicht wider die Zeit; und thun dieß die Werke Scott's nicht? Die große Moral des Rechts und der Liebe im Herz von Midlothian, der gelöste Zwiespalt von Ideal und Leben im Robin, die tiefe Welt-Poesie im Guy Mannering, — hängen die alle auch im Ankleidezimmer zu Abbotsford? und sind nicht eben jene Werke Scott's, in welchen er dieß Ankleidezimmer am meisten vergaß, die besten, die gehaltvollsten? es muß also sein Werth tiefer liegen. Aber wir Deutsche sehen nur da Tiefe, wo uns philosophische Phrasen aus Abgründen, wie Trophonius Orakel, entgegenqualmen, und wollen der tiefen Klarheit des Lebens die Ehre nicht geben! — So viel zur Ehrenrettung der besten Romane unserer Zeit. Was der Verfasser weiter über die Unmöglichkeit des historischen Romans sagt, beweist, daß er Salvandy nicht kennt. Denn hier ist, was er verlangt. Besser würdigt er den trefflichen Bulwer und die Franzosen; aber was soll man zu dem Wunsche sagen, „das Goethe und Jean Paul Milchbrüder möchten gewesen sein (S. 254)?"

„Dann beſäße — meint Herr W. — „Deutſchland einen Titan, der meiſterhaft, und einen Meiſter, der titaniſch wäre.“ Nicht doch! dieß Wortſpiel ſoll uns nicht irre machen; Titan's Nebelſchein von Größe würde am Lichte Meiſter's zerronnen, oder dieſes durch jenen getrübt worden ſein. Ehre alſo, dem Ehre gebührt! — Nun wirft er die Frage auf: „warum hat Jean Paul gar keinen, Goethe nur ſo wenige, Scott ſo ungeheuer viele Nachahmer gefunden?“ — und antwortet: „weil Scott ſo leicht nachzuahmen war.“ Allein dieſe Leichtigkeit betrifft wieder nur die Schächtelchen, — die Pillen hat der Verf. nicht gekoſtet, und Niemand wird ſie ſo leicht nachcomponiren. Daß Jean Paul keinen Nachahmer gefunden, iſt bekanntlich nicht wahr; wenn Goethe weniger fand, ſo kommt's daher, weil an ihm am wenigſten Manier iſt; und dieſe iſt Affenköder. — Was der Verf. nun am Schluſſe den künftigen Romandichtern vorpredigt, kann nicht wahrer, ſchöner, eindringlicher geſagt werden, und man kann nichts hinzufügen, als: Amen! — Ich habe mich bei dieſem Abſchnitte aufgehalten, weil es Ehrenrettungen galt, deren unſere, aller Autorität höhnende Zeit ſo ſehr bedarf; und weil es ſich um Literaturgeſchichte handelte, die der Zweck dieſes Blattes iſt.

Hiermit ſei dem Verfaſſer für jedes warme Wort aus reiner Bruſt gedankt, und ſchließlich bemerkt:

Ein Bischen Uebermuth wird den Verſtändigen nie verletzen, wenn er aus übervollem Herzen quillt; nur der Neid wird an ihm ein Aergerniß nehmen. War doch Uebermuth von jeher das ſchöne Vorrecht des Glückes

und der Jugend! Auch das wollen wir der letztern nicht verdenken, daß sie den Bau von vorne beginnt, als seien die Meister nicht gewesen; hat doch jede Zeit als den Anfang und das Ende der Bildung sich betrachtet! Die Arbeiten der Väter sind nicht umsonst, wenn sie den Söhnen die ihrigen erleichtern; mag man sie immerhin vergessen, nur roh zertrümmern soll man sie nicht. Der Weltgeschichte, oder vielmehr dem heiligen Willen, der in ihr offenbar wird, liegt nichts an Namen und Ruhm — alles an der Wirkung. — Was die Darstellung betrifft, so mögen sich die neuesten Schriftsteller einer gewissen Einfachheit befleißigen; wir bekommen sonst, trotz unsern Fortschritten, wieder eine Manier, wie sie das schwülstige Mittelalter, der hochtrabende Orient gehabt. Also: Kraft, je mehr desto besser; aber nur Klarheit dabei!

Frauenbilder; oder Charakteristik der vorzüglichsten Frauen in Shakespeare's Dramen; von Mrs. Jameson. Deutsch von Dr. Ad. Wagner. Leipzig, bei J. A. Barth. 1834. 8. XII und 532 Seiten.

„Wir können Shakespeare's Menschen mit vortrefflichen anatomischen Wachspräparaten vergleichen, welche „diejenigen, die ohne Schauder ein wirkliches Exemplar „nicht zerlegen können, studieren; woran sie das Geheimniß unsers Baues, die gesammte, innere Wirksamkeit unseres wunderbaren Lebensgetriebes ergründen lernen können."

(Worte der Einleitung.)

Es war unſtreitig ein ſehr glücklicher Gedanke, und der den Dank der geſammten, zumal der weiblichen, Leſewelt verdient, den Mrs. Jameſon in ſich gebar. Frau, Engländerin, in vollem Beſitze der conventionellen, im unbeſtreitbaren ſelbſt der tiefern, literariſchen Kultur, erſcheint ſie völlig geeignet, ihn auszubilden und in's Leben einzuführen. Was ſich an die Betrachtung Shakeſpeare'ſcher Geſchöpfe alles knüpfen läßt und von ſelbſt knüpft, ſpringt Jedem in's Auge. Hier war ein unbegränztes Feld, von tauſend Ausgangspunkten, in tauſend Richtungen zu durchwandeln. Unſerer Verfaſſerin ſagte die comparative Darſtellungsweiſe vor andern zu. Beleſen, man darf wohl ſagen eingelebt, in den lebenvollen Dichtungskreiſen ihres ehrwürdigen Textes, iſt es ihr weniger darum zu thun, den einzelnen Charakter aus den gegebenen Elementen gleichſam zu reconſtruiren; was auch ungleich mehr Raum erfordert hätte; als vielmehr das Vorwaltende der Individuen, wie es ihr erſcheint, in wenigen, freien und dabei ſicheren Umriſſen anzudeuten, und wechſelweiſe belehrend gegen einander zu halten; durch welches Verfahren der Leſende unterhalten, und zur eignen Reproduktion jener typiſchen Formen angeregt wird, wobei er ſich dann nach Umſtänden, zu Beifall oder Widerſpruch beſtimmt fühlen mag. Denn abgeſchloſſene Bildungen der geſetzmäßigen Natur — und das ſind Shakeſpeare's Gebilde — erſcheinen Jedem ſo, wie ſeine Auffaſſungsorgane beſchaffen und geſtimmt ſind; und es läßt ſich oft das Verſchiedenſte, ja das Widerſprechende davon mit gleichem Rechte ſagen. Wenn wir Deutſche gelernt haben, Lady Macbeth als

„zärtliche, liebevolle Seele," den Monolog Hamlets als weit entfernt von jeder Anſpielung auf Selbſtmord, aus dem Geiſte eines hochgeſchätzten Dramaturgen, zu betrachten: ſo werden wir der engliſchen Erklärerin lieber nachgeben, wenn ſie etwa in ihrer Nachempfindungsart von unſerer nüchternen Ueberzeugung manchmal abweicht; wenn ſie vielleicht bei der Entwicklung von Opheliens Lieben und Leiden die irdiſche Baſis allzuſehr aus dem Auge verliert, auf welche Wilhelm Meiſter — den übrigens auch ſie zu Rathe zieht — ſo treffend hinweiſt; wenn ſie Julien mehr von der Seite flammender Leidenſchaft, als inniger Tiefe, begreift, wiewohl ſie gerade hier den echt ſittlichen, für's Leben fruchtbaren Kern, den wohl die Mehrzahl liegen läßt, ſelbſtſtändig, zur frohen Ueberraſchung des Denkenden, herauszuſchälen weiß; wie ſie denn auf ihr Bild von Julien auch den größten Werth zu legen ſcheint. Und ſolche Differenzen mag jeder einzelne Leſer aus dem Seinigen hinzufügen. Denn ſo weit iſt allerdings die Bildung unſerer Tage gediehen, daß des Einzelnen Stimme nicht mehr als kritiſches Orakel, ſondern eben als Stimme angeſehen werden darf, die aus beſonderem Naturell, Bedürfniß, Bildungsſphäre hervorgehend, auf ihre Weiſe den Einklang des Ganzen beſtimmen hilft.

Wie nun unſere Bildnerin ihren Marmor im Ganzen behandelt, möchte Manchen intereſſiren, und vor der Lektüre das Verſtändniß fördern.

In einem Dialoge, der zur Einleitung dient, bekennt ſie zuvörderſt, daß es ihr vor Allem darum zu thun war, die bittern Erfahrungen, die ſie über den Stand ihres

Geſchlechtes in der Societät und über weibliche Erziehung gemacht, zum Frommen derer, die es betrifft, mitzutheilen; daß ſie die Ergebniſſe, zu denen ſie gelangt, aber lieber beiſpielsweiſe an Shakeſpeare als in anmaßlichen Tractaten oder unmenſchlicher und unweiblicher Satyre darſtellen mochte. Denn der Dichter erſcheint ihr, wenn nicht conſequenter, doch faßlicher, gleichſam aſſimilirter, als das unendliche Leben ſelbſt. Sie geht dann auf eine Vertheidigung der Shakeſpeare'ſchen Frauenwelt gegen britiſche Kritiker über, deren es bei uns wohl kaum bedurft hätte; von da auf eine Rechtfertigung ihres Geſchlechtes überhaupt gegen falſches Erziehungs- und Weltweſen, wobei ſie allenthalben die reifſten und anmuthigſten Betrachtungen, über das Verhältniß der Frauen zur Satyre, der Menſchen des Poeten zu denen der Natur, über witzige Frauen, über das Gemeine „als das Negative in Allem," über weiblichen Muth, weibliche Freundſchaft, politiſche Frauen, einſchaltet; und ſchließt mit der Wiederholung der oben gegebenen Verſicherung, daß eine tiefe und ernſte Moral die Abſicht und der wahre Inhalt ihrer Blätter ſei, „welche diejenigen wohl finden würden, die ſie ſuchen."

Dieſe Confeſſionen der Verfaſſerin glaubten wir weitläufiger mittheilen zu müſſen, weil ſie es ſind, die eigentlich den Leſer über dieſes Buch orientiren; die den Standpunkt der Darſtellenden vollkommen bezeichnen, und Werth wie Mangel des Geleiſteten in's rechte Licht ſtellen; denn jeder Einſichtsvolle wird uns wohl zugeben, daß wohl nirgends vollkommenere Buchſtaben für das Wort des ſittlichen Geſetzes aufgefunden werden können, als in

Shakeſpeare; daß es aber auch nicht eigentlich den Dichter erläutern heißt, wenn man ſeine organiſchen Geſchöpfe zu moraliſchen Exempeln verwendet. Und hiermit iſt Alles geſagt, was ſich über's Ganze, als ſolches, ſagen läßt.

Um ſich das breite Geſchäft zu erleichtern, bringt ſie nun ihre idealen Individuen in gewiſſe Claſſen, wobei ſie freilich nicht mit pedantiſcher Skrupuloſität verfährt; denn pedantiſch wäre es gewiß, wenn ſich das Lebendige einer arithmetiſchen Proportion fügen müßte.

Der Ueberſetzer findet hierbei Anlaß, ſich über die Unbeſtimmtheit der engliſchen Wörter intellect, wit, reason, sentiment, zu beklagen; und allerdings wird es Manchen befremden, Miranda unter den leidenſchaftlichen, phantaſtiſchen Charakteren zu finden, ſo wie Julien von den Seelenvollen ausgeſchloſſen zu ſehen. Auch entſproß die Rubrik „geſchichtliche Charaktere" keinem logiſchen Eintheilungsgrunde; denn auch geſchichtliche Menſchen können geiſtreich, ſeelenvoll u. ſ. w. ſein; außerdem ſagt uns eine vortreffliche Stelle der Einleitung, wie richtig die Verfaſſerin ſelbſt empfindet, daß eben jene Charaktere nicht mehr der Geſchichte angehören, ſobald ſie des Künſtlers Hand berührt. „Shakeſpeare löſte ihr das Räthſel, das ihr die Geſchichte knüpfte." Wir werden alſo billig den formellen Behelf nicht mit ihrer gründlichen Art zu denken verwechſeln.

So viel, um nicht in's Breite zu gerathen, vom Weſen und Charakter des vorliegenden Werkes, dem der wohlverdiente allgemeine Beifall nicht entgehen wird. Ueber das Einzelne und Einzelnſte mag ſich der Theilnehmende

ſelbſt unterrichten; wie ſich denn überhaupt über Urtheile, wenn ſie nämlich gebildet ſind, nicht weiter urtheilen läßt; es ſind eben Anſichten; und Jeder füge vergleichend, zu eigner und fremder Förderung die ſeinige hinzu. Von unſerer Seite dürfen wir allenfalls bekennen, daß uns die Darſtellung von Kordeliens reinem, ſtillem Weſen am meiſten, die der Lady Macbeth, die wohl zu hoch geſtellt iſt, am mindeſten gemäß erſchien. Vortrefflich werden, im Vorbeigehen, auch oft männliche Naturen erörtert, z B. „der fürſtliche, philoſophiſche, wohlwollende Zauberer Proſpero:" „Cloten, der Miſchling von Tölpel und Bube" u. m. A. So werden wir neuerdings erinnert, daß den engliſchen Schriftſtellern ein eigenes Organ für das Charakteriſtiſche verliehen zu ſein ſcheint. Einſicht in den Weltlauf und in die ſtillern Wege des Gemüthes, Erfahrung, Fülle der Beleſenheit in der eigenen ſo wie in fremden Literaturen, Geſchmeidigkeit und Routine im Ausdrucke, Schönheit und Adel in der Geſinnung, wohlthuende Wärme bei anſtändiger Beſonnenheit, lobenswerther Enthuſiasmus für ihren Dichter, wodurch das Ganze nebenbei den Anſtrich einer Apologie Shakeſpeare's bekommt, ſind Eigenſchaften, die überall hervorleuchten. Beſonders erfreulich wird ihre Darſtellung, wenn ſie Bilder aus der Kunſt- und Naturwelt, die ſie wohl auf ihrer italieniſchen Reiſe erbeutet, oder aus der griechiſchen Geſchichts- und Mythenwelt, die ihr überall vorſchweben, zum Organe ihrer Empfindungen wählt. Sie ſpricht nicht um zu ſprechen; ſie ſpricht aus der Fülle des Erlebten, das aber den ſchönen Fluß ihrer Imagination nicht zu trüben vermochte; und ihre Rede,

wie ſie vom Herzen kommt, geht zu Herzen. Oft wird ſie Dichterin, und ihre Worte erſcheinen wie das erläuternde Accompagnement eines herrlichen Liedes; denn bei ihrer herzlichen Hingebung an den großen Dichter kann es nicht fehlen, daß auch dem umſichtigen Literator gar Manches in einem Texte erſt durch ihre Offenbarung aufgeht, der für das Studium ewig unverſiegbar bleibt. Und ſo dürfen wir mit dem Ueberſetzer, dem wir dabei unſern Dank nicht verſchweigen, nur wünſchen, „daß die Verfaſſerin Leben und Zeit gewinne, das Werk auszuführen, wovon das vorliegende, nach einer Aeußerung in der Vorrede, nur einen Theil ausmacht!“

Die Ueberſetzung, von der Hand eines ſo thätigen, als dazu berufenen Mannes, in wiefern ſie ohne Kenntniß des Originals zu beurtheilen iſt, erſcheint fließend und ſich aneignend; obwohl hin und wieder nach der jetzt in Deutſchland beliebten Art, die Worte mehr ſagen möchten, als der Text. Man will dadurch, ſo ſcheint's, die einfachern Genien fremder Idiome dem combinirenden, metaphyſiſchen des unſern annähern. Hieher möchten Ausdrücke, wie: „eigenwichtig, ehweiblich, Anſchau, Schlechtnis, innkräftig, urheiter, empfindſelig, Bekundungen, Ueberſchwang, Doppelei“ u. ſ. w. gehören. Derjenige aber verdient den Preis ſprachlicher Vollendung, der mit einfachen aus dem Bereich der geſellſchaftlichen Uebereinkunft geſchöpften Mitteln das Tiefſte und Bedeutendſte auszuſprechen im Stande iſt.

Hindeutungen auf eine neuere vaterländiſche Dichterin.

Spirat adhuc amor,
— commissus —
Aeoliae fidibus puellae.
Horatius.

Das Vollkommene, einem heiligen Geſetze in der Entwickelung unſeres Geſchlechtes gemäß, macht ſich, früher oder ſpäter, aber doch gewiß irgend einmal, Bahn, trotz Hinderung und Indifferenz, nach ſeiner Beſtimmung durchzudringen und zu wirken. Das Schlechte, werde es auch Tage-, ja Decennien-lang durch den trüben Schlamm der Vorurtheile und Moden auf der Oberfläche der Wellen erhalten, ſinkt eben ſo gewiß, wenn ſich einſt die Fluthen klären, in den Abgrund, wohin es gehört. In beiden Fällen hat die Kritik nichts zu thun, als, wenn ſie es vermag, dasjenige ſchneller herbeizuführen, was auch ohne ſie endlich erfolgt wäre. Ihr eigentlichſtes Geſchäft iſt einem dritten, bei den verwickelten Bildungszuſtänden unſerer Zeit häufig genug vorkommenden Falle gewidmet. Es regen ſich nämlich hie und da Talente, die, bei einer abgeſchloſſenen, einſamen Stellung des Individuums, bei einer, durch mancherlei Zufälligkeiten bedingten, eigenthümlichen, von der gewohnten verſchiedenen Erziehung oder Bildungsweiſe, einen Weg einſchlagen, auf dem ihnen Niemand, auch nur mit dem Auge, folgt, — weil man ihn im Voraus für verfehlt und ungangbar erklärt. Bemerkt nun bei ſolchen Umſtänden die Kritik einen Kern des

Strebens, eine angeborne Fähigkeit, die nur der Richtung bedürfte, oder eine Richtung, die größerer Fähigkeit oder mehrerer Anerkennung bedürfte, — da ist es ihre beſonderſte Pflicht, einzutreten, und, wo man ſie hören will, dem Bringenden wie den Abweiſenden ein förderndes Wort zuzurufen.

Ein ſolcher Fall, zu deſſen Wahrnehmung ich ganz zufällig gelangte, veranlaßt mich zu dieſen Zeilen; und zwar um ſo mehr, weil die im Ganzen ſonderbare Erſcheinung eine vaterländiſche iſt, und weil durch ſie zum Theile jene Anſichten beſtätigt werden, die ich in dieſem Blatte (erſter Jahrgang, Nr. 80: die Alten, als Bildungsgrundlage) zu vertheidigen bemüht war.

In Salzburg (alſo wieder in dem dichteriſchen Ländchen ob der Enns) erſchien im Jahre 1832 in Commiſſion der Mayr'ſchen Buchhandlung ein beſcheidenes Bändchen, unter dem Titel: Gedichte von Maria Johanna Sedelmaier. Wahrſcheinlich iſt es nur in ſehr wenige Hände gekommen, hauptſächlich für den Kreis beſtimmt, in welchem die Verfaſſerin lebt. Haben es Fremde zufällig zur Hand bekommen, ſo haben ſie es vermuthlich, nach kurzem Blättern, für ewig wieder bei Seite gelegt. Gedichte ſind es an und für ſich nicht, nach denen man, ohne vorgängige Empfehlung der Mode oder der berühmten Recenſenten, greift; Gedichte eines Frauenzimmers noch weniger; Gedichte, meiſt antiken Inhalts und antiker Form, wieder weniger; und ſolche Gedichte noch dazu von einem Frauenzimmer, am allerwenigſten. Wer in dieſem Büchlein beim erſten Aufſchlagen ſofort die übel berufene

Gestalt der Hexameter, sapphischen und alcäischen Formen erblickte, wem sogleich die oft vorkommenden Namen aller Bewohner und Bewohnerinnen des Olymps, ja sämmtlicher Philosophen von Athen, und Heroen von Lacedämon und Rom in's Auge sprangen, der hat wohl alsbald das Buch mit dem Ausrufe weggelegt: welche unglückliche Richtung für ein weibliches Gemüth! — Ist es mir doch fast auch so gegangen, und nur die Gewohnheit, zum Behufe einer gewissenhaften Kritik alle, auch die reinsten Brillen, abzulegen, hat mich zu genauerer Betrachtung und theilnehmender Billigkeit gestimmt.

Die Verfasserin, entfernter von den breiten Strömen der modernen Poesie, die nun alle Lande durchwogen (durchwässern?), scheint ihr frühes Bedürfniß aus wenigen ältern Quellen gestillt zu haben. Klopstock, Stolberg, Matthison, Schiller, waren es wohl hauptsächlich, an denen sie ihre Gabe ausbildete. Vielleicht ist Vierthaler, der edle, besonders der Geschichte des Alterthums zugewendete Mann (seinem Tode ist eines der Gedichte geweiht) nicht ohne Einfluß gewesen. Alle diese Männer erkannten und priesen Griechenland und Rom als Ursprung und ewiges Vorbild menschlicher Kultur, ihre Musen bekannten sich zu bescheidenen Nachfolgerinen der alten, echten, und wie konnte ein solches Bekenntniß ein für das Schöne und Große empfängliches, und durch eine gewisse bürgerliche Abgeschlossenheit nur noch mehr gestimmtes Gemüth ohne Eindruck lassen? Ist nun Passivität einmal der weibliche Geschlechts-Charakter, so kann es nicht fehlen, daß so lebhafte und ausschließliche Eindrücke die eigene Production

eine Zeit lang unterdrücken; wie denn die Gedichte „Sehnſucht" und „das Feſt der Proſerpina" wohl bloß Reminiscenzen aus Schiller, und „Abendfeier" und „Frühlingsgemälde" aus Matthiſſon darſtellen. Nichts deſto weniger trat, eben bei dem unläugbaren angebornen Talente der Dichterin, der Fall ein, der, was wir im erwähnten Aufſatze ausſprachen, beſtätigt. Es beweiſt ſich nämlich auch hier: daß ein längerer, herzlicher Umgang mit der Welt der Alten nicht umhin kann, unſer edleres Selbſt zu wecken und zu bilden, und uns, ja alles was wir thun und reden — wenn ich ſo ſagen darf — in einen Aether von Klarheit und Größe einzutauchen; und daß, wenn die Poeſie auch jetzt noch einer Mythenſprache bedarf, ſie trotz der Kälte derer, die ſie verbraucht nennen, keine vollkommenere finden wird, als die uns das Alterthum überlieferte und die auch die Sprache Aller blieb, die unter uns groß und herrlich geweſen ſind.

Sollen wir denn ſowohl dem Leſer von den Gedichten, die uns zu allen dieſen Bemerkungen veranlaſſen, einigen Begriff geben, als auch die Verfaſſerin, wenn ſie uns hört, unſeren Ueberzeugungen gemäß, zu fördern ſuchen, ſo müſſen wir zuvörderſt aufmerkſam machen, daß die ſämmtlichen Gedichte, wie ſie uns vorliegen, ſich beiläufig in acht Claſſen abſondern. Zur erſten gehören ſolche, in welchen ſich die Dichterin ſo ganz ins Alterthum verſetzt, daß ihr eigenes Leben ganz dabei verſchwindet.

So ernſthaft gerade dieſe Gedichte ausſehen, ſo kann man ſie nur als Spiele betrachten, als Verkleidungen, um zu ſehen, ob eine Chlamys beſſer als ein Ueber-

rock-Kleid anſteht. Hierzu kommt, daß die Verfaſſerin das antike Metrum, welches hier im Grunde Hauptſache iſt, doch offenbar nur dem Gehöre nachſchreibt, was freilich den auf ſolche Liebhabereien eingehenden Leſer und Kenner nicht zu gewinnen gemacht iſt. Von ihren Hexametern merkt man es meiſt nur an dem letzten — ⏑ ⏑ — ⏑, daß ſie es ſein wollen. Gehören nun eigentlich dieſe Gedichte nicht ihr an, und hat ſie dabei nicht die Routine und Virtuoſität, durch die Jongleur-Künſte der Rhythmik dem Scheine Werth zu verleihen, ſo wäre es gerathener, in dieſer Gattung künftig ſparſam zu ſein. Als Beiſpiele derſelben bezeichne ich: „An den Apollo, Klage eines Heloten, Aegeus, an Brennus, Hannibal an Fabius" u. a., die faſt wie poetiſche Schulaufgaben ausſehen. — Gelingt ihr nun die nöthige Strenge der antiken Formen nicht, ſo iſt die gänzliche, unter der Firma des Dithyrambiſchen eingeſchwärzte Formloſigkeit noch unzuläßiger. Schon bei den Stolbergen, wo das innere Feuer warm genug durchſchlägt, laſſen jene hymnenartigen Exclamationen kalt; und ſo ſollte unſere Verfaſſerin, zu eigener Förderniß, nichts mehr wie „An die Erde, An die Göttin der Geſundheit" dichten, ohne ſich ein wohlthätiges, die ſelbſtentquellende Fülle zur Harmonie begränzendes Maß anzulegen. — Nicht zu verwechſeln mit den Gedichten der erſten Art ſind jene, wo die warme Begeiſterung für's Alterthum in bequemer moderner Form ſelbſt den Stoff ausmacht. Man muß in ihnen den unverkennbaren Stämpel einer großen und reinen Empfindung reſpectiren, die, ſei ſie uns auch an dem zarteren Geſchlechte noch ſo ungewohnt, doch auf keine

Weiſe dem männlichen ausſchließlich zum Monopole angewieſen iſt. In dieſer Art wird ſich das Gedicht „das alte Rom“ neben jedes ſtellen dürfen, welches edle Wehmuth über den Untergang ſo vieler Herrlichkeit irgend hervorgerufen hat. — Gelegenheitsgedichte, „juvavienſiſche“ u. dgl. mögen mitunterlaufen, wie wir ſie, mit nicht mehrerem Antheile, auch bei den großen Dichtern, nur dulden; was auch Goethianer, einem mißverſtandenen Worte ihres Meiſters zu Folge, der ſelbſt genug Unbedeutendes in dieſer Art gedichtet hat, zu ihrem Lobe vorbringen mögen.

Alle Gedichte, die mit „Dich will ich beſingen“ (S. 24) oder „Nicht dich will ich ſingen“ (S. 13) anfangen, wären nach unſerem Rathe künftig zu unterdrücken. — Eine untergeordnete Gattung ſind ferner diejenigen, welche in einer gedrängten, an die ſinnigen Epigramme der Griechen erinnernden Form bekanntere Motive oder anregende Gedanken neuerdings wirkſam zu machen ſuchen. Die Verfaſſerin iſt nicht immer unglücklich in dieſer Art, welche Goethe unter der Aufſchrift „antiker Form ſich nähernd“ (Bd. 2. S. 125) zu regeneriren verſucht hat. Die Gedichte „Die Geſchenke, an die Tanne, die Statue der Nemeſis“ u. a. ſind unſerer Schülerin der Griechen artig genug gerathen; aber freilich ſind dergleichen Blüthen der Lektüre und Erinnerung nicht als eigentlicher Lebensgewinn zu betrachten. — Wieder eine andere Art bilden die verſifizirten Erzählungen, worin die Dichterin nach mancherlei Vorbildern den Eindruck, den eine bedeutungsvolle Begebenheit in ihr zurückließ, feſtzuhalten und zu einem poetiſchen Effekt zu geſtalten ſuchte.

So wünſchte ſie in der Geſchichte des entſühnten Oreſtes (S. 142) die ernſte Bedeutung der griechiſchen Mythe mit der kurzen, abgeriſſenen, getuſchten Manier Oſſians zu ſtärkerer Wirkung zu verarbeiten. Allein die erfolgreiche epiſche Darſtellung ſetzt jene erfahrungsbreite und ruhige Objectivität voraus, welche der Jugend faſt durchgehends, und noch mehr der weiblichen, abgehen. — Nun kommen wir auf jene Gedichte, in denen uns die Seele der Dichterin rein, ungetrübt, aber auch ungeſtaltet entgegenklingt. Sie haben ſchon den großen Vorzug, nicht gemacht zu ſein, und uns etwas zu offenbaren. In der Form iſt meiſtens der dunkle Anklang der genannten deutſchen Dichter zu empfinden; wer möchte auch, in einer ſo ausgeprägten Sprache wie die unſere, fähig ſein, an das Beſte, was in ihr geſagt ward, nicht zu erinnern? Der Gehalt aber iſt denn doch, wie man ohne unbillige Forderung vorausſetzen mußte, nicht ſo bedeutend, daß er für den Mangel einer frappanten Außenſeite ſattſam entſchädigen könnte. Wir fühlen und denken gerne mit, ohne eben einen Wachsthum in unſerem Inneren zu gewahren. Es ſind eben die Gedanken und Gefühle einer edlen, reinen, gebildeten Natur. Eine ſanfte, durch Sittlichkeit und Hingebung an die erkannte weiſe Ordnung der Welt verklärte Melancholie beſtimmt ihre Färbung im Ganzen. Als das Beſte in dieſer Art iſt das Gedicht „Duldung" auszuzeichnen. — Von hier iſt nur ein Schritt zu der letzten Gattung, in welcher das Beſte geleiſtet, in welcher das Talent der Verfaſſerin auffallend und merkwürdig entwickelt iſt, und um derentwillen ſie uns

eigentlich im höheren Grade bedeutend erſcheint. Wir möchten dieſe Art zu dichten, nach dem Vorgange eines ihrer Kultoren (v. Schober's Palingeneſien, Breslau 1826) die „palingenetiſche" nennen. Die ausgeprägten, aus verehrtem Alterthume überlieferten Typen (hier die helleniſche Mythe) werden zum Vehikel für das Erlebte, Empfundene gebraucht, und ſo in gewiſſem Sinne wiedergeboren. Die Wahrheit und der Ernſt des Inhalts verleiht der todten Form lebendige Bedeutung, und die Anmuth und Verſtändlichkeit des Bildes dem Inhalte Klarheit und Intereſſe. In dieſer Art nun iſt unſere Dichterin bemerkenswerth. In dem kurzen Gedichte „Ate" drückt ſie, durch einfache Hinſtellung des mythiſchen Begriffes, die ſchauervolle, über das ganze Menſchengeſchlecht ſich ausbreitende Gewalt der Schuld ſo kräftig aus, daß man ein Gedicht von Mayrhofer zu leſen glaubt. Und damit es doch nicht ſcheine, als redeten wir von einem Welttheile, den Niemand zu ſehen bekommt, und wovon das Fabeln erlaubt iſt, ſo ſtehe, zur Beurtheilung einſichtiger Leſer, das Gedicht hier, welches ich für das beſte dieſer Gattung und der ganzen Sammlung halte. Man denke ſich ein Mädchen, welches den tiefen Schmerz männlicher Unbeſtändigkeit erfahren hat. Die Götter haben der Armen keine anderen Waffen verliehen, als die zarten, beſchwingten Pfeile des Geſanges; und ſie möchte nun, unter fremdem Bild und Namen, was ſie erlitten, mit den Klagen tauſend Anderer in die Lüfte ſenden, daß ein mitfühlendes Echo ſie vernähme; könnte ſie es zarter, inniger und poetiſcher thun, als im folgenden Gedichte?

Die Liebe der Hamadryade (S. 166).

Seht der Eſche Zweige neigen,
Ihr gefiedert Laub erblaßt,
Ihre Wurzeln ſeht entſteigen,
Die der Erde Grund nicht faßt.
Ach, ſie ſtirbt, die Luſt der Hirten,
Wenn ſie das Gefild durchziehn,
Fröhliche Cicaden ſchwirrten
Auf dem dunkeln Blättergrün.

Rhökos, fremdem Land entſproſſen,
Reizend wie Endymion,
Hat die Wurzeln fromm begoſſen,
Wie die Daphne Leto's Sohn;
Deckt ſie dann mit ſchwarzer Erde,
Fleht zum Zeus, der Regen ſchickt,
Ehrend, was ſein Glaube lehrte,
Der den Baum beſeelt erblickt.

Plötzlich borſt entzwei die Rinde,
Die Dryade trat hervor;
Staunend horchten Meer und Winde,
Und der Cypris kleiner Chor.
Eros ſpannte ſchnell den Bogen,
Zielte nach der Beiden Herz,
Zwei der ſchärfſten Pfeile flogen,
Und ſie fühlten gleichen Schmerz.

Beide wollten mit Entzücken
Wonnetrunken ſich umfah'n,
Liebe liegt in ihren Blicken,
Liebend will ſich Rhökos nah'n.

„Sprich, wie mag ich es dir lohnen,
Daß du ſorgſam mein gepflegt?
Willſt du in Palläſten wohnen?“
Frug Meliſſa tief bewegt.

„Willſt du Herden? Schäferkränze?
Willſt du Ares hohen Ruhm?
Willſt du, daß dein Name glänze
In Apollons Heiligthum?
Willſt du über Fluthen ſchiffen
Nach Agenors reicher Stadt?
Schätze aus des Meeres Tiefen
Bring', Poſeidon, an's Geſtad'!“

„„Nicht Neptun aus ſeinem Meere,
Zeus vom Himmel, Ares nicht,
Göttlich nur belohnt Cythere,
Göttlich, wenn Meliſſa ſpricht.
Sie, mit ſilberweißen Füßen,
Und ihr Haupt in Lockennacht;
Iris ſanfte Strahlen fließen
Um der Stirne Perlenpracht.““

Und vereint zum ſchönſten Bunde
Hatte ſich das ſchönſte Paar;
Aber, ach! der Trennung Stunde
Weiſt die ſchnelle Hore dar.
„Wenn du ſcheideſt, werd' ich nimmer,
Rhökos, weh! dich nimmer ſeh'n!
Nicht mehr lacht mir Luna's Schimmer,
Einſam ſeh' ich Thebe ſteh'n!“

Wo die königliche Helle
In dem Meergewoge ſchwand,
Fern, ach fern der Dirke Quelle
Auf Sigeums Blumenſtrand,

Bringet eine treue Biene
Kunde von Meliſſa dir:
„Liebſt du noch mit feſtem Sinne,
Sagt ſie frohe Botſchaft mir.“

Rhökos ſchied. Mit düſtern Blicken
Eilt er, ohne Pfeil und Spieß,
Ohne Köcher auf dem Rücken,
Durch den Hain der Artemis.
Wann die Fluren Eos röthet,
Schweift ſein Aug' in blauer Luft,
Und, wann Philomele flötet,
Horcht er, ob Meliſſa ruft.

Und mit leicht entbund'nem Flügel,
Mit der Liebe ſüßem Wort,
Ueber Thetis glatten Spiegel
Eilt die kleine Biene fort.
Ruht nicht im Myrikenlaube,
Nicht im dunklen Myrtengrün;
Schneller als Cytherens Taube
Schwirrt ſie durch den Aether hin.

Rhökos ſieht ſie, und ein Feuer
Färbt ſein blaſſes Angeſicht,
Wie wann Phöbos durch den Schleier
Trüber Nebelwolken bricht.
Und der Laut ſtirbt ihm im Munde,
Und ſein trunk'nes Auge ſchwimmt,
Da Meliſſas liebe Kunde
Sein entzücktes Ohr vernimmt.

So unnennbar tiefe Wehen
Trägt kein ſchwacher Sterblicher;
Und er fleht zur goldnen Sonne,
Daß ſie weile überm Meer.

Und wie eine Marmorbüſte
Starrt er, mit gehobner Hand,
Als nach der entfernten Küſte
Seine holde Botin ſchwand.

Wann auf ihrem Drachenwagen
Ceres durch die Felder zieht,
Sirius in heißen Tagen
Am entwölkten Himmel glüht;
Fliegt die Biene her von Thebe
Wieder ohne Raſt und Ruh':
Daß Meliſſa lieb' und lebe —
Flüſtert ſie ihm freundlich zu.

Und es freut ihn, ſie zu ſchauen,
Und ſie ſchwebet um ihn her;
Doch in ſeinen Augen thauen
Keine ſtillen Thränen mehr.
Arme Biene! deine Schwingen
Sind zu weitem Fluge nicht,
Ueber See und Land zu bringen,
Was der Freundin Lippe ſpricht.

Da der Apfel der Dione
Und die braune Feige winkt,
In des Laubwerks dichter Krone
Golden die Olive blinkt,
Und der Gärtner, froher Miene,
Fromm ſie dem Vertumnus weiht:
Schwebet noch einmal die Biene
Aus des Haines Einſamkeit.

Aber weh! was ſieht die Arme?
Iſt's ein Traum, was ſie erblickt?
Hält nicht Rhökes in dem Arme
Eine Fremde feſt umſtrickt?

Mit dem grünen Zweig der Roſe
Hat der Freche ſie verſcheut, —
Er vergaß auf weichem Mooſe
Seiner erſten Liebe Eid.

Schlimm iſt, was aus Pyrrha's Stamme
Treulos iſt der Männer Herz,
Liebe nur ein ſchöner Name,
Und ihr ſich'rer Lohn der Schmerz.
In der Rache heißem Drange,
Tief empört von ſeinem Glück,
Läßt ſie in des Jünglings Wange
Ihren ſcharfen Stahl zurück.

Die erſehnte Botin ſchwebet
Ueber Kopai's Geſtad, —
An der ſchlanken Eſche bebet
Freudig lauſchend jedes Blatt, —
Setzt ſich auf des Baumes Krone,
Spricht das bitt're Wort, und ſtirbt.
„Regen haſſ' ich, Thau und Sonne!"
Ruft die Nymphe, und verdirbt.

Wir haben oben nur das Grundmotiv zu dieſem Gedichte angedeutet, um dem Leſer in der Empfindung nicht vorzugreifen; nun wird er wohl fühlen, daß in dem Stiche der Biene und in dem Verderben der Dryas noch mehr liegt, als was wir ausſprachen.

Es müßten, dünkt mich, unfühlende oder von unbilligen Anſprüchen ausgehende Leſer ſein, welche, nach der mitgetheilten Probe, noch ſtaunen könnten, warum wir auf eine vaterländiſche Erſcheinung aufmerkſam gemacht

haben, die, mag man ſie nun beurtheilen wie man will, doch jedenfalls merkwürdig genug iſt. Haben wir, bei dem Raume, den wir uns, um andere Mittheilungen nicht zu beeinträchtigen, anwieſen, etwas geſagt, was die Verfaſſerin ſelbſt in ihrem Inneren zu befeſtigen, zu ordnen, zu leiten, zu fördern geeignet wäre, ſo wäre Alles, was wir bei Abfaſſung dieſer Zeilen bezweckten, erreicht. Ihr wünſchten wir deutlich zu machen, daß alle Wirkung von Innen ausgehe, aus einer reinen, ernſten Seele, wie die ihrige, mit und ohne den Schmuck ererbter Edelſteine, die das Licht zwar widerſtrahlen, aber nicht erzeugen; dem Publikum wollten wir an einem Beiſpiele beſtätigen, was der Umgang mit den Alten in Denjenigen hervorrufe, die ihn, unberührt von den Launen einer wechſelvollen Zeit, in ſtiller, ernſter Einſamkeit cultiviren. Quod erat demonstrandum.

Briefe an Joh. H. Merck, von Goethe, Herder, Wieland und andern bedeutenden Zeitgenoſſen. Herausgegeben von Dr. R. Wagner. Darmſtadt, J. P. Diehl, 1835. XL und 528 Seiten. 8.

Dieſe Sammlung ſchließt ſich am nächſten an Knebels Nachlaß. Wir befinden uns meiſt in demſelben Kreiſe, in den wir dort eingeführt worden. Die Korreſpondenz faßt die Zeit zwiſchen dem Jahre 1770 und dem Jahre 1790 in ſich; und hier haben wir gleich Urſache, uns eines Vorzuges zu erfreuen, der ſie vor allen auszeichnet.

Sie iſt nämlich mit einer beſonderen Sorgfalt angeordnet und redigirt. Ein Vorwort ſetzt uns ſogleich auf den rechten Standpunkt; eine möglichſt ausführliche, verſtändig, und, wie es ſich ziemt, mit Liebe für den Gegenſtand geſchriebene Biographie erleichtert uns im Voraus das Verſtändniß; hierauf folgt ein wohlgeordnetes Verzeichniß von Merck's gedruckten Schriften; dann eine Auswahl aus deſſen Fabeln und Erzählungen, aus denen außer einer negativen, philanthropiſchen Richtung, die wohl mehr jener Periode als dem Einzelnen angehörte, nichts Individuelles hervorleuchtet; die Briefe ſelbſt nun ſind chronologiſch geordnet, dabei aber nummerirt, und, da am Schluſſe ein alphabetiſches Verzeichniß der Namen der Briefſteller mit den ſie betreffenden Nummern, wie am Eingang eine kurze Ueberſicht aller Briefe, gegeben iſt, ſo kann man die Sammlung bequem nach jedem Geſichtspunkte durchſehen. Ja, damit nichts vergeſſen ſei, ſind den Briefen überall erklärende Noten und dem Schlußinhalt kurze Notizen über jene bedeutenden Perſonen beigefügt. Nur Eines fehlt, was freilich zum fruchtbaren Genuſſe des Ganzen das Meiſte beigetragen hätte, was zu geben, leider! nicht in der Macht des Herausgebers ſtand: Merck's eigene Briefe.

Hier heißt es alſo eine inverſe Methode einſchlagen, und aus dem Verhalten der Andern zu Merck auf das ſchließen, was er eigentlich war; um ſo mehr, als die biographiſchen Propyläen nicht in's innere Heiligthum führen. Der Herausgeber ſelbſt wußte nicht viel anders zu verfahren; er ſammelt ſchlichte, faktiſche Daten, ſucht

die Ausſprüche der bedeutenden Menſchen, in deren Mitte ſich Merck bewegte, am rechten Orte über ihn geltend zu machen, und zieht beſonders einige Apophthegmen herbei, durch welche ſich Merck vorzüglich ausgezeichnet, welche auf die Heroen unſerer Literatur, wie es ſcheint, wirkſamen Einfluß geübt, und nun von einer aufmerkſamen Nachwelt, wie es bei den ſieben Weiſen Griechenlands der Fall war, als Reliquien im Gedächtniß bewahrt bleiben. Sie ſind meiſt gegen Goethe gerichtet, dem ſie meiſtens die Richtungen bemerkbar machen wollen, die er zu vermeiden hätte; zumal da, wo es ſchien, als ſei er ſchon im Begriffe ſie einzuſchlagen, ſo, daß man das Wort: merk! als ſymboliſch für Goethe betrachten darf. Jene Differenz, welche Merck ſo beſtimmt und hell ausſprach: zwiſchen Jenen, die das Imaginative verwirklichen wollen, und Jenen, die das Wirkliche poetiſch geſtalten, — bleibt immer ein glückliches Aperçü, welchem Goethe Aufklärung und Förderniß zu ſchulden (nachgel. Werke 8. Bd.) ſelbſt geſteht. Allein den übrigen Winken kann man nicht leicht gleichen Beifall zollen; ſie enthalten meiſt leere Negationen, und in den Aeußerungen: „daß Clavigo ein Quark ſei" (S. XV.), — daß Werther „ganz hübſch" wäre (ibid), — und in der: „was Teufel fällt dem Wolfgang ein, hier zu Weimar am Hofe herumzuſchranzen und zu ſcherwenzen, Andere zu hudeln, oder, was mir alles Eins iſt, ſich von ihnen hudeln zu laſſen;" — (S. XVII.) ſehe ich weder den „Scharfblick" noch „die feine Ironie," die ihnen der Herausgeber zuſchreibt. Zum Glück hat ſich Goethe nicht mehr als billig durch

ſie determiniren laſſen, — ſonſt würden die Iphigenien, Taſſos und Pandoren unter dem Scheffel geblieben ſein. Reducirt ſich doch faſt alles, was gegen dieſen Mann, der ſo ganz Er war wie wohl Keiner, geſagt worden iſt, darauf, daß er nicht hätte Goethe ſein ſollen; und ſollten wir das wünſchen? — Im Ganzen wird ſo viel deutlich, daß Merck durch Negiren erregend wirkte, ein Ferment, welches die umgebenden größeren Kräfte in beſtändig thätiger Gährung erhielt, weßhalb ihn Goethe als „Mephiſtopheles" bezeichnete. Er ſcheint die Individualitäten der Handelnden gut herausgemerkt und unterſchieden zu haben, und nur ſo wird das Verneinen fruchtbar, welches, im Allgemeinen, eine zerſtörende Gewalt iſt. Solchen Menſchen iſt es nicht gegeben, etwas Ganzes, Lebendiges aus ſich hervorzubringen; ſie negiren auch ſich als Individuum, und ſo war es auch mit Merck; es blieb bei Rhapſodieen, Fragmenten, Kritiken; — ihr Feld iſt mehr die Wiſſenſchaft; wo man nicht ſchafft, ſondern unterſcheidet und denkt, — und in ihr wieder das Fach der Raritäten, noch uneingeſchalteter Einzelnheiten, Erfindungen, und ſo war es auch bei Merck. Wie ſich an dem auffaſſenden, empfangenden Knebel der allaustheilende Herder, ſo erfreute ſich vorzüglich der geiſtreiche, freundlich verneinende Wieland an dem gleichgearteten Merck.

Wielands Briefe ſind die zahlreichſten und aus denen am meiſten Liebe zu Merck ſpricht, im ganzen Bande. Ihr Inhalt iſt, außer allem Anderen, — der Merkur. Für ein ſolches Inſtitut ſchien Merck ein ge-

fundener Mann; wenn es irgend kritiſche Naturen gibt, ſo ſind es ſolche, wie wir ihn geſchildert haben. So überträgt ihm denn Wieland-Zeus das Recenſir-Packet des Götterboten, „mit Macht und Gewalt als Obermeiſter" — erklärt ſich „geborgt, und mit allem zufrieden," wenn er es übernimmt (S. 82), und wenn er ſpäter Urſache fand, ſeine Zufriedenheit zu limitiren, ſo war wieder nur Merck's negatives Weſen daran Schuld, welches ihn läſſig, unproduktiv, und unentſchieden machte. Es iſt unbillig, wenn man (Gervinus, über den Goethe'ſchen Briefwechſel Leipz. 1836) das Perſönliche, das Parteiliche aus dieſen Verhandlungen aufſtöbert, oder, weil man ſelbſt verdrießlich ſieht, die Publikation ſolcher Angelegenheiten für bedenklich hält. Wer ſich rein fühlt, hebe den erſten Stein auf! und was geht aus der Enthüllung des Wirkens unſerer Beſten hervor, — was kann anderes daraus hervorgehen, — als daß ſie eben auch Menſchen waren wie wir, — nur beſſere; geſcheidtere? — wer mehr will, weiß nicht was er will. — Arbeiten zumal, die für das Publikum der Journale beſtimmt ſind, — können, dürfen ſie ſich rein und zart wie Gedichte halten? honny soit qui mal y pense! — Im Uebrigen brauche ich über Wieland nichts weiter beizubringen. Auch, als er dieſe Briefe ſchrieb, iſt ſeine Charis neben ihm geſtanden. Die Art, wie er Goethes Weſen und Verhältniß zu den Andern auffaßt, der heitere Unwille des liebebedürftigen Herzens über Herders Herbigkeit, die genügſame Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt, eine Aura jener Lebensluft, die in allen ſeinen Büchern „Freiheit und

Frieden" weht (nicht „Schwäche" und „Mittelmäßigkeit," wie es die gar zu kräftig thuende neue Kritik nennt), — das unabirrende Wandeln auf der zarten, Tausenden unauffindbaren Linie echter Menschlichkeit, — das klare Auge, die heitere Billigkeit, das gründliche Wohlwollen, der gesunde Aerger über das Verkehrte, die immer jugendliche Wärme fürs Gute, Schöne, die Strenge gegen sich, die Liebe für uns, mit dem beharrlichen Muthe und Humor uns zu erfreuen und zu fördern, — wir finden das alles in diesen Briefen wieder; aber wo sonst? — Nächst ihm war es Goethe, der an Merck den nächsten Antheil nahm; und so ist es billig, seinen Briefen die zweite Stelle einzuräumen. Man muß sie in zwei Hälften sondern: die erste dauert vom Jahre 1774 (S. 54) bis inclusive 1778 (S. 122); sie enthält durchgängig nur flüchtige Billets, angemessene „Wische," meist individuellen Inhalts, in jenem Tone geschrieben, der in den Briefen an Lavater herrscht, nur nicht so herzlich und innerlich, weil kein tiefes Verhältniß zu Grunde liegt; man kann auch wohl etwas von dem Vorsatze, sich gegen mephistophelische Zurechtweisungen zu verwahren, herauslesen. Es war die Epoche, von der man sagen kann, daß in ihr sich Goethe's Wesen zuerst zu präcipitiren anfing; der Eintritt in die weimarischen Verhältnisse; kurz vorher, wie bei einer Krise, war die Gährung am ärgsten, — die italienische Reise erst klärte die oben stehende Flüssigkeit völlig, und vollendete den Bodensatz zum Krystall. Von 1778 (S. 136) kann man, freilich nicht ohne vermittelnden Uebergang, die zweite Hälfte der Briefe

unterſcheiden. Das Gefühl und die Betrachtung eines gegründeten, ſchönen, folgenſchwangern Zuſtandes, erfüllen den Geiſt mit einer kräftigenden Ruhe, die ſich ſofort in ſeinen Schöpfungen durch Conception größerer, ganzer Gebilde (Wilhelm Meiſter), wie in den Briefen durch behaglichere Breite und ernſtere Richtung ausdrückt. Gerade der Brief, den ich an die Pforte dieſer Periode ſetze (S. 136), enthält die Selbſtoffenbarung dieſes Zuſtandes. „In meinem Thale — heißt es darin — wird's immer ſchöner; das heißt, es wird mir näher und Anderen und mir genießbarer, da ich die vernachläßigten Plätzchen alle mit Händen der Liebe polſtere und putze, und jederzeit mit größter Sorgfalt die Fugen der Kunſt der lieben immer bindenden Natur zu befeſtigen und zu decken übergebe. . . . Im Innerſten aber geht alles nach Wunſch. Das Element, in dem ich ſchwebe, hat alle Aehnlichkeit mit dem Waſſer; es zieht jeden an, und doch verſagt dem, der auch nur bis an die Bruſt hineinſpringt, im Anfange der Athem; muß er nun gar gleich tauchen, ſo verſchwinden ihm Himmel und Erde. Hält man's dann eine Weile aus, und kriegt nur das Gefühl, daß einen das Element trägt, und daß man doch nicht unterſinkt, wenn man gleich nur mit der Naſe hervorguckt, nun ſo findet ſich im Menſchen auch Glied und Geſchick zum Froſchweſen, und man lernt mit wenig Bewegung viel thun. Bäume pflanz' ich jetzt, wie die Kinder Israel Steine legten zum Zeugniß" (S. 137). Wie die Bäume gewachſen ſind, Blüthen entfaltet und Früchte getragen haben, wiſſen wir Alle, und man hat in den eben nicht

zahlreichen Briefen, die nun folgen, Gelegenheit, dem ſchönen Vegetations-Proceſſe ſchrittweiſe zuzuſehen. Immer entſchiedener ſondern ſich vor Goethe's Blick die mancherlei Sphären des Denkens und Wirkens auseinander, und wie er ſich ſelbſt ſeine Bahn immer beſtimmter vorzeichnet, ſo läßt er Jeden auf der ſeinen gelten, ſchaut mit Luſt den tauſendfältigen Fortſchritten zu, und, indem er das Ziel, in welchem ſich alle Wege vereinen, mit ſtiller Beruhigung vorausſetzt, ſucht er an den Kreuzungspunkten, wo er mit Anderen zuſammentrifft, wechſelſeitig von ihnen zu gewinnen und ihnen zu frommen. Eine ſolche Station iſt hier das Kunſt- und Naturſtudium; — und während die Briefe der erſten Periode richtungslos „irrlichterirten" — ſehen wir ihn in denen der zweiten ſich immer mehr auf dieſe Richtung concentriren, bis in den letzten faſt von nichts anderem als Naturwiſſenſchaft mehr die Rede iſt. — Hier iſt es am Ort, zu erwähnen, daß auch von Goethes Mutter ein Brieflein mitgetheilt wird, welches, ſo klein es iſt, ganz den Geſchmack ihrer Küche hat, den wir von Bettinen her noch auf der Zunge haben. Daß Wieland einem ſo gemüthlichen Weſen ſich inſonderheit befreundet fühlte (S. 247), iſt ganz gemäß.

Herders Briefe ſind die älteſten in der Sammlung; ſie datiren ſich aus ſeiner leidenvollen Bräutigamszeit, handeln von Herzens-, gelehrten und chirurgiſchen Angelegenheiten, und geben über den, wie ein Meer innerlich ſtets bewegten, nach Außen ruhigen, allabſpiegelnden, bodenloſen, unbegränzten Geiſt (auch die Herbigkeit des Meerwaſſers gehört mit in den Vergleich) keinen weiteren Aufſchluß. Von

seiner Gattin, die wir auch aus Knebels Nachlaß kennen, folgt ebenfalls ein herzliches Blatt. Karl August und Amalie leuchteten auch hier als freundliche Dioskuren einem thätigen, Waaren aller Art besorgenden Schiffer. Gar wohlthuend und bedeutend werden für Jeden, der in den Bezirken der ernsten Musen, des innern Lebens seine Hütte aufgeschlagen hat, die drei Briefe J. G. Schlosser's sein. Hier schließt sich ein schönes, weiches, liebesuchendes Herz auf, das der Wahrheit gewiß näher ist als das Gehirn, das sie erträumen oder errechnen will. Nur darin irrt es sich, daß es ein Objekt für das innigste Bedürfniß sucht, als könne es gewährt werden, während es doch nur von der eigenen Kraft der Liebe und Thätigkeit befriedigt werden kann. Wer nach Liebe sucht, der wird sie nicht finden; wer aber Liebe gibt, der wird sie wieder empfangen Die allzuweiche Seele fordert, wie ein weinendes Kind, den Himmel von der Welt, den sie nur selber in sich erschaffen kann; daher dann jene betrübende Wehmuth, die auch aus Schlosser's Briefen athmet. — „In dem Augenblick des vollen Gefühls, der lebenden Harmonie in uns macht die Fülle des Herzens glücklich; aber ist der vorüber — wie viel Unmuth der Leerheit, wie viel Qual der Mißstimmung folgt dann! das Herz ist so abhängend; abhängend von den übrigen Menschen und der übrigen Welt" (S. 49). Ist es das, wenn die dauernde Kraft eines allgemeinen Wohlwollens es belebt? Nur diese Kraft, nicht der Verstand, wie sich Schlosser später bereden möchte, der Verstand, der nichts schaffen, nichts geben kann, — füllt die Lücke unseres Innern aus. Sie gibt uns

jene tiefſte Selbſtgenügſamkeit, die er ſo gut, wenn gleich nur durch Verneinungen, zu bezeichnen weiß. „Es iſt noch was — ſagt er — zwiſchen Freude, Leiden und Gleichgiltigkeit. Ich weiß nicht, wie ich's nennen ſoll; . . . es iſt ſo etwas vom Kinderleben" (S. 51). Es traf ſich ſehr glücklich, daß eine Lebensgenoſſin von ſo ernſtem, ſtrengem ja ſtarrem Naturell als Goethes Schweſter, und die Beſchäftigung mit Mathematik und Mechanik einem ſo unbedingten Triebe die Stange hielten, ſonſt hätte es um einen Phaeton mehr gegeben. Ein ſolches Individuum erinnert in manchem Punkt an F. H. Jakobi, von welchem auch einige Zeilen mitgetheilt ſind, — gedrungener, friſcher, luſtiger, als man es ſonſt von ihm gewohnt iſt. Beſonders charakteriſtiſch ſagt er: „Heinſe will mehr als jemals nach Italien — auf den Aetna — da, meint er, ſäß' es!" (S. 130). — Ein Billet des edlen Hemſterhuis, und eines des mineralogiſchen Fürſten Gallizin vervollſtändigen die Erinnerung an jene liebenswürdige, philoſophiſche Cotterie: auch von dem gefühlvollen Denker Dalberg iſt nur Ein Schreiben bewahrt, freilich für den Empfänger ein Ehrendiplom, indem es darin heißt: Sie ſind „der einzige feſte, gründliche, und doch gefühlvolle Kunſtrichter, der mir bekannt iſt." (S. 172). Ein ſeltſamerer Kunſtrichter von einer kurioſen, nun zwar abſoleten, aber wie es ſcheint mutatis mutandis wieder aufs Tapet kommenden Façon iſt Füßli der jüngere. Er wünſcht Klopſtocks „Vaterlandspoeſie" „zum Teufel" (S. 60), nennt Alle Lügner (S. 59), die in den Pſalmen Poeſie finden, ſchimpft „Young's Pyramiden von Teig" (S. 61), und verlangt,

man ſoll ihn (S. 60) „im A— lecken.“ Daß er nicht ganz ohne Grund einen ſolchen Lärm ſchlägt, ohne Empfindung vom Rechten, — wird ihm zugeſtanden; der Styl aber, das Extrem von der ſpäter, zumal durch die Schlegel in Schwung gekommenen, glatten, leeren pathetiſchen Breite (ſollte attiſch ſein), — mag aus der Mode bleiben! — Wie ſticht gegen ihn der flache, nüchterne Nikolai ab, der hier beſonders durch die Art, wie er ſich gegen Goethe anſetzt, komiſch wird! er hält ſich für zu gut, einen Streit mit ihm anzufangen; er iſt und bleibt ein ehrlicher Mann; „ſollte es aber Herrn Goethe einfallen, mit mir zu ſpielen, . . . ſo dürfte es ihn gereuen. Denn ich weiß, ohne mich rühmen zu wollen, daß ich vor dem Publikum ſehr bald mit ihm fertig werden wollte“ (S. 81). Ein dito Ehrenmann iſt Boje, der auch hier wieder wie bei Knebel ſeine Bude für „ſchöne, neue Gedichte“ aufſchlägt, und literariſche Perſönlichkeits-Klatſchereien mit in den Kauf gibt. Der Ort, an den ich ihn ſtellte, iſt ſo unpaſſend nicht. Schöne Seelen finden ſich. „Nikolai's Freuden Werthers haben ihn überraſcht. Vieles darin iſt ſo übel nicht“ (S. 57.) Warum denn nicht gerade heraus bekannt: das iſt meine Herzensmeinung! jeder Menſch gewinnt, wenn er den Muth hat, wahr zu ſein. — Mag der Dritte in dieſem Bunde der nierenprüfende Knigge ſein, der ein Empfehlungsſchreiben für einen Schöngeiſt komponirt hat, welches ein Meiſterſtück von unnöthigen Verrenkungen iſt. — Die Briefe des ehrlichen Bode, des höflichen Beroldingen, des Kupferſtechers Zentner, des thätigen Bertuch, des gelehrten Eberhard, des realiſtiſchen K.

Heß, eines v. Hohenfeld, von dem Schiller geſchrieben hat: „mein Freund und der edelſte Mann, den ich kennen lernte“ (ſ. Inhalt), deſſen Freundes la Roche, des ungenirten, immer „ich bin wie ich bin“ verſichernden Sarraſin, der den Grafen Caglioſtro ſeinen Wohlthäter und Freund nennt (S. 505), des Sammelfreundes Schmerfeld, des beſcheidenen J. G. Schneider, des ſchon zahmer gewordenen F. L. Stollberg, des Balladen ſammelnden Urſinus, des Steine ſammelnden Veltheim, und des „hochgeehrten Kupferſtechers“ Wille, — alle dieſe Briefe geben keinen Anlaß zu weiterer Erörterung. — Eben ſo muß es den Leſern überlaſſen bleiben, aus den Blättern der Damen von Göchhauſen und la Roche etwas für ſich zu erbeuten. Hier genügt die Aufzählung der Namen, um den Reichthum des Materials zu bezeichnen. Größerer Theilname werden ſich die Künſtlerbriefe Tiſchbeins zu erfreuen haben; deren Inhalt hinreichen würde zu vergnügen, wenn nicht deſſen einfache, aber gemüthvolle und inſtructive Behandlung das Intereſſe bedeutend erhöhte. Naturſinn, praktiſcher Blick, warme Empfindung, und ein verſtändiger Tact ſind ohne Zweifel die erſten Bedingniſſe zur Entfaltung eines künſtleriſchen Vermögens; ja ſie ſind unentbehrlich, um auch nur wahre Empfänglichkeit für Kunſtgenuß zu begründen; und dieſe Eigenſchaften ſind es, welche aus jeder Zeile dieſer Briefe ſprechen. Allein ſie reichen keineswegs hin, einer, bis in's Gebiet umfaſſender Ideen geſteigerten Theorie oder Praxis zu genügen; was hiezu erfordert wird: das ideale Vermögen des Geiſtes, das geniale der Phan-

taſie, die letzte, hohe Bildung, — das iſt es, was wir bei Tiſchbein vergebens ſuchen. Es wäre ſehr ungerecht, wenn man mit Gervinus (am ang. O.) behaupten wollte, das, was unſere neue hiſtoriſche Malerei am nothwendigſten bedürfe, werde hier angeregt. Man denke an die Compoſitionen des Cornelius, und vergleiche damit die arme Conception von den Schach ſpielenden Prinzen (S. 407)! Man ſtelle ſich die Zeichnungen vor, „zu denen aber auch noch Wörter gehören, aber ſo, daß Eins dem Andern aufhilft" (S. 509)! Man leſe Tiſchbeins Beſchreibungen von Rafaeliſchen Werken S. 515 u. f.), wo er ſich freut, „daß alles ſehr fein und ausfürlich gemalt iſt; ſogar den Schweiß, der über die Schläfe herabrinnt, hat er gemacht" (S. 515)! — wo immer nur „die Eile in den Beinen" und „daß man glaubt, die Worte ſtocken im Munde" (S. 516) und dgl. gerühmt wird, — und man wird das treue Auffaſſen Tiſchbeins, ſein geſundes Organ für Charakter preiſen, ohne ihm Begriff vom Höchſten anzudichten, oder die herrlichſten Leiſtungen der Gegenwart zu verkennen. — Was nun noch an Briefen übrig iſt, bezieht ſich auf jene Zweige der Naturwiſſenſchaften, welche Merck cultiviren und ausdehnen half: Mineralogie, Geologie, vergleichende Anatomie, Botanik. Es finden ſich hier die Verhandlungen der Autoritäten über den armen Zwiſchenkieferknochen, den ſie, weil er nun einmal in das Knochengerüſte der Doctrin nicht paſſen will, lieber wegwerfen. Iſt es ihnen doch „ſelten um den lebendigen Begriff einer Sache zu thun, ſondern um das, was man davon geſagt hat" (S. 445). Und doch, indem ich dafür ſtimme, daß eine Gilde thätiger

Menſchen der andern ihre Zunftbeſonderheiten nachſehe, in Erwägung deſſen, was jede leiſtet, — weiß ich dieſe Zeilen nicht würdiger zu ſchließen, als mit den ehrwürdigen Namen jener Prieſter der Natur, von welchen in dieſem Bande ſchriftliche Denkmale niedergelegt ſind: Banks, Blumenbach, Peter und Andrian Camper, Faujas de St. Fond, Forſcher, Lichtenberg, de Lüc, Sömmering, Voigt, Wyttenbach.

Franz von Schober's Gedichte.

Franz von Schober iſt zwar nicht von Geburt ein Oeſterreicher, er iſt in Schweden geboren, was zum Verſtändniſſe des Gedichts S. 192 bemerkenswerth iſt. Aber er gehört als Menſch zu uns, iſt als Poet einer der Unſrigen.

Die lyriſche Dichtkunſt findet ſich, der jetzigen deutſchen Literatur gegenüber, in einem ganz eigenthümlichen Verhältniſſe. Von der einen Seite hört man über die überſchwemmende Menge von Gedichten klagen, die, ſchon gar nicht mehr einzeln, ſondern nur immer gleich zyklenweiſe producirt und feilgeboten werden; von der andern Seite ſcheint ſich, wie in einer wahren Waſſerſucht, mit dem Ueberfluſſe der Durſt nur zu vermehren; man ſpricht von einem wieder ſteigenden Bedürfniſſe nach Lyrik, und die wiederholten Auflagen der beliebteren Sammlungen ſcheinen es zu beweiſen. Dem ſei nun wie ihm wolle! ſo viel ergibt ſich thatſächlich: die ungeheure Concurrenz

veranlaßt die Einzelnen zu dem Bzſtreben, einander an Reiz, an Eigenheit, an Neuheit zu überbieten; — ein Beſtreben, welches der immer freiern Ausbildung der Formen nur nützlich ſein kann, wie denn auch die beſten Gedichte unſerer Zeitgenoſſen zeigen. Ihre Formen ſind ſo ausgeprägt, daß es dem Dilettantismus, der ſonſt am liebſten und am glücklichſten dieſes Feld bebaute, ſchwer fallen muß, mit ihnen zu wetteifern. Anders verhält es ſich mit dem Inhalte. Da auch dieſer neu und intereſſant, ſelbſt für eine blaſirte Welt, ſein ſoll, ſo wird er entweder von außen, aus der Tageswelt oder aus ungewohnten Fernen, entlehnt, oder das Innere wird ſeltſam umgeſtaltet, um ihm die Farbe der Originalität, um ihm das nöthige „Intereſſante" zu geben. An nichts wird weniger gedacht, als an die uralten, einfachen, nahe liegenden, immer gleichen Intereſſen des menſchlichen Herzens, wie es, unter allen Hüllen ewig dasſelbe, in uns Allen ſchlägt, — des menſchlichen Geiſtes, wie er, in allen Sprachen und Formen, ewig das Eine will und ausſpricht. Es müßte, wenn man überhaupt ihnen ſich zu öffnen Luſt und Sinn hätte, einen ganz eigenen Eindruck machen, wenn ein wahrhaft Begabter wieder einmal dieſen Ton ganz einfach anſchlüge, und ſich, ohne viel nach unſern ſonſtigen Verhältniſſen zu fragen, mit einem kräftigen: „Wie ſtehts hier aus?" — an unſer lange nicht berührtes Herz wendete! . . . Und nun mag man uns dieſe recenſentenartige Einleitung zu gute halten; denn wenn wir uns die Aufgabe ſetzten, die vorliegenden Gedichte kurz zu charakteriſiren, — ſo ſind ſie es bereits. Franz v. Schober iſt der Mann, von dem wir ſprachen.

Mag die Zeit dieſe Sammlung aufnehmen, wie ſie will, mag die Kritik ihr eine Stelle anweiſen, wohin ſie will, mögen Anſichten darüber ſich ausſprechen, wie ſie wollen, — jenes Eine iſt dieſen Gedichten, ſelbſt vor manchen der ausgezeichnetſten der neuen Zeit, eigen, — jenes Eine, das die alten, die ausländiſchen (namentlich die engliſchen) und unſere eigenen, früheren Dichter ſo hoch ſtellten, das freilich jetzt nur eine unintereſſante Kleinigkeit iſt, — die Kleinigkeit: daß ſie vom Herzen kommen! Wir dichten mit der Phantaſie, mit dem Verſtande, mit der Vernunft, mit der Sinnlichkeit, mit dem Talente, mit — ich weiß nicht was noch ſonſt, — hier iſt nun einmal Jemand, der mit dem Gefühle dichtet. Daß wir es mit keinem ſentimentalen Knaben, daß wir es mit einem durchgebildeten Manne zu thun haben, lehrt uns wohl der erſte Blick; allein es iſt nicht die Frucht ſeiner ſcientifiſchen oder künſtleriſchen Bildung, wodurch er uns gefallen oder etwas leiſten will; es iſt ſein Leben ſelbſt, ein reifes, volles, reiches Leben, deſſen innerſten Gehalt er zutrauensvoll vor uns darlegt. Und welch ein Geiſt ſpricht aus dieſem Leben! welche Tiefe, Kraft und Innigkeit! hier gilt es nicht, die Elle der herkömmlichen Gattungsvergleichungen wieder kritiſch anzulegen, — wenn wir uns nicht vor dem Dichter ſchämen ſollen, der, im Vertrauen auf unſere Empfänglichkeit und unſern beſſern Sinn, ſeinen Buſen uns willig aufſchließt und ſein Beſtes mittheilt. Wir müſſen nicht gleich recenſiren wollen; wir müſſen uns fragen, ob wir das Aehnliche erlebt, empfunden haben, — und wenn nicht, ob wir gegen dieſe Empfindungen gerecht zu ſein, ob wir dieſe Entwick-

lungen aus ihrem Lebensgange zu beurtheilen im Stande ſind. Wehe den edleren Söhnen des Vaterlandes, wenn es ihrem Worte erginge, wie es hier (S. 1 und 2) heißt:

„Ein and'res Wort, ganz ſchuldlos im Entſtehen,
Kommt der Kritik zufällig in die Quer',
Zur Mode wird's, das arme Ding zu ſchmähen,
Verketzert iſt's, es hebt ſich nimmermehr!
Denn läßig wirft, nur im Vorübergehen,
Noch jeder einen Stein darauf, bis ſchwer
Verdammniß und Vergeſſenheit es decken;
Kein Gott vermag es wieder aufzuwecken;"

Nein, das ſoll man von uns Deutſchen nicht ſagen dürfen, — und wir wollen mit dem Dichter

. . . . . „nicht vergeſſen:
So wird die äuß're Geltung nur gemeſſen!"

Das Innere kann einer höhern, wenn auch nicht immer lauten, Wirkung gewiß ſein, und was vom Herzen kam — es wird auch wieder zum Herzen gehen! — Wenn ich mich hier ſo lange im Allgemeinen verweile, ſo liegt die Urſache eben in dem, was mir zum Verſtändniſſe dieſer Gedichte eben am nöthigſten ſcheint. Das Beſondere ergibt ſich für Jeden leicht, der ſich mit uns auf dieſen Standpunkt ſtellen will; wer es nicht mag oder kann, der laſſe dieſe Gedichte ungeleſen, aber auch unrecenſirt. v. Schober iſt, im höhern, im höchſten Sinne des Wortes: ein Dilettant*; ſo wie es Goethe von ſich geſagt haben wollte:

*) M. ſ. S. W. Meyern, Dya=Na=Sore. 3. Aufl. Wien, 1840. Vorw.

„Was willſt Du, daß von Deiner Geſinnung
Man Dir nach in's Ewige ſende?“
Er gehörte zu keiner Innung. —
Blieb Liebhaber bis an's Ende!

Hierin liegen alle ſeine Vorzüge, — denn es iſt die Liebe, die ihm alles zur Poeſie geſtaltet, hierin ſeine Mängel, — denn wenn er irrt, ſo iſt es das glühende Herz, das ihn fortreißt und uns den Irrthum faſt lieber macht, als die Wahrheit. Ich kann mich über das Einzelne kürzer faſſen, wenn ich noch etwas Allgemeineres beifüge. Jedes Gedicht — pflegte Goethe zu ſagen — iſt ein Gelegenheitsgedicht; von dieſen hier iſt dieß noch ausſchließlicher zu ſagen; vielleicht keines von allen iſt gemacht, um ein Gedicht zu machen, — jedes dankt ſeine Entſtehung einem ganz perſönlichen Anlaſſe und iſt „ein gelöster Theil von einem Leben.“

Doch würde der Dichter offenbar beſſer gethan haben, noch einige von jenen, mehr auf äußere Anläſſe entſtandenen Gedichten wegzulaſſen, die, im engeren Sinne des Wortes, Gelegenheitsgedichte, den übrigen Eintrag thun, indem ſie den Schein eines falſchen Dilettantismus erzeugen und dem Gefühle ſeinen Credit benehmen. Soll ich nun ferner das Gefühl unſers Dichters, auf das ich ſo viel Gewicht lege, ſeiner Art und ſeinem Umfange nach, allgemein bezeichnen, ſo würde ich beiläufig ſagen: Ein inniges, tiefes, frühe von höherer Sehnſucht ergriffenes Gemüth fühlt den ewigen Conflict des Ideellen mit dem Wirklichen; jetzt mit der Zartheit einer Senſitive ſich in ſich verſchließend, jetzt mit titaniſchem Uebermuthe gegen die ehernen Schranken an-

kämpfend, müßte es ſich der Vernichtung preisgegeben ſehen, wenn nicht der in gleichmäßiger Fortbildung begriffene Geiſt ihm in der Form ein Bett vorzeichnete, in das es ſich ergießen, anfangs melodiſch brauſen, ſpäter den Himmel, den es zu erreichen ſtrebte, in den beruhigten Wellen abſpiegeln kann. Ein ſolches Gemüth gehört ganz eigentlich der Dichtkunſt, zumal der lyriſchen, an. Das übermüthige Stürmen wie das ſchmerzliche Sehnen regen gleich ſehr zur Theilnahme an; ein gewiſſes myſtiſches Element, das mehr der Ahnung als dem Gedanken Spielraum gewährt, iſt das der Poeſie; und was der ideale Sinn, im Widerglanze ſeines eigenen Lichtes, etwa überſchätzt, das macht er zum Gedichte, indem er es verklärt. Es iſt nun einmal ewiges Geſetz: was im Leben nicht verwirklicht werden kann und ſoll, das iſt das liebſte, das eigenſte Gebiet der Kunſt. Die Welt des Ernſtes und die Welt des Spieles trennt eine unüberſchreitbare Kluft, — und man muß die Eine vergeſſen, wenn man in der andern landen will. —

Doch nun zu dem Einzelnen. Liebe, Natur, Kunſt, Freundſchaft und die Entfaltungen des innern Lebens ſind die Gegenſtände, welche Franz v. Schober am liebſten beſingt. Er weiß ihnen ſo viele Seiten für die Empfindung abzugewinnen, daß es unmöglich iſt, das Colorit der einzelnen Gedichte beſonders zu ſchildern. In mannichfachen Formen bewegt er ſich mit Bequemlichkeit, ja mit Virtuoſität. Doch iſt in der Wahl der Versmaße, in dem Vorwalten der weiblichen Ausgänge und in einem gewiſſen „Sich gehen laſſen," das manchmal den natürlichen Abſchluß, manchmal kleine metriſche Nachläßigkeiten überſieht,

jenes dilettirende Element wieder zu erkennen. Die vollendetsten Producte sind daher diejenigen, in welchen eine vorgeschriebene Form unsern Dichter in feste Schranken einengt, und, indem sie seinen Ueberfluß beschneidet, die Fülle seines Gehalts erst recht zur Anschauung bringt. Namentlich ist dies der Fall im Sonette; und ich wage zu behaupten: die deutsche Sprache hat keine Sonette aufzuweisen, die, bei gleicher Bedeutung des Inhalts, den hier mitgetheilten an Reinheit, Kraft und Schönheit des Ausdruckes gleich kämen. Ich bin übrigens nicht der Einzige, nicht der Erste, der dieses sagt; da schon bei der ersten Erscheinung der „Palingenesieen" (S. 221. Breslau, bei Max 1826), deren Verständnisse freilich das gewissermaßen Enigmatische der Conception im Wege steht, dasselbe Urtheil andern Ortes ausgesprochen wurde. Die Lieder, die zum Theil durch den unsterblichen Schubert, den Freund des Verfassers, die angemessenste Würdigung fanden, indem er sie mit seelenvollen Melodien begleitete, zeichnen sich, wie „Trost im Liede" (S. 6.) „Am Bache" (S. 9.) „Nocturnen" (S. 28.) „Todesmusik" (S. 70.) u. a. durch eine ganz eigenthümliche, bezaubernde Innigkeit, ein, ich möchte sagen, musikalisches Denken aus, das, in minderem Grade, sich auch durch die übrigen Gedichte Schober's hindurchschlingt. Die erzählenden Gedichte (z. B. das treffliche Gedicht „Isfendiar" S. 144.) halten die Empfindung, das lyrische Element fest. Die Allegorien, (z. B. die Heilquelle S. 59.) sind so consequent durchgeführt, daß sich der Faden, der in das Wirkliche zurückführen soll, schwer festhalten läßt. Die Gedichte, welche sich auf große Er-

ſcheinungen in Kunſt, Wiſſenſchaft und Leben beziehen, zeigen einen reichen, auf der Höhe der Bildung ſtehenden, und jene, welche gewaffnet erſcheinen (z. B. „der Sumpf" S. 92.), einen freien, kräftigen Geiſt, der, über den feindlichen Stürmen, das Licht der Heiterkeit, ja das Lächeln des Witzes zu bewahren wußte. Der hohe Mythus der Antike, die ſchöne Feenwelt des Orients, die heilige Urkunde der Bibel reichen dem Dichter ihre Blumen zum Kranze; die tiefſten Lebensfragen der Philoſophie ſind ihm zu Ereigniſſen des Herzens geworden, die er, bald wie im leichten Spiele („Accorde" S. 150.), bald in ſchmerzlichen Klaglauten, zu Dichtungen geſtaltet. Den Zeitgenoſſen können beſonders die „Schattenriſſe" (S. 195.) intereſſant und aufklärend ſein, in welchen Schober die Seelen Walter Scott's, Byron's, Goethe's, Schiller's, Jean Paul's, Börne's, Heine's, Hoffmann's, Voß's, Rückert's und Mayrhofer's auf ſein Blatt beſchwört und in wenigen, aber geiſtreichen Zügen vor dem Leſer umzeichnet. Gedichte zu ſchildern, wenn es, wie die eben beſprochenen, wahre ſind, iſt, — ich fühl es in dieſem Augenblicke — ein eben ſo vergebliches Bemühen, als Farbentöne mit Worten nachzuahmen. Man ſagt hier immer weniger, je mehr man ſagen will. Es war nur meine Abſicht, ein Verſtändniß einzuleiten, dem vielleicht, — nicht zur Ehre unſerer Mitlebenden! Manches im Wege ſtehen möchte. Möchten dieſe anſpruchloſen und doch groß empfundenen Gedichte, dieſe Denkmale eines an ſchmerzlichen Erfahrungen reichen Daſeins, das unſere Zeit in allen ihren Zuſtänden in ſich abſpiegelt, — Denkmale, die ich nur mit

hoher Achtung und inniger Rührung überblicken kann, — möchten ſie in unſerm Vaterlande empfängliche Gemüther finden, welche die Sirenenſtimme der Mode noch nicht ſich ſelbſt untreu und unverſtändlich gemacht hat! möchte ich nicht der Einzige ſein, der es öffentlich zu geſtehen wagt, daß er die Stimme eines verwandten Menſchenherzens nicht verkennt! und wenn ich es wäre, — gut! ſo ſoll doch ein Echo dieſen Tönen geantwortet haben, die nur zu oft, ohne Erwiederung, im Gewühle des Lebens verhallen.

Ueber Bildung und Selbſtbildung. Von M. Enk. Wien, Carl Gerold, 1842. 226 Seiten. kl. 8.

Wie viel iſt ſchon über, für und wider Popularität in der Literatur verhandelt worden! Man kann ſagen, daß im jetzigen Augenblicke die ganze Literatur populär geworden iſt, oder die Tendenz ausdrückt, es zu werden. Das Niveau einer allgemeinen, konverſationellen Bildung erſcheint als Richtſchnur aller Bewegungen in Kunſt, Wiſſenſchaft und Leben, ihr unmittelbar practiſches Eingreifen in die Entwicklungen der Gegenwart als Zweck, populariſirende, enciklopädiſche, journaliſtiſche Darſtellungen als ihre Vermittler, das Publikum en gros, der Salon, der Markt, als ihr Forum. Der ſtille, unverdroſſene, ernſte Gelehrte, der die mühſam erzielte Frucht jahrelangen Forſchens und Denkens von einem Augenblicke flüchtig gepflückt ſieht, jammert darüber; der verſtändige Weltmann, der nun die Tafel, an welcher ſonſt nur Ein-

geweihte geheimnißvoll ſchwelgten, auch für ſich gedeckt ſieht, freut ſich; und — unſer Leſer, welcher wohl weiß, wie wir hier zu dieſen Betrachtungen kommen, da Enk ſo ziemlich den erſten Rang unter den ſogenannten populären filoſofiſchen Schriftſtellern Oeſterreichs einnahm, — möchte nun wohl wiſſen, wer in dieſer Angelegenheit Recht, wer Unrecht habe. Vielleicht, wie ſo oft, Jeder und Keiner. Es gilt nämlich vor Allem, bei dem Begriffe Popularität die Behandlung und den Stoff zu unterſcheiden. Man iſt dadurch populär, daß man ſich Gegenſtände wählt, welche allgemeines Intereſſe haben und allgemein verſtändlich ſind, oder daß man Gegenſtänden, welche dieſe Eigenſchaften nicht haben, ſie durch die Darſtellung zu leihen ſucht. Es ſtellt ſich, wenn man dieſe Sonderung feſthält und verfolgt, leicht heraus, daß jenes ein löbliches, dieſes ein verkehrtes Beginnen iſt. Denn, daß es Erkenntniſſe gibt, welche, ihrer Natur nach, eine ganz beſondere, ſchwierige, lange, gründliche Vorbildung bedürfen, um auf irgend ein giltiges Reſultat geführt zu werden, wird wohl kein Gebildeter, der die Geſchichte menſchlicher Erkenntniß-Entwicklungen auch nur oberflächlich kennt, namentlich kein Deutſcher, mehr in Abrede ſtellen. Solche Gegenſtände ſind: die Metafiſik, die Aeſthetik, die Fakultätswiſſenſchaften — auf einer gewiſſen Höhe. Von dieſen kann das Publikum für den praktiſchen Hausbedarf nur die Fundamentalſätze und die endlichen Ergebniſſe nützen und brauchen. Was dazwiſchen liegt, die weitläufigen und verwickelten Unterſuchungen, wodurch man von den Fundamentalſätzen zu den Ergebniſſen gelangt, wird man

ſich vergeblich abmühen, ihm faßlich und angenehm zu machen. Wer dieſe Anſicht feſthält, wird leicht die ſcheinbaren Widerſprüche, die oben berührt wurden, löſen, und ſich ein Urtheil über die dort angeführten Meinungen, über die betreffenden Schriftſteller, alſo auch — über Enk, bilden. Denn da die Werke dieſes letztern im Weſentlichen nur auf die erwähnte Weiſe verſchieden ſind, im Einzelnen nur wenig wichtig Eigenthümliches bieten, ſo haben wir uns bei dieſen Zeilen zur Aufgabe geſetzt, weniger das vorliegende Buch, als Enk's ſchriftſtelleriſchen Charakter im Ganzen zu beſprechen. Ein Rückblick auf die bisherigen Betrachtungen zeigt uns alſo, daß jener Gelehrte Recht hatte zu jammern, ſobald man Gegenſtände, die ihrer Natur nach tiefe Studien erfordern, durch oberflächliche Darſtellungen zu erſchöpfen wähnt, eigentlich aber nur profanirt und die Verwirrung ſteigert; daß aber auch der Weltmann Recht hatte, ſich zu freuen, wenn man Gegenſtände, die ihrer Natur nach klar und practiſch ſind, und über welche die Gelehrſamkeit bisher ein verderbliches Monopol ausübte, dieſer ehrwürdig ſein ſollenden Finſterniß entreißt, und ſie der Welt, der Geſellſchaft, die ein unabweisbares Recht auf ſie hat, zurückgibt. Ein ſolcher Rückblick zeigt uns, daß der populär-genannte Schriftſteller, — alſo auch Enk, dort Lob verdienen wird, wo er Gegenſtände, welche das Leben und die Geſellſchaft in ihren practiſchen Intereſſen berühren, im Tone gebildeter Converſation inſtructiv behandelt; dort Tadel, wo er Filoſofeme oder wiſſenſchaftliche Specialitäten, die im Stillen mit Ernſt abgemacht ſein wollen, vor die Schranken

herauszieht, und den Leidenschaften, dem Egoismus, der Flachheit, dem Spotte und der Unwissenheit des Haufens preisgibt.

Noch gibt es einen andern Begriff der Popularität, welcher sich auf Klarheit der Darstellung innerhalb des wissenschaftlichen Kreises bezieht. Diese sollte aber nicht Popularität heißen; wer seinen Gegenstand selbst klar sieht, wird ihn klar darstellen, für — den klar Sehenden. Kant, in seinen streng philosophischen Schriften, ist keineswegs unklar, wohl aber unpopulär; wer würde auch Raisonnements, wie die, auf welchen die Kritik der Urtheilskraft beruht, je populär machen können? Herder in seiner Gegenansicht, ist populärer und doch weniger klar; war er es vielleicht sich selbst weniger?

Enk's Verdienst läßt sich, mit Rücksicht auf diese Erörterungen, in Kürze dadurch bezeichnen, daß er in mannigfachen Versuchen bestrebt war, Gegenstände, die sich dazu eignen, und welche die Fragen der Gegenwart eben an die Tagesordnung riefen, vor den Richterstuhl des gesunden Menschenverstandes zu fordern, der in Oesterreich nie unbesetzt geblieben ist, und noch am Anfange unsers Jahrhunderts, im Gegensatze zu den damals modischen, nun verschollenen Schwindeleien der Romantik, in dem trefflichen Schreyvogel (West's Sonntagsblatt) so gediegen (wenn gleich leider! ungeachtet) repräsentirt war.

Enk's Schattenseite lag theils darin, daß er Gegenstände, die vor ein höheres Forum gehören, eben so bequem abfertigte, — theils in einem gewissen Pedantismus der Behandlung. Dieser Pedantismus, der sich den heu-

tigen Lesern, welche eine elegante, lebhafte, mitunter nur zu freie und formlose Behandlung gewohnt sind, zumeist fühlbar machte, rührt von der Art her, wie Enk producirte. Er wartete nämlich nicht die Forderung von innen ab, sich selbst ein Räthsel des Lebens oder der Reflexion zu lösen, und das gelöste auszusprechen, sondern er griff in den Vorrath gangbarer Lebensfragen, wählte sich eine Aufgabe, stellte sie über das schon Vorhandene geordnet zusammen, fügte hier und da einflechtend eigene Bemerkungen hinzu, und so entstanden jene populären Schriften über die Freundschaft, den Umgang mit uns selbst, die Seelenruhe, und die vorliegende über Bildung und Selbstbildung. Sie tragen alle das Gepräge jenes, ich möchte sagen thematischen Verfahrens; sie haben bei aller richtigen Denkweise, bei aller verständigen Anordnung und so mancher treffenden und selbst prägnanten Bemerkung, etwas schulmäßiges; es fehlt ihnen das Erlebte, der lebendige, frische Keim eines neuen Lebens. Ja selbst das beliebteste, vielleicht auch das bedeutendste von Enk's Werken: Melpomene, oder über das tragische Interesse, wiewohl reich an wohlüberdachtem Stoffe, vielfach belehrend und anregend, schwankt zwischen dem moralischen, ästhetischen und philologischen Standpunkte und hat gewiß noch keinen Dichter auf seiner Bahn practisch gefördert. Ja, ich würde gerade aus diesem, in manchem Betrachte vortrefflichen Buche die Ueberzeugung geholt haben (wenn es überhaupt noch eines Beweises bedürfte!), wie grundlos das Gerücht war, das vor einiger Zeit dem theoretischen Enk die ganz prac-

tiſchen Gebilde eines unſerer beliebteſten Bühnendichter zuzuſchreiben wagte. Wenn — wie ein altes Wort ſagt — nichts ſo abſurd iſt, was nicht einmal irgend ein Philoſoph behauptet hätte, — was ſind denn dann die Behauptungen der müßigen Welt?

Die bisherige Schilderung möchte ſo ziemlich auch das vorliegende, letzt erſchienene Buch unſeres Verfaſſers im Weſentlichen mitcharakteriſirt haben. Der Begriff der Bildung wird entwickelt, ihr Zweck, ihre Schranken gezeichnet. Jede wahre Bildung muß, wie die Anlagen des Menſchen, eine harmoniſche ſein (S. 17). Sie muß aber zugleich, wie die Anlagen der Menſchen, eine individuelle werden (S. 18). Ihre Mittel ſind: Belehrung, Erfahrung, Selbſtdenken (S. 24). Ihre beſten Ergebniſſe: Klarheit des Erkennens (S. 44) und Kraft im Wollen (S. 46). Die Bildung zur Religioſität (S. 47), zur Sittlichkeit (S. 60), zur Humanität (S. 105) (welche Enk, obwohl er Herdern beſchuldigt, ſie zu weit zu nehmen, offenbar zu eng nimmt, wenn er ſie bloß auf die Charitas beſchränkt), zur Geſelligkeit (S. 124), zur Wiſſenſchaft (S. 143), zum Schönheitsſinne (S. 166), zu einem beſtimmten Berufe (S. 190), — werden im Einzelnen erörtert, und es bieten ſich dabei manche Anläſſe zu Digreſſionen über dieſes und jenes, namentlich in der modernen Lebensform und Literatur, was dem nüchternen und ſittlichen Sinne des Verf. nicht zuſagt. Eine der beſten und beherzigenswertheſten dieſer Digreſſionen iſt die (S. 207) über den Dilettantismus, dieſe Schmarotzerpflanze auf dem Stamme der Menſchheit-Kultur, die ihre

Blüten durch künſtlich nachgeäffte wegtäuſcht und uns um die Früchte betrügt. Man kann nicht ſtreng genug gegen dieſe krankhafte Halbheit ſein, aus welcher, zumal in der Literatur, die Krebsſchäden unſerer Zeit ſtammen; man kann nie genug das Eine, was Noth thut, an die Herzen legen: Ernſt und Ganzheit in jeglichem Beginnen. Das ſcheint denn auch Enk (S. 213) ſchmerzlich empfunden zu haben. Doch war er gegen die Zeit nicht ungerecht und verſchloſſen; er beſchließt ſein Buch mit der Bildung für ihre Forderungen (S. 214), er anerkennt, daß in allen Beſtrebungen das geiſtige Element der Zeit zu erfaſſen ſei (S. 224), aber auch: daß ſie an Jeden die Forderung ſtelle, daß er, was ſie von Außen nicht bietet, mit ſelbſtſtändiger Kraft in ſeinem Innern ſich erſchaffe (S. 225). Dieſe ſittliche Grundlage, dieſer ſittliche Schlußſtein begründen und vollenden das Ganze, und in dieſer Denkart liegt der größte und eigentlichſte Werth dieſes Buches.

Einer wehmüthigen Erinnerung aber kann ſich, wer den Verluſt des trefflichen Verfaſſers betrauert, nicht erwehren, wenn ihm als Motto und Schlußwort eine Aufmunterung zur Fröhlichkeit mit ſchmerzlicher Ironie entgegenlächelt. Quantum mortalia pectora coeca noctis habent!

Ueber die poetiſchen Richtungen unſerer Zeit. Von Melchior Meyr. Erlangen, Verlag von C. Heyder, 1838. X und 154 Seiten.

Anſichten kann man nicht kritiſiren, — man kann nur andere dafür geben. Ehe wir dies im gegenwärtigen Falle thun, iſt es nöthig, Folgendes voranzuſchicken. Das vorliegende Buch iſt aus einer reinen, achtungswerthen Geſinnung hervorgegangen, und, mit Einſicht und Folgerichtigkeit, in einem edlen, angenehmen und würdigen Tone geſchrieben. Möchte nur Jeder ſeine Art zu denken, wenn ſie denn ſchon geäußert ſein muß, ſo äußern! Es wäre uns beſſer damit geholfen, als mit humoriſtiſchen Tiraden, philoſophiſchen Orakeln, oder rohen Verneinungen. Nach dieſer Anerkennung iſt es erlaubt, Differenzen auszuſprechen.

Lyriſche Richtungen ſind noch nicht poetiſche überhaupt; einige deutſche Lyriker ſind noch nicht unſere Zeit; abgeſehen davon, daß man über Richtungen in der Poeſie gar kein Wort verlieren ſollte, denn nicht was Einer will, macht ihn zum Dichter, ſondern wie er es geſtaltet. Man findet alſo in dieſen Blättern nicht ſowohl das, was man ſich beim Anblick des Titels verſprechen mag, als eine mit Sachkenntniß durchgeführte Darſtellung der Eigenſchaften einiger deutſchen, lyriſchen Dichter. Es ſind Recenſionen über Heine, Platen, Uhland, Rückert.

Das Buch iſt in Erlangen gedruckt, und wenn man im Voraus vermuthet, daß Rückert darin die Palme erhalten werde, ſo war man nicht im Irrthume. Wir haben,

wie uns dieſer vortreffliche Dichter in ſeiner Stellung zur Poeſie und zur deutſchen Literatur erſcheint, wiederholt ausgeſprochen, und ſind am wenigſten geneigt, dasjenige zu verneinen, was aus wahrer Anerkennung und edler Zuneigung entquillt, — auch wenn es uns als Ueberſchätzung erſchiene. Rückert's Poeſie und Philoſophie iſt denn doch im Ganzen eine Art von Ueberſetzung, und in neueſter Zeit ein Spiel mit den dürren Reliquien ehemaliger Blüten und Früchte. Nun iſt es aber gerade eine dieſer neuen Hervorbringungen des Dichters: das brahmaniſche Lehrgedicht, — woran unſer Verfaſſer ſich beſonders erfreut. Dieſer Umſtand führt uns auf den Punkt, von welchem aus ſeine Art über Poeſie zu denken, überhaupt klar, und Zweck und Zuſammenhang ſeines Büchleins verſtändlich wird. Sein Auge iſt nämlich unabläſſig auf jenes letzte Ziel gerichtet, in welchem das Schöne, das Wahre und das Gute in Eins zuſammenfließen, während wir gewohnt ſind, zum Behufe der Beurtheilung deſſen, was in Einem Bezirke geleiſtet wird, uns ſtrenge auf die Gränzen dieſes Bezirkes zu reduciren. Wer ahnt nicht, daß der Dichter, ein Werkzeug in der Hand einer höheren Gewalt, zu demſelben höchſten Zwecke mitarbeite, welchen der Denker auf ſeinem rauhen Pfade erſtrebt? aber eben dadurch, daß er ſich von dieſem Pfade fern hält, iſt er Dichter; und wir haben, ſobald wir ihn als ſolchen zu beurtheilen beſchließen, nicht über ſein Wollen und Wiſſen, ſondern über das Leben und die Schönheit ſeiner Gebilde zu richten. Meyr begehrt, daß die Dichtkunſt dasjenige unmittelbar in ſich aufnehme, wozu ſie ſelbſt nur vielleicht ein Mittel iſt; daher alle

Differenzen, die wir beim Leſen ſeines Buches fühlen; daher der Umſtand, daß er auch da, wo wir im Ganzen beiſtimmen, gerade das lobenswerth findet, woran wir wenig, gerade das manchmal tadelnswerth findet, woran wir viel Wohlgefallen finden.

So ſagen ihm an Platen jene ſpäteren, ernſten, von ſchätzbaren Geſinnungen beſeelten, meiſt in antiken Versmaßen abgefaßten, Gedichte vorzugsweiſe zu, in welchen wir mehr den Lateiner als den Dichter ſehen. Seine früheſten, aus mannigfach aufgeregten, oft ſchönen und edlen, oft vielleicht mit Schonung zu richtenden Gefühlen hervorgequollenen, ſeelenvollen und melodiſchen Geſängen athmen Wahrheit und Natur, und ſie ſind es, die uns mehr, als die pindariſch-horaziſchen Hymnen und Oden, Platen's poetiſches Talent anzudeuten ſchienen.

Eben ſo können wir nicht finden, daß das S. 57 angeführte Liedchen Heine's gelungener ſei, als andere ſeiner Lieder, weil es ſittlicher iſt. Es ſcheint vielmehr, daß ihm die, ihrem Inhalte nach nicht zu billigenden Gedichte am beſten gelingen. Uebrigens handelt es ſich darum, gewiſſe Phänomene nicht nur in ihrer Einzelnheit, ſondern in ihrem Zuſammenhange mit der Epoche aufzufaſſen, deren Bedürfniß ſie andeuten. Dieſer Geſichtspunkt iſt es, welchen man feſthalten muß, um Heine, und was ſich aus ihm entwickelte und an ihn ſchloß, mit dem rechten Verſtändniß zu ergreifen; er iſt es, den man in Meyr's letztem Aufſatze (S. 145) wohl angedeutet, aber nicht völlig begriffen und erklärt findet. Man wird billiger gegen die überfreie Weiſe jugendlicher Talente, wenn man mehr

das auffaßt, was aus ihnen ſpricht, als das, was ſie ſprechen; wenn man die nothwendigen Evolutionsvorgänge literariſcher Perioden kennt, und die, in welcher wir leben, damit zuſammenhält; und wenn man die übrigen, triſteren und völlig unfruchtbaren Verkehrtheiten, die ſich auch in unſern Tagen geltend machen wollen, mit dieſer, wenigſtens heitern und über ſich ſelbſt hinausführenden Verkehrtheit vergleicht.

Am meiſten wird das Gefühl und der Geſchmack deutſcher Leſer mit der Darſtellung übereinſtimmen, welche (S. 87 u. ff.) von Uhland's Eigenſchaften gegeben iſt. Uhland hat gewiß von allen hier recenſirten Dichtern am eigentlichſten den dichteriſchen Weg eingeſchlagen, den Weg der Schönheit und Natur. Er gewährt eine, auf einen engen Lebenskreis beſchränkte, aber in dieſem Kreiſe vollkommene Befriedigung. Dadurch, daß er, als echter Poet, die Poſition ſo gut wie die Verneinung in ſittlichen Dingen dahingeſtellt ſein läßt, und doch durchaus ſittlich iſt und wirkt, reizt er unſern Verfaſſer wenigſtens zu keinem Widerſpruche, und nöthigt ihn, bei ſeiner Erörtung mehr auf die poetiſchen Eigenſchaften einzugehen, als auf andere; und dieſe Stellung iſt es eben, welche wir dem Beurtheiler von Poeten überall wünſchen, um ihm danken, um ihm glauben zu können. Wenn noch, was man getroſt der oft ſehr wohlthätigen Mode überlaſſen darf, die Begriffe von „Romantik, ethiſcher und philoſophiſcher Poeſie" u. dgl. (S. 70 iſt ſogar von „ſittlichen Balladen", als einer Gattung, die Rede), ſich allmälig verlieren, und einer geſunden, reinen, genie-

ſſenden Auffaſſung dichteriſcher Productionen Platz machen werden, werden ächte, poetiſche Talente wohl auch wieder Luſt bekommen, uns damit zu beſchenken, — was ihnen für jetzt eine allzuweiſe Kritik wohl verleiden dürfte.

Dankbar muß man es anerkennen, wenn Männer wie der Verfaſſer des vorliegenden Buches, frei von kleinlichen Nebenabſichten, in klaren, warmen Worten uns die innerſte Meinung ihres Herzens, uns das treue Ergebniß ihres Denkens nicht vorenthalten; wenn ſie, in den Tagen der Lüge, des Indifferentismus, der Frivolität, die Stimme der Wahrheit, der Sittlichkeit, zur Freude aller Gutgeſinnten, ertönen laſſen; wenn ſie prophetiſch auf das letzte, höchſte Ziel hinweiſen, zu welchem, bewußt oder unbewußt, die ganze Menſchheit auf tauſendfachen Pfaden geleitet wird: aber der Dichter wird die leiſe Forderung nicht verſchweigen, daß ihn die Kritik auf ſeinem Pfade fördern möge, ohne ihn durch Vorhaltung des letzten Zweckes zu demüthigen, zu ermüden; er wird zum Beurtheiler ſagen: lieber Freund! laß es mir über, was ich dir zu bringen, zu ſagen habe; ſage mir nur, ob ich es ſo gebracht habe, daß es dir auch zu Herzen gegangen iſt! Denn, wie der Menſch, in der Dunkelheit ſeiner irdiſchen Sendung, nur in ſeinem ſchmalen Bezirke das Rechte thun und ſagen muß: Herr! thue nach deiner Weisheit mit den Werken meiner Thorheit! — ſo kann auch der echte Poet nur ſagen: Hier ſind die Gebilde, die ich nach den Geſetzen der Kunſt, die in mir wirkt, geſchaffen; ſeht zu, ob ſie Leben haben, und ob ſie in das Ganze, das ihr zu überblicken behauptet, ſo eingreifen, wie ihr Philoſophen es wünſcht und fordert!

Geſchichte der poetiſchen National-Literatur der Deutſchen,

von Dr. G. G. Gervinus. Erſter Theil. Von den erſten Spuren der deutſchen Dichtkunſt bis gegen das Ende des 13. Jahrhunderts. Leipzig, bei Engelmann, 1835. VIII und 476 Seiten. gr. 8.

Opus aggredior, opimum casibus.
Tacit.

Ein Werk von ſo ernſter Intention, und welches mit einer ſolchen Fülle und Beherrſchung von Mitteln unternommen ward, wie das vorliegende, fordert die Kritik zu redlicher Bemühung auf, wenn ſie ihren Beruf erfüllen, und dem Publikum von dem, was der Verfaſſer gewollt und geleiſtet hat, Rechnung legen und gleichſam ein Facit ziehen will. Hier nun kommt es ihr ſehr zu Statten, wenn der Autor, ſo viel es ſeine ſubjective Stellung zuläßt, dieſe Bemühung anticipirt, und den Verſuch gewagt hat, ſich und ſein Werk ſelbſt zu charakteriſiren. Der Ort dazu pflegt die Vorrede zu ſein; und darum erſcheint bei Werken dieſer Art jenes Proömium ſo wichtig; der Beurtheilende hält ſich mit Recht daran feſt, und dabei auf; erſpart ſo ſich und dem Leſer eine verdrießliche Folge von Wiederholungen, da doch eine in's Detail angewandte Anſicht nur eine Wiederholung ihrer ſelbſt iſt, und gleicht, wie er ſoll, dem Prologus oder Chorus, der dem verſammelten Publikum die Scene, den Umriß und Charakter des aufzuführenden Stückes bezeichnet, dann aber noch zu

rechter Zeit abtritt, und dem Werke ſelbſt überläßt — zu ſprechen; nicht bloß was er geſagt hat, noch einmal zu ſagen. Er deutet beſonders jene Partien unter den Zuſchauern an, welchen das Werk vorzüglich gemäß ſein wird; damit befriedigt er zugleich die übrigen, die nun wiſſen, wie ſie daran ſind, und den Dichter wenigſtens gelten laſſen.

Alles was ich hier geſagt habe, paßt vollkommen auf den gegenwärtigen Fall; um ſo mehr, da das Werk ſelbſt eine fortlaufende Kritik iſt; denn was iſt pragmatiſche Geſchichte, zumal der Literatur, anders? wir haben uns alſo vorerſt aus dem, was der Verfaſſer im Vorworte Preis gibt, über den Geiſt ſeiner Darſtellung zu orientiren, und dann dieſe letztere nur in großen Contouren zu verfolgen, wobei wir unſere eigenen Meinungen über die Gegenſtände die er vorführt, als Anregung für den Forſcher ſolcher Sphären, nicht aber als Berichtigungen der Reſultate die ein dieſen Regionen ganz geweihtes Leben gebracht hat, anreihen und betrachten dürfen.

„Jeder, der da weiß" — ſagt Gervinus auf der erſten Seite — „daß man heut zu Tage nicht bloß für das Leben . . . ſondern auch (leider nicht ſo ſehr für Wiſſenſchaft und Kenner, als) für Gelehrſamkeit und Gelehrte ſchreiben muß, und der zugleich den Wunſch mit mir theilt, daß dies Muß nicht ſein müßte, der wird das Verhältniß meiner . . . Schriften zu einander leicht finden." — Den Wunſch theilen wir von ganzem Herzen, allein das Muß will uns nicht einleuchten. Warum muß? kein Menſch muß müſſen, und ein Autor müßte? Wenn ſich der wahre

Forſcher von der gelehrten Gilde Geſetze vorſchreiben ließe, wohin würde die Wiſſenſchaft gerathen? würde ſie ihren Zweck erfüllen: vom Leben aus für's Leben zu wirken? wenn es ſo wäre, wozu noch eine Feder anrühren? nein es iſt nicht ſo, es gibt noch Menſchen, denen es um die Sache, nicht um's Wort zu thun iſt; für dieſe und für Niemand ſonſt ſchreibt der wahre Hiſtoriker, und wenn ſie nicht exiſtirten, er müßte ſie erträumen, um nur überhaupt ſchreiben zu können; ja, ich gehe noch weiter, und ſage: er ſoll ſie erträumen, denn dann nur wird er ſo ſchreiben, daß er ſie ſich erſchaffen kann; um das übrige Publikum hat er ſich nicht zu kümmern, — als ob es gar nicht da wäre. In dieſem Verfahren liegt das Heil und die Rettung unſerer Literatur. Das iſt nun der erſte Punkt, in welchem wir mit dem Verfaſſer, gleichſam übereinſtimmend diſſentiren, und wobei wir bemerken, daß von hier aus alles, was man mit Recht an dem trefflichen Werke bemängeln könnte, ſich erklärt. Hat er die Zunftgelehrten durch Verſchmähung todten Citatenweſens beleidigt, ſo hat er es uns Weltkindern dadurch, daß er ſich jenem Muß unterwirft, auch wieder nicht ganz recht gemacht; nach dem alten Sprichwort: zweien Herren zugleich iſt ſchwer zu dienen. Wenn alſo Gervinus Verdienſt gehörig geſchätzt werden ſoll, ſo gehört dazu ein aus beiden Claſſen gewiſſermaßen abſtrahirtes Publikum; ein Publikum, das ſich an dem Durchſtöbern rauchgeſchwärzter Pergamente erfreut, ohne ſich an der Freiheit, mit der ſie vor das Licht des Verſtandes gebracht werden, zu ſtoßen. Weil ich nun hier, indem ich die Stellung des Ver-

faſſers bezeichne, über ihn etwas Allgemeines ausſpreche, ſo ſoll ſich gleich eine kurze Schilderung ſeiner Art und Richtung im Ganzen anſchließen, wie man ſie ſonſt als Schlußſtein zu ſetzen pflegt; ich verſchaffe mir dadurch die Erleichterung, im Verlaufe das Weſentliche als geſagt vorausſetzen zu dürfen.

Gervinus, gleich entfernt von jener kindiſchen Ueberſchätzung des deutſchen Alterthums, die jetzt, Gott ſei Dank, immer mehr aus der Mode zu kommen ſcheint, — wie von der Ueberſchätzung unſeres eigenen Werthes, welche die Wurzeln der Gegenwart in der Vergangenheit zu ſuchen vergißt, — unternimmt es, eine Geſchichte, d. i. eine genetiſche Darſtellung der deutſchen Poeſie zu liefern, aus welcher hervorgehen ſoll, wie ſich das, was ſie iſt, aus dem, was ſie war, mit Nothwendigkeit entwickelt hat; wobei ſich vielleicht ein Lichtſtrahl über das, was ſie werden ſoll, entzündet. Er kennt und fühlt die Größe und Schwierigkeit ſeiner Aufgabe ſehr genau, ja faſt mehr als zu einer leichten, kühnen Bewältigung des Stoffes wünſchenswerth iſt; er iſt aber auch ganz der Mann, mit einem ſolchen Probleme ſiegreich fertig zu werden. Vertraut mit den Denkmälern unſerer alten Poeſie, geübt, in die Zeiten und Völker zu ſchauen und durch Vergleichung und Unterſcheiden den Blick beſtimmter und heller zu machen, vergißt er nie, ihn prüfend auf die Gegenwart zu heften, deren Erklärung der Zweck der ganzen Arbeit iſt. Dieſes Feſthalten am Zwecke wäre vielen wiſſenſchaftlichen Rittern zu wünſchen, die vor den Schranken der Einleitung, weil es einmal Turnierbrauch

iſt, etwas wie ein Ziel oder einen Preis aufpflanzen, dann aber auf der ganzen Rennbahn ſich nicht weiter darum bekümmern. Daß unſeren Hiſtoriker eben die große Umſicht, die im Felde der Weltgeſchichte gegönnt iſt, manchmal da zur Syntheſe leitet, wo eine Analyſe das Verſtändniß mehr befördert hätte, daß er gern alles maſſenhaft aufgreift und wirken läßt, iſt mehr der Geſchichtsſchreibung unſerer Zeit überhaupt, als ihm insbeſondere, eigen, und es wird bald Anlaß ſein, mehr davon zu ſprechen. Uebrigens iſt ſeine Denkart edel, würdig, frei; ſeine Anſichten ſind verſtändig, vielſeitig, hell, bedeutend und überall begründet; ſeine Darſtellung iſt ſtufenweiſe fortſchreitend, folgerichtig, lebendig; ſeine Sprache der Majeſtät der Geſchichte angemeſſen, gebildet, einfach mit Wärme, rhetoriſch ohne Schwulſt; doch nicht ohne eine gewiſſe pathetiſche Färbung und Periodenbreite. Von letzterer rührt zum Theile wohl auch der dem Leſer unerfreuliche Anblick ununterbrochen angefüllter großer Octavſeiten, ohne Abſatz, ohne Ruhepunkt; von erſterer iſt das zweimalige Beginnen mit „Ich" (Vorwort, Einleitung) ein Beiſpiel. Es iſt höchſtens dem Rhetor, — dem gebildeten Briefſteller längſt nicht mehr — geſtattet; und der Schriftſteller, beſonders der deutſche, ſollte ſich immer mehr an die Geſetze der guten Geſellſchaft und an den Styl einer geiſtreichen Correſpondenz gewöhnen. So viel an Umriſſen. Es iſt Zeit, daß wir näher treten.

In der Einleitung mißt der Verfaſſer den Umfang ſeines Werkes, und zählt vorerſt, ohne den Vorwurf der Ruhmredigkeit zu befürchten, die Schwierigkeiten auf,

die er zu überwinden fand. Allzu große Forderungen enthalten oft in ſich ſelbſt den Grund, warum ihnen nicht genügt wird; bei der ſtäten Rückſicht auf's Ganze iſt das Eingehen in's Einzelne erſchwert, in ſo fern, wie es bei der Poeſie beſonders der Fall iſt, das Eigenthümliche nur aus ſich ſelbſt zu begreifen iſt, und hier iſt es am Orte einen Faden wieder anzuknüpfen, den ich oben fallen ließ. Das ungeheuere Gedränge literariſcher Erſcheinungen, das uns umtobt, die Schulen, welche ſich theils ſelbſt gebildet und benannt haben, theils bei Zuſammenſtellung gewiſſer Schriftſteller vom Kritiker aufgeſtellt werden, die großen Ereigniſſe der neueren Geſchichte, welche uns die Wirkungen der Maſſen und Epochen im Vergleich mit der des einzelnen Menſchen auf's Merkwürdigſte bewährt haben, endlich der philoſophiſche Geiſt der Deutſchen, welcher ſich ſeit Herder gewöhnt hat, Alles im Großen anzuſchauen, — alle dieſe Umſtände haben unſern hiſtoriſchen Blick vielleicht in's Weite und Univerſelle gelenkt. Unter den Kritikern hat es, ſo viel ich weiß, Menzel zuerſt ausgeſprochen, daß er geſonnen ſei, die deutſchen Dichter fortan nach Claſſen, gleichſam in Bauſch und Bogen, zu recenſiren. Wenn ſich nun aber ein unglückliches Individuum durchaus nicht will „in Catalogum regiſtriren" laſſen, — wie dann? es muß dem Ganzen geopfert werden! es mag wollen oder nicht, es muß „ſich aus ſeiner Zeit erklären laſſen!" volentem ducit, volentem trahit, — kann man von dieſer Kritik ſagen, welche eben ſo unerbittlich, wenn auch nicht eben ſo weiſe als das Schickſal iſt. Hätte ſich Gervinus dieſer Anſicht weniger unterge-

ordnet, hätte er die einzelnen Werke mehr beſchrieben und weniger verglichen, ſo würde er mehr Hiſtoriker als Kritiker, alſo ſeinem Ideale treuer geblieben ſein. Das Gefühl einer ſolchen Unzulänglichkeit ſcheint ihn bewegt zu haben, als er ſein mit Rieſenfleiße ausgearbeitetes Werk „eine Skizze, ja den bloßen erſten Entwurf einer Skizze" (S. 1) nannte, — eine Beſcheidenheit, die nicht leicht zu überbieten iſt, und einen deutſchen Literator charakteriſirt; es iſt als ob der Erbauer des Straßburger Münſters ſein Werk „einen Plan zu einem Modell" nennen wollte. Wie dem auch ſei, jene Art die Dinge zu ſehen, iſt Schuld, wenn er ſich im Einzelnen ſelbſt nicht genügte. „Die ſchöne Zeit des Thucydides — klagt er — iſt vorüber; ... mit ſolchem Aufgebot von Fleiß und Ausdauer, wie wir, brauchten die Alten ihre Weisheit nicht zu kaufen!" (Seite 4 und 7.) Dieſe Zeit iſt nie vorüber, ſo lange es einen Thucydides gibt, d. h. einen geſunden, practiſchen Mann, der ein feſtes, beharrliches Auge auf ſeine Zeitgenoſſen wirft, und die Urſachen der Ergebniſſe nicht immer in Ideen, ſondern oft auch in Boudoirs, Küchen und Kammern ſucht. Wenn das eine Abſchweifung war, ſo wollen wir die folgenden Capitel um ſo ſuccincter behandeln.

Die älteſten Spuren mythiſchen Geſanges in Deutſchland veranlaſſen die Bemerkung, daß dieſe Art Dichtungen über der Völker Anfänge meiſt überall gefunden wird, überall aber auch erſt in Zeiten entſtanden zu ſein ſcheint, wo ſchon durch irgend einen Gegenſatz gegen ein fremdes Volk oder fremde Zuſtände die Veranlaſſung

dazu gegeben ist, so daß die Gesänge dieses Inhalts bei den Germanen schwerlich aus viel älterer Zeit gewesen sein mögen, als in der sie Tacitus erwähnt (S. 19); eine Bemerkung, die ich als historisches Problem dahin gestellt sein lasse. War die Herleitung der Nation von den Göttern, wie es wahrscheinlich ist, zugleich eine Ansicht von der Menschenschöpfung, so sehen wir hier in den Vorstellungen der Germanen, schon bei den ersten dunklen Spuren das Menschliche, das Historische vorwaltend (S. 20); ein Zug welchen Gervinus glücklich und bezeichnend auffaßt. In jener Verehrung des Herkules und Ulysses vermuthet er Spuren einer priesterlichen poetischen Sage (S. 20); von eigentlich priesterlicher Dichtung aber, die auch dem Stoffe nach, die Pflege durch diesen Stand verriethe, haben wir in Deutschland kaum Spuren (S. 22). Die von Tacitus geschilderten Schlachtgesänge mußten wohl am ersten verschwinden. Quant à ces chants populaires — sagt Fauriel — germes premiers de l'épopée complexe et developpée, il est de leur essence, de se perdre, et de se perdre de bonne heure, dans les transformations successives, auxquelles ils sont destinés (S. 24). Mehr noch ist der Verlust der historischen Gesänge zu bedauern, von deren Inhalt Gervinus aus Jornandes Kunde gibt, wobei er eine Anekdote, die sich dort findet und die in der Volsunga- und Wilkina-Sage wieder zu erkennen ist, zum Typus für die oben erwähnte Differenz der deutschen und nordischen Dichtung, und zum Belege für seine Annahme des deutschen Ursprungs der in Scandinavien und Deutschland zugleich vorfindlichen Sage anführt (Seite

26). Eigentliche Nachbildungen deutſcher Dichtungen ſind die Eddalieder freilich nicht; und das hat auch wohl Niemand im Ernſte behauptet (S. 27). Dieſe vergleichende Anſicht ſcheint durch die longobardiſchen Geſchichten des Paul Warnefried Sohns beſtätigt zu werden, deren Inhalt ſo poetiſch, menſchlich, nationalgeſchichtlich erſcheint, daß ſie dem Verfaſſer längſt eine Bearbeitung für die deutſche Jugend wünſchenswerth machten (S. 20). Die ſchöne Charakteriſtik nordiſcher und deutſcher Dichtung. aus dem Leben, der Naturumgebung, den Urzuſtänden der Völker abgeleitet, die nun folgt, iſt ganz in dem von Herder (oder von R. Wood über Homer) angeregten Sinne, trefflich gedacht und durchgeführt (S. 30, 31). In eine noch weitere Sphäre führt die Zuſammenſtellung der älteſten Dichtungsweiſe der Deutſchen mit jener der Hellenen. Was Gervinus (S. 33), aus freieſter, hiſtoriſcher Umſicht und geläutertem, äſthetiſchem Sinne hierüber ausſpricht, halten wir feſt, weil es uns über die ganze Differenz der alten und neuen Poeſie, ja über das, was man Polarität der Dichtkunſt überhaupt nennen könnte, aufklärt, und uns ſpäter, wo wir es mit der Anſicht, welcher die Nibelungen als Ilias erſcheint, zu thun haben, trefflich zu Statten kommen wird. Ich müßte mehrere Blätter ausſchreiben, wenn ich alles das Schöne und Gediegene dieſer Erörterung mittheilen wollte; das Reſultat aber läßt ſich in Einem Satze zuſammenfaſſen, den ich ſo ausdrücken würde: das Eigenthümliche griechiſcher Kunſt iſt Selbſtſtändigkeit; die deutſche unterwirft ſich dem Stoffe, der aus ihr begeiſternd wirkt. — Schließlich vindicirt Gervinus der

deutſchen Poeſie das Vorrecht, mehr als jede andere, von ihren Urſprüngen bis zur Periode ihrer Ausbildung, im reinſten Sinne populär geweſen zu ſein; er erkennt aber ſehr richtig, daß dieſe Eigenſchaft nur den Anfängen, nicht aber der Höhe der poetiſchen Cultur gedeihlich iſt; er empfindet den edlen geiſtigen Ariſtokratismus, welcher der Dichtkunſt inwohnt, — wirft einen Blick über die Gränze ſeines Capitels prophetiſch in die Gegenwart hinüber, und kehrt zur Betrachtung der Wirkungen der Völkerwanderung auf den hiſtoriſchen Volksgeſang zurück. Sehr einſichtsvoll deutet er aus der getrübten, geſtörten, von römiſcher Cultur überwältigten Fortbildung der alten Nationaldichtung, aus der weltgeſchichtlichen Erſchütterung und Verwirrung einer Zeit, in welcher Europa unter traurigen Wehen wiedergeboren ward, und aus der durch das Chriſtenthum allgemein aufgeſchloſſenen, durch das beſchauliche Naturell des Deutſchen früh und individuell angebauten Zauberwelt des Gemüthes, — das Eigenthümliche unſerer, zumal poetiſchen, Bildung; er öſt und bindet vor unſern Augen die Elemente deſſen, was unter dem Namen „Romantiſch" in der neueren Literaturgeſchichte eine ſo verhängnißvolle Rolle ſpielt; er erklärt, als ein wahrer Geſchichtſchreiber, aus der Vergangenheit die Gegenwart. Hiermit iſt ein großes Lob ausgeſprochen; denn, wenn gleich faſt alle Hiſtoriker dasſelbe zu thun, in der Vorrede und im Context wiederholt verſichern, ſo leiſten es doch die Wenigſten. Gervinus aber reißt uns in's Ganze fort, ohne auch nur ein einzelnes Sandkorn im Fluge zu verſchütten. So darf er es

wagen, ohne kernloſe Paradoxie, die Edda und Hoffmann's Spuckgeſchichten aneinander zu knüpfen. Den größten Werth legt er billig auf das berühmte Hildebrandlied. Die Brüder Grimm haben uns darüber die bedeutendſten Aufſchlüſſe gegeben; ſie ſetzen ſein Vaterland nach Heſſen; der Zeit nach gehört es in's 8. Jahrhundert, iſt alſo mit den Eddaliedern gleichaltrig, vor denen es ſich aber durch Wahrſcheinlichkeit und Einfalt in den Motiven, durch menſchlichere Fühl- und Redeweiſe, durch epiſche Beſonnenheit und Ruhe, kenntlich macht. Gervinus äußert ſich über den in's Niederdeutſche vorneigenden Dialect des Gedichtes, wie über den Vorzug, den das ältere Fragment vor den ſpätern Bearbeitungen verdient, ganz wie der einſichtsvolle, gelehrte Verfaſſer der Abhandlung „die älteſten Denkmäler der deutſchen Sprache" in Nr. 8 u. 9 des dießjährigen Bandes dieſer Zeitſchrift. Eben da wird man ſich auch über das Weſſobrunner-Gebet nach Wunſche belehren, welches in dieſelbe Epoche gehört, von Gervinus aber, dem es mehr um die innern Verhältniſſe der Dichtkunſt, als um Erläuterung der Formen zu thun iſt, übergangen wird. — „So weit alſo" — ſchließt er dieſen Abſchnitt — „führte die Völkerwanderung, daß ſie die urſprüngliche poetiſche Erzählung, welche in ſich abgerundeter, paſſender für den Geſang, für Erregung eines momentanen Antheils, einer einzelnen Empfindung war, auflöſte, erweiterte, auf großartige Verhältniſſe und Zuſtände . . . ausdehnte. . . . Auf ſolchen großen Erſchütterungen ruhen alle größten Volks-Epen; . . . Die Anſtrengungen der Nation waren nöthig, um einen weiten,

würdigen Stoff zu erſchaffen; um ihn zu einem Producte der Kunſt zu bilden, bedurfte es der Einheit. . . Eben ſo wie Carl der Große die germaniſchen Nationen wieder zuſammenband, ſo geſchahen von demſelben Bedürfniß aus ſeit ihm und durch ihn die erſten Schritte zur Sammlung und Vereinigung der epiſchen Sagen. . . . Das Epos dankt überall ſeine Entſtehung, und im Mittelalter insbeſondere ſeine ungeheure Verbreitung und Mannigfaltigkeit demſelben Geiſte, der wie er hier das Zerſtreute und Vereinzelte in der Poeſie, ſo in andern Verhältniſſen die Mönche in Orden, die Edeln in einen Ritterſtand, die Handwerker in Gilden verband und ſchloß. Es iſt das Beſtreben, ganze Corporationen zu vereinigen, und mit Ideen zu durchdringen . . . jenes Beſtreben, das dem ganzen Mittelalter einen ſo poetiſchen Anſtrich gibt, der nur ſeine Kehrſeite hat, weil die Ideale allzu ſchnell in Träumereien ausarteten. . . . Die Dichter blieben mit ihren Kräften hinter der Aufgabe zurück, . . . die begonnenen Werke waren der Zeit zu groß!" (S. 56—58.) — Der welthiſtoriſche Blick, den Gervinus hier gethan, der gründliche Umriß, mit dem er das Mittelalter bezeichnet, und die neue Zeit von der alten vollſtändig gelöſt und geſchieden, und auf jenes tiefe, fortzeugende Element hingewieſen hat, welches ſich dem Auge keines Einzigen, der das Problem der Zeiten vor ſich hinſtellte, entzog, — haben mich gleichſam genöthigt, die ganze Stelle, die zugleich ein Specimen der Darſtellung bietet, mitzutheilen. Jene Betrachtung eröffnet uns das Verſtändniß aller folgenden; ihr Eigenes würde noch erleichtert worden ſein,

wenn es dem Verfaſſer gefallen hätte, auch die übrigen Kunſt- und Lebensbeſtrebungen jener palingenetiſchen Epoche, zumal die Baukunſt, mit in die Schilderung aufzunehmen. Ich aber habe nun, wenn ich mich nicht abſorbiren will, den Faden der Entwicklungen zu verfolgen; denn meine Hauptaufgabe bleibt es, die Conturen des ganzen Gemäldes zuſammenzudrücken, die Mittelglieder, welche in dem weitläufigen, von hundert Epiſoden durchflochtenen Geſchichts-Epos ſchwer aufzufinden ſind, aneinander zu ketten, die Hauptpartien effectvoller, und ſo eine Ueberſicht des großen Ganzen möglich, ja wirklich zu machen.

Wir haben nun, auf dem Punkte, wo wir ſtehen, zu betrachten: „welcherlei Dichtung um und nach Carl's Zeit beſonders gehegt ward, um uns nachher zu erklären, warum wir in der Zeit der Ottonen das Volks-Epos plötzlich in die Feder der Geiſtlichen, und aus der Volksſprache in die Lateiniſche übergehen ſehen.“ Es ſind dieß die geiſtlichen Dichtungen im neunten Jahrhundert. Hier nimmt nun Gervinus Anlaß, ſeine Anerkennung des ſprachlichen Werthes dieſer unſchätzbaren Reliquien zugleich mit der Ueberzeugung auszudrücken, daß ihr poetiſcher Werth, in Folge dieſes grammatikaliſch-geſchichtlichen Intereſſes, überſchätzt werde. Die oft ventilirte Frage, wie die Sprache und die Bildung überhaupt in ihren Pro- und Regreſſen ſich zu einander verhalten, wird dahin beantwortet, daß allerdings Fortbildung und Rückgang für alles Exiſtirende gleich geordnet ſei, und daß wir, wären wir nur im Stande, hinlänglich weit zurückzugehen mit unſerer Forſchung, nachweiſen können wür-

den, daß auch einſt eine Zeit war, in welcher der Körper der Sprache von einer niedern Stufe zu jener Höhe hinaufſteigen mußte, von der wir ihn nachher abſinken ſehen. Wenn wir hiermit den gelehrten Verfaſſer des erwähnten Aufſatzes in den Bl. f. Lit., Kunſt u. Kritik, Nr. 5, in Widerſpruch finden, ſo wird dieſer dadurch ausgeglichen, daß Gervinus Sprache und Poeſie von einander unterſcheidet, Entwicklung und Bedürfniß beider als getrennt darſtellt, indem einerſeits die reichſte, ſinnlich vollkommenſte Sprache keineswegs einer mehr auf's Innere gerichteten Poeſie, andererſeits den anſchaulichen Geſtalten, welche die epiſche Dichtung fordert, eine naive, weit mehr als eine geiſtig cultivirte Sprache genüge. Hierbei ſchlägt er den Einfluß fremder Sprachen auf die unſere hoch an, will dem Herausgeber des gothiſchen zweiten Corintherbriefes (Castilionaeus. Mediol. 1829) ſeine Anſicht von der Einwirkung des Griechiſchen auf's Gothiſche nicht abgeläugnet haben, und ſchlägt den Philologen vor, die Art und Verhältniſſe dieſer Einflüſſe genauer zu unterſuchen. Da aber dieſe Gelehrten, von der Wichtigkeit Otfried's und ähnlicher Werke für Sprachkenntniß hingeriſſen, ſofort auch der Jugend ſolche Studien anmuthen, da der neue Herausgeber des Otfried die Commentation dieſes Denkmales zu einer ſtehenden Lection auf der Univerſität und in den Gymnaſien und höhern Bürgerſchulen machen will, — da erwacht in Gervinus der Menſch. „Wie?“ ruft er aus, „wir ſollen alſo zu der ungeheuren Laſt, die unſern Schülern ohnehin ſchon aufgebürdet iſt, ihnen auch noch dieß Opus aufladen? . . . . eine neue Sprache, zu der noch

die nöthigſten Hilfsmittel erwartet werden, ſoll um eines Buches willen erlernt werden? . . . . und was ſollte und könnte uns denn in dieſem Buche anſprechen und belehren? . . . . ſollen wir die naive, reine Sprache der Bibel mit dieſem Otfried verdrängen? . . . . oder ſollen wir mit dieſem Buche den Geſchmack an der altdeutſchen Poeſie eröffnen?" (S. 65 und 66.) So frägt Gervinus, der ſolche Studien unter die Aufgaben ſeines Lebens zählt; und wir ſtimmen lebhaft mit ein, und berufen uns auf das, was wir wiederholt hierüber geſagt haben. Gerade je bedeutender, tiefgreifender eine literariſche Aufgabe iſt, deſto weniger gehört ſie vor die Jugend, die am Leben für's Leben zu erziehen iſt.

Nur die beiden Evangelienharmonien (die hochdeutſche des Weiſſenburgiſchen Otfried, und die niederſächſiſche des Heliand) hebt Gervinus aus dieſer Periode geiſtlicher Dichtung heraus. Die erſtere repräſentirt den deutſchen Süden, die zweite den Norden; ſie ſtehen ſich gegenüber wie die Ritter-Epen der ſchwäbiſchen Periode dem Volks-Epos. Der Vers des ſächſiſchen Gedichtes beſteht aus jenen, der Alliterations-Poeſie eigenen Satzweiſen (vitteae); Otfried's Werk dagegen iſt das älteſte, in welchem der Reim herrſcht, bei deſſen Kritik Gervinus wunderlich unſer Landvolk beneidet, deſſen Ungeſchick, die Reinheit der Reime zu empfinden, ihm als „volles Ohr" erſcheint (S. 69). Im Heliand iſt ein Ton der Unſchuld, der Bewußtloſigkeit; im Otfried Beſinnung, Kritik; dort reines Aneignen des Stoffes, hier Erkenntniß und Erſtrebung einer Form; dort Anklang der Volks-Poeſie, hier

Bearbeitung nach gebildeten Muſtern. Auf welcher Seite Gervinus echtes, poetiſches Leben gewahrt, wird man leicht errathen. Die Mönche retteten Wiſſenſchaft und Philoſophie, — das gibt er zu — allein die Poeſie gedeiht nur in der Blüte und Friſche der Welt, und wer in Otfried's Werke ihren Hauch zu ſpüren vorgibt, der — meint er — müſſe zu rechter Genügſamkeit herabgekommen ſein. Hier iſt er nun bei dem Ziele, das er am Anfang des Kapitels feſtgeſtellt: Abhängigkeit geiſtlicher Dichtkunſt. Der bedingende Satz: es wäre einſeitig, wenn man an die Dichtkunſt jederzeit Selbſtſtändigkeit fordern wollte; ſie beſaß ſie nur höchſt ſelten, und hat oft, indem ſie der Gelegenheit diente, das Höchſte erreicht;" (S. 74) — dieſer Satz iſt auszuſtreichen, wie alle bedingenden Sätze, denn die Ausnahmen verſtehen ſich immer von ſelbſt, oder vielmehr es gibt keine Ausnahmen von einer rein und ſcharf ausgedrückten Regel. Immer iſt Selbſtſtändigkeit von der Dichtkunſt zu fordern; immer war die wahre Poeſie ſelbſtſtändig; nie hat ſie, im Dienſte der Gelegenheit, das Höchſte erreicht, nie überhaupt der Gelegenheit gedient; entwachſen iſt ſie wohl aus ihr, wie jede Erſcheinung des Göttlichen auf Erden. So viel im Vorbeigehen, nur des „zwar" und „nur" halber; denn in der Hauptſache denkt Gervinus überein. Indem er das übrige wenig Bedeutende dieſes Zeitraumes übergeht, weil es ihm „eine Hauptpflicht des Hiſtorikers iſt, überflüſſigen Stoff auszuſcheiden von der Geſchichte" (S. 75) — wendet er ſeinen Schritt weiter.

Die Volksdichtung in den Händen der

Geiſtlichkeit bot ein gemüthliches Bild von einer innigen, religiös durchdrungenen Zeit; in dieſem Betracht intereſſirt das Siegeslied über die Normannen, nach 881, zu Ehren Ludwigs, eines Sohnes Ludwigs des Stammlers, gedichtet, ein durchaus volksmäßiger Geſang, ſei er nun durch geiſtliche Hände gegangen oder nicht. Mit Recht nimmt Gervinus die rührige Periode der Ottonen in Schutz; mit Recht findet er das Anerkennen, das Aufnehmen deutſcher und gedeihlicher als das Abſchließen, das Hypernationaliſiren; mit Recht deutet er ehrfurchtsvoll auf das hehre Alterthum hinüber, deſſen ewig lebendige Wirkung nur eine trotzige, gottesläſterliche Selbſtbeſchränkungsluſt ablehnen wollen kann. Er macht uns auf das lateiniſche epiſche Gedicht von Walther von Aquitanien (von Eckehart I. in St. Gallen; 1. Hälfte des zehnten Jahrhunderts) aufmerkſam, welches dem Stoffe nach, wie der Geſinnung, echt deutſch, der Behandlung nach ganz antiken Muſtern nachgebildet, als Beiſpiel vaterländiſcher Heldenſage in den Händen eines Geiſtlichen, einen Begriff von jener übergänglichen Bildung gibt; wenn es gleich dem poetiſchen Werthe nach weniger preiswürdig erſcheinen möchte, als es Gervinus ausgibt. Naivetät und Ungeſchicklichkeit ſehen ſich oft zum Sprechen ähnlich; aber jene bleibt ſich gleich, während dieſe bald einen rechten bald einen Fehltritt macht. In die Betrachtung dieſes quaſi-klaſſiſchen Zeitraumes, in welchem gleichzeitige Heroen unmittelbar vielfach in den Geſang verwoben wurden, flicht Gervinus die Bemerkung ein, daß, abgeſehen von W. Grimm's Hypotheſe von einem lateini-

schen Niebelungenbuche, jedenfalls die Zeit der Ottonen eine Durchgangs-Periode für das Niebelungen-Epos, eine Zeit seiner Wiederaufnahme und Umgestaltung war, — welche Bemerkung er sehr schön commentirt und fortsetzt, und die Erläuterung des zerstückelten, lückenhaften Wesens dieses Gedichtes daran knüpft; es sind treffliche Gedanken und Worte, von denen ihm nur „Haimons Liebelei" die alten Götter verzeihen mögen (S. 91); ich aber fürchte, sie werden's nicht, sondern ihm einmal bei Gelegenheit einen scharf angelegten Pfeil dafür abwenden vom Leibe des Feindes.

Wissenschaft und Kunst blieben während des Ueberganges zur ritterlichen Poesie der Hohenstaufen-Zeit wohl noch in den Händen der Geistlichkeit; allein der Geist des Ritterthums beginnt zu wehen, und eine neue Welt will sich entfalten. Ehe wir aber diese Morgenröthe erblühen sehen, geht, wie bei der wirklichen, ein Moment der Kälte voran. Die Zeit der fränkischen Kaiser gab vorzugsweise politisch-kirchlichen Angelegenheiten Raum; die Welt hatte damit zu thun, ihren eigenen Lauf zu betrachten; das Gewahrwerden dieses großen tragi-komischen Thier- und Puppenspieles versetzte der Poesie einen fast tödtlichen Schlag; unverwüstlich wie sie ist, schuf sie sich in der Bedrängniß ein neues Element, dessen launig-bittere Geburt: die Thiersage, von der Darstellung jener geistigen Lebensprocesse nicht ausgeschlossen werden kann. Gervinus zieht sie einsichtig in den Umriß seines Bildes, und Reinhart Fuchs, der alte Schelm, muß herhalten und sich nolens volens philosophisch-ästhe-

tiſch-hiſtoriſch analyſiren laſſen. Der Stänkerer macht freilich ein wunderlich Geſicht dazu; allein Wolfen und Iſegrimm ergeht's auch nicht beſſer. Am komiſcheſten verzieht er ſeinen Mund zu dem, was er über das „uralte Thiermährchen" (S. 110) und von den „Heimlichkeiten der Thierwelt" (S. 113) zu hören bekommt; daß übrigens etwas Gefühltes in dieſen Rhapſodien ſteckt, kann er doch nicht läugnen. Iſt doch nur ſein ärgerlich weltliches Weſen allein Schuld, daß uns, neben ſeiner Figur, der gründliche Ernſt eines Gervinus, der dieſelbe mit der Reformation und Weltgeſchichte in feierliche Verbindung bringt, ein Lächeln abnöthigt.

Dieſer Ernſt erſcheint ganz am Platze, wenn es ſich um die Einwirkung handelt, welche die Kreuzzüge auf die Bildung, und ſomit auf die Poeſie jener Zeit geäußert. Ob der Uebergang der alten Welt zur neuen, chriſtlichen, durch dieſe „außerordentlichſte Revolution, welche die Welt je ſah" (S. 125 — dieſer Superlativ möchte angefochten werden!) ſo ſcharf zu markiren ſei, wie Gervinus meint, — ob denn dem Orient dabei ſo ganz aller Miteinfluß abzuſprechen ſei, wie er auch meint, — bleibe mit einem Fragezeichen in der Weltgeſchichte ſtehen. Ob man wohl thut, die ganz neue Bildung immer durch das eine Epitheton „chriſtlich" zu charakteriſiren, — hänge ich dieſem Fragezeichen an. War denn nicht ſchon in der zerfallenden alten Welt ein Element, welches das chriſtliche vorbereitete? und war dieß das einzige der neuen? Gervinus ſelbſt hat im Früheren ſolche Uebergänge leiſer und vollſtändiger angedeutet. In der Geſchichte ſo gut wie in der

Natur geſchieht alles übergänglich, und was uns als impetus erſcheint, iſt immer Wirkung und Urſache zugleich. Im Gefolge dieſer Betrachtungen möchte von den zwei Haupteinflüſſen, welche Gervinus den Kreuzzügen zuſchreibt, der erſte: Erweiterung des Verkehrs, und durch ihn Ausdehnung der Kultur, — der wichtigſte ſein. Hierauf beruht wohl allerdings die Differenz beider Weltalter; und es wird immer mehr anerkannt werden, daß Extenſion der errungenen Maſſe von Kultur über die Maſſe der Menſchheit, die Aufgabe deſſen iſt, was wir unſere Zeit nennen; ſo wie das Erringen die Aufgabe der Vergangenheit war. Hier, wenn irgend wo, iſt dem Sterblichen ein beſcheidener Blick in die heiligen Wege der Vorſehung gegönnt. Der zweite, von Gervinus ſtatuirte Hauptpunkt: Entfaltung des Innern, — bleibe dahin geſtellt. Wir fühlen nicht genug mit den Alten, weil wir nicht mit ihnen gelebt haben, — wir glauben, wie jeder einzelne Menſch, die Welt ſei mit uns geboren worden; das Gemüth aber, das tiefſte Innere des Menſchen, hat ſein eigenes Leben und bedarf keiner Kreuzzüge, keiner Welterſchütterungen, um ſich ſein bewußt zu werden. — Daß Gervinus, in der Entwicklung dieſer Zeiträume, nicht bei uns Deutſchen ſtehen bleibt, iſt ſeiner großen Manier und Abſicht gemäß; daß er dabei Arioſt (S. 136) überſchätzt, vergibt man gern in Betracht ſo Vieler, die dieſen herrlichen Dichter zu wenig achten; übrigens iſt das, was nach ſeiner eigenen richtigen Angabe (ebend.) demſelben zum Homer fehlt, gerade das, was dieſen zum Homer macht.

Das franzöſiſche Volks-Epos ſcheint dem Ver-

faſſer den Geiſt der Kreuzfahrten am treueſten auszuſprechen, der Geſang der Troubadours und ihr Frauendienſt ſcheint ihm einen fröhlichen Gehalt, einen unverſiegbaren Stoffquell in die breite Welt geſtrömt zu haben. Er verweiſt die, welche ſich über dieſe Kreiſe urſprünglicher unterrichten wollen, auf Uhland, Schmidt, und vorzüglich unſern verdienſtvollen F. Wolf (die neueſt. Leiſt. der Franz. f. i. Nation. Heldenged. Wien 1833); und wir können nichts Beſſeres thun, als dieſe Andeutung wiederholen. Conrad's deutſche Bearbeitung der Rolandsgeſchichte wird nun charakteriſtiſch geſchildert, und Geiſt und Werth dieſes Gedichtes gebührend anerkannt.

Den Uebergang zur Darſtellung des veränderten Zeitgeſchmacks, der ſich an Legenden und Novellen letzte, macht eine Reflexion, die mir nicht gefällt. „Was der großen Maſſe — heißt es (S. 152) — die gewöhnlichſte Unterhaltung bietet, . . . verdiene in einer Geſchichte der Dichtung keinen vorzüglichen Platz; . . . von einem poetiſchen Geſchmack ſei es gegenwärtig eine Sünde zu reden; . . . die Romangattungen und dergleichen (!) verdienen in einer Geſchichte der Dichtung, ihrem Werthe nach, wahrlich keinen Raum" . . . (S. 153). Dieſes hiſtoriographiſche Naſenrümpfen kann man einem Gervinus doch nicht ſo hingehen laſſen; einem Gervinus am wenigſten, ſonſt machen ſichs' die „Kleinen von den Seinen" gar zu bequem, nennen Sterne, Scott, Bulwer, Salvandi, Manzoni, Cervantes, Boccaccio und den Dichter des W. Meiſter „gemeine Unterhaltungsſchriftſteller" — und finden es unter der hiſtoriſchen Würde, ein Wort über ſolchen Kram zu

verlieren, — was freilich das größte Unglück nicht wäre! Belletriſtiſche Zeitſchriften, Romane, Novellen, Bühnenſtücke und dergleichen (!)" werden S. 153 auf einen Miſt geworfen, da ſich der Geſchichtſchreiber nur mit dem „Belehrenden, was bleibendes Muſter iſt" abgeben ſoll; nun frage ich: was iſt belehrend, — das Lied von Hildebrand und Hadubrand, oder Triſtram Shandy? was iſt bleibendes Muſter, — das Meſſobrunner Gebet, oder W. Meiſter?

Es fürchte die Dichter
Das gelehrte Geſchlecht!
Sie halten die Herrſchaft
In ewigen Händen,
Und können ſie brauchen,
Wie's ihnen gefällt.

Es gefällt ihnen aber, zu leben und leben zu laſſen; und ſo ſei es genug an dieſem Ausfalle; ein anderes Mal wollen wir die Materie wieder aufnehmen, und darthun, daß „die Charakteriſtik einer Zeit" (für welche Gervinus die angeführten Werke ſelbſt wichtig findet) mit der Geſchichte der Poeſie gar ſehr zuſammenhängt, und daß Roman und Theater von dem künftigen Geſchichtſchreiber unſerer Poeſie nicht ungeſtraft werden verachtet bleiben dürfen. Nach einer Abſchweifung über das Niebelungenlied, die der entſpricht, welche ich mir eben zu Schulden kommen ließ, — kommt Gervinus auf die Kaiſer-Chronik, deren Druck uns ſo lang verſprochen und noch nicht erfolgt iſt, zu reden, die er, ihrer deutſchen Quelle nach, worauf ſie ſich beruft, in den Anfang dieſes Jahrhunderts

ſetzt, — und mit der er, der Form und dem Weſen nach, den Lobgeſang des heil. Hanno genau verbunden wiſſen will, von welchem er mit Recht ſagt, daß man ihn ſeit Herder überſchätzt habe. Er tadelt an dem veränderten Geſchmacke die Unklarheit, das leichtſinnige Untereinanderwerfen, das kleinlich Materielle, wovon er aus der Kaiſer-Chronik ein Beiſpiel gibt, das freilich ſpaßig genug iſt: Nero verlangt von ſeinen Aerzten, daß ſie ihn ſchwanger machen; ſie geben ihm Getränke, es kommt die Zeit der Geburt, und er gibt eine Kröte von ſich:

die walche ſprungen uſ ſa
ſie riefen lata rana;

daher der Name Lateran! (S. 159). — Konnte ich eben das Vornehmthun gegen die lebendigen Formen der neuen Zeit nicht ungeneckt laſſen, ſo klatſche ich deſto herzlicher Allem Beifall zu, was Gervinus nun über die kindiſche, doch glücklicher Weiſe wie es ſcheint, ſchon abnehmende Liebhaberei an Märchen ſagt, deren wiederholtes Herausgeben oder gar neues Erfinden, zu andern als geſchichtlichen Zwecken, er unverantwortlich nennt (S. 164). Was er hierüber weiter ſagt, ſollte man fleißig leſen, und denen einprägen, denen es Noth thut; ihm aber danken, daß er uns einmal die Stimme eines Mannes wieder hören ließ, in einer Welt, die bereits drohte zu einer Kinderſtube zu werden. Italien war zu der Zeit, von der jetzt gehandelt wird, der Herd der Unterhaltungs-Poeſie; aus Italien leitet Gervinus, mit Ausſchließung alles andern Einfluſſes (was wir oben ſchon befragzeichneten), die Wellen dieſer

Dichtungen nach Deutſchland, gibt aber bald eine mittelbare Influenz des Orients und Griechenlands zu, wobei ſich an den geiſtreichen Seitenblicken, die er auf Bidpai, Hitopadeſa, und die griechiſchen Erotika wirft, eine leicht und frei beherrſchte Gelehrſamkeit glänzend hervorthut. Zu mancherlei Betrachtungen regt die Wahrnehmung an, daß ſich ähnliche Erſcheinungen, die, frei von einander, im Oſten, Süden und Norden aufkeimten, in jener Mittel-Epoche begegneten (S. 174), und ſo Brücken bildeten, auf welchen die alte Welt in die neue, und die ſeltſame Fremde in die Heimath herüberſchritten.

Die Ausartung der Volks-Poeſie, theils durch Veränderung, theils durch Verpflanzung, Entſtellung durch gereiſte Poeten, ungeſchickte Amalgamirung mit griechiſch-morgenländiſchen Sagen, und Bereicherung aus neueren Erfindungen, wird nun am König Rother, wie an einem tauglichen Specimen, klarer vor Augen geſtellt.

Gervinus beſcheidet ſich, den Streit, der über die Geſchichte dieſes Gedichtes unter den größten Kennern herrſcht, nicht ſchlichten zu können; ſo viel iſt gewiß, daß es ein urſprünglich deutſches iſt, daß äußere Verhältniſſe aus Byzanz darauf eingewirkt haben, und daß man dem Werke viel zu viel Bewunderung gezollt hat. Mit Salomo und Morolf, mit Herzog Ernſt von Veldek iſt es nicht anders. Der Nationalgeiſt iſt verſchwunden, die Willkür des Einzelnen ſchaltet mit dem poetiſchen Eigenthume des Volkes, und wirft Fremdes und Einheimiſches roh untereinander.

Die Einflüſſe aus England oder der Bretagne,

welche der Verfaſſer mit etwas gar zu ſchneller Analogie, der Anglomanie des vorigen Jahrhunderts gleichſtellt, veranlaſſen wieder ethnographiſch-literarhiſtoriſche Ausflüge in jene britiſch-walliſiſchen Regionen. Die Echtheit der walliſiſchen Bardenlieder und der Geſänge Oſſians ſoll aus dem wechſelſeitigen Verhältniſſe hervorgehen. Die Merlin- und Arthur-Sage werden beleuchtet, von den Tafelrunde-Romanen, denen nichts als ihre Neuheit Werth und Anſehen gegeben haben ſoll (?), wird das vorwaltende Element der Courtoiſie und Frauenliebe, das hier zum erſten Male (?) Eingang in die epiſche Poeſie fand (S. 205), abgeleitet. Es iſt zu wundern, daß nicht gleich auch die Verbindung mit Lafontaine und Kotzebue nachgewieſen wird! Die Poeſie, und ſomit auch ihre Geſchichte, iſt ein gar proteiſches Element; es iſt das Spielzeug des menſchlichen Gemüthes, und ſchlüpft, wenn es zu ſehr en gros gefaßt wird, aus den Händen des Hiſtorikers, welche Schwert und Wage zu halten gewohnt ſind. Hier macht ſich die Willkür geltend, keine blinde, aber eine freie, geiſtige, der nur der ſchöpferiſche Genius gebietet. Dieſe Willkühr ſchaltet oft ſelbſt mit Recenſenten, und wirft ihnen Abſchweifungen, wie dieſe da, auf's Blatt, wo ſie triste supercilium Catonis ſich vorgeſetzt hatten. — Bei Ulrichs Lancelot verweilt Gervinus einen Augenblick; wie es denn ſeine Art iſt, ſeine theoretiſche Anſicht immer an einem Beiſpiele zur Anſchauung zu bringen. Er beſchreibt das Gedicht; und was er von der dichteriſchen Ungeſchicklichkeit, vom Mangel innerer Nothwendigkeit, zumal in der deutſchen Verarbeitung ſagt, iſt recht gut; — allein bei

ſeinem Sinne für's Innerliche, Tiefe, befremdet es doch, daß er das Menſchlichgroße, was in dieſen Dichtungen verborgen iſt, und von einer ſpätern Zeit gar gut herausgefühlt und herausgebracht worden iſt, verkennt oder übergeht. Die hier zum Grunde liegenden Ideen von Erziehung, Liebe, Kraft, Prüfung, Geſelligkeit, haben eine tiefe Wurzel, und es entwuchs ihnen ein Baum, der ſpäten Enkeln herrliche Früchte trug. Hier aber kann man auf eine ſolche Entwicklung ſich nicht einlaſſen.

Sehr ergötzlich iſt der folgende Abſchnitt, wo wir antike Dichtungsſtoffe in der abenteuerlichen Geſtalt des Mittelalters uns vorgeführt ſehen. Der alexandriniſch-wälſche Geſchmack hatte ſich geltend gemacht, das Nationelle war verdrängt, das Helleniſche lebendig nicht wieder hervorzurufen, — und Gervinus bricht in Klagen aus. Aergerlich überläßt er den barocken Dares Phrygius den kritiſchen Literarhiſtorikern, und wendet ſich mit mehr Intereſſe zur Sage von Alexander, die er, von den Quellen bis in die Mündungen, verfolgt. Mit Recht zieht er die orientaliſchen Darſtellungen mit herein; nur war nicht zu vergeſſen, daß dieſe, dem Geiſte öſtlicher, zumal perſiſcher Dichtkunſt gemäß, nicht ſowohl als das Ergebniß populärer Ueberlieferungen zu nehmen ſind, als vielmehr als Gebilde des Geiſtes einzelner großer Dichter, zumal des herrlichen Niſami aus Gendſch, der, nach ſeiner Weiſe, im Iskendername ein romantiſches Gemälde, deſſen einzelnen Partieen man die Erfindung, die Allegorie, alsbald abmerkt, zu ſittlichen Zwecken hinzauberte, welches dann die Nachfolgenden, ein Dſchami u. A. theils modificirten, theils

copirten. Dieſe perſiſche Dichtung vom Alexander darf alſo nicht als Sage betrachtet werden, und hat einen eigenen Charakter. — Sehr bedeutend iſt die jedenfalls deutſche Bearbeitung dieſer Geſchichtsfabel von Lamprecht, ſei nun das Verdienſt ihm oder ſeinen Vorgängern beizumeſſen. Sehr ausführlich und beredt entwickelt Gervinus das kräftig-verſtändige Gedicht, und gibt ihm den Vorzug vor faſt allen mittelaltrigen deutſchen Dichtungen (S. 229). Wir, indem wir die Vergleichung mit der Odyſſee (S. 233) liegen laſſen, machen nur auf die trefflichen Erörterungen des Verfaſſers und auf das merkwürdige Gedicht alle Freunde jener älteren Poeſien aufmerkſam (S. Maßmann's Denkmäler deutſcher Sprache u. Literat. 1828). — So werthvoll jenes Werk iſt, ſo ärmlich ſieht es mit der Aeneide des Heinr. v. Veldeck aus. Wenn Gervinus gleich den römiſchen Urdichter ſelbſt, wie es ſcheint, nicht gehörig zu ſchätzen weiß, ſo zeigt er doch in einer Parallele ſehr einleuchtend das parodiſtiſch Lächerliche ſeines altdeutſchen Rivals, bei welchem Anna die Dido nach ihres Liebſten Namen fragt, und dieſe antwortet: E — und ne —, und ehe ſie ſagt —as, hat die kluge Anne ſchon gewußt, wer es geweſen. Nach der Kritik der Schönheiten dieſer „Eneit" bemüht ſich unſer Geſchichtſchreiber zu unterſuchen, warum denn dieſem Dichter ſeiner Zeit ein ſo beſonderes Lob geworden, — eine Frage, auf die ſich bequem hätte antworten laſſen: weil ſeine Zeit nicht beſſer war als er, — und ſtellt dann den trojaniſchen Krieg des Herbort v. Fritzlar in die Mitte zwiſchen beide letztbeſprochenen Werke. Das Zuſammentreffen mit dem Inhalte des

ſchönſten Gedichtes in der Welt wirkt draſtiſch in dieſer quasi Epopöe.

Einer ſo ſchwankenden, gehaltleeren, da und dort hinausvagirenden Poeterei folgt das Bedürfniß der Nation, wieder einmal tiefer und ganz angeſprochen zu werden, und bedingt in einer an ſich noch kräftigen Zeit, wo die Vergangenheit noch lebendig in's Gegenwärtige herübergreift, — eine Regeneration des Volks-Epos, welche uns längſt nicht möglich iſt, denen ſelbſt das Verſtändniß jener Reliquien verſagt ſcheint. Hier iſt es, wo Gervinus die Betrachtung der Niebelungen und der Gudrun am Platze findet; hier, wo man wohl auch meinerſeits eine ausführliche Erörterung eines ſo oft erörterten Lieblingsgegenſtandes erwarten mag, und wo ich es eben für meine Pflicht halte, ſo kurz als möglich zu ſein. Ich habe es mit Gervinus zu thun, nicht mit dem Niebelungen-Gedichte; dieſes iſt nicht da, — ſagt der dichteriſcheſte Kenner — um ein für allemal beurtheilt zu werden, ſondern an das Urtheil eines Jeden Anſpruch zu machen und deßhalb an die Einbildungskraft, die der Reproduction fähig iſt, an's Gefühl für's Erhabene, Uebergroße, ſo wie für's Zarte, Feine, für ein weit umfaſſendes Ganze und für ein ausgeführtes Einzelne; aus welchen Forderungen man wohl ſieht, daß ſich noch Jahrhunderte damit zu beſchäftigen haben. — Da es ſich nun trifft, daß ſich das Gedicht in den Hauptſachen mir eben ſo darſtellt, wie es Gervinus ſchildert, ſo kann ich dem Leſer wie mir viel erſparen, und ziehe nur Folgendes zuſammen:

Daß die Gudrun im zwölften Jahrhundert in früherer Gestaltung existirte, ist durch neugefundene Zeugnisse entschieden; daß aber die Niebelungen darin vielfältige Schicksale erlitten haben, ist von Niemanden geläugnet. Wo die nordische Siegfried-Sage, zu jener Zeit, in Deutschland wieder eingeführt ward, ist ungewiß. In Nieder-Deutschland am wahrscheinlichsten; wo die ersten Zeugnisse dafür gefunden werden. Der Norden, das Alterthum trat damals so in die Gegenwart, wie in neuerer Zeit das Deutschthümliche (?) (S. 253); und „nicht anders" wandte sich Goethe von den Göttingern, Schiller von Bürger ab, als die Hofsänger jener Tage vom Volksgesang (!?). — Die ungeschickte Verbindung zweier heterogener Stoffe (im Niebelungenlied) springt in die Augen. (?) Nicht zwei Stoffe kämpfen mit einander; sondern der Stoff und die Behandlung. Der Unterschied nordischer und deutscher Sage, den wir festsetzten, bestätigt sich auch hier; auf jene ist die allegorische Deutung (Sagabibl. II S. 366) anwendbar (wir geben ihr das Zeugniß, mit dem chemisch-naturphilosophisch sein sollenden Unsinn bei Zeune nichts gemein zu haben; ob sie aber durchaus rein und unschuldig ist?); diese hat geschichtlichen Boden. Dieser Boden ist in Deutschland, die ursprüngliche deutsche Gestalt, die uns verloren ist, hatte aber mit der nordischen weit weniger gemein, als die, so wir jetzt vor uns haben, die ihre Züge aus dem Norden borgte, und, ungeschickt genug, uralte Rohheit und neue Courtoisie vermischte. — (Hier folgen Vermuthungen, Annahmen und Wünsche S. 356—261.) Ein letzter überarbeitender Dichter muß an-

genommen werden; ob er Ofterdingen oder Klinſor hieß, iſt gleichgiltig. Dieſer Ordner hat nicht Vermögen genug, den ungeheuern Stoff zu bewältigen (S. 263). Wir finden aber doch im Niebelungenliede die rein plaſtiſche, objective Kunſt (? liegt denn dieſe im Stoff?) der Alten. (S. 263). Unklare, wenig practiſche Erörterungen folgen; Widerſprüche werden offenbar; Vergleichungen zwiſchen den Niebelungen, den Ritter-Gedichten jener Zeit, und dem griechiſchen Epos, die zu keinem rechten Reſultate führen; hiſtoriſche Phantaſien, die außer der Sphäre der Beurtheilung liegen. Für poetiſchen Genuß iſt das Werk nicht allzuhoch anzuſchlagen (S. 271); es dient dazu, den alten Geſchichten unſeres Volks (wie Schlegel will, deſſen verkannte Aufſätze im deutſchen Muſeum Gervinus mit Recht vertheidigt) einen poetiſchen Hintergrund zu geben: zur Bildung der Frühjugend möchte es eher ſchädlich als nützlich ſein, und was hierüber geſagt wird, iſt von Zeile zu Zeile zu unterſchreiben, und ich kann es nur dem Leſen dringend anempfehlen S. 272; wir beziehen uns dabei auf das bei Otfried Geſagte; auch das, was hier von Homer zu leſen iſt, erquickt das Herz, — wie es aber im Haupte des Verfaſſers ſich mit dem kurz zuvor Behaupteten verträgt, iſt ſchwer abzuſehen; „wenn man vollends" heißt es S. 273 ſehr gut, „den poetiſchen Werth im vaterländiſchen Dünkel dem Homer entgegenzuſtellen kühn genug war, ſo muß man bedauern, daß ſolche Ausſprüche unter uns nur eine Möglichkeit ſind!" — wenn aber im Niebelungenliede die „plaſtiſche Kunſt der Alten zu finden iſt" (S. 263), ſo wüthet Gervinus ge-

gen ſich ſelbſt. — So viel von den Niebelungen. Es geht hoffentlich aus den Sätzen und meinem Eingeklammerten genügend hervor, was Verfaſſer und Referent wollen und meinen. Verläßt man die engeren Territorien geſchichtlicher und äſthetiſcher Demarcationen, nimmt man das Lebendige lebendig auf, das Einzelne einzeln, das Ganze mit großem Gefühle, ſo wird man erſt des Wahren inne werden, und keines Kritikers bedürfen. Zu Menſchen, die ſo zu genießen fähig ſind, ſpricht die Poeſie aus allen Jahrhunderten gleich verſtändlich; um ſolcher Menſchen willen iſt die Poeſie da.

„Den Niebelungen ſetzt nun Gervinus „die Gudrun“ entgegnen oder (?) zur Seite, die deutſche Odyſſee (?) deutſcher Ilias (?);“ (S. 274). — Wir laſſen es bei einigen Fragezeichen bewenden, und erfreuen uns der anziehenden und inſtructiven Darſtellung, die er uns von dem bedeutenden Gedichte gibt, über deſſen Urſprung und Alter noch einige hiſtoriſche Zähne auszubeißen ſind. Man hat an dieſem Werk, wie früher an der Alexander-Sage, Anlaß zu der Bemerkung, daß der entſchiedene Vorzug, welcher dem Lied der Niebelungen vor allen Denkmalen unſeres Alterthums faſt ausſchließlich, geworden iſt, ein Reſultat von Zeitverhältniſſen war, und eigentlich noch sub judice ſein ſollte. Die Geſchichte der Gudrun iſt jedenfalls farbiger, zarter, menſchlicher, und bei ſchaurig wilden Zügen verſöhnender, als die im Niebelungenliede; wenn nur Gervinus nicht den Brauch hätte, alles mit antiken Muſtern zu vergleichen! So wird hier zur unrechten Zeit das Wiederſehen des Oreſt und der Elektra (S. 281)

angeführt, und dadurch, mit der beſten Meinung, unſerem braven Vorfahr nur geſchadet. Dieſen Anſpruch müſſen wir nun einmal fahren laſſen mit den Griechen zu concurriren! man braucht nicht von der Grăcomanie befallen zu ſein, um zu empfinden, welch' ein Abgrund zwiſchen uns und ihnen gähnt; durch keinen Literarhiſtoriker auszufüllen, nur durch eine friſche, ſchöpferiſche Gegenwart dem Blicke zu verbergen.

Gervinus nimmt ſich (S. 284) vor, den Minneſang kurz abzuthun, wie es billig geweſen wäre, da ſeit Bodmer dieſer Nachtigall-Literatur wohl mehr Aufmerkſamkeit, als ſie verdiente, geſchenkt ward, und ein neuer kritiſcher Singſang dem alten poetiſchen folgte. Es blieb aber beim ſchönen Vorſatz; und der Urſprung des deutſchen Minneſangs, ſein Verhältniß zur provençaliſchen Troubadour-Poeſie, ihre Berührungspuncte (das joie marimen), ihre Differenz, wobei es ſich verſteht, daß uns der Vorzug ernſter Innerlichkeit und Wahrheit vindicirt bleibt, alles dieß wird mit beredter Weitläufigkeit erörtert, Hafis und Dſchelaleddin (S. 300) werden ſogar (nicht mit rechtem Verſtändniß, wenn ich das: „ſelbſt ſie hätten's verſtanden, Wein und Luſt zu preiſen" recht auslege; wer mehr als ſie?) zu Hilfe gerufen, und der Verfaſſer gibt zu merken, daß er ſelbſt empfinde, er habe dieſe Anſichten „weit her" geholt (S. 292). Dabei wird ſein eigenes letztes Urtheil nicht klar, die vereinzelten Ausſprüche wollen ſich nicht verbinden laſſen, und der gute Leſer, der, wie ſo viele, gerne glauben möchte, gerne ſich aus dem probaten Geſchichtſchreiber einen Richterſpruch in ſein Hirn einſchreiben

möchte, um ihn, wenn von Minneliedern die Rede iſt, fix und parat zu haben, — dieſer brave, fromme, jedem Autor wünſchenswerthe Leſer kommt in Verlegenheit, wenn er aus Sätzen wie die folgenden eine Durchſchnittsformel herausziehen ſoll: „Wer durch altkluge Erziehung, oder durch Schullaſt, oder durch eingeborne Verſtändigkeit und Proſa vor den Zeiten der Jugendliebe ungeprüft vorüberging, dem werden wir vergeblich einen Begriff von dieſer Periode, . . . gewiß keinen Geſchmack an dieſer Lyrik beibringen. . . . Wer möchte unter uns ſo unverkünſtelt emporwachſen, um ungeſtört jenes Leben in Innigkeit erfaſſen zu können?“ (S. 293) Alſo: widrige Verhältniſſe hindern uns am Auffaſſen ſchöner? Gervinus möchte uns Geſchmack an Lyrik beibringen? in Innigkeit muß ihr Leben erfaßt werden? Nun: „Aus allen Anſprüchen auf Reichthum des innern und des äußern Lebens muß Jeder weichen, der dieſe Minneſinger zur Hand nimmt; auf Nahrung für den Geiſt darf er nicht hoffen; auf Nahrung für das Gemüth — auch auf dieſe nicht Jeder.“ (S. 301) Jetzt erklär' mir Oerindur dieſen Zwieſpalt des Verfaſſers! Wenn dir, verlegener Leſer, mit einer dritten Anſicht, für zweie, gedient iſt, ſo habe ich hier die meine: Die Lyrik jener Zeit nahm, wie eben jede, Stoff und Form aus ihrer Welt und ihrem Sänger; jene wäre reich genug geweſen, dieſer war meiſt deſto ärmer: eine freie, edle Bildung unterſtützte ihn nicht, und über das für ihn ſüße, für die nach That, Leben und Kultur ſtrebende Welt langweilige Thema ſeiner Liebe, varirte, nach hergebrachten Weiſen, mit mehr, minder, oder gar keiner Anmuth, das traurig-frohe Geleier. Wir

brauchen eben keine tiefwelthiſtoriſchen Deductionen zur Erklärung ſolcher Phänomene; ein gewaltiger Geiſt hätte auch damals was Rechtes geſchaffen, — und wiederum: auch unſere Zeit hat ihre Minneſinger. Der Geiſt der Zeiten iſt etwas, aber der Geiſt des Menſchen iſt Alles. So ragt ſchon Walther von der Vogelweide wie eine luſtige Oaſe aus dem Sahara jener Liedwüſte. Gervinus würdigt ihn vortrefflich; Verſtand und Vielſeitigkeit unterſcheidet ihn von den übrigen Minneſingern, Tiefe und Ernſt von den Troubadours: „einlöthig und wohlgeviert“ bleibt er den Treuen, eine geballte Fauſt wirft er den Argen; Liebe iſt ihm „Leidvertreib; Sittlichkeit, Recht, Menſchlichkeit“ — ſind ihm heilig. Mitten in den ſchönſten Betrachtungen über eine ſo reſpectable Poeſie verfällt Gervinus in die gewohnte Parallele mit dem helleniſchen Alterthum, deren wir wohl ſchon genug haben, — und ſelbſt in jene, ſeit den Philoſophen aus Schellings Schule übliche, bei Zeune (Nieb. L.) den Zenith erreichende Analogien-Liebhaberei, welche ſtets mehr für die Verſalität eines Geiſtes als für ſeine Tiefe und Wahrheit zeugt, — und welche die Kritik gehörigen Orts zu rügen hat. Späriſche Form und Linie werden (S. 312) als weiblich und männlich, demgemäß die griechiſche Architectur, wegen der kanelirten Säulen, als männlich, die deutſche, wegen der Bündelſäulen, als weiblich bezeichnet; daraus die Minneſänger und griechiſchen Lyriker weiter charakteriſirt, und was dergleichen mehr iſt. Es ſind üble Angewöhnungen oft trefflicher Schriftſteller, wie in der Geſellſchaft die ehrenwertheſten Männer manchmal ſie durch das Schütteln des

Kopfes, das Zupfen am Halskragen, das Ziehen an den Knöpfen, merklich bezeichnen. Man tadelt das Zupfen, man achtet den Mann.

Hartmann von der Aue und Wirnt von Gravenberg werden von dem Ehrentitel der größten Dichter, den man allzufreigebig an sie und ihres Gleichen verschwendet, absolvirt. „Kann man — frägt unser Verfasser, und wir fragen mit — „ein schönes Talent und eine ehrenwerthe Gesinnung nicht ehren, ohne daß man gleich in lauter Superlativen davon redet? hieße das nicht selbst dem Interesse der Gepriesenen schaden, weil es der Wahrheit geschadet ist?" (S. 324.) Die ehrenwerthe Gesinnung ist im „armen Heinrich" freilich deutlich genug, — deutlicher vielleicht als es der Poesie gesund ist, die in einem Gedichte die Hauptsache bleibt; vom schönen Talente ist im Iwein desto weniger zu bemerken, wenn einzelne gelungene Stellen nicht dessen Beweis sein sollen. Der Wigalois des Wirnt (entstanden um 1212) gehört mit diesen Gedichten in eine Kategorie; Benecke (Berl. 1819) findet die größte Familienähnlichkeit zwischen demselben und Iwein; mir scheint dieß letztere Gedicht ganzer und einiger, Wigalois dagegen intelligenter, lebenvoller zu sein. Den Winsbeke (in Benecke's Beiträgen Band 2) nennt Gervinus einen der theuersten Reste unserer ritterlichen Poesie, wegen der hohen, eigenthümlichen Moralität, die darin waltet.

Wie aber aus solchen Anfängen sich ein großes Ganzes, wie aus diesem Stamme „die Krone epischer Dichtkunst" sich entfaltet habe (S. 322), verstehe ich nicht völlig, ob-

wohl es Gervinus erklärt zu haben denkt. Es wird wohl hier wieder, wie meiſtens, zu viel auf volksthümliche, weltgeſchichtliche Epochen und Proceſſe geſchoben; wenn auf Dichtungen geringen Kalibers Werke von größerer Bedeutung folgen, ſo liegt unſeres Bedünkens das Geheimniß meiſtens darin, daß die Dichter der ſpätern mehr Geiſt beſaßen, als die der frühern. Nur in den urſprünglichen Zuſtänden der Völker laſſen ſich füglich ganze Maſſen von Poeſie charakteriſiren; in Zeiten, wo wirklich noch das Volk ſelbſt dichtet, oder poetiſche Geiſter ſo ſparſam und einſam daſtehen, daß eine ganze Periode nichts thut als: ſie wiederklingen; nur in ſolchen Zeiten läßt ſich von Entſtehung eines Epos reden, in ſpätern wird das Epos gemacht; und iſt es dann noch Epos? Je tiefer und breiter nun eine allgemeine Kultur in und über die Nation ſich fortpflanzt, deſto mehr iſt dem Einzelnen anzurechnen, deſto weniger iſt von Epochen und Entwicklungen zu phantaſiren. Wenn z. B. ein Geſchichtſchreiber unſerer modernen Poeſie tiefſinnig und quellengetränkt in nationellen Vorgängen den Grund nachweiſen wollte, warum Raupach niedriger als Schiller, und Grillparzer höher als Raupach ſtünde, warum Matthiſſon ſchöner als Haller, Platen ſchöner als beide und am Ende wieder weniger ſchön als er ſelbſt gedichtet habe, warum auf einen Goethe ein Hofmann, und auf dieſen wieder vernünftige Erzähler gefolgt, warum mitten unter Schöngeiſtern eine Rahel, mitten aus der romantiſchen Zunft eine Bettina ſich hervorgebildet, warum derſelbe Tieck drei verſchiedene Dichter in drei Cyclen ſeines Lebens dar-

ſtelle u. ſ. w. u. ſ. w., wenn Jemand das mit Aufwand von Volks- und Geſchichts-Metaphyſik entwickeln wollte, — nicht wahr, wir würden ihn auslachen? — So viel ein für allemal an den modernen Hiſtoriker, der manchmal den Baum vor lauter Wald nicht ſieht. Genug, Wolfram v. Eſchenbach war bedeutend, und wohl werth, daß man ihn zum Beginn oder Culminationspunct einer Aera machte. Daß Gervinus bei Betrachtung dieſes Poeten ſagt, es gehöre zum Plane ſeiner Arbeit, auf das Biographiſche wenig oder keine Rückſicht zu nehmen (S. 345), iſt ſehr zu bedauern; aus Gründen, welche ſich leicht aus dem eben Geſagten folgern laſſen. Die Quellen des Parzival intereſſiren ihn mehr; unglücklicher Weiſe ſind ſie verborgener als die des Nigerſtroms, während Leben und Gedicht jenes Dichters, fleißig gegen einander gehalten, gewiß Klarheit über Beides verbreiten. Mit Aufwand von Geiſt und Wiſſen faßt Gervinus Wolframs Eigenheit als Weltanſicht zuſammen, und ſetzt ſie als ſolche der des Gottfried von Straßburg entgegen. „Der Triſtan", ſagt er, „ſchwimmt mit der Welt, Parzival ſteuert ihr entgegen" (S. 356). Er entfaltet dieſe Bezeichnung ſehr ausführlich und leſenswürdig; und es bleibt allerdings ſehr lehrreich, zu bemerken, wie ſich der bedeutendſte Gegenſatz zwiſchen geiſtigen Naturen und geiſtiger Bildung, das Scheiden in ideelle und reale Tendenz, von jeher in jeder ſich entſcheidenden Kultur hervorgethan hat, und wie hier in zwei ältern Dichtern Deutſchlands eine Differenz, die ſich in den neuern ſo wichtig gemacht hat, und als deren Haupttypen man bekanntlich Goethe und Schiller anſieht, gleich-

ſam ſchon vorgebildet iſt. Da werden wir denn nicht umhin können, wie in allen ähnlichen Fällen, dem tiefen, rührenden, wundervollen Wolfram unſer Mitgefühl, dem heitern und erheiternden, geiſtreichen, kunſtvollen Gottfried die Palme des Beifalls und der Anerkennung zu ſchenken. Daß uns hier Gervinus mit einem Cornu Copiae von Vergleichungen, Herleitungen, Andeutungen u. dgl. erfreut und überſchüttet, hat man wohl ſchon errathen; Aeſchylos, Dante, Milton, Klopſtock, Goethe werden heranzitirt, und wir überlaſſen es jedem Leſer ſelbſt, ſich in dieſen ſchönen Labyrinthen kritiſcher Geſchichtsphiloſophie an der Hand des „rückwärts gekehrten Sehers" zu ergehen. Nur wo er etwas von „Verdammen" (S. 390) über den liebenswürdigſten jener Dichter fallen läßt, wird uns an ſeiner Seite bang, und wir athmen nur wieder leichter, wenn er am Schluſſe die Frage hinwirft (ebend.): ob nicht der Dichter mit Recht verlangt hätte, an ein Kunſtwerk die Forderungen der Moral nicht zu ſtellen? — Leider bloß als Frage! — Weniger als es mit dem Geſchmack der meiſten Freunde „der fröhlichen Wiſſenſchaft" übereinſtimmen möchte, iſt das liebliche Gedicht Flora und Blanſcheflur (Blume und Weißblume) von Conrad Flecke gewürdigt. Den Vorwurf „nichts weiter als zu unterhalten" (S. 392) kann ſich ein Dichter immerhin gefallen laſſen; das Wort „unterhalten" iſt ſo prekär und vieldeutig, daß alles Schöne hineinpaßt; den erſten Hiſtoriker beſticht das Pathos der Gegenſtände und Anſichten, — allein in das Anmuthige, Heitere hat von jeher die Poeſie ihre größte Tiefe gelegt.

Sehr ausführlich wird nun Thomaſin Tirkler's

„welſcher Gaſt“ (Cod. Pal. Nr. 389) als Specimen einer ſich hervorthuenden didactiſch-ethiſchen Poeſie beleuchtet. „Einer der bedeutendſten Reſte aus den zwei erſten Decennien des 13. Jahrhunderts, leider noch nicht gedruckt, während wir ſo viel Entbehrlicheres erhielten“ (S. 396). Der Dichter iſt aus Friaul gebürtig; er ſchrieb ein italieniſches Werk über höfliche Sitte, — ſpäter dieß deutſche, worin er um Nachſicht als „welſcher Gaſt“ erſuchte. Er lehrt eine tüchtige, aus ſcharfer Betrachtung des Weltlaufs abſtrahirte Moral: Ohne Stetigkeit ſind alle Tugenden nichts. Die Abſicht und nicht die That, entſcheidet. Stete Tugend weicht nicht vor Lieb und Leid Denn was innerlich iſt, weicht nie dem Aeußern. Einfach, eindringlich und practiſch iſt ſeine Lehre, „denn er hat ſich feſt das Ziel geſetzt, das der Laie erreichen kann“ (S. 401 bis 409). — Dieſes Werk führt zur Erwägung des Urſprünglichen unſerer Volks-Philoſophie, — der Sprichwörter. Nie kann dieſes Element achtſam genug behandelt werden; was ſteckt nicht alles darin! und Gervinus, mit Rückſicht auf die gnomiſchen Reliquien anderer Nationen, der Hellenen, Hebräer, Italiener, weiß über dieß Capitel ſo viel Feines und Intereſſantes zu ſagen, daß der Kritiker nur zum Leſen aufzufordern hat (S. 410 u. f.). Das Reſultat iſt: „Eine rein practiſche Anſicht der Welt und der Menſchen war das älteſte Element in unſern Sprichwörtern.“ Dieß Element wird wohl das älteſte in der Philoſophie aller Völker geweſen ſein; wenn aber der Ausdruck für die der Deutſchen ſich beſonders beſtätigen ſollte, ſo darf uns wohl der hochgeprieſene Flug in's Leere, den unſere im Anbeginn

ſo fruchtverheißende Weisheit ſpäter nahm, ein Ach! auspreſſen. Wenn uns auch nicht, wie dem ſtets vergleichenden Gervinus, der brave Tomaſin mit Kant und Sokrates (S. 408) zuſammenſtellbar erſcheint, ſo haben doch ſchon ſeine nächſten Nachfolger, die Gervinus genauer durchgeht, zu ihrem Nachtheile gegen ihn, jenen traurigen Flug begonnen, von welchem Gervinus, wie es ſcheint, zweifelt, ob er ihn Fort- oder Rückgang nennen ſoll (S. 424).

Das folgende Capitel von Legenden, deren Behandlung Gervinus ſtreng genug recenſirt, wird dem Leſer eine Unterhaltung gewähren, die ich durch Auszug und Vorkritik um ſo weniger ſtören mag, als ich im Ganzen mit den Anſichten des Verfaſſers mich übereinſtimmen fühle. Der Anklang der majeſtätiſch-lieblichen lateiniſchen Kirchen-Lyrik iſt erfreulich, wie in den Verſen:

Moyſes und Abraham mit Davide ſingent,
Und ihr ſüßes ſeitenſpiel wunniglich erklingent,
Da die edlen cherubin tanzent unde ſpringent
Mit geſang in jubilo ihre flügel ſchwingent (S. 240).

Nach dem Geſetze des allenthalben waltenden Contraſtes (Tieck oder Fr. Horn würden ſagen: der Ironie) ſtreckte zwiſchen den frommen Sagen der Schelm Reinecke ſeinen Kopf heraus. Er erſcheint diesmal als Franzoſe, Niederländer und Niederſachſe: dem mittlern wird der Preis zuerkannt; von Goethe füge ich den gelehrten und ſcharfſinnigen Erörterungen des Verfaſſers, nur im Vorbeigehen hinzu: daß es ihm nicht ſo um Bewahrung des urſprünglichen Tons als darum zu thun war, alte, bittere

Wahrheiten in luſtigen Hexametern durch Beſtien an den Mann zu bringen.

Die alte Zeit des Ritterthums und der Minne ging zu Ende. Der moraliſirende Reinmar von Zwetter, in Oeſterreich aufgewachſen (Maneſſ. Samml. II. 122—155), der alberne, langweilige Ulrich von Lichtenſtein, der talentirte, aber wenig bedeutende Rudolph von Ems, ſelbſt der denkende, reich ausgeſtattete, aber doch auch überſchätzte Conrad von Würzburg, können ſie nicht wieder zu Ehren bringen, können ſich der eindringenden Proſa nicht erwehren. Mit den herrlichen Beſtrebungen der hohenſtauffiſchen Monarchen ſinkt auch die Poeſie (S. 474); wie jene, ſucht auch ſie an der Scheide des 13ten und 14ten Jahrhunderts noch einmal das alte Banner wieder zu ergreifen, — umſonſt! morſch entfällt es ihren Händen, — und auch der Geſchichtſchreiber wendet ſich betrübt von dem Anblicke des Verfalls, und ſammelt, ausruhend, Kraft zu — einem zweiten Bande.

„Noch haben wir nichts weniger — ruft der Erwecker der Volkspoeſie in unſerem Vaterlande — „als eine Geſchichte der deutſchen Poeſie und Sprache! . . . welch' ein Meer iſt da noch zu beſchiffen, wie ſchöne Inſeln zu entdecken! . . . wann ſammeln ſich einſt die Schätze dieſer Art? wo arbeitet der Mann, der Jüngling vielleicht im Stillen, die Göttin unſeres Vaterlandes damit zu ſchmücken? . . . Ich freue mich unendlich auf dieſe Arbeiten in dieſem Felde, wozu ich ihm bei kritiſchem Scharfſinne zugleich

völlige Toleranz jeder Sitte, Zeit und Denkart zur Muſe wünſche!" — Freue dich, edler Herder, dein Wunſch iſt erreicht, — der Mann iſt gefunden; Gervinus vereinigt alles in ſich, was hier gefordert wird.

Aber wenn wir die ganze Bahn, die wir an ſeiner Hand durchgepilgert haben, nun noch einmal überſchauen, — iſt die Ausbeute an Blüten oder Früchten ſo reich als wir erwarteten? Wir haben es ihm zum Theil ſelbſt aus dem Munde gelockt: ſie iſt es nicht. Deſto mehr Dank dem raſtloſen, aufopfernden Hiſtoriker, der den Moder und Staub vergilbter Pergamente nicht ſcheut, und dumpfe Tage nicht für verloren achtet, die er damit zubrachte, uns das Ueberſchätzte in ſeiner Armuth, das Gute in ſeinem Werthe zu deuten und zu ordnen! Wir haben der Dankbarkeitspflicht uns dadurch zu entledigen geſucht, daß wir ſeine Bemühungen nicht unbeachtet ließen, daß wir ſein Werk zugleich im Auszuge mit unſern Beiwerken begleiteten, daß wir dem Leſer ſo die nicht ganz behagliche Lectüre zu erleichtern ſuchten, daß wir die letzten Spuren von Staub, die hie und da noch das Friſche trübten, zu verwiſchen ſtrebten. Der Gelehrte ſelbſt würde ſein Daſein für verfehlt und verloren achten, wenn nicht am Ende doch die Früchte ſeiner Pflanzung der lebendigen Welt auf irgend einem Wege zu Gute kämen; dieſer Weg ſollte die Kritik ſein. Ich wünſche, ihn fruchtbar eingeſchlagen zu haben, und freue mich auf den Verfolg des Werkes, wo der Stoff ſelbſt ſchon der Gegenwart und dem Leben näher tritt.

Geſchichte der Osmaniſchen Dichtkunſt bis auf unſere Zeit.

Mit einer Blütenleſe aus zweitauſend zweihundert Dichtern; von Hammer-Purgſtall. Erſter Band. Von der Regierung Sultan Osman's I. bis zu der Sultan Suleiman's 1300—1521. Peſth 1836, C. A. Hartleben's Verlag. XVI und 327 Seiten. gr. 8.

Dieſes neue Rieſenwerk der unermüdlichen Thätigkeit des berühmten Verfaſſers gibt Stoff zu den mannigfachſten und weitausgreifendſten Betrachtungen. Die Poeſie eines ganzen Volks, in Europa bis zur Stunde, man darf wohl ſagen, unbekannt — (denn außer dem von derſelben Hand überſetzten Divane Baki's, Wien 1825, ſind nur wenige zerſtreute Einzelnheiten türkiſcher Lyrik vor ein größeres Publicum gekommen), wird vor uns aufgeſchloſſen. — Rhythmen von zweitauſend zweihundert Dichtern klingen, in die Töne unſerer Mutterſprache übertragen, an unſer Ohr. Ein Werk, in welchem eine ſolche Aufgabe gelöſt wird, überſchreitet den Horizont literaturhiſtoriſcher oder poetiſch-ergötzlicher Collectaneen, greift in die Sphäre ethnographiſchen und hiſtoriſchen Wiſſens, und erklärt einen Theil der Weltgeſchichte. Aus dieſem Geſichtspunkte ſcheint der Herr Verfaſſer ſein eigenes Werk zu betrachten; denn die Worte, womit derſelbe ſeine Geſchichte des osmaniſchen Reiches ſchloß, finden wir am Eingange des vorliegenden Buches als Vorrede wieder abgedruckt; und ſo ſcheint, was der unvergeßliche Herder gewünſcht und begonnen, hier geleiſtet und vollendet: Ge-

ſchichte, durch Poeſie belebt und erläutert. Und in der That, wenn ein ſolches Verfahren irgend ausführbar und hoffnungsvoll war, ſo war dieß am Oriente der Fall, wo allein eine Poeſie exiſtirt, welche nicht wie das gewöhnliche Volkslied bloß die Eigenheit der untern Claſſen, — nicht wie die ſtudirte Dichtkunſt bloß die Bildungsſphäre der Gelehrten, — ſondern als wahre, lebendige Nationalpoeſie die Denkweiſe und Geſinnung, die Kultur und den Geſchmack ganzer Völker ausdrückt. Und unter den Poeſien des Orients iſt es wieder insbeſondere die türkiſche, welche nicht ſowohl Schöpfungen genialer Geiſter zu betrachten gibt, nach deren Typus Jahrhunderte zu bilden haben, wie es bei Niſami, Saadi, Hafis der Fall war, im herrlichen Iran, — als vielmehr den deuterotypiſchen Charakter ſprechend bezeichnet, den dieſe nachgebildete Völkerſchaft aus dem urſprünglichen der Araber und Perſer gleichſam erbeutet und erſpeichert hat. Dieſe Anſicht müſſen wir feſthalten, um unſere Erwartung nicht zu hoch und nicht zu niedrig zu ſpannen; ihr gemäß werden wir auch, wenn wir dieſen erſten Band durchgeleſen, die Empfindung haben, in einem Garten geweſen zu ſein, wo ein heimgekehrter nordiſcher Reiſender die Erinnerung an den lieblichen Süden in tauſend überpflanzten Blüten zu verewigen ſtrebt, von denen freilich nur dann und wann eine beſonders lebenvolle Samen entwickelt, der auch im fremden Boden keimt und neue, ſeltſame, üppige, aber von nun an unfruchtbare Gewächſe hervortreibt.

Dieſen Garten wollen wir nun an der Hand deſſen durchwandeln, der ihn uns aufſchloß, — wollen im Vor-

übergehen in unſer Herbarium einlegen, was uns beſonders bedeutſam, inſtructiv und geeignet erſcheint, unſern Freunden zu Hauſe einige Anſchauung von dem Ganzen der exotiſchen Vegetation zu geben. Daß wir etwas länger in den Eingangshallen verweilen, wo Bilder, Tabellen und Erklärungen von Kennerhand aufgehängt ſind, die uns zu orientiren dienen ſollen, wird Niemand mißbilligen, der, wie wir, nicht bloß gaffen, ſondern lernen und begreifen möchte.

Vorrede und Einleitung enthalten eine Fülle geiſtreicher und von reichem Materiale wuchernder Betrachtungen, denen wir, in ſo fern ſie den übrigen, hauptſächlich durch den Hrn. Verfaſſer ſelbſt uns ſchon bekannter gewordenen Oſten, ja die Formen und Geſetze der Dichtkunſt ſelbſt in ihren Kreis ziehen, wohl die unſern zur Begleitung geben dürfen. Im Eingange wird die Geringſchätzung orientaliſcher Poeſie gerügt, welche hier und da, und mirabile dictu! gerade in unſerem, das Fremde ſonſt überſchätzenden Vaterlande, gerade unter den Gelehrten, welche ſich faſt ausſchließlich damit beſchäftigen, laut geworden iſt. Es geht eben hierin wie überall. Die wahre Einſicht, die ohne Liebe nicht denkbar iſt, wird nicht bei der Zunft gefunden, ſondern in unbefangenen, ſchönen, empfänglichen Gemüthern. Dichter ſind es, wie Herder, Goethe, Rückert, Platen, welche das heilige Feuer, welches Geweihte wie der Hr. Verfaſſer aus dem Oſten zu uns bringen, bewachen und nähren. Wir wollen dabei die Schwierigkeiten nicht verkennen, die ſich freilich einer allgemeinern Anerkennung jener herrlichen Dichtungswelt ent-

ſchuldigend entgegenſtellen. Das ſo wenigen Menſchen mögliche, hier im unbegränzten Sinne erforderliche Eingehen in eine, der unſern diametral entgegengeſetzte Denk-, Handlungs-, Gefühls- und Redeweiſe, die nur allmälich zu beſeitigende Unbekanntſchaft mit dem weiten, reichen Kreiſe von Gegenſtänden, den jene Dichter ſo verſchwenderiſch in ihre bunten Schriftgemälde verarbeiten, — und die an Unmöglichkeit gränzende Schwierigkeit, den geiſterfüllten Wohlklang ihrer eigenthümlichen Formen für ein deutſches Ohr zu reproduciren, — ſind allerdings erſchwerende Umſtände. Von der Schönheit der Ghaſelenform allein z. B. iſt ſchwer ein Begriff zu geben. In der Wiederkehr des einen Wortes, verbunden mit dem verkündenden Reime, liegt jedesmal eine Art rhythmiſcher Pointe, die endlich am Schluſſe auf's Höchſte geſteigert, einen Gourmand der Verſe wohl entzücken kann; ſo daß man die großen Geſchenke doch einigermaßen begreift, welche orientaliſche Fürſten glücklichen Poeten für ihre Rubajat gemacht haben. Am ähnlichſten hat doch, nach meiner Empfindung, Gr. Platen das Ghaſel dem Geiſte des Hafiſiſchen nachgebildet. Die Ghaſelen Rückert's ſind mehr Lieder mit Refrain und haben das Gepräge ſeiner deutſchen Eigenthümlichkeit. So ſehr wir nun das Bedenkliche einer ſolchen Bearbeitung der heterogenſten Poeſie für ein weſtliches Publicum fühlen, ſo ſei doch der gegenwärtige Anlaß ergriffen, uns an die Stimme des Hrn. Verfaſſers anzuſchließen, und neuerdings auf die öſtliche Dichtkunſt, welche hier treffend Zendaveſta, d. i. lebendiges Wort, genannt wird, hinzuweiſen. Denn wahrlich, weſſen unſere Zeit in-

nerlich bedarf: lebendige Anregung, Gefühl mit Kraft, Geiſt mit Wärme, Phantaſie mit Verſtand, eine Welt des Innern, ausgeſchmückt mit allen Reizen, welche die äußere bieten kann, — wenn alles dieß irgendwo zu finden iſt, ſo iſt es in der Dichtkunſt des Orients. Man darf wohl ſagen, daß, wenn die belebende, heilende Frühlingsaura, die in unſer tiefſtes Daſein dringt, das Merkzeichen echter Poeſie iſt, — daß dann alle Dichter der Welt, mit Hafis verglichen, kaum den Namen von Dichtern verdienen. Anlaß und Gegenſtand mögen dieſe Abſchweifung entſchuldigen.

Wenn nun der Herr Verfaſſer (S. XV), indem er das Verhältniß dieſes Werkes zu ſeinem unſchätzbaren frühern Werke „Geſchichte der ſchönen Redekünſte Perſiens“ (Wien 1818) beſtimmt, dem erſtern gewiſſermaßen den Vorzug einräumt, ſo kann man dies nur beiſtimmend anerkennen, wenn man erwägt, daß ein vierzigjähriges Sammeln, Sichten, Arbeiten und Vollenden dazu erforderlich war, und daß hier vierzig Quellenwerke zu Gebote ſtanden und Proben von zweihundert und zweitauſend Dichtern gegeben werden, während bei den Perſern nur aus vier Werken geſchöpft werden konnte, und wir alſo nur Proben von zweihundert Dichtern erhielten. Allein was den Inhalt betrifft, ſo gibt uns die Vorrede ſelbſt einen Wink, wenn ſie uns belehrt, „daß die Türken von keinem urſprünglichen und eigenthümlichen poetiſchen Genius, wie die Araber und Perſer beſeelt waren.“ Und eben dieſer Umſtand weiſt auch ſchon ihrer ganzen Dichtkunſt einen untergeordneten Rang an; und wir werden wohl im Ver-

folge bemerken, daß man ihnen kaum zu ihren Originalen ein gleiches Verhältniß zugestehen darf, wie den Römern zu den Griechen; denn wenn die kräftigen Söhne Latiums sich der helleniſchen Bildung in ſo mancher Hinſicht bemächtigt und Enkel eigenen Naturells erzeugt haben, ſo ließen es die trägeren Kinder Osmans wohl meiſtentheils beim Nachmachen im ſtricteren Sinne bewenden. — Auch in der innern Form der beiden Werke iſt eine Differenz, die wohl den Ausſchlag eher zu Gunſten der älteren geben möchte; woran aber nicht die Behandlung, ſondern einzig der Stoff ſelbſt Schuld iſt. Wir bemerken nämlich an der Geſchichte der perſiſchen Dichtkunſt einen periodiſchen, geiſt- und kenntnißreich erläuterten Stufengang, eine genetiſche Gliederung, welche den Denker wohl veranlaſſen konnte, in der Folgereihe der perſiſchen Dichter etwas Symboliſches, wie in jener der römiſchen Könige, zu gewahren, und welche jenem bedeutungsvollen Buche erſt eigentlich den Charakter einer Geſchichte ertheilt. Nicht ganz ſo iſt es bei dem vorliegenden. Obwohl das Ganze noch nicht abgeſchloſſen, und alſo ein Endurtheil noch zu ſuspendiren iſt, ſo werden wir doch in den zwei uns dargeſtellten Zeiträumen nichts von einer begründeten Entwickelung wahrnehmen, und ſonach erhält das Werk mehr das Anſehen einer chronologiſch geordneten, mit biographiſchen Notizen geſchmückten Anthologie, als einer Geſchichte.

Die Einleitung, welche zur großen Bequemlichkeit des Leſers, nach altem, nachahmenswerthem Brauch, mit Marginaltiteln verſehen iſt, gibt vorerſt eine klare, welt-

geſchichtliche Anſicht von der orientaliſchen Poeſie überhaupt. Die chineſiſche, indiſche, altperſiſche werden als antik betrachtet, der Islam als Gränzſcheide im Mittelpunkte, wo die hebräiſche und älteſte arabiſche zuſammenſtoßen, die ſpätere arabiſche, neuperſiſche und türkiſche als modern. Vielleicht darf die indo-perſiſche, als ein zwar kleiner, aber dem Geiſte nach bemerkenswerther Abſenker der neuperſiſchen einige beſondere Rückſicht anſprechen. Bei Betrachtung der türkiſchen haben wir es nun freilich vorzugsweiſe mit den drei letztern zu thun, von deren Strahlen ſie ein Abglanz iſt; und ſo ſei es uns erlaubt, das Charakteriſtiſche derſelben, wie es uns erſcheint, zur Begründung ſpäterer Erläuterungen, in Kürze anzudeuten. Wir finden nämlich im Ganzen, ohne dem Eigenen einzelner Schöpfungen zu nahe zu treten, daß in der arabiſchen Dichtkunſt ein Athem urſprünglicher Kraft webe, welcher ſchöpferiſch und zeugend in die Welt einfloß. Das vorwaltende Element der Weisheit iſt, dem Charakter der Nation gemäß, in der perſiſchen nicht zu verkennen, und, wenn nun die osmaniſche nicht ganz leer ausgehen ſoll, ſo muß man ihr zugeſtehen, daß ſie ſich vorzugsweiſe, wenn nicht des Schönen, doch mindeſtens des Schmuckes, der Bilderfülle, des würzigen Aroms bemächtigt habe, deren ein ſtill vor ſich hin genießendes, üppiges Volk im mildeſten Klima wohl bedarf. Vergleichen wir die drei berühmteſten Lyriker dieſer Zungen, wie wir ſie durch die Bemühungen des Hrn. Verfaſſers kennen gelernt haben, ſo wird es uns nicht entgehen, daß aus Motenebbi vor allem die Kraft, eine wunderſam verhüllte Lebensweisheit, aus

Hafis und aus Baki eine genußfrohe, man darf wohl sagen wollüstige Muse spricht, und daß uns eine solche vorläufige Bezeichnung von weiterem Nutzen sein kann. Bei der Betrachtung dieser Verhältnisse erscheint uns sehr belehrend, was S. 3 gegen Rosenkranz und Goethe berichtigend gesagt ist: daß nicht der Koran das geistige Princip der modernen orientalischen Poesie enthalte, daß diese nicht von den Arabern ausgegangen, die der Perser nicht erst durch diese angeregt worden, — sondern daß umgekehrt die persische bei weitem die reichste sei, aus welcher die Araber, als sie an der Kultur der Besiegten die ihrige bildeten, geschöpft. Bei dieser Gelegenheit wird auch (S. 4 u. f.) der Irrthum widerlegt, der bisher über das feindliche Verhältniß des Korans zur Dichtkunst gewaltet hat; es werden Worte des Propheten bekannt gemacht, die dem „heiligen Volke der Poeten", wie es Platon nannte, allzugnädig lauten, als daß wir nicht Brosamen davon hier auch unserem Nachwuchs dieses Volkes auftischen sollten. „Bei Gott ruhen Schätze, unter dem Throne desselben" — lautet ein überliefertes Wort Muhammed's, — „und ihre Schlüssel sind die Zungen der Dichter." Und: „Schöne Poesie ist wie gutes Wort, schlechte wie schlechtes zu achten." Endlich finden wir hier Verse übersetzt, durch welche der Prophet selbst, bei der Belagerung Mekka's, vom Schanzen ermüdet, seinem bedrängten Herzen Luft machte (S. 7).

Der Nagel scheint uns auf den Kopf getroffen, wenn es in den folgenden Zeilen heißt: Der Islam kann nur in so weit für die gemeinsame Grundlage der Poesie der Araber, Perser und Türken angesehen werden, als das

Chriſtenthum die gemeinſame Grundlage der modernen Poeſie iſt.“ Ein Satz, welchen wir denkenden Dichkunſt-Hiſtorikern zu weiterer Ueberlegung anempfehlen.

Um nun den Gegenſtand, mit dem wir es zu thun haben, noch ſchärfer in's Auge zu faſſen, müſſen wir uns an die Haupteintheilung halten, nach welcher (S. 8) die Literatur der Türken (man muß hier ſchon die Metapher „Literatur“ gelten laſſen) in die alt-türkiſche, tſchagataiſche oder uighuriſche der öſtlichen, und in die neu-türkiſche, ſeldſchukiſche oder osmaniſche der weſtlichen Türken zerfällt. Der Ausdruck „Türken“ iſt hier nur collectiv; denn die Uighuren dürften ein anderer als türkiſcher Stamm geweſen ſein (S. 8). Der bedeutendſte Schriftſteller dieſer Literatur iſt der gelehrte Weſir Mir Aliſchir, welcher biographiſche Kunden von vier hundert ein und vierzig tſchagataiſchen Dichtern hinterließ. Dieſe Literatur iſt alſo eine ganz verſchiedene von der osmaniſchen, dem eigentlichen Gegenſtande des vorliegenden Werkes (S. 9). Der älteſte Stamm der Weſttürken ſind die Oghuſen, die ſich ſelbſt Kunen nannten. Er überſchwemmte Aſien von der chineſiſchen Gränze an bis an die Ufer des Bosporos, und ſiedelte ſich, als Kumanen, bis in Ungarn an. Eine bisher gar nicht beachtete Stelle der älteſten türkiſchen geſchichtlichen Urkunden lehrt uns, daß die Kunen urſprünglich an der chineſiſchen Gränze ſaßen, von wo ſie vertrieben, Aſien überfluteten. Dieſe wichtige Kunde erklärt das bisher ungedeutete Räthſel der Aehnlichkeit türkiſcher und chineſiſcher Sprache und Sitte. Aus dieſer Entdeckung nun leitet der Hr. Verf. (S. 10) weitere Folgerungen und die ganze

organiſche Kette öſtlicher Geſänge. Die älteſten Sprachdenkmäler dieſes Volkes ſind wie die anderer Völker gnomiſch. Sie waren in dem Buch des Oghuſ, „den Weisheitsſprüchen der Väter", niedergelegt; und was uns hier davon mitgetheilt wird, deutet ſehr charakteriſtiſch auf einen kräftigen, egoiſtiſchen Naturzuſtand. Z. B.

Ein Grüß dich Gott! iſt beſſer als tauſend Behüt' dich Gott!

Wenn die Türken Heilige werden, werden die Städter Propheten.

Der Araber ißt ſich ſatt, der Türke frißt ſich ſchachmatt.

Man geht hin, wann man will, und geht weg, wann man kann.

Verkaufe nicht den Vogel in der Luft (S. 11).

Der Fremdling hat keinen Stern am Himmel (S. 12).

Die zwei andern älteſten Denkmäler dieſer Dichtkunſt ſind: Diſtichen, und ein eclectiſches Werk über Jagd und Fiſchfang (S. 12).

In den jetzt folgenden Reflexionen iſt der Hr. Verf. bemüht, das Subſtantiv: „Dichtkunſt", welches er an die Stirne ſeines Werkes geſetzt hat, dem Inhalte desſelben

zu vindiciren; im Widerſpruche mit einem Paradoxon Goethe's, welches der Poeſie nicht den Namen Dichtkunſt, wenigſtens nicht den einer redenden Kunſt zugeſtehen will. Da nun in der That gerade die Umſtände, welche Goethe zur Begründung ſeiner Ausdrücke anführt, bei der osmaniſchen Dichtkunſt wegfallen, ſo kann man dem Geſchichtſchreiber derſelben nur beiſtimmen. Weniger kann wenigſtens ich die Anſichten, die ſofort über die Grnndformen der Poeſie geäußert werden, theilen. Ewig bleiben Lyrik, Drama, Epos die einzigen Naturgeſtalten der Dichtkunſt; es wird entweder geſungen, oder gehandelt, oder erzählt; wie wir bereits anderswo (ſ. Blätter für Literatur, Kunſt und Kritik, April 1836, Nr. 30) auseinander zu ſetzen bemüht waren. Das „klar" beim Erzählen, das „enthuſiaſtiſch" beim Singen, das „perſönlich" beim Handeln, welche Beiwörter Goethe hinzufügt, ſcheinen allerdings auch mir tautologiſch, ja das mittlere zweideutig. Allein die Claſſen des „beſchreibenden" und „didactiſchen" Gedichtes, welche nun hinzukommen ſollen, ſind nicht mehr auf den Eintheilungsgrund der Form, ſondern des Inhaltes gebaut. Das lyriſche, epiſche wie dramatiſche Gedicht *kann* ganz oder theilweiſe beſchreibend oder didactiſch, — und das beſchreibende oder didactiſche *muß* lyriſch, epiſch oder dramatiſch ſein, wenn es überhaupt den Namen eines Gedichtes verdienen ſoll. Wollen wir nun die Gränzen der angegebenen Formen nicht enger ziehen, als wir ſie, nach der Natur, gezogen haben, ſo werden darin gewiß alle nur denkbaren Species ihre Stelle finden; der „Spruch" wird, als freier Erguß des Innern, im Kreiſe der Lyrik,

„die Fabel", je nachdem ſie erzählt oder vor uns in Handlung dargeſtellt wird, im Epiſchen oder Dramatiſchen gelten dürfen. Die Dreitheilung, welche nun der Hr. Verf. (S. 15) für die orientaliſche Poeſie aus der tiefen grammatikaliſchen Bedeutung des Verbums, Nomens und Partikels aufſtellt, iſt beſonders originell und ſcharfſinnig, und hat eigentlich mit jenen Elementarformen gar nichts zu ſchaffen. Das Verbum nämlich, der handelnde Theil der Rede, wird zum Epos entfaltet; das Nomen, mit allen dazu gehörigen Epitheten breitet ſich als beſchreibendes und belehrendes Gedicht aus, und die Partikel, als Ausdruck der Empfindung, entwickelt ſich als Lyrik (S. 15). So viel iſt mindeſtens gewiß, daß hiermit Inhalt und innere Form orientaliſcher Dichtarten erſchöpft ſind. Was die äußern, rhythmiſchen Formen derſelben betrifft, ſo werden uns hier zwölf bekannt gemacht, die wir zu belehrender Zuſammenſtellung in Kürze bezeichnen wollen:

1. Das Mesnewi, das doppelgereimte, große Gedicht; unter welcher Geſtalt das hiſtoriſche und romantiſche Epos, das didactiſche, ethiſche wie myſtiſche, und beſchreibende Gedicht auftreten. Wir werden dabei an die größten Meiſterwerke der Perſer, an das Schahname, die romantiſchen Gedichte Niſami's, das Pend-name, und jenes berühmte Werk des wunderſamen Dſchelaieddin erinnert, welches ſchlechtweg Mesnewi heißt. Hierzu kommt noch im Türkiſchen eine ſonderbare Sorte beſchreibender Poeſie, unter dem Namen „Stadtaufruhr" gang und gebe, welche ſich mit den todten oder lebendigen Schönheiten einer Stadt befaßt 2. Die Kaſſidet, das verlängerte Ghaſel,

beiläufig an das, was die Weltwelt Elegie im weiteſten Sinne nennt, erinnernd, uns aus den köſtlichen Gedichten dieſer Art, vorzugsweiſe von Saadi, bekannt. 3. Das Ghaſel, die liebliche und beliebte Form, die wir nun auch als unſer anſehen dürfen. 4. Terdſchü, eine Art Redondillas. 5. Gloſſen, Erweiterungen eines Verſes, fünf-, ſechs- und mehrfach. 6. Rubijat, epigrammatiſche Vierzeilen. 7. Mokataat, Bruchſtücke von Ghaſelen. 8. Moferredat, Diſtichen. 9. Mimaa, Räthſeln 10. Laghſ, Logogryphen. 11. Maklub, Akroſtichen. 12. Tarich, Chronogramme.

Nun folgen Erörterungen über Proſodie, aus welchen ſich ergibt, daß die Perſer hierin läßlicher als die Araber, die Türken bequemer als die Perſer verfahren. Die Betonung entſcheidet hier über Silbenquantität; und mögen ſtrenge, antikgeſinnte Metriker ſagen was ſie wollen, — für lebendigen, freien Genuß erſcheint mir dies Geſetz, welches Ohr und Gefühl dictiren, erſprießlicher, als eine gelehrte Convenienz; und ich preiſe unſre Mutterſprache deßhalb, ſtatt ſie zu beklagen. Merkwürdig ſind die von dem Zelte und ſeinen Beſtandtheilen entlehnten proſodiſchen Kunſtwörter (S. 20); merkwürdig die chronologiſche Geſchichtforſchung der Orientalen (S. 21), von deren Betrachtung wir zu jener, aus Proſe und Vers abenteuerlich gemiſchten Gattung geleitet werden, welche ſich im Oſten einer beſondern Geltung erfreut, und zu welcher im Arabiſchen Hariri's Makamat, im Perſiſchen Saadi's Güliſtan, im Türkiſchen das Humajun-name gehören. Das letztere veranlaßt zu neuen Anſichten der oft ventilirten Forſchun-

gen über die Thierfabel; und der Herr Verf. tritt Grimm wider Gervinus bei, wenn dieſer die Sage von dem Schakal (Hitopadeſa) und dem Fuchſe auf Eine zurückführt; erkennt aber die von Gervinus aufgeſtellte Sonderung von Thierfabel und Thierepos an, wovon jene in Vorderaſien Lokmann's, dieſes Bidpai's Namen trägt. (S. 25.) Er macht wiederholt (da es ſchon in den Wien. Jahrbüch. d. Liter. II. Bd. S. 87 u. f. geſchehen war) auf das arabiſche Gedicht vom Wettſtreit zwiſchen Menſchen und Thieren aufmerkſam, das Hauptwerk der Brüder der Reinheit, gleich bedeutſam durch den ächt menſchlichen Gehalt, wie durch die folgerechte Form und reiche Behandlung; welches Lamü in's Türkiſche überſetzt hat, wovon aber weder Roſenkranz noch Gervinus Notiz genommen haben.

Der nächſte Abſatz liefert eine lehrreiche überſichtliche Genealogie der weſtlichen und öſtlichen Alexandriaden, da der erobernde Verehrer Homers auch für osmaniſche Dichtkunſt Schätze denkwürdigen Stoffes bereitet und hinterlaſſen hat. Und doch iſt dieſes reiche Daſein nur ein Theil der altperſiſchen Sagenwelt des Schahname, in deren dämmernder Ferne faſt alle Sagen der Welt, wie in einem Meere der Wunder ſich in einander ſpiegelnd zuſammenfließen! (S. 28 u. 29). — Alle die herrlichen Geſchichten, deren romantiſcher Zauber uns in Iran zuerſt bekannt und theuer ward: Ferhad und Schirin, Wamik und Afra, Juſuf und Suleicha, Leila und Medſchnun, Suleiman und Balkis, ertönen auch von türkiſchen Saiten wieder, — ſo daß der ganze Orient vom Preiſe der Hoheit, Weisheit, Liebe und Entſagung von Stadt zu Stadt, von Fluß zu

Fluß, in ewig wiederhallenden Tönen durchklungen erscheint. Eine übereinstimmende, lebendige Ueberlieferung pflanzt dort tiefere Gesinnungen in tausend geöffnete Herzen, als bei uns eine unübersehbare, gelehrte, sich ewig widersprechende, verworrene und verwirrende Literatur.

Wir sind nun vorbereitet genug, einem Ueberblicke des Ganzen osmanischer Dichtkunst (S. 31—35) zu folgen, von dem wir hier ein verjüngtes Bild dem Gedächtniß bewahren wollen. Die Geschichte der türkischen Poesie hält mit der politischen Geschichte der Osmanen gleichen Schritt. Mit dem Beginne des Reichs, zu Anfange des 14. Jahrhunderts tritt Aaschik Pascha mit einem großen mystischen Gedichte auf, einer Nachahmung des Mesnewi von Dschelaleddin Rumi; und so bestätigt sich poetisch die geschichtliche Wahrnehmung des Einwirkens der Derwischorden auf die erste Bildung des Reiches. (Vergl. Gesch. d. osm. Reiches I. S. 152 u. f.) Unter Bajesid I. erscheint Achmed Daji (Ahmedi? S. 89) mit dem ersten umfassenden Epos Iskendername; unter Mohammed I. Scheichi mit dem ersten romantischen Gedichte Chosrew und Schirin; unter Murad II. Jasidschioghli mit einem großen Gedichte über den Islam, Mohammedije. Mit solchen mystischen und religiösen Tendenzen begann und verlief die erste Periode. Mohammed II., der Eroberer Konstantinopels, gab seiner Nation mit dieser festen Grundlage in Europa zugleich die Hierarchie der Gesetzgelehrten. Unter ihm stand der erste bedeutende Lyriker auf, Ahmedpascha, der unter Bajesid II. von Redschati, Chiali übertroffen ward. Rewani strahlte

im beſchreibenden, Hamdi im epiſchen Gedichte; Sati ward als Hofdichter angeſtellt. Firdewsi ſchrieb das ungeheure Suleimanname (in 360 Bänden), Mesihi ſeinen Stadtaufruhr. Die lyriſche Kunſt erhob ſich mit dem Reiche, welches unter Suleiman dem Geſetzgeber und ſeinem Sohne den Gipfel des Flors erſtieg. Die Reichsgeſchichte ward von eigenen „Königbuchſchreibern" beſungen. Faſlis Roſe und Nachtigall, Jahja's Stadtaufruhr, Baki's Diwan, Ali Waſi's Humajunname, Faſuli's und Ghaſaki's lockere Koſt, Chalili's Buch der Trennung, Dſchelili's und Andrer glückliche Nachbildungen perſiſcher Epopöen, Sururi's mannigfache Arbeiten, noch mehr aber die des fruchtbarſten aller osmaniſchen Schriftſteller, Lamii, — bezeichnen die Blütezeit türkiſcher Dichtkunſt. — Während des halben Jahrhunderts von der Thronbeſteigung Murad's III. bis Murad IV begann ſie, wie das Reich, zu ſinken. Attaji, der Dichter eines Fünfers, der Mufti Jahja, und der Satyriker Nefii, verdienen Achtung. Unter Mohammed IV. hob ſich, mit vorübergehender Kraftanſtrengung, mit dem Reiche auch noch einmal die Poeſie, unter dem Schutze edler Großweſire, empor. Der Dichterkönig Nabi ſchreitet voran, und viele der angeſehenſten Großbeamten wetteifern um den Lorbeer der Dichtkunſt. Vom Frieden zu Karlowitz bis zu dem von Kainardſche ſank das Reich allmälich. Der Großweſir Rhagibpaſcha ragt noch unter den Dichtern hervor. Der Zeitraum vom letztern Frieden bis zu dem von Adrianopel iſt der des weitern Verfalles der Dichtkunſt, während das Volk durch die neuen Reformen

seine Nationalität verliert. Nur der mystische Ghalib leuchtet noch am Ausgange des vorigen Jahrhunderts, ehe die Flamme osmanischer Dichtkunst in die Asche des Chronogrammes versinkt. (S. 35.)

Wie in der Geschichte der persischen Dichtkunst, so werden auch hier (S. 36) sieben Dichter hervorgehoben, und zu einer Art allegorischer Parallele jenen Persern zur Seite gestellt. Ich habe schon bei Anlaß der letztern (in den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik. 1835, Nr. 85) das Geistreich-willkürliche solcher Darstellungen deutlich zu machen gesucht, und außerdem oben mir mit der Bemerkung vorgegriffen, daß eine fühlbare Entwicklung, die allenfalls symbolich aufzufassen wäre, bei der türkischen Poesie kaum Statt finde. Und in der That hat der Hr. Verf. selbst im vorigen Abschnitte genugsam das in den Wechseln der Geschichte bedingte Steigen und Fallen derselben erläutert, und erhält auch in diesem Abschnitte eben durch das Nebeneinanderhalten das Resultat, daß die Türken einen solchen Vergleich nicht auszuhalten im Stande sind. Zusammenstellungen bleiben stets lehrreich und anziehend; aber gewiß bleibt es auch, daß die ewig und unergründlich waltende Vorsehung die Urne der Menschheit durcheinander schüttelt, wo dann die Lose mit den Namen großer Männer nicht nach arithmetischen Reihen, sondern hie und da, wo sich's eben Keiner versieht, nach geheimnißvollen Schlüssen, zum Vorschein kommen.

Schon in der flüchtigen Skizze, in die wir die ganze Geschichte der türkischen Poesie zusammenzogen, ward bemerklich, daß die Begünstigung und das Gedeihen dieser

Dichtkunſt vom Throne ausgingen. Es war dann nicht zu verwundern, daß wir unter den Dichtern ſelbſt ſo manchen Großen des Reiches nennen hörten; und nun werden die Sultane, Prinzen, Großweſire, Weſire und Staatsſekretäre namentlich aufgeführt, denen die Geſchichte ein ſo adelndes Streben nachrühmt. An ſie ſchließen ſich, wie billig, die gelehrten und dichteriſchen Mufti's und Kadiaskere an, zum thätigen Beweiſe, daß weder weltliche Herrſchaft, noch das Geſetz des Islam den zarten Blüten des Innern feindlich oder ſchädlich waren. (S. 37—43.)

Die vierzig Quellen, aus denen das vorliegende Werk geſchöpft iſt, beſtehen, nach der Rechenſchaft, die der Verf. darüber gibt, in Biographien türkiſcher Dichter, Anthologien, Biographien der Geſetzgelehrten (worunter ſo viele Dichter ſind) und Reichsgeſchichten. Letztere erwähnen der Dichter ausführlich, da man im Orient naiv genug iſt, das „heilige Volk" hoch anzuſchlagen. — Dieſe Quellen werden beſchreibend durchgegangen (S. 43 u. f.); nur verſteht es ſich, und das Ganze beweiſt es, daß der Geſchichtſchreiber, von dem Leitſtern der Chronologie geführt, durch Einſicht und Geſchmack die Krümmungen ihrer Fluthen abgelenkt, und ſie in den lautern, einfachen Strom der Hiſtorie vereinigt hat, in den er uns nun einen tiefen lohnenden Blick zu thun möglich macht. Und ſo muß allerdings der anerkennende Dank, den Goethe für das ältere Werk ausſprach (S. 46), auch dieſem jüngern gezollt werden.

Eine Aeußerung dieſes weiſen Dichters nach unſerem Verſtändniſſe zu umſchreiben, wird hier Pflicht. Wenn er

den höchſten Charakter orientaliſcher Poeſie in das ſetzt, „was wir Teutſchen Geiſt nennen," ſo ſcheint er mir etwas ſehr Durchdachtes, Folgenreiches auszuſprechen; in ſo fern der Zuſatz: „was wir Teutſche ſo nennen," und die nachfolgende Unterſcheidung vom Witze (Bd. 6., S. 78) uns ſogleich das Innerſte des Satzes aufſchließen. Wir haben es nämlich nicht mit dem esprit, auch nicht mit dem intellectus, ſondern mit dem ſchöpferiſchen Geiſte zu thun, „dem obern Leitenden, in welchem ſich alle übrigen Eigenſchaften vereinigen, ohne daß irgend eine eigenthümlich hervorträte; der, frei von der Selbſtſucht des Witzes, überall genialiſch genannt werden kann und muß." (ibid.) Es iſt *πνεομαι*, ohne welches *νους* nur ein negatives Princip vorzuſtellen vermag, — *ἅγιον πνεομα*, das, von den heiligen Büchern des alten Teſtaments an, den ganzen Orient, mehr oder weniger fühlbar, durchweht, und alles Einzelne, Menſchliche, Fragmentariſche zuletzt auf eine göttliche Einheit bezieht, und in ihr ergänzt und vollendet. Daß wir hier nicht phantaſiren, davon überzeugt uns die ganze perſiſche Dichtkunſt, welche der Dichter bei ſeiner Darſtellung auch wohl vorzüglich im Auge hatte. Die türkiſche, als eine nicht urſprüngliche, läßt freilich die Einbildungskraft ein Spiel treiben, wobei jene höchſte, ordnende Gewalt oft völlig abweſend ſcheint; aber doch, wo man ihrer faſt ſchon vergaß, erſcheint ſie ernſtvoll wieder, und deutet mit unverwandtem Finger nach Oſten, der Quelle des Lichtes, das ſie ausſtrömt. Dieſes Element ſchließt die Phantaſie keineswegs aus, verhält ſich auch zu ihr keineswegs, wie ſich individuelle menſch-

liche Kräfte zu einander verhalten, — ſondern wie eine überweltliche zu irdiſchen. Die Phantaſie iſt und bleibt, nicht nur im Orient, ſondern allenthalben, das eigentlich dichteriſche Vermögen im Menſchen: nur, daß ſie allenthalben, wo ſie nicht allein herrſcht, einem nationellen Typus dient, oder einer Idee. Sie herrſcht allein — bei Arioſto, der in dieſem Sinne ausſchließlich Dichter zu heißen verdient, — diente durch Jahrhunderte dem nationellen Typus der Convenienz bei den Franzoſen, — dient den Ideen bei unſern größten deutſchen Dichtern, — und, wer nun die orientaliſchen mit dieſem Maßſtabe prüfend durchgeht, der muß bemerken, daß es ihnen bei ihren Bildern nicht um die Bilder, ſondern um den Geiſt zu thun iſt, den ſie bedeuten. — Wenn ich mich hier länger verweilte, als es ziemlich ſcheint, ſo entſchuldige mich der Doppelwunſch, das Weſentliche der ganzen öſtlichen Poeſie im Klaren zu erhalten, damit ihr hoher geiſtiger Werth nicht zum phantaſtiſchen Spielwerk ſchwinde, — und das ſchöne Wort des reinen Denkers vor dem hier ſo leicht entſtandenen Mißverſtändniſſe zu bewahren.

Erklärende Auskünfte über das Siegel auf dem folgenden Blatte und über die emblematiſche Vignette am Eingange, ſchließen das lehrreiche Ganze der einleitenden Betrachtungen.

Der Umſtand, daß die osmaniſche Poeſie ſich zu einer Zeit aus der perſiſchen entfaltete, wo in dieſer die Myſtik blühte, erklärt nicht nur — wie in der Ueberſicht des erſten Zeitraumes geſagt wird (S. 51) — ihr Auftreten mit myſtiſchen Didaskalien, ſondern hat auch wohl

auf ihr Kolorit und ihre Haltung für immer einen bestimmenden Einfluß gehabt. Das Nationalgefühl, welches die Folie der persischen Dichtung bildet, fehlt hier ganz, die freie Ausbildung origineller Geister ist weit seltener als dort, und die türkische Dichtkunst ward kaum jemals von dem abstrusen Beischmacke völlig frei, der ihr von ihrer Geburt her und von ihrem Vater Aaschick Pascha anklebte. Was von den Werken dieses „liebenden Fürsten" mitgetheilt wird, interessirt besonders durch die Hindeutung auf den Werth innerlicher wie äußerer Kultur, — dadurch begründet, daß, wie es S. 55 treffend heißt — der Dichter zur Zeit eines werdenden Staates und der ersten Einrichtungen des osmanischen Reiches unter Urchan, dem Numa der Osmanen, lebte. Die Kultur wird mit der Weltseele verglichen, welche den todten irdischen Raum erst belebt. Ihr verdankt die Menschheit ihre Ruhe, die Herrschaft ihre Dauer, das Leben erst seinen Werth. Aber nicht in das bloße Wissen ist sie zu setzen: „Die Wissenschaft, sie lebet einzig nur durch die Vernunft" (S. 57); und die Vernunft selbst lebt nicht, denn durch Liebe (S. 58); Liebe also ist die Mutter aller Bildung; Liebe, die vom Höchsten ausstrahlt und zum Höchsten leitet; und so ist Kultur ein Pfad der Liebe" (S. 58). — Man wird dem Herrn Verf. beitreten, der (ebendas.) solche Gesinnungen zu den schönsten Denkmalen osmanischer Macht zählt. Die mystischen Fragmente erscheinen positiver und islamitischer als die Ansichten Dschelaleddins, und die Bedeutsamkeit, die man an diesem gewohnt ist, wird man kaum in den folgenden berühmten, schönen Versen wiederfinden,

momit Latifi den ganzen Umfang von Aaſchicks Weisheit bezeichnet glaubt:

Alle Welten ſind Ein Zeichen
Von geheimnißvollen Reichen,
Die kein Auge je geſehen,
Die kein Herz je kann verſtehen,
Die kein Ohr je hat vernommen,
Die in keinen Sinn gekommen,
Die Gedanken nicht erreichen,
Deren Namen keinem gleichen;
Dieſes iſt das Reich der Einheit,
Das entſprang aus ſeiner Reinheit;
Da er ſchuf aus nichts die Erden,
Muß ſein Wort geachtet werden (S. 61).

Unter Bajeſid I. erſcheint das erſte, berühmteſte Mewlûd, d. i. Gedicht auf des Propheten Geburt, von der Hand Suleiman Tſchelebi's; ein weitläufiges, encomiaſtiſches carmen saeculare, wo, nach mannigfachen Wundern und Lobpreiſungen, immer der mahnende Refrain wiederkehrt:

Wollt ihr euch vom Feuer retten,
Müßt mit Schmerz und Lieb' ihr beten (S. 69).

Es iſt immer merkwürdig-erfreulich, wahrzunehmen, welche herzlichen, tiefen Motive der Geiſt der Morgenländer in die bunten Aeußerlichkeiten ihres Symbolums zu verweben weiß.

Von Ahmed Daji, dem oben (S. 32) wahrſcheinlich durch ein Verſehen für Ahmedi, das Iskendername zugeſchrieben wird, iſt nur ein, mit Fragewendungen wunderlich ſpielendes Ghaſel aufgenommen; dagegen ein, im

kritiſchen Auszuge vorgelegtes Kalendergedicht von Ssalaheddin (S. 73 u. f.) unſere Aufmerkſamkeit auf's Merkwürdigſte beſchäftigt. Aſtrologiſche, meteorologiſche, exegetiſche, urgeſchichtliche, ethnographiſche, nationalhiſtoriſche, ſittliche Daten ſchlingen ſich in den Kreiſen der Monde, Wochen und Tage durcheinander; und der gelehrte Ueberſetzer weiß dem mit der abenteuerlichſten Intention und Beharrlichkeit durchgeführten, ſeltſamſten Ganzen, durch Vergleichung mit den übrigen alten und neuen Kalendern, wie mit volksthümlichen und ſcientifiſchen Ueberlieferungen ein noch ausgedehnteres Intereſſe zu geben. Der Liebhaber wird ſich gern auf das Werk ſelbſt verweiſen laſſen; einige Züge, die Wochentage betreffend, genügen zu anregender Unterhaltung. Der Sonnabend, für Propheten unheilvoll, weil Juſuf, Ssalich, Noah, Jeſus, Moſes und Mohamed an ihm von ihren Feinden überliſtet wurden, werde der Ruhe gewidmet. Dagegen beginne man jeden geiſtigen und materiellen Bau, bilde, pflanze und ſäe, am Sonntag, als an welchem Tage die Erde gebildet ward. Handel und Wandel, vor allem das Reiſen, begünſtigen göttliche Einflüſſe am Montag, während der Dienſtag als ein Tag des Blutes, höchſtens dem Geſchäft des Aderlaſſens freundlich iſt. Die unentſchiedene, nichtige Stellung des Mittwochs macht ihn zum unglücklichen Tage, an dem nichts zu unternehmen iſt, wofür der Donnerstag, an welchem die höchſte Gnade Gewährung winkt, entſchädigt. Der Freitag ſchließt auf's Anmuthigſte die Reihe mit Behagen und Genuß. — Man wird in dieſen Umriſſen den Tag des überwältigten Saturn, des Lebensſpenders Helios, der wan-

delnden Selene, des blutigen Mars, des zweideutigen Merkur, des Gewährung nickenden Zeus und der holden Aphrodite wieder zu erkennen wissen.

Der Iskandername Ahmedi's (S. 89) erscheint leider nur als eine vernüchterte Bearbeitung Nisami's, „halb Prosa, halb Vers, die Prosa ungeschlacht, die Verse rauh." Ja, es wäre vielleicht zu wünschen gewesen, daß er sich lieber mit einer noch treueren Uebersetzung seines großen Originals begnügt hätte, statt daß er durch burleske episodische Einmischung der ganzen Theologie, Metaphysik und Geschichte des Morgenlandes, den schönen, Einen und gehaltvollen Charakter des geistigen Gedichtes verwischt hat. Es ist Einem, wenn man einen Blick auf den auseinandergelegten Inhalt des Epos (S. 92—104) fallen läßt, als ob man in eine Krämerbude schaute. Daß mitunter auch Weisheit und Schönheit unter den Waaren sind, kommt auf Rechnung der Fabrik, woher sie der Kleinhändler bezogen hat.

Einen eignern, reichen Geist spricht aus, was von Scheichi (S. 106 u. f.) zu lesen ist. Ein Augenübel, an dem dieser treffliche Mann litt, bestimmte ihn zum Studium der Augenheilkunde, und Beer, Schmidt, Himly und Scarpa haben ihn zu beneiden, wenn die Worte Aaschick Hasans wahr sind: „In der Augenarzneikunde" — heißen sie (S. 105) — „hatte er's so weit gebracht, daß er aus dem Auge des Mondes das Gelbe, aus dem Auge der Sonne das Rothe zu bannen, daß er die Wolke vom Triefen, und die Augen der Schönen von schelmischer Tücke zu heilen im Stande war." — Doch an ihm selbst

ſcheiterte ſeine Kunſt; denn ein Patient, der von ihm um einen Asper Augenſalbe gekauft, begehrte noch um einen Asper, und machte damit dem Doctor ſelbſt ein Geſchenk, ſeine eigenen Triefaugen zu heilen. Dem ſei nun wie ihm wolle, — er war ein Dichter im beſten Sinne des Wortes, und hat wohl durch die heitere, warme Großheit, die aus ſeinen Worten athmet, manches Auge klar gemacht.

Die ganze Welt iſt eine Mühle,
Das Korn darinnen iſt der Menſch;
Das Korn wird zwiſchen beiden Steinen
Gemahlen zu dem Mehl, dem reinen (S. 106).

Es tanzen meines Leibes Stäubchen, Freund,
Als Sonnenſtaub, wann deine Sonne ſcheint;
Bin ich dem Staub im Grab einſt beigethan,
So weh' mich, Freund, als Morgenodem an! (S. 108.)

Ruhm ſei der Seele,
Die als Schmetterling um Wangen kreist,
In Todgefahren!
Sie iſt ein Tapfrer,
Welcher, auf dem Schlachtfeld ſich bewährend,
Das Licht verdient.
Für meine Seufzer
Fand ich beſſern Gefährten nicht —
Als meine Thränen.
Für mein Geheimniß
Fand ich beſſern Vertrauten nicht —
Als meinen Schatten. (Ibid.)

Ich bin ein Korn, von innen rein und zart,
Das, was in ihm, durch Wachsthum offenbart. (Ibid.)

Das Mohamedije des Jasidschioghli (S. 127), eine Art poetischer Dogmatik, im Geiste islamitischer Orthodoxie gedacht und vollendet, entspricht einem Bedürfnisse, welches wir nicht kennen, und kann daher nur geschichtlich erwähnt werden.

Den Reigen der zweiten Periode führt Sultan Mohammed II. an, der Eroberer Konstantinopels, der in zarten Ghaselen als Eroberter erscheint. „Des Grames Wüste (S. 138) ist ihm Länderei genug; und wenn sein Leib durch Liebesflammen zum Aschenkruge würde, da wäre — meint er — zu Bergen von Liebe-Asche genug in demselben.“ Man sieht, wie man, wenigstens in der Türkei, mit der Poesie daran ist.

Die synoptische Uebersicht und die wenigen Proben, die von Jusuf und Suleicha Hamdi's (S. 152) gegeben werden, lassen uns doch mehr lebendigen Gehalt, mehr Sinn für Composition und Totalität vermuthen, als oben beim Alexanderbuch des Ahmedi. Das Wesentliche des Inhalts fällt mit dem uns aus Dschami Bekannten zusammen, und im Ausdruck bemerkt man etwas, das wie Geschmack aussieht, so daß die Orientalen wohl Recht haben mögen, die diesem Gedichte (S. 151) die Palme der Correctheit zusprechen. Desto seltsamer stehe folgendes physiognomische Fragment dieses Poeten hier, von dem man bedauern wird, daß es zur Zeit der „physiognomischen Fragmente“ noch nicht bis nach Zürich gekommen war:

Die rothe Farb' zeigt Blut und Eile,
Die braune reife Urtheilskraft;
Wer kleine Ohren hat wie Katzen,
Verſteht ſich trefflich auf das Mauſen;
Der Schielende iſt ein Tyrann,
Der dir abläugnet, was du ſagſt;
Aus einem ſchiefen, krummen Mund
Wird dir die Wahrheit nimmer kund;
Ein langer Bart iſt allzumal
Bei Männern wahrer Eſelsſtall;
Nicht leicht es ſich mit Jenem ſpricht,
Deß Bart iſt wohlgenährt und dicht;
Die guten Zeichen ſind verſchwunden,
Es werden böſe nur gefunden;
Und wer ſich auch als Juſuf zeigt,
Deßhalb ſich doch zum Böſen neigt (S. 156).

Wie wir vorhin den Eroberer Konſtantinopels in Thränen der Minne zerfließen ſahen, ſo hören wir nun den uſurpatoriſchen Wüthrich Selim (S. 159), unſtreitig das glänzendſte Geſtirn der dichtenden Sultane, Demuth predigen und Hinfälligkeit irdiſcher Güter, und daß nur in Ergebung die Herrſchaft beſtehe, und in Erkenntniß, die mehr als Beſitz und Gelehrſamkeit iſt. Um Gnade und Weisheit fleht er in einem trefflichen Gedicht, in dem er ſich den ärmſten der Bettler nennt. Auch das iſt ein Zeichen osmaniſcher Dichtkunſt. Von ihm ſind auch die Verſe, welche Goethe vor ſein Suleikaname ſetzte:

Ich gedachte in der Nacht,
Daß ich den Mond ſähe im Schlaf;
Als ich aber erwachte,
Ging unvermuthet die Sonne auf. (Vgl. S. 160.)

Zarte Gedanken, prächtig-liebliche Bilder, ohne daß man etwas tief Eigenes aufzuſpüren vermöchte, ſind aus dem Diwan Netſchati's ausgeſtreut. Die reiche Spende (S. 163—178) erſchwert eine neue Auswahl. Man begnüge ſich mit Wenigem:

Die Welt iſt Karawanenhaus, wo Niemand bleibt,
Und jeder an die Wand: o mein Gebieter! ſchreibt. (S. 169.)

Wenn an des Lebens Ende
Mein reger Fuß zur Liebe wallt,
Hab' ich, bei Gott! die Spende
Der Reiſ' in Seelengold bezahlt. (ibid.)

Wenn Cypreſſe nicht ihr Haupt
Hoch erhöbe in die Luft,
Spielte ſie vertraulich nimmer
Mit des Morgenwindes Duft (S. 170.)

Seine ſchwere Schuld erkennend,
Fällt das Haar dir zu den Füßen;
Ich beſchwöre dich, o laß es
Unter meinen Händen büßen! (S. 171.)

So reicht wohl dieß Wenige hin, Iſhaks Wort zu begründen:

Willſt du, daß dein Vers geleſen werde vom Volke,
Muß er in Gleichniß und Bild blüh'n wie Redſchati's Gedicht.
(S. 178.)

Man iſt, nach ſo manchen Blumen aus Papier und Seide, doppelt gerührt, die ſchmerzlichen Töne zu vernehmen, die Dſchaafer Tſchelebi in den Tagen vor ſeiner Hinrichtung, wie der Schwan ſein Lied, verhauchte (S. 181); und man erquickt ſich an der feſten, auf ſich ruhenden Geſinnung Rewani's (S. 187), der über unverdiente Ungnade ſich zu beſchwichtigen verſteht. „Wie ſeltſam!“ ruft er aus,

Wie ſeltſam iſt die Welt, wie wunderlich die Zeit,
Da mir ein Nu — Verdienſt von dreißig Jahren raubt!
— — — — — — — — — — — — — —
Rewani weinet nicht, wenn ihn auch Regen trillt,
Indem er ſich zum Schutz in Regenmantel hüllt. (S. 188.)

Lebenskraft, Frohſinn, Reſolutheit und Genügen athmet aus ſeinen Reimen, und ſein „Buch der Wolluſt“ mag an Practik wohl den pontiſchen Sänger hinter ſich laſſen. Weniger innerlich, als der tiefe Hafis, hat er es den Auslegern unmöglich gemacht, myſtiſche Grillen in ſeinen Wein zu werfen; er beſchreibt deſſen Qualitäten (S. 169) gar zu klein, als daß man occultus dabei denken möchte; alle Knoten der Luſt und des Genuſſes löſt er mit taſtender Hand, und rühmt ſich, des Taumels ſich bewußt zu ſein (S. 195); noch aus längſt überblühtem Grabe ruft ſeine Stimme dem Zweifler zu:

Ihr ſollt in dieſer Welt nun Ruhe pflegen,
Mit nichten ſoll das And're euch bewegen;
Auch du, Rewani! warſt der Luſt geweiht,
Erbeuteteſt dir froh den Schatz der Zeit. (S. 194.)

Erinnert ein ſo heiterer Geiſt an die lebenquellenden Geſänge, die wir zuerſt aus Iran vernahmen, ſo darf ſich um ſo weniger Hafis (S. 144) mit ſeinem herrlichen Namensbruder, — auch nicht Firdewſi, trotz der unheimlichen Länge ſeines ſalomoniſchen Buches, das ſo viele Bände als das Jahr Tage zählt (S. 276), mit dem ſeinen, dem Sänger des Schahname, oder Saadi (S. 240) und Niſami (S. 310) mit den ihrigen, meſſen. Auch Ahmedpaſcha (S. 198) dürfte, dem Vorgelegten zu Folge, weder mit Nedſchati, noch mit Baki den Vergleich aushalten. Was er ſagt, gehört eben nicht ihm an; es iſt das millionenmal variirte Thema vom Maal und Flaum, vom Mundrubin und Wimpernpfeil, und was dergleichen Herrlichkeiten mehr ſind; und wie er es ſagt, lohnt kaum der Mühe, es durch Auszüge zu erläutern. Ein türkiſcher Hans Sachs, Chuffi, d. i. der Schuhflicker (S. 224), zeichnete ſich, ſtandesgemäß, durch Wortſpiele aus; wogegen uns Chalili (S. 225), von dem „das Buch der Trennung" herrührt, zu beſonderer Theilnahme hinreißt. Das Gefühl beglückter Liebe füllt ſeine Strophen aus, und hat wohl auch, ſo mißtrauiſch uns die zweideutigen Sultane gemacht haben, ein ſo reiches Gemüth ausgefüllt, daß man es nicht leicht glücklicher und wärmer ausgedrückt finden wird. Die Stunde, da ſie ihm erſchien, wird ihm zur „holden Lebensfabel", auf welche er mit Religioſität ſein ganzes Leben dankbar bezieht:

Als ich geſehn den holden Wuchs,
Fiel ich anbetend zu dem Grund,
Und ſagt' im Herzen: Lob ſei Gott,
Dem Höchſten ob dem Weltenrund!
— — — — — — — — —

Dich bet' ich, hingeworfen, an;
Mein inneres und äußeres
Gebet biſt du, du mein Koran!
Im Herzen wiederhol' ich ſtill
Was du geſprochen und gefragt,
Wenn gleich dem Scheine nach mein Mund
Gebet und Litaneien ſagt;
Es will an Freundes Schwelle nur
Chalili, dich anbetend fleh'n, —
Die Heuchler mögen zur Moſchee
Und zu dem dumpfen Kloſter geh'n! (S. 226.)

Ich habe dieſe Stelle auch als Beiſpiel ausgehoben, wie frei, in Bezug auf ihr Glaubensdogma, ſich Orientalen auch da ausdrücken, wo eine ſogenannte geiſtliche Ausdeutung nicht denkbar iſt. Rewani, von Liebe und Wein berauſcht, iſt noch verwegener. Finden ſich doch ſogar auch eine Sappho und Erinna in dieſem Bande! Wenn auf die Gaben der Dichterin Zenobia, Seineb, (S. 237) aus dem Mitgetheilten ſchwer geſchloſſen werden kann, ſo gewinnen uns die einer Mihri (S. 306) deſto mehr. Jungfräulich blieb ſie, als ihr Herz ihrem Alexander zugefallen war, — und, wie ſie auf die geiſtreich-zarteſte Weiſe ihre Schmerzen klagt:

Böſes wünſch' ich dir nicht, doch fleh' ich vom Himmel die Gnade:
Daß du lieben ſollſt Herzen dem deinigen gleich!
Wollte indeſſen dein Feind das Schlimmſte des Schlimmen dir wünſchen,
O ſo wünſchet er dir: daß du verliebt ſeiſt, wie ich (S. 306).

— ſo darf ſie von ſich bekennen:

Mir wäſſerte der Mund nach dem Rubinenquell
Von meinem Alexander zwar, — doch blieb ich durſtig. (ibid.)

Mancher Kopf iſt wohl in Gefahr, von einer ſolchen Liebenswürdigkeit etwas wankend gemacht zu werden; er wende ſich zu Guwahi (S. 287), der ganz der Mann iſt, Köpfe, welche die Mihri verrückt hat, wieder zurecht zu ſetzen. Ein am Weltverkehr ausgearbeiteter und geprüfter, geſunder Sinn hat ihm „das Buch des Rathes" dictirt. In Fabeln und Mährlein mutato nomine weiß er ſeine ſtärkend bitteren Pillen einzuwickeln; originell und einzig iſt er als Muſelmann, und was kann es uns ſchaden, wenn wir auch etwas aus ſeinem Maximen-Schächtelchen koſten?

Entzieh' dich nicht dem Dienſt, wenn dir auch ſchauert:
Brauchbarer Stein wird doch zuletzt vermauert!
Vor allem du von mir die Lehre lern':
Wer fern vom Aug', iſt auch vom Herzen fern.
Es nützet dir, zu gehen manche Stunde:
Dem Schenken nützt es, und es nützt dem Schlunde.
Sich ſchämen, ſtehet dem Erwerb entgegen,
Und wer Geſchäfte kennt, der iſt verwegen (S. 290).

Wer hätte geglaubt, daß Rochefoucauld und Knigge bei den Türken in die Lehre gehen könnten? Vielleicht hat dem armen Guwahi ſeine Philoſophie ſo viel gekoſtet, als dem Nebati (S. 309) die ſeine, der uns geſchichtlichen Auskunft darüber gibt:

Es brachte mich der Hinterhalt
In's Land der Ungarn mit Gewalt;

In's Land der Giauren, der unreinen,
Wo Feinde lachen, Freunde weinen;
Mein ganzes Habe ward verheert,
Ich, nackt und hungrig, eingesperrt,
Am Fuß ein eisern Fesselband:
Das bringt die Thoren zu Verstand. (ibid.)

Es ist die alte, ewige, weise Lehrmeisterin unsres Geschlechtes, die Spinozistin mit den vielen Namen, von der die rechten Lehren kommen; heiße sie Nothwendigkeit oder Liebe, — ihr Gesetz ist unübertretbar, und alle Dichter besingen sie, wollend oder nicht wollend, von Linus bis auf Nebati und Goethe.

Wir aber wollen mit dem lieblich-ernsten Mesihi (S. 297) nun den Beschluß machen, dessen melodische Bilderströme das Wort des Lebens auf ihren Wogen tragen, groß und frei:

Rosen funkeln in den Beeten
Mit dem Nimbus des Propheten,
Und in seiner Herrlichkeit.
Hyacinth' und Tulpen glänzen
Mit der Heil'gen Strahlenkränzen;
Freude, Freude herrschet heut.
Genießet, genießet, was Liebe beut,
Sie fliehet, sie fliehet, die Rosenzeit!

Stürme herrschten als Tyrannen:
Um nach Recht sie zu verbannen,
Hält der Welten Herr Gericht;
Alle Kelche will er füllen,
Aller Durst'gen Gierde stillen,
Wie es Jeder sich verspricht.

Genießet, genießet, was Liebe beut,
Sie fliehet, ſie fliehet, die Roſenzeit!

Mesihi! als ew'ge Kunde
Lebt dein Bild in jedem Munde,
Wird der Schönen Lieblingsſchall.
Auf den weichſten Roſenwangen
Darfſt du liebekoſend hangen, —
Biſt ja eine Nachtigall!
Genießet mit mir, was die Liebe beut,
Sie fliehet, ſie fliehet, die Roſenzeit! (S. 301.)

Und mit dieſem halb ſchmerzlichen, halb frohen Zuruf legen wir den erſten Band eines ſo gabenvollen Werkes aus der Hand, und freuen uns der mancherlei Kleinodien, die noch in den zwei kommenden Bänden unſer harren; ſeien es auch Schickſalspfeile Nefti's, verzehrende Flammen Ghalib's! Glaube auch von dieſem Bande Niemand, daß das Bedeutendſte desſelben in dieſem Auszuge enthalten ſei! wer wollte beſtimmen, was Jedem unter Tauſenden ſo erſchiene? Ich habe mich, nebſt Wenigem, was zur Charakteriſtik frommte, nur bei jenen Dichtern unſrer zwei erſten Zeiträume verweilt, die ich in der einleitenden Ueberſicht gleichſam als Nivellirſtäbe ausſteckte, um das Terrain damit zu meſſen. Unſer Blick bleibe auf's Ganze gerichtet. Dieſes Ganze nun wird, nach dem dargelegten Einzelnen, dem überſinnenden Leſer wohl kaum in einer andern Beleuchtung erſcheinen, als die der Eingang darauf fallen ließ; und ich brauche mich nicht zu wiederholen.

Dem berühmten Orientaliſten, der nun, nachdem er ſchon ſo manches Perlenkäſtchen (erſt jüngſt das koſtbare

Faſli's) aus dieſem Schachte an's Licht gefördert, wie mit Aladdin's Zauberlampe dieſe ganze, uns neue Mährchenwelt erleuchtet, wird der dauernde Dank Aller nicht entgehen, die am Leben und Lieben der Menſchen theilnehmen, — über ihre Kammer hinaus in die unüberſehbaren, nur durch den Geiſt der Bildung und Eintracht zuſammenzuhaltenden Fernen der Hemiſphären. Er hat auch durch dieſes Werk, wie durch ſeine früheren, die Idee der Weltliteratur gefördert.

Und aber, innigern und einſeitigern Freunden des Orients, wird man ein elegiſches Gefühl nicht verargen, das uns, aller beſſern und klügern Ueberzeugung zum Trotz, befällt, wenn wir den Untergang einer uralten merkwürdigen, unvergleichbaren Bildung betrachten, von der die Ruinen hier vor uns aufgeſchichtet und gedeutet werden. Die alte Welt iſt längſt begraben; Hellas und Rom ſind zu idealen Gebilden, zu Träumen geworden; nur der Orient ragte noch aus jenen Epochen, wie ein begrünter Felskoloß lebendig in unſre Gegenwart herüber; uns war er noch, was er unſern Vätern war; wird er es auch unſern Söhnen ſein? Dieſe Frage, wie alle, welche die ganze Menſchheit angehen, legt der ergebene Denker mit ſtummer Hoffnung auf den Altar der Vorſehung. Was ſie auch darauf erwiedre, es iſt ihm heiliger, als die liebſten Träume ſeiner geiſtigen Kindheit; er läßt ſie dahinziehen, gerne dahinziehen in die Nacht, woraus ſie entſchwebten, ſieht freudig einem friſchen, kräftigen Morgen entgegen, und ruft ihnen höchſtens noch in poetiſchen Accorden nach:

Heiliger Tempel ernſt'rer Zeit! ſo falle
Denn auch du: daß die Welt gemächlich wohne;
Urkraft ſchwinde! heit'rer wird's auf Erden, —
Aber auch flacher!

Die Erkärung der Vignette und der türkiſchen Blätter findet man im Werke, S. 48 und S. 322. Die Auflage empfiehlt ſich ſelbſt.

Geſchichte der Osmaniſchen Dichtkunſt bis auf unſere Zeit.

Mit einer Blütenleſe aus zwei tauſend zwei hundert Dichtern; von Hammer-Purgſtall. Zweiter Band. Von der Regierung Sultan Suleiman's des Geſetzgebers bis zu der Sultan Murad's III.; 1521 — 1574. Peſth 1837. C. A. Hartleben's Verlag. 577 S. gr. 8.

Niemand iſt fähig, über ein Werk wie das vorliegende eine Rezenſion zu ſchreiben. Beurtheilen kann es nur der Verfaſſer ſelbſt; denn nur Er überſieht den Stoff, und iſt im Stande, ihn mit der Behandlung zuſammenzuhalten. Solche Elementarwerke gehören zu den Grundſteinen der Literatur, und man ſetzt ſich zu ihnen in das einzig richtige Verhältniß, indem man ſie ſtudirt. Der „Rezenſent vom Fache" freilich macht ſich die Sache bequemer.

„Was lange ſtudiren, ſichten und faſſen?
Wo möglich tödten, — oder tüchtig haſſen!"

Das iſt ſein Wahlſpruch. Was iſt ihm Liebe, Einſicht, Gründlichkeit? was iſt ihm Literatur, und die Seele

eines Buches? Glaubt mir, so barock es klingen mag, — für Niemanden haben Bücher so wenig Sinn und eigentlichen Werth, als für Jene, die sich ausschließlich mit ihnen befassen. Doch genug, wenn wir nicht den Vorwurf literarischer Hypochondrie verdienen sollen, von der sich frei zu bewahren eben so sehr Pflicht, als, in den jetzigen Zuständen, schwierig ist.

Wir haben von dem Allgemeinen des voluminösen Werkes über osmanische Poesie, bei Gelegenheit des ersten Bandes so viel gesagt, als nöthig schien, um die Theilnahme des Gebildeten überhaupt zu befriedigen. Dies scheint mir hier, statt der Rezension, meine Aufgabe. Wer sich solchen Bestrebungen insbesondere zu widmen gedenkt, dem kann ohnehin das Studium des Werkes und der Quellen selbst nicht erlassen werden. Da wir aber jenes Allgemeine ausgesprochen, dürfen wir uns beim zweiten Bande kürzer fassen, und, ohne Präludien, den Faden eines kommentirten Auszugs da wieder aufnehmen, wo wir ihn niederlegten, indem wir einen solchen Spaziergang durch dieses Gülistan dazu benützen, uns selbst zu vergnügen und zu belehren.

Die fünfzig Jahre, deren Literatur den Inhalt dieses Bandes ausmacht, sind gewissermaßen als das goldene Zeitalter der türkischen Poesie zu betrachten; wenn man nämlich mehr den Reichthum als den Gehalt, mehr die Extension als die Intensität, in Anschlag bringt; was man bei goldenen Zeitaltern wohl meistens thun muß, — denn das schaffende Genie ist und wirkt ewig einsam. Man kann somit das Zeitalter Suleimann's des Gesetz-

gebers das osmaniſche Siècle de Louis XIV. nennen. Die Dichtkunſt ſchien ſich auch hier, wie ſonſt, auf der Folie der Majeſtät und Pracht zu gefallen; das osmaniſche Leben war, poetiſch und ideal, auf dem Gipfel ſeiner Exiſtenz. Es iſt ein ganz dem Oriente gemäßer Zug, daß der Herr Verfaſſer, in der Einleitung zu dieſem dritten Zeitraume, als Bezeichnung des Flores der türkiſchen Kultur, die Dichtkunſt, Tonkunſt und Schönſchreibekunſt neben einander aufführt. Uns europäiſchen Poeten freilich iſt es ein Entſetzen, zwiſchen einem Drama Schiller's und einem kalligraphiſchen A B C vergleichen zu ſollen, — aber zwiſchen den ſchimmernden Perlen eines orientaliſchen Ghaſels und der niedlichen Art, wie es die Hand des Schönſchreibers an einen Faden gereiht hat, iſt mehr Verwandtſchaft, als wir empfinden können. — Der Herr Verfaſſer ſelbſt geſteht, daß ihm von den 500 Dichtern, welche türkiſche Biographen aus dieſer Periode anrühren, etwa 50 jenen Namen wirklich zu verdienen ſcheinen; und dieſer Ausſpruch iſt noch mit Billigkeit, vielleicht mit Vorliebe, abgegeben. Die hervorragendſte Erſcheinung nicht nur dieſer Epoche, ſondern überhaupt der ganzen türkiſchen Dichtkunſt, iſt, den vorliegenden Proben nach, wohl unbezweifelt: Baki, deſſen Diwan wir ſchon ſeit dem Jahre 1825 aus der Ueberſetzung Hammer-Purgſtalls kennen. Dieſer bedeutende Lyriker, dem immerhin ſein Name die Unſterblichkeit prognoſtiziren durfte (der Dauernde), ſcheint mir der eigentliche Repräſentant der türkiſchen Art und Kunſt: in ſeinen Vorzügen wie in ſeinen Fehlern. Es ergeht ſich in einer gränzenloſen Blu-

men- und Bilderwelt, wozu theils ſeine reale Umgebung, theils ſeine erſtaunliche, man muß wohl ſagen, abentheuerliche Phantaſie, theils die ihm ſchon bekannten Schätze der öſtlichern Nachbarn die Elemente liefern. Weichlicher, üppiger, feiner als die Araber, glühender und frömmer als die Perſer, — erreicht er jene kaum an Kraft und dieſe kaum an Geiſt. Dabei übertrifft er aber beide an jener Prachtſtickerei von Wortblüten, die wir als das Merkmal des Orientalismus zu betrachten gewohnt ſind. Es iſt weniger der eigne, ſchöpferiſche Geiſt, der ſich zur Offenbarung in ihm gedrungen fühlt, als das mit dem Weine aller alten und neuen Dichtung von fremder Hand gefüllte Gefäß, welches überquillt. Seine Poeſie iſt mehr Beſitz als Daſein, — wie die ſeines Volkes überhaupt. Er ſtürzt ſich in ein Meer des Wohllauts und der Herrlichkeit, taucht auf, taucht nieder, und ſteigt, von Wogenſchäumen rings überſprüht, an's Ufer, wo er die glänzenden Tropfen, wie Perlen, aus allen Falten des purpurnen Gewandes ſchüttelt. In den Ghaſelen wechſelt eine trunkne Ueppigkeit mit beſchaulicher Religioſität; die letztere, verbunden mit Ergebenheit auch an das irdiſch Große und Mächtige, waltet in den größeren Gedichten vor. Es iſt ein Gewinn für den Leſer, daß das vorliegende Werk bloß ſolche Kaſſidet dieſes Dichters enthält, welche in der erwähnten Ueberſetzung nicht zu finden ſind. Der Ueberſetzer entſchuldigt die Angabe auf dem Titel ſeines Diwans: „zum erſtenmale ganz verdeutſcht" — durch die Auffindung eines neuen, vollſtändigern Manuſkriptes im Archive von Raguſa. Wir theilen aus dieſem Funde ei-

nige bezeichnende Proben mit. Die folgenden Verse sind aus einem Gedichte zum Lobe des würdigen Mufti Ebuſuu, deſſen berühmtes Fetwa allen Verehrern des unvergleichlichen Hafis, allen Freunden der Dichtkunſt, und allen Menſchen, denen das humani nil a me alienum heilig iſt, ewig in ehrenvollem Angedenken leben wird. Zweifler hatten bei ihm angefragt, ob es nicht verboten ſei, den Diwan Hafiſens, dieſes „ungezogenen Lieblings der Grazien" zu leſen. Der weiſe Mufti ertheilte hierauf das folgende, denkwürdige Fetwa: „Die Gedichte Hafiſens enthalten viele ausgemachte und unumſtößliche Wahrheiten; aber hie und da finden ſich auch Kleinigkeiten, die wirklich außer den Gränzen des Geſetzes liegen. Das Sicherſte iſt, dieſe Verſe wohl von einander zu unterſcheiden, Schlangengift nicht für Theriak anzunehmen, ſich nur der reinen Wolluſt guter Handlungen zu überlaſſen, und vor jener, welche ewige Pein nach ſich zieht, zu verwahren. Dies ſchrieb der arme Ebuſuud, dem Gott ſeine Sünden verzeihen wolle!" — Dieſer weiſe Urtheilsſpruch („Er ſprach aus gütiger Natur" hätte Niſami geſagt) brachte ihm, als ſchon ſeit dreihundert Jahren die Erde ſein Gebein verhüllte, noch den Dank eines deutſchen Dichters ein. (S. Weſtöſtl. Diwan. S. 35.) Es hätte ſich aus jenem Beſcheide faſt vermuthen laſſen, daß dieſer Nathan der Mufti's ſelbſt Dichter war; und wirklich begegnen wir in der Reihe osmaniſcher Poeten (S. 352) auch ſeinem uns bedeutend gewordenen Namen; und wenn auch ſein poetiſches Verdienſt ſeinem ſittlichen nicht gleich kommt, ſo bezeichnet ihn wieder völlig der arabiſche Spruch, den er

ſeiner Unterſchrift ſtets beizuſetzen pflegte: „Die Lande der Erkenntniß werden durch das Geſetz der Tugend beherrſcht, wie die des Sultans durch das der Weſire.“ — Und ſo gewährt es uns innere Befriedigung, zu gewahren, wie der große türkiſche Dichter (deſſen Manen uns dieſe Abſchweifung verzeihen mögen!) dem großen Geſetzgeber huldigt. Nachdem er in den eigenthümlichſten Wendungen den herangekommenen Frühling, die Zeit des orientaliſchen Neujahrs, geprieſen hat, wo ihm ein neuer lieblicher Winter auf die Welt gekommen zu ſein ſcheint, weil ringsum die Flur mit Blütenſchnee bedeckt iſt, während die Mandelblüten, wie der Kryſtall der Eisfiguren, von den Bäumen ſchimmern, fährt er fort:

Es trägt nun die Natur ein weißes Angeſicht,
Ein fröhliches, das nichts als Heil und Glück verſpricht;
Wie das des Trefflichſten, des Mufti dieſer Welt,
Der des Verdienſtes Ball im Gleichgewicht erhält;
Des reinen Ebuſuud! —“

Er fühlt ſein Gedicht gehoben und geläutert, indem er es der Anerkennung ſo großer Eigenſchaften weiht:

Wer um den Hals der Welt dein Lob als Halsband ſchlingt,
Juwele höchſten Werths an ſeinen Faden bringt;
Die Reinheit meines Lieds und meiner Worte Fluß
Sind wie die klarſte Flut den Herzen Hochgenuß;
Wenn Nachtigall mein Lied auf Fluren trillert nach,
Wirft ſich vor ihr zur Erd' und küßt den Staub der Bach.“
(S. 365.)

Von Baki's Manier zu malen, mögen die nachfolgenden Schilderungen einen Begriff geben. Seine Bilder ſind

barocker als wir ſie an den Perſern, mannigfacher und reicher als wir ſie an den Arabern gewohnt ſind.

„Herbſt wirft goldne Blätter auf den Wieſenplan
Und ein Goldſchmiedladen iſt das Güliſtan:
Regen zieht als Silberdraht der Wolken Schnur,
Und zwei Knospen ſcheinen Erd' und Himmelsflur.
Auf dem Bächlein ſchwimmt das gold'ne Blatt der Weide,
Als ein golden Schwert, gezogen aus der Scheide;
Ueberall ſind gelbe Blätter in dem Garten,
Gold'ne Schüſſeln, um den Gäſten aufzuwarten.
Wähne nicht, die Blätter wirble Wind im Kreiſe:
Sterne ſind's, die Welt zu grüßen auf der Reiſe;
Grüner Papagei war einſt Platanenblatt,
Das nun gelb wie Falken, ſcharfe Klauen hat.
Keiner bilde ſich was ein auf Herrſchaftskrone!
Wie viel Herrſcher ſtieß der Herbſtwind nicht vom Throne!
Scheint es nicht, als ſei Koranes heil'ge Schrift
Von dem Morgenwind geſchrieben auf die Trift?
Grünes Blatt, mit Gold geſprenkelt, iſt die Flur,
Werth, zu preiſen d'rauf der Würdigen Natur;
Dich, erhabner Chodſcha, des Verdienſtes Quell,
Wunſch gewährend, ſelig wie Geſtirne hell.
Grames Stürme haben meinen Sinn verheert,
Haben meine Wangen in Saffran verkehrt;
Wie die Hefe goß das Loos mich auf die Erde —
O daß deine Größe, Fürſt! mir Segen werde!
Da der Buchs von deinem Muth ſo frei, ſo hoh, —
Niſte Falke Genius nirgend anders froh!
Zittert meine Feder, wann der Genius wittert,
Iſt ſie Rohr, das in den Lebensfluten zittert.
Mög', ſo lang die Wieſe prangt mit Blumenkränzen,
Mög', ſo lange Tropfen Thau's im Herbſt erglänzen,

Deine Hand von Purpurkiſſen Gnaden ſpenden, —
Möge nie dein Wohlſtand, nie dein Leben enden!"
(S. 365, 66, 67.)

Eine ſolche Probe iſt nöthig, aber auch vielleicht hinreichend, uns die Eigenheiten osmaniſcher Dichtkunſt am glänzendſten Beiſpiele zu vergegenwärtigen.

Der Verfaſſer iſt der Anſicht, daß europäiſche Kunſtrichter dem fruchtbaren Lamii, den die Türken im Mesnewi eben ſo hoch ſtellen, als in Ghaſelen und Kaſſidet den Baki, bei weitem den Vorzug zugeſtehen werden. Dieſer fruchtbarſte aller osmaniſchen Poeten, zu Bruſa geboren, geſtorben im Jahre 1531 unſerer Aera (Baki ſtarb 1600), heißt mit Recht der Glänzende (ſo wie Baki der Dauernde heißt), und repräſentirt in ſich alle Eigenſchaften, die wir oben ſeiner Epoche zuſchrieben. Wenn Mannigfaltigkeit und Fülle des Inhalts und materielles Intereſſe des Stoffes den Ausſchlag geben, ſo wird die Wagſchale ſich allerdings dem Ausſpruche des Ueberſetzers gemäß entſcheiden. Dem Gehalte nach aber, in ſo fern dieſer nicht mit der Sache gegeben iſt, ſondern vom ſchaffenden Geiſte verliehen werden muß, werden ſich Lamii und Baki ſo ziemlich verhalten wie Glanz und Dauer, — und hier wird das Zünglein ſich auf die andere Seite neigen. Es iſt wahr, Lamii hat das Unglaubliche geleiſtet; er hat faſt alle perſiſchen Epopöen in ſeine Mutterſprache überſetzt; er hat faſt alle im Orient ſeit Jahrhunderten überlieferten Stoffe behandelt; er hat uns Materien durch ſeine Bearbeitung zugänglich gemacht, deren erſte Geſtalten für uns faſt verloren waren; er iſt gewandt

in Vers und Prosa, geistreich und gesättigt mit Lektüre, vielseitiger und reicher als alle dichtenden Landsleute; es ist wahr, Baki dreht sich in seinen Ghaselen und Kassidet ewig um einige feste Gestirne seines bewegten Lebens; er kommt nicht aus dem Kreise heraus, der um ihn beschrieben ist; — aber in diesem Kreise finden wir ihn selbst, — als die Seele, die ihn bewegend ausfüllt, während Lamii's ungeheurer Bau uns wie eine feenhafte Stadt umgibt, deren zahllose Häuser nichts anders sind, als ihre versteinerten Bewohner; alles, was Seele heißt, ist entflohen, und es umgibt uns eine bunte schauerliche Pracht. So wenigstens muß ich meine Empfindung darstellen, wenn ich, was hier von seinen romantischen Gedichten mitgetheilt wird, mit dem vergleiche, was uns von den herrlichen Gründern jener Dichtart, von Nisami, Dschami, Hatifi, zugekommen ist. Interessant bleibt allerdings seine Bearbeitung von Wamik und Asra, der ältesten persischen Liebesepopöe, deren Faden in unserem Werke von S. 45 bis S. 63 getreu mit Aushebung mancher bedeutenden Stelle, verfolgt wird. Wir empfehlen die sorgfältige Lektüre dieses Auszuges, so wie der daraus folgenden aus den Gedichten: Weise und Ramin (S. 63) und Schem und Perwane (Kerze und Schmetterling, S. 102), Allen, die sich entweder aus phantastischem Behagen in der Feen- und Sagenwelt des Ostens ergehn, oder die vielleicht in fremden Zonen noch unbebaute, aber hoffnungsvolle Brachfelder suchen, um das Korn ihres eigenen poetischen Lebens anzubauen, dem der überladene Boden Europa's kein Plätzchen mehr bietet. Es gibt in den Gärten, welche Lamii

eröffnet, noch manches fruchtbare Beet, noch manche wunderſame exotiſche Pflanze, deren Uebertragung in unſere Erde Dank und Freude verſchaffen könnte. Und um was klagen denn die europäiſchen Dichter unſerer Zeit, denen ſchon die thatenluſtige Feder in heißer Hand zittert, — was vermiſſen ſie mehr, als Stoff? Stoff, Körper, Gerüſt! um Schnörkel, ihn zu überbauen, ſind ſie nicht verlegen; alſo friſch zu, ihr Herren! hier liegt, wonach eure Seele lechzt; greift mit der einen Hand in die Schätze der Ueberlieferungen, mit der andern in den Schatz von Phraſen, Bildern, Gedanken und Wendungen, welche unſere großen Dichter für euch aufgeſpeichert haben, — und wähnt euch Dichter, mit eben dem Rechte, als das Thier ſich für den Aether halten darf, den es einſchlürft und wieder ausathmet! — Doch zu Lamii zurück. So ſchöne Einzelnheiten die erwähnten poetiſchen Romane enthalten, ſo fehlt ihnen doch jene, durch den individuellen Charakter und die durchgreifende Abſicht bedingte Einheit, welche ihre perſönlichen Vorbilder eben zu wahrhaften Meiſterwerken ſtämpeln. Es geht der Begriff von Totalität ab; man kann zu leſen anfangen, wo man will, aufhören, wann es beliebt, — man verliert wenig dabei. Eben daß Lamii Alles wollte, deutet an, daß er nichts recht wollte. Er ſtrebte, außer dem Lorber des Dichters, auch die proſaiſche Ehre eines Schönredners zu verdienen; und auch was er in dieſem Bezirke geleiſtet, läßt ſich ſo ziemlich aus dem, was von S. 29 bis 40 angeführt iſt, beurtheilen. Ueberhaupt war der Ueberſetzer bei keinem türkiſchen Dichter ſo freigebig mit Auszügen, ſo ausführlich mit der Entwick-

lung, als bei Lamii; und das mit völligem Rechte, da er der reichſte und der repräſentativſte iſt. Auch ich glaube beſſer zu thun, wenn ich bei den vorragenden Erſcheinungen länger verweile, und die verworrene Maſſe des Kleinen lieber unberührt laſſe, ſtatt ſie durch oberflächliches Durchſtöbern nur noch mehr zu verwirren. Der Verfaſſer ſieht in den älteſten Stoffen der orientaliſchen Romantik eine indiſche Quelle; und in der That möchte Wamik der verſtümmelte Valmiki, und Weise der veränderte Vyaſa ſein (S. 21). Wir möchten ſeinem philologiſchen Grunde noch einen innern hinzuſetzen: denn dieſe beiden Gedichte erſcheinen ätheriſcher, indiſch zarter, als die entſchieden dem übrigen Oſten angehörigen, z. B. Juſſuf und Suleicha; abgeſehen von dem Chakan von China, deſſen Vorkommen auf ſeine Nachbarſchaft hindeuten möchte. — Das eigentlich mohamedaniſche Gedicht „Huseins Martyrthum" (S. 23), welchen Stoff Lamii nicht wie die Perſer dramatiſch, ſondern epiſch-rhetoriſch zu behandeln für gut fand, wird uns, die wir weder Schiiten noch Sunniten ſind, wenig Theilnahme einflößen; aber dem Verfaſſer gibt es Anlaß zu ſehr leſenswerthen Anmerkungen über dramatiſche Elemente in der öſtlichen Poeſie. Die Todtenfeier Huseins wird S. 23 ganz paſſend mit den ſpaniſchen Paſſionsſtücken zuſammengeſtellt. Es iſt gar kein tragiſcher Gehalt in der Kataſtrophe, und die Behandlung iſt monoton und lamentabel genug. Die Türken, (S. 24), welche als Sunni nicht dazu berufen ſind, den Martyrtod Huseins beſonders zu beklagen, feiern dieſes Paſſionsfeſt nicht, und die ganze dramatiſche Poeſie (?)

beſchränkt ſich bei ihnen auf — das chineſiſche Schattenſpiel, welches entweder ein Gewebe der unanſtändigſten Zoten, oder eine Parodie bekannter romantiſcher Stoffe, z. B. Ferhad und Schirin, Leila und Medſchnun u. dgl. darſtellt. Die Hauptperſonen desſelben ſind: der Karagöſ, d. i. der Harlekin oder Policinello dieſes Puppenſpiels; der Hadſchi Aiwat, der altkluge, immer in Sentenzen und Verſen ſprechende Pantalon, und der petit-maître Hopa-Tſchelebi; der Name Hadſchi Aiwat's iſt der eines der erſten Veſire des osmaniſchen Reichs; der Hopa-Tſchelebi's (von Hopo, dem chineſiſchen Landpfleger) beurkundet unläugbar den chineſiſchen Urſprung dieſes Puppenſpieles. — Man ſieht aber, daß etwas Volksgemäßes in dieſer cruden Farce liegt, welches weiterer, und ſelbſt höchſt bedeutender Entwicklungen gar wohl fähig wäre. — Doch es iſt Zeit, von dem Geiſte Lamii's in ſeinen beſten Stellen einige Proben zu geben. Dieſe beſten Stellen finden ſich zumeiſt in ſeinen kleineren Gedichten; wie denn ſekundäre Geiſter weit eher zu dem ſchönſten Einzelnen als zu dem einfachſten Ganzen gelangen. Da, wo die zarten und feingedachten Schönheiten die Lamii auch in großen Werken häufig ſind, z. B. in Weise und Ramin, thun ſie der Haltung des Ganzen Eintrag. In den „Gegenreden" unterbrechen rythmiſche Stellen, wie die folgende Schilderung des Frühlings, eine ſchwülſtige Proſa:

„Wonnegenüſſe und Freuden in Menge!
Leib iſt der Seele der Welten zu enge,
Roſe zerreißt, wie der Morgen, den Kragen,
Nachtigall ſeufzet in ſchmelzenden Klagen.

Winden und Pinien tanzen im Kreiſe,
Alles iſt Reigen in fröhlicher Weiſe.
Während die Winde in Föhren erklingen,
Lieben die Vögel in Chören zu ſingen;
Aeſte, die ſchelmiſch ſich wiegen und ſchmiegen,
Streuen nun Silber und Gold zu Genügen;
Morgenwind rennt mit beflügeltem Schuhe,
Gönnet ſich ſelbſt und den Blumen nicht Ruhe;
Knospen ſind Schalen mit Golde gefüllet,
Tulpen ſind Taſſen, denen Moſchus entquillet,
Mond iſt ein ſilberner Ball aus Alhambra,
Frühlingsluft füllt ſich die Schürze mit Ambra,
Eine rubinene Scheib' iſt die Sonne,
Und ſie durchglänzet die Himmel mit Wonne,
Zweige, ſie gaukeln, von Blüten geſchwellt:
Selig ſind alle Bewohner der Welt." (S. 33.)

Liegt in dieſen Verſen Pracht und Schmuck die Fülle zur Schau, ſo fehlt es den folgenden epigrammatiſchen Arabesken, die wir oben als ſchön und ſtörend zugleich bezeichneten, nicht an Sinnigkeit und Tiefe:

Es ſprach der Schmetterling: ich war
Verbrannt von Sehnſucht ganz und gar;
Ich ſchaute eines Lichtes Schein:
Da ſchien die Glut ein Roſenhain.

Koralle ſprach, zum Boden rollend,
Und immer nichts als ſpielen wollend:
Ich muß ſo lang und oft mich drehn,
Daß Herz und Seele mir vergehn.

Der Morgen, der von Feuer raucht,
In Seufzern dieſe Worte haucht:
Man glaubt, ich ſei ſo klar und rein —
Doch Sohre's Lieb' iſt meine Pein.

Und Sohre ſprach hierauf, die Traute,
Sich ſelbſt begleitend auf der Laute:
Der Morgen hat ſich ſo gezeigt,
Daß ihm mein ganzes Herz ſich neigt.

(Dieſe türkiſche Palingeneſie der Memnons-Mythe gehört zu den bezauberndſten Blüten der Dichtkunſt. Sohre iſt Anahid, der Morgenſtern, als weiblicher Genius gedacht, deſſen Saitenſpiel im Heraufſchweben erklingt. Den rauchenden Morgen, und was Innerliches in jenen acht Verſen liegt, werden Natur- und Geiſtes-Kenner zu ſchätzen wiſſen.)

Man hörte ſo den Lenzwind koſen,
Erluſtigend ſich an den Roſen:
Dem jungen Frühling zu gefallen,
Entſag' ich meinem Habe, Allem.

Dem Baum der Eintracht Früchte entſtammen,
Des Baums der Zwietracht harren Flammen.

O Geiſt! dir iſt es klar, daß Einheit
Von ſich wirft das Zufällige;
Und nur ein Herz, von Makeln rein,
Verſteht dein Wort: Nothwendigkeit!

(S. 38—112.)

So berühmt zu ſein als es iſt, verdient das merkwürdige Roſengedicht, welches S. 40 in einer vollſtändigen Ueberſetzung mitgetheilt wird. — Wenn ich nun hinzufüge, daß, außer der Uebertragung der berühmteſten perſiſchen Gedichte in's Türkiſche, der Bearbeitung aller poetiſchen Stoffe des Morgenlandes, und einem reichhaltigen Diwan, außer den angeführten Originaldichtungen, auch noch eine Briefſammlung, eine Sammlung von Schwänken, mehrere myſtiſche und poetiſche Kommentare, und hundterterlei Spielereien (worunter Räthſel ſind, die zum Thei einem neuen Bearbeiter der Turandot oder einem emſigen Mitarbeiter an einem belletriſtiſchen Tagblatte ſehr zu Statten kämen), von der Hand dieſes Polygraphen herrühren, ſo glaube ich den Manen und dem Ruhme Lamii's genug gethan zu haben.

Den Sänger des blühenden Gedichtes „Roſe und Nachtigall," welches uns der Verf. bereits in Text und Ueberſetzung (Peſth u. Leipz. 1834) mitgetheilt hat, nennen wir als den dritten vorragenden Dichter des Zeitraumes, den dieſer Band umfaßt. Wir dürfen Faſli's liebliches Werk bei den Freunden morgenländiſcher Dichtung als bekannt vorausſetzen. Es werden hier noch einige Tiſtichen aus ſeinem Nachliſtan (Palmenwald, als Seitenſtück zum Boſtan und Güliſtan) ausgehoben. Sie tragen das niedliche Gepräge des vorigen Gedichtes; Saadi's unſchätzbare Lebensweisheit, die in Oſten und Weſten wenig Vergleichbares finden wird, iſt, mit dem dichteriſchen Talente, nicht nachzumachen.

Sati, der fruchtbare Dichter eines blumenvollen Divans, gehört eigentlich (S. 1) dem vorigen Zeitraume an.

Chiali, der Phantaſtiſche, verdient dieſen Beinamen wenigſtens nicht mehr, als eben andre Orientalen auch. Aus den vorliegenden Fragmenten ſcheint vielmehr ein klarer Sinn, aber ein tiefer, das Leben an der Wurzel ergreifender Schmerz zu ſprechen.

Geh' nicht ſpottend vorbei an den Männern, den heißen, den wüſten:
Denn ihr Wüſtſein iſt Spottes für ſie ſchon genug!

Man ſagt: der Herbſt iſt da!
Nun iſt die Wonnezeit im Garten! —
Da ich vom Lenz nichts ſah,
Was ſoll ich denn vom Herbſt erwarten?

Ich bin der Scherz, verwandt mit Schmerz,
Bin Finſterniß, vermählt mit Licht;
Die Laſt der Erde trag' ich ſchwer, —
Mich leichten Reiſig trägt das Meer!

Was vom Leib mir rinnet heiß,
Nennt ihr, unverſtändig, Schweiß;
Quellen ſind es nur, die klaren, reinen,
Welche über meinen Zuſtand weinen.

In dem Weine zeigen Blaſen,
Daß das Leben bald verblaſen;
Jeden Abend zeigt die Kerze
Flackernd dieſes Daſeins Kürze.

Wer meinen Leib anſieht, er ſieht
Ach! dürres Reiſig, trocknes Stroh:
Sagt, dieſes wird das Neſt wohl ſein,
Aus dem die Nachtigall entfloh?

Weil Medſchnun bei Menſchen nimmer
Liebe, Treu' und Glauben fand,
Ging er in des Wahnſinns Schimmer
Mit den Thieren Hand in Hand.

Wenn auch ich zu Grunde gehe,
Bleibet doch Chiali's Wort:
Roſen welken, doch ſie leben
In dem Roſenwaſſer fort. (S. 271 u. f.)

Ruhe deiner Aſche, guter Chiali! ſei dir die Erde nun leichter, als da du unter ihrer Laſt die Klagen ausſtöhnteſt, die einer unbekümmerten Nachwelt nun als Dichtung erſcheinen. Der Schmerz von Tauſenden ächzt unverſtanden über die Erde hin; einige Wenige bringen den ihren in Rythmen; dann wird er — auch nicht verſtanden, — aber kritiſirt.

Ali Wabi, der Verfaſſer des berühmten Humajun name, muß wohl literargeſchichtlich in dieſer Epoche aufgeführt werden. Dieſes Buch iſt aber nur eine Ueberſetzung der Fabeln Bidpai's, und in jener tollgewordnen Proſe abgefaßt, der wir Abendländer, ſo viel Geſchick und Feinheit auch dazu gehört, in dieſer Form etwas Bedeutendes zu ſagen, doch nie einen rechten Geſchmack abgewinnen werden.

Daß in einer ſo glänzenden Epoche, wo ſich um den Thron eines geiſtvollen Herrſchers die wetteifernden Schaaren der Dichter und Proſaiſten drängten, auch der Herrſcher ſelbſt der poetiſchen Hervorbringung ſich kaum entzogen haben werde, ſtand zu vermuthen. Und in der That ſteht Suleiman I. ſelbſt in den Reihen der Dichter ſeines Säculums. Er bequemt ſich und begnügt ſich, die hergebrachten Formen zu verſuchen, die hergebrachten Bekenntniſſe liebender Poeten zu wiederholen: nicht ohne Witz, Gefühl und Anmuth. Er führte als Dichter den Beinamen Muhibbi. Folgende Verſe können zu ſeiner Charakteriſtik beitragen:

Des Herzens Rauch ſteigt zu des Himmels Licht;
Auf Erden bleiben ſolche Seufzer nicht.

Meinem Freunde ziemts, die Verſe des Freundes zu leſen:
Perlen ſtehen ſchön, wenn in Rubinen gefaßt.

Es bleibt die Welt zuletzt doch Keinem unterthan:
Muhibbi, bild' dir ein, du ſeieſt Suleiman! (S. 5.)

Die ungeheure Zahl der übrigen Dichter, aus denen dieſer Band noch Blumen enthält, ſei dem Leſer überlaſſen. Zur Literaturgeſchichte wird das Geſagte hinreichen. Es kommt bei Literaturen, wie die orientaliſchen, ſo lange ſie uns noch fremd ſind, vorerſt darauf an, den Begriff des Ganzen zu bekommen; dann einige einzelne, große Erſcheinungen zu erkennen, heraus zu heben, und zwiſchen

ſolchen Höhepunkten vergleichende Linien zu ziehn, bis das ganze Terrain gemeſſen und bekannt iſt.

Wenn gleich Sultan Selim II. ein Trunkenbold und aller großen Herrſchereigenſchaften entblößt war, ſo erhielt ſich doch der Flor der Dichtkunſt, ſo wie der des Reiches, Dank der Stätigkeit zweier der größten Männer, welche die osmaniſche Geſchichte aufzuweiſen hat, nämlich des Großweſirs Mohammed Sokolli, und des Mufti Ebuſund (beide große Gönner der Wiſſenſchaften) auf derſelben Höhe. (S. 566.)

Wir haben alſo in dem nächſten Bande noch manches bedeutungsvolle und angenehme Fragment oder Ganze zu gewärtigen. Möge dem Verf. Muße und Luſt gegeben ſein, es mitzutheilen! So ſetzen wir dem immer nachrauſchenden Strome der überpoetiſchen Gegenwart, der uns mit ſich fortzureißen droht, das ſtille, aber tiefe und ungeheure Meer einer großen, reichen Vergangenheit entgegen.

Friedrich von Schlegel's Biographie.

Wir finden den Keim zu Allem in uns, und bleiben doch ewig nur ein Stück von uns ſelbſt.

Fr. v. Schlegel.

Friedrich (eigentlich Carl Wilhelm) v. Schlegel war der jüngſte von den Söhnen Johann Adolf Schlegel's, des Ueberſetzers Batteux's. Der Vater, ein Mann von ſolider Bildung und gründlichen Kenntniſſen,

ſelbſt ein geſchätzter Schriftſteller, ſchloß ſich an die damaligen Verkünder eines Evangeliums des reinen Geſchmackes an, die in die Correctheit und Regelmäßigkeit, alſo in eine negative Eigenſchaft, den ganzen Werth eines Schriftſtellers ſetzten. Frankreich war die Wiege dieſes Evangeliums und Batteux ſein eifrigſter Apoſtel. Es iſt nicht unintereſſant, an dieſem unbedeutenden Umſtande die Entwicklung und Eigenthümlichkeit der beiden ſpäter berühmt gewordenen Söhne vergleichend zu bemerken. In Auguſt Wilhelm, dem ältern, mit einer minder ausgeſprochenen Perſönlichkeit, ſetzte ſich des Vaters Sinn und Beſtreben, nur zeitgemäß colorirt, fort; Geſchmack und reine Form blieben die Vorzüge, die er am höchſten ſchätzte und am meiſten beſaß; im jüngern, Friedrich, der mehr Eigenthümlichkeit zeigte, ſcheint ſich, nach der Art ſolcher Naturen, während der jugendlichen Gährung ein polemiſcher Gegenſatz gegen das Angelernte geltend gemacht und ihn mehr auf das Innerliche, Gehaltvolle, oft Formloſe hingedrängt zu haben, — obwohl auch bei ihm dieſe erſte Schule eines bildenden Geſchmackes ſich nie mehr verläugnen ließ. Doch, ohne Vorgriff, zur Geſchichte zurück.

Friedrich, um fünf Jahre jünger, als Auguſt Wilhelm, ward zu Hannover am 10. März 1772 (nicht, wie es in Wachler's Literatur-Geſchichte heißt: 1796; auch nicht, wie in der öſterreichiſchen National-Encyclopädie: 1792) geboren. Im älterlichen Hauſe herrſchte das liebevollſte Familienverhältniß, von dem Auguſt Wilhelm in dem ſchönen Gedichte „Neoptolemus an Diokles" eine rührende Schilderung gibt. Die Mutter, eine vortreffliche

Frau, unterrichtete den ältern Sohn ſelbſt in der Religion; den jüngern hatte der Vater zwar vorläufig für den Handelsſtand beſtimmt, unterließ aber durchaus nichts, ihn vielſeitig auszubilden, ihm Befähigung und Freiheit für jede künftig mögliche Wahl zu geben. Seine früheſte Kindheit verlebte Friedrich bei ſeinem Oheim und ſodann bei ſeinem älteſten Bruder, welche beide Landgeiſtliche waren. Auch von dieſem Colorite iſt ihm unverkennbar zeitlebens etwas geblieben. Der Knabe zeigte bei natürlichem Verſtande und lebhafter Imagination keine bedeutendere Spur eines ausgezeichneten Talentes, einer entſchiedenen Richtung. Allein, dem erwähnten Wunſche des Vaters gemäß, bei einem Kaufmanne in Leipzig in die Lehre gethan, regte ſich, im Widerſtreite gegen die äußern Anſprüche der Verhältniſſe ſein inneres Weſen, und ſeine Eigenthümlichkeit, durch dieſen Widerſtreit geweckt, ſprach ſich aus. Das Leben und Weben in der Welt des Calcüls war ihm unleidlich; er fühlte ſich unglücklich, und ruhte nicht, bis er wieder nach Hauſe kehren durfte, um ſich eine ihm gemäßere Welt zu ſuchen oder zu bauen. Er fand dieſe bald — in den Büchern. Ein unwiderſtehlicher Drang zog ihn in dieſen ſtillen Kreis und bemächtigte ſich ſeiner ganzen Seele. Jetzt, in ſeinem ſechzehnten Lebensjahre, begann er mit dem glühenden Eifer freier Jünglingswahl ſeine eigentlichen Studien. Die Wirkung des erſten ſtreitenden Impulſes dauerte fort; es war die ideale Sphäre, der ſich ſeine Liebe und ſeine Beſtrebungen zuwandten. Beſonders konnte es nicht fehlen, daß das innerlich Große, rein Menſchliche der antiken Welt, die der modernen ge-

genüber wie eine hiſtoriſche Idylle erſcheint, ihn im Gegenſatze zu ſeinen verhaßten Ziffern und Tabellen entzückte und mit ſich fortriß. Mit Enthuſiasmus überließ ſich Schlegel in der ſchönſten Zeit des Lebens dieſen herrlichen Eindrücken, und ſie haben die glückliche Folge gehabt, daß ihm ſein ganzes ſpäteres, wenn auch noch ſo verſchieden geſtaltetes Wirken hindurch ſtets eine gewiſſe edlere Haltung, ein harmoniſcher Ton, ein äſthetiſches Maß geblieben iſt — Eigenſchaften, die dem gebildeten Sinne wohlthun und ihrem Beſitzer dauernde Geltung in der Literatur ſeines Vaterlandes ſichern. Er ſtudirte ein Jahr lang in Göttingen und dann in Leipzig mit Eifer Philologie, nahm den Doctorgrad der Philoſophie, und durfte nach Vollendung der akademiſchen Laufbahn ſich rühmen: jeden auf uns gelangten, nur einigermaßen namhaften Schriftſteller der Alten aus eigenem Studium zu kennen. In dieſen Beſchäftigungen entwickelten ſich ihm das geſchichtliche, das philoſophiſche, das äſthetiſche Intereſſe. Letzteres gewann den Vorrang, wollte ſich aber nicht zur eigentlichen poetiſchen Production ſteigern. Er ſelbſt zweifelte in jener Zeit an ſeiner poetiſchen Begabung, und erſt der Beifall, den zwei ſeiner Gedichte einige Jahre ſpäter in einem lebendig angeregten Kreiſe fanden, ſcheint ſeine Zweifel vollkommen beſchwichtigt zu haben. Aber ſelbſt dieſer Beifall war, genauer und unbefangen betrachtet, mehr auf Rechnung des Denk- und Zeit- als des poetiſchen Gehaltes jener Gedichte zu ſchreiben; und in der That zeigt ſich dem gereinigten Blicke der Nachwelt Fr. Schlegel's dichteriſches Hervorbringen im Ganzen in

dieſem Lichte. Was immer von ſeinen Werken man als Gedichtetes anſprechen möchte, erſcheint entweder als Nachklang nicht klar feſtgehaltener Empfindung, oder als geſtaltloſes Spiel des Witzes und der Phantaſie, oder als verkleideter Gedanke, oder als Demonſtration irgend einer äſthetiſchen Maxime. Damit iſt keiner dichteriſchen Beſtrebung ihr Werth oder ihre hohe Bedeutung genommen. Aber den Dichter als ſolchen, den Dichter ſchlechthin bezeichnet eben das, daß er ſich für das Geſchöpf ſeiner Liebe mit völliger Selbſtverläugnung hingibt; daß er in ihm, für die Zeit des Schaffens, alle andern Abſichten und Beziehungen vergißt, ſich auf den kleinſten Kreis beſchränkt, — aber dieſen mit wahrem, warmem, ſeelenvollem und körperlichem Leben ausfüllt, damit — nicht eine Idee, nicht eine Ueberzeugung, — ſondern ein neues, lebendiges Individuum entſtehe, welches, als ſolches, in die Gemeinſchaft der übrigen trete, Leid und Freud' theile und errege, und, menſchlich unter Menſchen, keinen höhern und keinen breitern Platz einnehme, als — ſeinen eigenen, den es zum Leben braucht. Schlegeln trieb es mehr in's Weite, in's Unendliche.

Sein Aufenthalt in Berlin war ſolchen Tendenzen günſtig. Hier gebildete Neigungen und Anſichten nahm er nach Dresden mit, wohin ihn alte, freundliche Erinnerungen und eine dort verheirathete Schweſter auch ſpäter öfters hinzogen. Zwei große Familienverluſte trübten die üppige Blüten-Periode ſeines Jugendlebens. Im Jahre 1789, am 9. September, ſtarb zu Madras in Oſtindien, im achtundzwanzigſten Jahre ſeines Alters, ſein dritter

Bruder, Carl Auguſt Schlegel, der im Jahre 1782 mit einem Hannover'ſchen Regimente im Dienſte der engliſchen Compagnie nach Indien gegangen war. Er hatte im J. 1786 als Ingenieur mit dem britiſchen General Sir John Dalling, dem er durch einen Aufſatz über die Feſtungswerke von Madras bekannt geworden war, eine Reiſe von 800 engliſchen Meilen in das Innere jenes merkwürdigen Landes gemacht. Zwei Jahre ſpäter nahm er für ſich allein in den Gränzgebirgen von Carnatic zwei Monate hindurch Vermeſſungen vor. Eine große, von ihm entworfene Karte der diesſeitigen Halbinſel Indiens hatte er dem Könige von Großbritannien überſendet. Eine, hauptſächlich militäriſche, Geographie von Indien iſt noch in der Handſchrift von ihm vorhanden und jetzt im Beſitze der Bibliothek zu Göttingen. Von ſeinen, durch den Tod leider unterbrochenen Arbeiten über das geſammte Indien iſt nichts in Hände gelangt, die es der Oeffentlichkeit hätten zu Gute kommen laſſen. Schmerzliche Erfahrungen bewölkten den frühen Abend ſeines Lebens, und nur kurz vor dem Untergange lächelte ihm ſeine Sonne noch einmal freundlich zu. Auguſt Wilhelm ſetzte ihm ein rührendes Denkmal in der ſchönen Elegie: Neoptolemos an Diokles, und wir beklagen mit ihm den Verluſt eines Daſeins, das für die Welt ſo ſchöne Früchte zu bringen verſprach. Dieſem erſten Schlage geſellte ſich, dem alten Worte treu, bald der zweite. Den Sohn überlebte der Vater nicht lange. Johann Adolph Schlegel ſtarb im Jahre 1793 als General-Superintendent von Lüneburg. Es war dasſelbe Jahr, in welchem Friedrich zum erſten Male als Schrift-

steller auftrat, deſſen literariſche Laufbahn er alſo nicht mehr erlebte.

Dieſen Debut machte der Aufſatz über die griechiſchen Dichterſchulen in der Berliner Monatſchrift. Winkelmann's Begeiſterung hatte damals die beſten jugendlichen Gemüther mit fortgeriſſen. Sein glücklicher Griff, der Kunſtgeſchichte der Alten dadurch Licht, Form und Bedeutung zu geben, daß er ihre Entwicklung nach vier auf einander und aus einander folgenden Stufen darſtellte, die ſowohl der Geſchichte und ihren Denkmalen, als der Natur der Sache und dem Gange des menſchlichen Geiſtes vollkommen entſprechen, lockte zur Nachahmung. Was von den bildenden Künſten galt, ſollte es von den dichtenden minder gelten? ſollte nicht auch hier aus dem Rohen ſich das Große, aus dem Großen das Schöne ſich entwickelt, und dieſes zuletzt ſich in's Zierliche und Kleine verloren haben? Ein Blick auf ſeine wohlbekannten helleniſchen Dichter beſtätigte Schlegeln dieſe Vorausſetzung. Er fand die Sprache der rohen, aber kräftigen Natur in der joniſchen, die der Größe in der doriſchen, die der Schönheit in der attiſchen, die der Künſtelei in der alexandriniſchen Dichterſchule. Die Darlegung dieſer Anſicht macht den Inhalt jenes erſten literariſchen Verſuches aus. Der Reiz einer klaren, angenehmen, geiſtreichen, man darf ſagen weichen und üppigen Sprache iſt über den ganzen Aufſatz ergoſſen, und verliert ſich von da an nie ganz wieder aus Fr. Schlegel's Schriften. Dieſer Verſuch ſprach an; Form und Tendenz fanden empfängliche, vorbereitete Gemüther; beſonders war es das wirklich dankenswerthe Verdienſt: den koſtbaren

Schatz griechiſcher Poeſie dem Moder der Schule zu entreißen, in dem er damals noch zu verdumpfen drohte, — ihn dem Leben, dem Genuſſe, dem Lichte zugänglich zu machen, — was gerechte, warme Anerkennung fand. Man hörte nicht mehr den bezopften, bebrillten, pedantiſchen Schulmann, man hörte den geiſtathmenden, lebensfrohen, die Schönheit der Welt preiſenden Jüngling auch eine Dichtkunſt preiſen, die ja ſelbſt nichts als Kraft, Luſt und Leben war, und von Schule und Gelehrſamkeit nichts gewußt hatte. In dieſem Sinne ließ nun Schlegel eine Reihe ähnlicher Arbeiten folgen, die nur immer mehr, dem Gegenſtande wie der Behandlung nach, ſich von der Schule entfernten, und, der Schönheit als dem Ideale des Lebens huldigend, ſich allgemeineren Intereſſen zuwandten. Dieſer Art waren die Aufſätze, welche Schlegel in den Jahren 1795 bis 1797 als Mitarbeiter an Reichardt's Journal: Deutſchland, ſo wie an deſſen Lyceum der ſchönen Künſte lieferte. Auch die guten kritiſchen Abhandlungen über Leſſing und Forſter ſind aus dieſer Zeit. Den Gipfel dieſer Blüte-Periode jedoch bildete ſein erſtes größeres Werk: Griechen und Römer 1797, mit den Beigaben über die Darſtellung der weiblichen Charaktere in den griechiſchen Dichtern und über die Diotima, — und ſein zweites: Poeſie der Griechen und Römer 1798, — eine Fortſetzung, wo nicht des Buchſtabens, doch des Geiſtes und der Abſicht des erſten; Werke, deren Verdienſt auch von Heyne mit Achtung anerkannt wurde. Es beſteht vorzüglich in einer ausgebreiteten Kenntniß, einer im Weſentlichen richtigen Auffaſſung des Alterthums, in einer reinen, glatten, klaren, lebendigen

Darſtellung, in dem ſchönen Enthuſiasmus, aus dem dieſe Schriften hervorgingen, und den ſie wiederum zu wecken und zu nähren nicht verfehlen konnten. Doch iſt dieſer Geſchmack an den Schönheiten der antiken Dichtkunſt, wie er ſich hier ausſpricht, von einer eigenen Art und Färbung. Es iſt nicht die feurige, kräftige Begeiſterung Winkelmann's, die uns aus dieſen Schriften anweht, — es iſt die ruhige, angenehme Befriedigung des geiſtreich Genießenden, die ſich uns mittheilt. Wie ein trefflich geübter und zart organiſirter Feinſchmecker die Vorzüge der köſtlichſten Sorten ſeiner Weine und ihrer Jahrgänge, ſo fühlt hier ein Kenner die zarten Eigenthümlichkeiten und Nüancen der einzelnen Dichter und Dichterſchulen heraus, und gibt ſie dem Leſer zu koſten. Er ſelbſt koſtet mit, und hat ſich nur zu hüten, daß er nicht berauſcht werde. Schlegel hütete ſich nicht genug. Es erging ihm, wie es hochbegabten, für Ideale empfänglichen Geiſtern ſo leicht, ſo oft zu ergehen pflegt. Sie übertragen die Dichtung in's Leben, und verwirren und trüben dadurch Beides. Das urſprünglich reine, äſthetiſche Ideal des Schönen verbreitete ſich in dem jugendlichen Gemüthe über Welt, Leben und Wirken; ihm ſollte Alles untergeordnet ſein, ihm jeder Zweck der Menſchheit, jede Pflicht des Menſchen dienen; in ſeinem ungeſchmälerten Genuß verlor ſich alles übrige Beſtreben. Und damit einer ſolchen Sinnesrichtung die Weihe nicht fehle, mußte das Studium und die eigene Deutung des göttlichen Platon dieſes Gebiet des Schönen in's Unendliche, in's Ewige hinüberführen, und dem künſtleriſchen Begriffe die Verklärung der Weisheit, ja der Religion ertheilen.

Wirklich verband ſich damals Schlegel mit Schleiermacher zu einer Kritik des Platon, von welcher einige Bogen gedruckt wurden, die aber unvollendet blieb, wie ſeine beiden erſten, größern Werke. Auch dieſes Fragmentariſche charakteriſirt jene damaligen Verſuche. Sie entſprangen aus einem überſchwenglichen, ſich ſelbſt nicht völlig klaren Wollen, bei unzulänglicher, vorher nicht gehörig berechneter Kraft. Aus dieſer eigenthümlichen, ſeltſamen Gährung ging nun in Berlin, im Jahre 1799, jenes einſt viel beſprochene, berüchtigte Produkt der Schwärmerei und Ausgelaſſenheit: der Halb-Roman Lucinde hervor; ein Buch, das vielleicht öfter geprieſen, aber auch öfter verdammt, als in ſeiner Stellung und ſeinem Zuſammenhange aufgefaßt wurde. Jean Paul nannte es eine Metaphyſik der Wolluſt; Schlegel ſelbſt äußerte ſich noch in der letzten Epoche ſeines Lebens darüber gegen den Verfaſſer dieſer biographiſchen Skizze auf eine bezeichnende Weiſe. „Man hat — ſagte er — dieſem Büchlein zu viel Ehre angethan, es zu preiſen oder zu läſtern. Es iſt ein Fragment, und man hätte warten müſſen, was daraus werden wird. Ich habe es oft fortſetzen wollen, unterließ es aber, des Mißverſtändniſſes wegen. (Er hatte auch wirklich die Fortſetzung einmal öffentlich angekündigt, und ſo erklärt ſich ſein Schweigen.) Der Hauptfehler des Buches iſt: daß es in Proſa geſchrieben iſt. Es müßte in Verſen ſein; denn es iſt ein Gedicht, welches eigentlich eine Art Apotheoſe der menſchlichen Schönheit und der Freude zur Abſicht hatte. Man hat als baare giltige Münze genommen, was Schauſtück, — als Grundſätze, was freie Darſtellung war.“ — So

wollte Schlegel in Spätjahren seines Lebens diese voreilige Frucht angesehen — oder vergessen haben; und so eilen auch wir einer neuen Phase seiner Entwicklungen zu. Es war im Jahre 1800, daß sich Friedrich Schlegel als Privat-Docent in Jena niederließ, wo er mit großem Beifalle und unter lebhaftem Zuströmen einer geistig angeregten Jugend, philosophische Vorlesungen hielt. Hier begann jene in der deutschen Literatur-Geschichte zum Abschnitte gewordene, merkwürdige Zeit, wo, durch ein eigenthümliches Zusammentreffen von Persönlichkeiten, Ansichten, Talenten und Stimmungen einerseits und durch eine, in den damaligen Zuständen bedingte Sympathie im Publicum andrerseits, sich das noch in unser Aller Angedenken lebende Doppelgeschöpf aus Fantasie und Metaphysik bildete und geltend machte, welches, auf der dichterischen Seite nur sehr uneigentlich, die romantische Schule genannt zu werden pflegt. Hier begann denn auch, in und mit dieser sogenannten Schule, die eigentliche Einwirkung der Brüder Schlegel in die Literatur unseres Vaterlandes, ihr Ruhm und ihre Bedeutung.

Es ist schwer, sich von dem Herankommen und der besondern Gestaltung dieser Literatur-Periode, bis auf ihre ersten Keime zurück, Rechenschaft zu geben. Leichter ist es, die Elemente nachzuweisen, aus denen sie sich zusammenfand, und das Band, welches diese Elemente verknüpfte. Immer war es in Deutschland die dichtende und strebende Jugend, die, von einer schönen Begeisterung für die Zukunft ergriffen, indem sie wahre oder vermeintliche Fesseln des Alten abschüttelte, sogenannte neue Schulen in Kunst und

Wiſſen begründet hat. Was wir in neueſter Zeit, wie auf Einen Impuls, ſich als „junges Deutſchland" ankündigen hörten, war, im innern Grunde nichts anderes, als was zu Leſſing's Zeit gegen Gottſched und die Franzoſen, zu Goethe's Jugendzeit gegen allen Pedantismus, ja zuletzt gegen alle Form, ſtürmend andrang. Immer verband ſich feuriges Wollen mit einſeitigem Können, immer ward das Kind mit dem Bade verſchüttet, immer lehrten reifere Geiſter, welche Anerkennung fanden, oder es lehrte die allbelehrende Zeit wieder in Maaß und Schranken zurücklenken, immer fand ſich wieder eine neue Jugend, die einen neuen Ausweg erhaſchte. So war es und ſo wird es bleiben; und es iſt gut, daß es ſo bleibe, damit die Maſſe des Wiſſens und Hervorbringens nicht ſtocke und faule. Ein gleicher Drang erweckte jene damalige romantiſche Schule. Ein friſcher Aufſchwung in allen Bezirken des Denkens, Lebens, Erfindens und Entdeckens hatte ſich den Gemüthern mitgetheilt; nie gehegte Hoffnungen wurden wach, die Fantaſie entzündete ſich an beſeligenden Bildern, und die patriotiſche Aufregung, welche noch eben alle edlern Kräfte des ſchwer bedrängten deutſchen Vaterlandes in die höchſte Spannung verſetzt hatte, durch das ſiegreiche Gelingen in den freudigſten Enthuſiasmus verwandelt, vollendete die wirklich romantiſche Stimmung eines ganzen Volkes, das ſich in Liebe wiedergefunden hatte, und nun auch dem Glauben und der Hoffnung wiedergegeben war. Welcher Boden für die Saaten einer neuen Dichtkunſt aus den warmen Händen begeiſterter Jugend! Religiöſes Gefühl, vaterländiſcher Sinn, genährt durch fruchtbare Forſchung vorzeitlicher

Denkmahle, neue Blicke in die wunderbare Tiefe der Natur, kühne Eroberungen im Gebiete der Spekulation, — Alles das vermittelt durch das Bindemittel eines gemüthlichen, sich selbst zum Gegenstande seiner selbst machenden Humors: das waren die Elemente, die sich wundersam hier zusammenfanden. Ueber sie alle waltete eine angeregte, entfesselte Fantasie, welche, bei den dichterischesten Flügen, nur leider den Wenigsten gestattete, zu bestimmter Form und organischem Leben zu gelangen. Religion, Philosophie, Geschichte, Dichtkunst, Malerei, Musik, Baukunst begegneten sich in diesen Sphären, und reichten sich, wie vielleicht nie zuvor, die Hände; man muß, bei Anerkennung manches schönen Gewinnes, nur beklagen, welche herrlichen Kräfte durch das Unbedingte dieses Strebens verpufft und verknallt sind! Interessant bleibt es immerhin, zu verfolgen, wie mannichfach in den mannichfachen Charakteren sich die erwähnten Elemente kombinirten und spiegelten. Die Universität Jena stand eben auf dem Gipfel ihrer Blüte. Fichte hatte das Denken bis in das Mark seines Wesens ergrübelt, Humboldt die Natur in ihrer größten Breite mit dem Auge fast eines Dichters überschaut, Schelling Natur, Gedanken und Kunst in Ein wundersames Band zu verschlingen versucht; in der Nähe versammelte Weimar, unter Goethe's begünstigender Leitung, Alles, was sich in Kunst und Wissen neu und versprechend hervorthat; Ludwig Tieck hatte, ein Jahr vor Friedrich Schlegel's Ankunft in Jena, seine Genofeva dort vorgelesen, und August Wilhelm Schlegel die Anwesenheit seines Bruders vorbereitet. In einem solchen Kreise mußte sich dieser natürlich heimisch finden. Und

der Kreis wirkte wiederum auf ihn zurück. Die Studien des Alterthums, seine bisher liebste und dankbarste Beschäftigung, traten in den Hintergrund, ein freies Spiel der Fantasie und des Denkens in den Vorgrund, — und es konnte nicht fehlen, daß der dichterische Drang der rings um ihn bezaubernd schaltete und waltete, nicht auch ihn ergriff und mit fortriß, so sehr er früher an seinem productiven Vermögen gezweifelt hatte. Aber es war kein ursprüngliches, es war ein abgeleitetes Bestreben, und wenn nicht, wie erwähnt, seine ersten veröffentlichten Gedichte: Terzinen an die Deutschen und Herkules Musagetes, die er damals in dem mit seinem Bruder herausgegebenen Athenäum*) und in den Charakteristiken und Kritiken**) mittheilte, so stoffartig gerade auf den Augenblick gewirkt hätten, so würde er wahrscheinlich bald wieder in den mehr kontemplativen Bezirk, der ihm vor Allem zusagte, zurückgekehrt sein. Seitdem erschienen Dichtungen in den vielfachsten Formen von ihm, für die Musen-Almanache, welche Vermehren, Tieck und August Wilhelm Schlegel in jenen Jahren (1802 und 1803) herausgaben; und so vergingen, im innigen Vereine mit seinem Bruder und vielen gleichgesinnten Gemüthern, in poetischen Arbeiten und Zuständen, ein paar glückliche Jahre. Es war noch ein homogenes Ganze, aus dem sich dann die Einzelheiten, glücklicher oder minder glücklich entwickelt, ablösten und stehen blieben.

---

*) Drei Bände dieser Zeitschrift (jeder zu 2 Stücken) erschienen in Berlin 1798—1800.

**) Königsberg. 1801. 2 Bde.

Ludwig Tieck, der eigentlich Muſagetes dieſer deutſchen Romantik, blieb ganz in der rein poetiſchen Sphäre. Freie Spiele einer kindlich tändelnden, naiven, humoriſtiſchen Fantaſie, ſchienen ſeine erſten Werke der Art die Befreiung der Poeſie aus allen Banden des Verſtandes und äußerer Zwecke zu verkünden. Erſt als die friſche Productionsluſt und Kraft ſich ausgetobt, trat die Reflexion über ſich ſelbſt ein, die aber auch noch in die Schranken des dichteriſchen Schaffens ſich eingränzte, und ſich erſt ſpät, in Geſtalt didaktiſcher Novellen, noch immer nicht ohne Nachgeſchmack der früheren Fühlsweiſe, über die weitern Beziehungen des Lebens ausbreitete. In ſeine Fußtapfen trat, mit geſundem Sinne und kräftigem Vermögen, der nordiſche Oehlenſchläger, der, in beſtimmter ausgeprägten Formen, ſich dem lebendigen Wirken von der Bühne herab zuwendete. Werner's großes Talent, auf derſelben Bahn hoffnungsreich und glanzvoll beginnend, ſcheiterte leider an einer unglückſeligen Zerrüttung der edelſten Gemüthskräfte, wie das des armen Heinrich von Kleiſt an einer trüben, kranken Lebensverſtimmung, und beide verloren ſich, nach ſchönen Verheißungen, in eine öde, abſtruſe Leere. Ueberhaupt war dieſe, in's Endloſe ſtrebende Romantik der beſtimmteſten aller dichteriſchen Formen: dem Drama, am wenigſten gedeihlich. Lebendiger, wenn gleich ſeltſam bis zum Bizarren, bewegte ſich Arnim's Romantik in einem halb hiſtoriſchen, halb romantiſchen Dämmergebiete. Novalis*), unſerem Schle-

*) Er ſchloß ſich in Jena innig an Fr. Schlegel an, der ſpäter [illegible] in den letzten Augenblicken ſeines Lebens ihm zur Seite ſtand.

gel in gewiſſem Betrachte am nächſten ſtehend, ſuchte am meiſten die damaligen Bewegungen in den Regionen der Philoſophie, Naturforſchung und Religion für die Poeſie auszubeuten, ja in Poeſie zu verwandeln, mußte aber, bei den anmuthigſten Gaben, indem er Alles zugleich wollte, bald Alles aus dem Blicke verlieren. Auguſt Wilhelm Schlegel ward durch die Vielſeitigkeit ſeines Wiſſens und Verſuchens, durch einen gewiſſen, in der Schule der Griechen erworbenen, äſthetiſchen Takt und vielleicht durch die, weniger in die Tiefe als in die Breite ſtrebende Richtung ſeiner Gemüths-Thätigkeit, noch am meiſten vor dem unglücklichen Zerfließen gerettet, in das alle ſchäumenden Ströme dieſer Romantik ſich zuletzt auflöſten. Friedrich machte, als Dichter, eigentlich nur kurze Zeit dieſe Periode mit, und kehrte ſodann, nur mit veränderten Beziehungen in ſeine betrachtende Sphäre zurück. Sein damaliger Verſuch, in der Tragödie Alarcos (1802), dem erſten größeren deutſchen Gedichte in Aſſonanzen, alle Formen und Farben der Dichtkunſt, die antiken, wie die modernen, in Ein Ganzes zu verſchmelzen, kann, als an ein hohles, lebloſes Gebilde verwendet, nicht gelungen genannt werden. Wenn Goethe die größte Sorgfalt daran wendete, dieſes Stück in Weimar zur Aufführung zu bringen, ſo iſt das nur dadurch zu verſtehen, daß Goethe damals die romantiſche Schule nur gegenüber den Intriguen Kotzebue's in Weimar begünſtigte, indem er ſie, nicht an und für ſich, ſondern als Repräſentation eines idealern Strebens gegen ein gemeines betrachtete; in der Art, wie einſt Schiller den edleren Matthiſſon gegen den derberen Bürger hervorhob. Alarcos

kam denn auch wirklich — am 29. Mai 1802 — auf dem Theater in Weimar zur Darstellung; aber der Erfolg war, wie man es hätte prophezeihen können, ohne Goethe zu sein — ungünstig. Das Stück mißfiel gänzlich, während August Wilhelm's Jon gleichzeitig, wenn auch nicht Begeisterung, doch mehrfache Theilnahme und Beifall erregte. Demungeachtet blieb freilich Fr. Schlegel dem alten Goethe für solche Bemühungen sehr dankbar, und unterließ nicht, ihm diesen Dank, wo er Anlaß fand, zu bethätigen.

In diese Zeit fällt ein kurzer Aufenthalt Schlegel's in seinem lieben Dresden, und ein Schritt, von dem aus ein neuer, sehr entschiedener und unterscheidbarer, Abschnitt seines innern und äußern Lebens beginnt. Er vermählte sich mit der Tochter des ehrwürdigen Mendelssohn, die von ihrem ersten Gatten Veit getrennt lebte. Dorothea von Schlegel, jedenfalls eine bedeutende, wo nicht merkwürdige Frau, verdient wohl, daß wir einen Blick auf ihre Geschichte werfen. Aus ihrer ersten Ehe hatte sie zwei Söhne, welche beide als Künstler in Rom lebten. Der jüngere, Philipp Veit, that sich durch geniale Eigenthümlichkeit hervor, und erlangte in der Folge Ruhm und Stellung. Sie selbst, gleichfalls im Zeichnen und Malen geübt, wendete sich in der Blüte des Lebens mit jugendlichem Feuer und reicher Bildung einer leichten, poetischen, freien Ansicht vom Leben zu, und begeisterte sich für die Ideen und Leistungen der jungen Romantik. Ja, sie unterließ nicht, ihr wirklich allerliebstes Talent, ihren zarten Geist, ihre gebildete Fantasie selbst thätig werden zu lassen. So ent-

ſtanden dichteriſche Arbeiten, die, höchſt ſchätzbar, Anſpruch darauf haben, in Deutſchland nicht vergeſſen zu werden. Um ſo mehr Anſpruch, als ihn die Beſcheidenheit mit mehrerm Rechte machen darf. Nie ſchrieb Dorothea unter ihrem Namen. Ihr Gatte veröffentlichte ihre Arbeiten, die gewiß noch lebhafter empfangen worden wären, wenn ſie ſich genannt hätte. Die bedeutendſte derſelben iſt der, leider Fragment gebliebene Roman: Florentin; eine Erzählung, die, wenn gleich ſichtbar durch Wilhelm Meiſter veranlaßt, doch in Erfindung, Anordnung, Führung, Charakteriſtik und Darſtellung ein individuelles Gepräge von Grazie, Leichtigkeit und Geiſt hat, welches man nicht allzuvielen deutſchen Romanen nachzurühmen in der Lage iſt. Außer dieſem Buche, das in Leipzig im J. 1801 erſchien, ſchreibt man ihr noch die Sammlung romantiſcher Dichtungen des Mittelalters (Leipzig 1804, 2 Theile), und die deutſche Ueberſetzung der Corinna der Frau v. Staël zu, die in Berlin (1807—1808, in 4 Theilen), noch vor dem franzöſiſchen Originale herauskam. In ſpätern Jahren gab ſie dieſe Beſchäftigung auf. Als ſie eben ein Hemd nähte, und man ſie fragte: warum ſie nicht lieber die Feder zur Hand nehme? antwortete ſie lächelnd: „Es gibt ſchon zu viele Bücher in der Welt; aber ich habe noch nicht gehört, daß es zu viele Hemden gebe.“ — Mit einer tiefen Empfänglichkeit für Alles, was Geiſt und Fantaſie bewegen kann, begabt, riß ſie die Begeiſterung jener Tage mit ſich fort, und ihre Theilnahme an der geſchilderten Richtung der Poeſie verwandelte ſich bald, wie es dem weiblichen Charakter natürlich iſt, in perſönliche Theilnahme für den Dichter,

der ihr dieſe Welt eröffnet hatte. So begann ihr Verhältniß zu Schlegel, ſo blieb es bis an ihr Ende. Mit Hingebung und einer Art von Andacht überließ ſie ſeinem Geiſte den ihrigen, und theilte ſo alle Epochen und Verwandlungen, die jener erlitt. Zweimal im Laufe ihres Lebens war ſie der Ueberzeugung Schlegel's in der wichtigſten Angelegenheit ihres Innern, im religiöſen Glauben, gefolgt; mit dieſem überkam ſie auch jede ſeiner übrigen Anſichten in der ſpätern Periode ſeines Lebens. Dennoch verlor ſie nie diejenigen Gefühle ihrer Jugend aus der Erinnerung, welche werth waren, erhalten und gehegt zu werden; und es macht ihrem Gemüthe alle Ehre, daß ſie, ſelbſt noch in der zweiten Hälfte ihres Lebens, alljährlich an ſeinem Todestage das Andenken ihres edlen Vaters feierte, von dem ſie überhaupt ſtets mit der höchſten Achtung und Zärtlichkeit ſprach. Reiche Kenntniſſe, richtiges Urtheil, angenehmer Umgang, Güte des Herzens, Treue der Geſinnung, freundliches Entgegenkommen mit Rath und That, ſind die Eigenſchaften, welche man an dieſer ausgezeichneten Frau rühmte. Caroline Pichler, mit der ſie in Wien, in einem zwanzigjährigen, faſt ununterbrochenen Verkehr lebte, in deren Hauſe Dorothea durch fünf Jahre wohnte, ſchildert ſie als eine fleißige Hausfrau, die ſich in den Stand ſetzte, bei geringen Mitteln ihr Haus ſo zu führen, daß ihre und mehr noch ihres Mannes Bedürfniſſe und Anſprüche auf geſelliges Daſein befriedigt werden konnten. Ihre Wohnung, ſtets ſehr anſtändig, nie elegant oder modern, trug das Gepräge von einem Zuſtande behaglicher Stabilität. Ihre Converſation am Theetiſche hatte

nichts Geziertes, nichts Gelehrtes; ſie beſaß die größte Liebenswürdigkeit einer Hausfrau: nicht glänzen zu wollen. Ihre Religioſität war ohne Oſtentation, und der Vorwurf der Proſeliten-Macherei, den man ihr gemacht hat, iſt nach Frau v. Pichler's Verſicherung ungegründet. Ihr Aeußeres war nicht angenehm; ſie mochte kaum je hübſch geweſen ſein, und ihre ſtark ausgeſprochenen, männlichen Geſichtszüge gewannen nur durch den Ausdruck, den ihnen im Feuer des Geſpräches ihr ſeelenvolles Auge verlieh. Sie war älter als Schlegel und influenzirte ihn durch ihre bedeutenden Eigenſchaften vielleicht mehr, als ſie es Beide wußten. So war, in den allgemeinſten Zügen, die Frau, welche ſich Schlegel zur Lebensgefährtin wählte. Im Jahre 1803 traten Beide, zu Köln, zur katholiſchen Kirche über. Sie lebten dann mehrere Jahre in Paris. Hier widmete ſich Schlegel, im Kreiſe wiſſenſchaftlich-poetiſcher Freunde, unter welchen v. Chezy mit ſeiner Gattin zu nennen iſt, wieder ſeinen literariſchen Arbeiten, die aber nun, nach einem Uebergange durch ein Mittelgebiet von Dichtung und Geſchichte, das eigentlich Poetiſche mehr und mehr verließen, und ſich dem hiſtoriſchen und poſitiven, und mit ihm der dritten Periode in Fr. Schlegel's ſchriftſtelleriſchem Leben zuwandten.

Er hielt in Paris Vorleſungen über Philoſophie, und gab die Zeitſchrift Europa heraus. In beiden ſprach ſich bereits der erwähnte Uebergang aus dem rein poetiſchen in das mehr geſchichtliche Terrain aus, und dieſes Gepräge tragen von da an alle weitern Arbeiten Fr. Schlegel's; mochten ſie nun in dichteriſcher oder proſaiſcher Form er-

ſcheinen. Im J. 1804 war ihm die Benützung handſchriftlicher Quellen zu einer ſehr intereſſanten Sammlung romantiſcher Dichtungen des Mittelalters behilflich geweſen. Eben ſo gab er über die Geſchichte der Jungfrau von Orleans aus Averdy's Notices et Extraits des Manuscrits de la Bibliothèque du Roi (Paris 1790) diplomatiſche Aufklärungen. Aber auch in weitere Regionen lockten ihn ſeine halb hiſtoriſchen, halb romantiſchen Meditations-Ausflüge. Gemeinſchaftliche Studien mit ſeinem Bruder, die dieſer ſpäter mit Vorliebe zu ſeiner Hauptaufgabe machte, eröffneten ihm die eigenthümliche Welt der indiſchen Dichtkunſt, und (wenn man ſo ſagen darf) Philoſophie. Man hätte von Vorhinein beſtimmen können, daß ſich nicht leicht ein Bezirk finden würde, der für Schlegel ſo viel des ihm Gemäßen und Heimatlichen vereinigte, als dieſer. Hier that ſich ihm ein noch wenig gekanntes Feld auf, wo für alle ſeine Lieblings-Spaziergänge: urzeitliche, mythiſche Geſchichte, theologiſche Methaphyſik, betrachtende Philoſophie, beſchauliche Poeſie, religiöſe Vertiefung und ſprachliche Forſchung verſchwenderiſch geſorgt war. Er fand ein halb faktiſches, halb ideales Element, in das alle ſeine Meinungen, Gefühle und Träume untertauchten, aus dem er ſie, in Eins zuſammengefloſſen und wie verklärt wieder herausheben und hinſtellen konnte. Dazu kam noch die perſönliche Erinnerung an ſeinen, in jenem Wunderlande zu früh geſtorbenen Bruder, deſſen Nachlaſſe er ſo manchen Behelf zu dieſen Arbeiten verdankte, und ſo ward Schlegel eine Zeitlang ganz Indier, wie er als Jüngling einſt Athenienſer zu ſein verſucht hatte. Wir verdanken

dieſen Beſtrebungen des Jahres 1808 die lehrreiche und anziehende Schrift über die Sprache und Weisheit der Indier, und die darin, für Deutſchland (ja für Europa, denn Jones Arbeiten ſind zu ſehr freie Bearbeitungen nach engliſchem Geſchmacke) zuerſt gegebenen Proben dieſer zwiſchen der feinſten und zarteſten Anmuth und dem abſtruſeſten Gehalte, ja ſelbſt bis zum Unſinne hin, ſeltſam ſchwankenden, jedenfalls höchſt merkwürdigen Poeſie.

Bald aber zog die mächtig bewegte Gegenwart den träumenden Dichter wieder in ſeine Zeit, in ſein Vaterland zurück. Das verhängnißvolle Jahr 1809 zog über Deutſchland herauf. Alle patriotiſchen Gemüther waren tief und lebhaft ergriffen; religiöſe und nationale Begeiſterung reichten ſich die Hände, und Schlegel beſchloß, nach Deutſchland zurückzukehren. Es war anfangs der Entſchluß, ein noch ungedrucktes hiſtoriſches Drama: Karl V., durch Benützung hiſtoriſcher Urkunden aus der kaiſerlichen Hof-Bibliothek zu vollenden, der ihn anregte, nach Wien zu reiſen, wo ſich ihm bald eine Stätte des Bleibens und Wirkens, nach ſeinem Sinne, bereiten ſollte. Während ſeines Aufenthaltes in Paris im Jahr 1808 hatte Schlegel das Glück, die Bekanntſchaft des Fürſten (damaligen Grafen) von Metternich zu machen, der in jener Zeit den kaiſerlichen Botſchaftspoſten am franzöſiſchen Hofe bekleidete. Er ward von dieſem hochgeſtellten Staatsmanne, der ſeine ausgezeichneten Talente und ſeine patriotiſche Geſinnung zu würdigen wußte, mit der zuvorkommendſten Freundlichkeit behandelt; und ſo eröffneten ſich ihm in Wien die angenehmſten Ausſichten. Auf der Rheinreiſe ergriffen ihn

elegiſch-vaterländiſche Gefühle, die ſich in manchem ſchön empfundenen Gedichte ausſprachen. Betrachtungen über altdeutſche Kunſt und Art ſchloſſen ſich an ſie. (Schon im Jahre 1806 hatte Schlegel in dem „poetiſchen Taſchenbuche" ſich über die gothiſche — eigentlich deutſche — Baukunſt nach ſeiner Weiſe ausgeſprochen.)

Frau von Staël war eben von Wien abgereiſt, wohin Aug. W. Schlegel ſie begleitet hatte, als Friedrich Schlegel mit Dorothea daſelbſt eintraf. Seine und ihre Perſönlichkeit brachten hier eine ganz eigenthümliche Wirkung hervor. Sie überraſchten, enttäuſchten und befriedigten zugleich. Man hatte in dem Mitbegründer der ſtürmenden romantiſchen Schule, in der geiſtvollen Dichterin des Florentin zwei ungemeine, vielleicht die geſelligen Schranken verachtende, überſchwengliche Kraftnaturen erwartet, — und ſiehe da! es erſchien ein geſetzter, gelehrter, behaglicher, geſelliger Mann, eine eben ſo geſetzte, ruhige, ſtille, häusliche Frau; — beide ganz ſo, wie ſie das gemüthliche Wien nur irgend wünſchen mochte. Sie waren denn auch ſehr bald hier eingebürgert, und ihr Haus ward binnen Kurzem ein anziehender Vereinigungspunkt für Einheimiſche und Fremde, Gelehrte und Nichtgelehrte. Ein ſolcher Zuſtand ſagte Schlegel's Anſichten und ſeiner Lebensſtimmung vollkommen zu. Man gefällt ſich meiſt gegenſeitig; und in Schlegel's innerem Leben war eine Epoche des Ausruhenwollens eingetreten, wo, nach mannichfachen Enttäuſchungen, Uebertreibungen und Schwankungen, endlich eine äußere behagliche Ruhe und ein innerer Friede ſich als das Wünſchenswertheſte herausſtellten. Hier nun

fand Schlegel die Befriedigung seiner liebsten Wünsche, zu einer Zeit, wo die allgemeine Lage der Dinge ihm noch eine kurze Thätigkeit nach seinem Sinne und sodann ein freundliches Asyl gewährte, Die Besonnenheit, Klarheit und Wärme seiner Feder, bei dem guten Klange seines Namens in Deutschland, konnte nicht verfehlen, ihm in höhern Kreisen Anerkennung zu verschaffen, und der Regierung, der er seine Kräfte anbot, in einer schwierigen Periode diese Kräfte zu empfehlen. Schlegel, wie schon erwähnt, dem Grafen von Metternich seit dem vorhergehenden Jahre bereits persönlich auf's Vortheilhafteste bekannt, ward bald nach seiner Ankunft in Wien bei der kaiserlichen Staatskanzlei als Hofsecretär angestellt, und wirkte durch seine Proclamationen gegen Napoleon mächtig und eingreifend, als er im Jahre 1809 das Hauptquartier des Erzherzogs Karl begleitete und dort die Armee-Zeitung schrieb. Nach wieder hergestelltem Frieden faßte der Graf von Metternich, der mittlerweile an die Spitze der auswärtigen Geschäfte gestellt worden war, den Gedanken, eine neue Zeitung, unter dem Titel „Oesterreichischer Beobachter", in Wien zu gründen, zu deren Redacteur er seinen damaligen Privat-Secretär, gegenwärtigen Regierungsrath von Pilat bestimmt hatte. Dieses Blatt erschien zuerst im März 1810, und da von Pilat sich zu dieser Zeit mit dem Grafen in Paris befand, besorgte Schlegel eine Zeit lang die Redaction desselben, und nahm dann auch späterhin, mit Pilat, Gentz und Adam Müller eng befreundet, thätigen Antheil daran. Durch diese Arbeiten, so wie durch manche glücklich ver-

faßte diplomatiſche Schrift erwarb ſich Schlegel das Zutrauen des Fürſten von Metternich, dem er dann ſpäter dankbar auch die nach ſeinem eigenen Urtheile vollendetſte ſeiner Schriften, das letzte Ergebniß ſeines Forſchens und Arbeitens gewidmet hat. In dieſen Verhältniſſen ward Schlegel (1815) Legationsrath der öſterreichiſchen Geſandtſchaft beim Bundestage in Frankfurt am Main. Von da an wurde erſt ſein, weit früher geſchehener Uebertritt zur katholiſchen Kirche in Deutſchland bekannter. Im Beginne des Jahres 1818 verließ Schlegel jene Stelle, um wieder nach Wien zurückzukehren, nachdem er vorher noch mit Dorothea in Rom geweſen war, um dort ihre beiden Söhne erſter Ehe zu beſuchen. Sein Bruder Auguſt Wilhelm hatte inzwiſchen (1813) den Adelsrang erhalten, und beide Brüder ſchrieben ſich ſofort, ſo wie auch in Folge ihrer Ernennung zu Rittern verſchiedener Orden*) und eines alten Familien-Diplomes: von Schlegel. Seit dem Jahre 1819 lebte Friedrich, frei von allen Staatsgeſchäften, wieder in Wien, und kehrte zu ſeiner gewohnten literariſchen Thätigkeit zurück. Er hatte ſchon in den Jahren 1811 und 1812 die Vorleſungen über die Literaturgeſchichte und neuere Geſchichte gehalten, welche den Inhalt ſeines berühmteſten Werkes bilden. Er hatte eben damals ein „deutſches Muſeum" herausgegeben, welche Zeitſchrift aber keinen Boden gewann; er hatte eine Darſtellung der europäiſchen Staaten-Verhältniſſe veröffentlicht, und glaubte ſo die ihm zugemeſſene Sphäre der Wirkſam-

*) Friedrich erhielt den päpſtlichen Chriſtus-Orden.

keit hinlänglich ausgefüllt zu haben. Auszeichnungen mancher Art waren ihm zu Theil geworden (in jener Zeit ward er auch Mitglied der Wiener Akademie der bildenden Künste), und so entschloß er sich denn, wie zu einem Resumé seines Lebens und Schaffens, zur Durchsicht und Herausgabe seiner sämmtlichen Schriften, deren Resultat hier dem Publicum vorliegt.

Damit aber hatte er keineswegs im Sinne, sich jeder weitern literarischen Thätigkeit zu begeben. Noch im Jahre 1820 machte er, nach seiner Weise, durch eine Zeitschrift: „Concordia" den freilich bedenklichen Versuch, die streitenden Ansichten über Staat und Kirche zu vereinigen, ein Versuch, der, wie alle seine Vorgänger, mißlang. „Concordia" zog sich bald aus den lärmenden Verhandlungen der Parteien zurück, und verschwand vom Schauplatze des Haders. Von nun an erschien Schlegel's Name nur selten mehr öffentlich, als etwa um das Buch eines debütirenden Schriftstellers durch Bevorwortung zu empfehlen, einem Gemälde, das seinen Ansichten entsprach, das Wort zu reden, oder d. gl., bis er im Jahre 1827 sich wieder angeregt fühlte, vor einem gemischten Publikum, welches auch Damen in sich faßte, im Saale eines Gasthofes Vorlesungen über die „Philosophie des Lebens" zu halten, die ein Jahr später gedruckt erschienen. Sie liegen in dieser Ausgabe mit vor, und so kann der weltkundige Leser sich leicht vorstellen, welchen Effect diese Vorträge, trotz ihrer trefflichen Einzelheiten, auf eine solche Hörerschaft bei dem Begriffe machen mußten, den man sich von jeher unter dem Worte „Lebens-Philosophie" gebildet hat. Das System

(wenn man Kürze halber einen Ausdruck brauchen darf, der weder paßt, noch von Schlegel selbst angesprochen ward), in welches er hier die letzten Ergebnisse seines Denkens zusammengefaßt darlegt, ließe sich am füglichsten als eine der Denkgeschichte, den Richtungen und der Ausdrucksform unserer Zeit und unserer Nation angeeignete Palingenesie der auf eine eigenthümliche Art gedeuteten Lehre St. Martins bezeichnen. Ob durch sie — wie Krug (Handwörterbuch b. Schlegel) hoffte — der Schulphilosophie für immer der Abschied gegeben sei, lassen wir dahingestellt. Das größte Lob verdient an diesen Vorträgen die Sorgfalt,— „das logische Gewissen," um mit Schlegel's eigenem Ausdrucke zu sprechen — mit welcher, wenigstens dem Grundsatze nach, Philosophie, Theologie und Naturforschung auseinander gehalten, und die Grenzen der ersten, innerhalb des rein Menschlichen, diesseits des unbedingten Uebersinnlichen, und jenseits des Materiellen gezogen werden. Es ist nur zu bedauern, daß Schlegel bei diesen Vorlesungen sehr skizzenhaft und eilig verfuhr, was man sowohl im Vortrage, als bei der Selbst-Lektüre zu bemerken Gelegenheit hatte. Doch scheint er seinen Mittheilungen eine weitere Folge und eine gewisse testamentarische Ganzheit zugedacht zu haben, denn als er im Winter des darauf folgenden Jahres (1828—1829) in Familien-Angelegenheiten mit seiner Schwestertochter, der talentvollen Künstlerin Freiin von Buttlar in sein geliebtes Dresden ging, eröffnete er auch hier Vorlesungen über Philosophie, besonders der Sprache, — aber er endete sie nicht*). In der Mitte des Jänners

*) Sie erschienen nach seinem Tode.

(1829) langte plötzlich in Wien die Nachricht ein, daß Friedrich Schlegel am 12. (11.?) jenes Monats unversehens an einem Schlagfluſſe geſtorben ſei. Die Vorboten desſelben, häufige Schwindelanfälle, waren ſchon ſeit längerer Zeit vorangegangen, und wiederholte Kränklichkeiten trübten ſeine letzten Jahre. Dorothea trug den Schlag mit all der Faſſung, die ihr religiöſer Sinn ihr verlieh. Aber ſpäter ward ſie von Tag zu Tag mehr in ſich gekehrt, und vermied, von ihm zu ſprechen. Sie machte ſich Selbſtvorwürfe darüber, daß ſie ihrem Gatten nicht die letzte Pflege hatte gewähren können, und war, ſo nach Art hypochondriſch-überzarter Naturen, ſelbſtquäleriſch bemüht, ihren Schmerz zu ſchärfen, zu erhöhen, zu pflegen. Ein Jahr nach Schlegel's Tode erging an ihren Sohn Philipp Veit, der mit ſeiner zahlreichen Familie in Rom lebte, der Ruf, als Director die Leitung des Städel'ſchen Muſeums zu Frankfurt am Main zu übernehmen. Dorothea trat mit ihm den Weg nach Deutſchland an, und fand hier, in einer liebreichen, großmütterlichen Thätigkeit den angemeſſenſten Troſt für ihren Verluſt. Ihre Schwiegertochter, eine Römerin, und ihre Enkel, in Rom geboren, ſprachen kein deutſches Wort, und ſo übernahm ſie die Leitung des ganzen Hausweſens, und erheiterte dadurch ihre letzten Jahre. Nach einem kurzen Krankenlager ſtarb ſie in Frankfurt am 3. Auguſt 1839. In ihrem Teſtamente gedachte ſie auch ihrer entfernten, namentlich der in Wien lebenden Freunde.

Fr. Schlegel's Aeußeres drückte den Charakter eines behaglichen, geſelligen, doch dabei etwas eigenen, oft in

ſich gewendeten Gelehrten, aus. Ein lebenvolles, verſtändiges Auge, deſſen Blick die gewohnte, freie Thätigkeit der Fantaſie verrieth, bildete ein erfreuliches Gleichgewicht zu dem Materiellen ſeines vollen, breiten Körperbaues. In der Converſation lebhaft, beweglich, oft geiſtreich, erfreute er ſich gern des Paradoxen und Seltſamen, in Wort und That. Oft traf ſein Witz, ernſthaft oder im Scherze, mehr oder minder gerecht, die Zeitgenoſſen, mit denen er in den wenigſten Lebensfragen übereindachte, oft die Frauen, bei denen er wohl den Fehler wieder gut zu machen wußte. Ein Lieblings-Thema ſeines Unwillens und ſeiner Paradoxien war das moderne literariſche Treiben und überhaupt das Unheil, welches, ſeiner Meinung nach, die Erfindung der Buchdruckerkunſt angerichtet habe. Und freilich, wenn man auf Jahrhunderte ſieht, die in der Weltgeſchichte Minuten ſind, wenn man unſere Dichtkunſt z. B. mit jener der Griechen vergleicht, — ſo verliert dieſe Paradoxie ungemein viel von ihrer Paradoxie! Allein ein Blick auf die Geſammt-Entwickelung der in der Menſchheit liegenden Kräfte, die ſich weiter als auf die literariſche Wirkſamkeit beziehen, gibt eine andere Ausſicht; und jedenfalls iſt es am wenigſten der Schriftſteller, der bis an's Ende ſeines Lebens thätige Schriftſteller. dem man dieſe Klage geſtatten wird. Schlegel würzte gern durch ähnliche Behauptungen die Schaalheit der gewöhnlichen Geſellſchaft; die Geſellſchaft ſelbſt zu entbehren, lag nicht in ſeinem Weſen. Gerne überließ er ſich dem Vergnügen eines freundſchaftlichen Mahles, und der Verfaſſer dieſer Skizze erinnert ſich mit Heiterkeit, bei ſeinem erſten Beſuche den berühm-

ten Schriftſteller, eine Schürze um den Leib, aus der Küche tretend, kennen gelernt zu haben, wie er ſich tauſendfach entſchuldigte, daß er an ein Lieblingsgericht Hand angelegt hätte, welches ihm Niemand ſo recht nach Wunſch zu bereiten verſtünde. Dieſe ungetrübte Freude am Genuſſe des Daſeins verband ſich in Schlegel ungezwungen mit ſeinen ernſten, philoſophiſchen und religiöſen Anſichten. Ueberhaupt iſt es bezeichnend, daß ſich in ihm, wie in einem allgemeinen Menſtruum, die verſchiedenſten Elemente mit einander vertrugen, die in einem andern Charakter vielleicht den lebhafteſten Zwieſpalt erregt und zum Zerfallen mit ſich ſelbſt geführt hätten. Er fand ſich ſelten veranlaßt, ſeinen früheren Anſichten zu widerſprechen, eine Meinung zu desavouiren, eine Arbeit zu mißbilligen oder zu vernichten. Immer wußte er eine Brücke zu bauen, welche die eine freundlich mit der andern verband. So verſchmolzen Griechenland, Indien und das mittelalterliche Deutſchland in ihm zu Einer Welt, in der er ſich überall zu Hauſe fühlte. Dieſe Art Vielſeitigkeit mit harmoniſcher Färbung verfehlte nicht, einen angenehmen und bedeutenden Eindruck zu machen. So ſtellte ſich in den allgemeinſten Zügen Schlegel's Perſönlichkeit heraus.

Ueber ſeine Bedeutung als Schriftſteller hat die Geſchichte bereits entſchieden. Um ſich dieſelbe völlig verſtändlich zu machen, muß man die drei, im Verlaufe dieſer Erzählung angeführten und aus der Lebensgeſchichte entwickelten Epochen in Schlegel's Hervorbringungen unterſcheiden: die antike, die romantiſche und die, welche man die poſitive nennen könnte, und welche mehr ein Ausruhen

nach verschwenderisch bethätigten Kräften darstellt, wo das beunruhigte Gemüth, der rastlos bewegte Geist endlich eine Stütze, ein Kissen sucht und findet. Man pflegt die beiden Brüder gerne zu vergleichen, und sodann für einen von Beiden Partei zu nehmen, je nachdem man eben diese oder jene Vorzüge höher zu halten gewohnt ist. August Wilhelm liebte es, sich mehr in die Breite zu ergehen, mit Virtuosität in allen Formen und Farben der Dichtkunst zu glänzen, ohne je die zarte Grenze eines gereinigten Geschmackes zu überschreiten; Friedrich fühlte sich mehr in die Tiefe gezogen, aus der er Schätze wundersamer Dichtung und Betrachtung herausförderte, in die er sich nur zu gerne und für immer, träumerisch verlor. Beide Brüder haben ihr dichterisches Verhältniß zu einander in zwei Gedichten lebendig ausgesprochen, die sie an einander richteten. August vergleicht sie in dem seinen mit zwei in Einen Stamm verschlungenen Bäumen, von denen der Eine die Wurzeln in den Boden, der Andere, er selbst, die Blüthen in die Lüfte trieb, beide von Einem Mark genährt. Friedrich muntert in dem seinen den Bruder auf, sich der Schwermuth und dem Verzagen zu entreißen, und muthigt vereint mit ihm den Kampf für ihres Volkes Ruhm zu bestehen. Das persönliche Verhältniß der Brüder war stets, selbst bei theilweise verschiedenen Ansichten, ungetrübt. August verwahrte sich (1828) auf das Bestimmteste gegen das Gerücht, daß auch Er das Glaubensbekenntniß seines Bruders theile; Friedrich nahm ihm diese Erklärung nicht im Geringsten übel; beide liebten und achteten sich gegenseitig.

An Reinheit, Klarheit, Besonnenheit und sanftem Flusse der Prosa, bei reichem Gehalte und vielseitiger Bildung bleibt Friedrich Schlegel für immer, vor Allem aber für unsere Zeit, unter den ersten Mustern unserer Sprache stehen. Wann hätte es mehr Noth gethan, als eben jetzt, in den Tagen krankhafter Aufregung, flüchtiger Oberflächlichkeit, leidenschaftlicher Zerrissenheit, überreizter Abspannung, wieder einmal ein solches Muster vor sich zu nehmen, — sich zu erinnern, daß es eine Form, ein Maaß und eine Schönheit gibt? Schlegel hat diese verworrene Richtung der Literatur gut gekannt und ihr mit prophetischem Blicke vorangesehen. Aber er hat deßhalb die Kunst nicht verloren gegeben. „Die Kunst ist deßhalb nicht verloren weil der große Haufe aller Derer, die nicht sowohl roh, als verkehrt, die mehr mißgebildet als ungebildet sind, ihre Einbildungskraft von Allem, was nur neu oder seltsam ist, willig anregen lassen, um nur die unendliche Leerheit ihres Gemüthes mit irgend etwas anzufüllen, und um der unleidlichen Länge ihres Daseins wenigstens auf einige Augenblicke zu entfliehen. Der Name der Kunst wird entweiht, wenn man das Poesie nennt: mit abenteuerlichen oder kindischen Bildern spielen, um schlaffe Begierden zu stacheln, stumpfe Sinne zu kitzeln, rohen Lüsten zu schmeicheln. Viele der vortrefflichsten Werke der neuen Poesie sind ganz offenbar Darstellungen des Häßlichen. Die Philosophie verliert sich in das Dichterisch-Unbestimmte, und die Poesie neigt sich zu einer grüblerischen Tiefe; die Geschichte wird als Dichtung, diese wiederum als Geschichte behandelt. Selbst die Dichtarten verwechseln gegenseitig

ihre Beſtimmung: eine lyriſche Stimmung wird Gegenſtand eines Drama, und ein dramatiſcher Stoff wird in lyriſche Form gezwängt. Die hervorbringende Kraft iſt raſtlos und unſtät, die allgemeine Empfänglichkeit iſt immer gleich unerſättlich und gleich unbefriedigt. Die Karikatur des Kunſtſinnes, die Mode, huldigt mit jedem Augenblicke einem neuen Abgotte. Jede neue, glänzende Erſcheinung erregt die Zuverſicht: jetzt ſei das Ziel erreicht, der Maaßſtab alles Kunſtwerthes gefunden. Nur daß der nächſte Augenblick den Taumel endigt; daß dann die nüchtern Gewordenen den Abgott zerſchlagen, und in neuem, erkünſteltem Rauſche einen andern an ſeine Stelle ſetzen, deſſen Vergötterung auch nicht länger dauert! Die deutſche Poeſie ſtellt ein vollſtändiges geographiſches Naturalien-Kabinet aller National-Charaktere jedes Zeitalters und jeder Weltgegend dar; nur der deutſche, ſagt man, fehle. Im Grunde völlig gleichgiltig gegen alle Form, nur voll unerſättlichen Durſtes nach Stoff, verlangt auch das feinere Publikum nichts, als das Intereſſe einer charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeit oder den Effect der Leidenſchaft. Wenn nur gewirkt wird, wenn die Wirkung nur ſtark und neu iſt! Aber umſonſt führt man aus allen Zonen den reichſten Ueberfluß ſolcher materiellen Reize zuſammen. Das Faß der Danaiden bleibt ewig leer. Durch jeden Genuß werden die Begierden heftiger, und die Hoffnung einer endlichen Befriedigung entfernt ſich immer weiter.“ (V. 22.) Wie richtig, wie wahr — wahrer als zu der Zeit, da ſie geſchrieben wurden — ſind dieſe Bemerkungen! Sind auch die Hoffnungen, die Schlegel, der deßhalb die Kunſt nicht

verloren gab, an demſelben Orte dennoch ausſprach, erfüllt worden? hat das erneute Studium des Alterthums, hat die Symbolik eines philoſophirenden Romanticismus, hat die religiöſe und vaterländiſche Begeiſterung uns jenes verlorene Paradies des Schönen wiedergebracht? Die Geſchichte erläßt uns die Antwort. Aber das Bedürfniß der Poeſie und mit ihm die ſchöpferiſchen Verſuche des Genius werden nie von der Erde verſchwinden. Es wird eine Zeit kommen, wo man die Dichtkunſt wieder ſuchen, finden und erkennen wird; und dann werden auch die Verdienſte ihrer Erwecker unter uns, unter welchen Schlegel's Name glänzt, befreit von den Schlacken vergänglicher Verhältniſſe und zeitlicher Hemmungen, rein und dauernd, ein unveräußerliches Eigenthum unſres Volkes bleiben!

Johann Mayrhofer.

Ich kam zu früh, ich kam zu ſpät,
So ward mein Leben auch verweht.

Die Betrachtung der Eigenthümlichkeit bedeutender Menſchen bleibt immer die intereſſanteſte, die fruchtbarſte, die würdigſte Beſchäftigung. Ich wenigſtens weiß keine höhere Aufgabe als: das Große begreifen zu lernen. Hervorbringen können Wenige; zum Verſtehen kann ſich Jeder bilden; und inſofern dieſe letztere Aufgabe die allgemeinere iſt, iſt ſie die höhere, die von der Natur für's Ganze intentionirte. Die Produktionskraft, in der geiſtigen, wie

in der leiblichen Natur, im Einzelnen, wie in Zeiten und Völkern, gehört nur dem Blütenalter an und verliert ſich mit der Zeit bei den Begabteſten ſelbſt in eine allgemeine Bildung. Geſellt ſich zu dieſer Aufgabe nun ein literariſches, verbindet ſich damit ein vaterländiſches Intereſſe (nicht wegen des Zufalls der Geburt, ſondern in einem tieferen charakteriſtiſchen Sinne), ſo wird ſie wichtig für die Welt. Sie wird zur Pflicht, wenn wir hoffen dürfen, durch unſer Beſtreben einer noch zu wenig gekannten, großen Erſcheinung zu mehrerer Geltung zu verhelfen, und indem wir eine uns ewig theure Urne bekränzen, zugleich der Pietät der Freundſchaft und der höheren gegen die geiſtige Menſchheit ein Opfer zu bringen. Es kommt nur darauf an, daß der Leſer einer gleichen Pietät fähig ſei, — daß er ausruhend von den Aufregungen, welche Theater und die Lektüre der bewegten Tagesliteratur in ihm hervorbrachten, ſich in die Stimmung ſetze, an der ernſten ſtillen Betrachtung einer innern Entfaltung Theil zu nehmen. Denn die folgenden Blätter enthalten weniger eine Geſchichte als eine Darſtellung; ſchildern weniger ein Leben als eine Denkweiſe. Das Leben bedeutender Menſchen unſerer Zeit, zumal der Dichter, iſt, wie die Zeit ſelbſt mehr innerlich — wenigſtens in ſo fern es bedeutend iſt. Bei Unproductiven reicht es oft hin, zu wiſſen, welche Bücher, wann und in welcher Folge ſie dieſelben geleſen, und man weiß ihre innere Geſchichte. Bei unſerem Freunde reicht es nicht hin. Allein ſeine Geſinnung bleibt die Hauptſache. Rückſichten, die ich mir ſelbſt auflege, die mir die Verhältniſſe gebieten, machen es zur Pflicht, bei dieſer

Hauptſache zu bleiben. Und wenn ſie auch nicht wären, wenn ich auch die Fabel des äußern Daſeins abſpinnen könnte, — ich wollte nicht. Der Aeußerlichkeiten, des Geklatſches hat unſere Zeit ohnehin genug. Und iſt die Geſinnung nicht das eigentliche Leben des Menſchen; mag man lernen, ſich auch an ihr wieder einmal zu erbauen! Jünglinge, ja Knaben (ſeien ſie's den Jahren oder dem inneren Lebensgehalte nach), ſpielen Rollen in der Komödie die wir „moderne Literatur" nennen; mag man ſich auch einmal das Bild eines Mannes vorhalten laſſen. Wenn eines unſerer Zeit Noth thut, ſo iſt es Das.

Lange Vorreden und Eingänge thun ihr nicht Noth. Was wird jetzt nicht Alles bevorwortet! Man kann blos durch's Bevorworten ein berühmter Schriftſteller werden. Und doch, ich habe noch etwas zu ſagen: Unſere Zeit hört allmälig auf, nur ſtets das Berühmte für das Bedeutende zu halten. Man hat die zweideutigen Bedingungen des öffentlichen Beifalls kennen gelernt, und eine edlere Kritik iſt allenthalben bemüht, das Verborgene und Aechte an's Licht zu ziehen. Und noch Eins: Die Forderung, man ſolle auch das Vortreffliche ohne Vorliebe und unparteiiſch beurtheilen, iſt ganz thöricht. Es kann nur von der Vorliebe, von Enthuſiasmus, verſtanden werden.

Mayrhofer war am 3. November des J. 1787 zu Steier im Traunkreiſe des Landes ob der Enns geboren. Aus demſelben Füllhorn, welches jenes herrliche Land mit allen Reizen der Natur überſchüttet hat, fielen auch die Blumen auf ſeine Wiege, die ſein Leben ſchmückten. Dies iſt keine Metapher. Das Gefühl für die Schönheit der

Welt war seine eigentliche Muse, die ihn auf dem dunklen Lebenswege geleitete; seine erste Erinnerung, und die ihm am längsten treu geblieben ist. Frühzeitig hat er die Gymnasialstudien in Linz, mit ganz vorzüglichem Erfolge vollendet, so daß er in jedem Jahre mit Prämien bedacht ward. Es gibt ausgezeichnete Geister, deren erste Studienjahre wenig versprachen. Unserem Freunde war es eigen, immer mit redlicher Strenge das von sich zu fordern, was die Gegenwart gebot. Und so vollendete er die philosophischen Studien im Lyceum zu Linz eben so glücklich, wobei ihm die Gabe eines treuen Gedächtnisses zu statten kam. Sein Vater hatte ihn zur Theologie bestimmt. Er studirte diese als Kleriker des Stiftes St. Florian durch drei Jahre, ebenfalls mit Auszeichnung und erwarb sich dabei jene gründliche Kenntniß der alten Sprachen, die ihn in späteren Bestrebungen so sehr förderte. Nachdem er in jenem Kloster das Noviziat abgelegt, bestimmte ihn eine richtige Schätzung der Art, Größe und Richtung seiner Kräfte zu dem Wunsche, die Verhältnisse des weltlichen Lebens kennen lernen, und dem ihm so werthen Vaterlande die Dienste eines Staatsbürgers leisten zu dürfen; und er ließ es sich nicht gereuen, mit der ihm eigenen eisernen Beharrlichkeit nun erst in Wien die juridischen Studien zu beginnen, und wieder mit glänzendem Erfolg zu vollenden.

Hier in Wien nun war es, wo sein Streben eine entschiedene und entscheidende Richtung, seine poetische Produktionskraft lebendige Impulse und seine Ausbildung Gestalt und Abschluß gewann. Bisher war seine Tendenz,

wie es bei einſamen Autodidakten, zumal wenn ſie auf dem Lande leben, meiſt der Fall iſt, faſt ausſchließlich nach Innen gewendet, und es fehlte eben nur eine bedeutende reiche Außenwelt, wenn dieſer kräftige Geiſt ſich nicht einſeitig in ſich verſchließen und wie die Fichte auf dem höchſten einſamen Alpengipfel verkümmern ſollte. Ein ſolches belebendes und zugleich begränzendes Außen ward ihm nun in der bewegten Reſidenz und wirkte in Verbindung mit dem ihm inwohnenden Ernſte und ſittlichem Gehalte das Erfreulichſte. Indem ſich der Jüngling gleichſtrebenden, fröhlichen, hofnungsvollen, mannigfach begabten Freunden geſellig anſchloß, entwickelte ſich eine Seite ſeines Weſens, welche, wiewohl völlig national, doch in der romantiſchen Heimat, bei einer Art jugendlichen Einſiedlerthums, nie recht herausgetreten war, eine gemüthliche, frohe Laune von der beſten kernhafteſten Qualität. Sie war ein Element in der Komplexion dieſer ernſten tüchtigen Natur und iſt auch ſpäter nicht ganz von ihm gewichen, wenn ſie ſich gleich allmälig mehr verbarg und jenen minder ſchuldloſen Charakter annahm, den er ſelbſt als kauſtiſch zu bezeichnen pflegte. Ward aber der Witz in ihm ſeltener, ſo wirkte er, wo er hervorbrach, nur um ſo ſchlagender, — ich möchte ſagen rührend. Es findet ſich in ſeinem Nachlaſſe ein Gedicht „Mephiſtopheles" überſchrieben, welches dieſe gemüthliche Bitterkeit, die nicht zu bezeichnen iſt, vollkommen ausdrückt. Es iſt die Stimmung, die einen durchaus guten, innigen, geſcheidten Menſchen befällt, der gerne mit andern des Lebens froh werden möchte, — wenn er zuſehen muß, wie ſie ſich das Leben verderben und ihm dazu.

Für ſolche Stimmungen erfand er ſich eine Dichtungsform, die er „Sermone" nannte, und worin er, ein Prediger in der Wüſte, weniger human als Horaz, ſeine Galle über das ausließ, was an uns gemein und für ihn verletzend war. Denn ſo derb ſein Charakter auf der einen Seite, ſo ſittlich zart bis zum Krankhaften war ſein Gemüth auf der andern. Ich weiß nicht, ob er damals mit W. F. Meyern (dem Verfaſſer von Dya-Na-Sore) perſönlich bekannt ward, aber in dem eben erwähnten Zuge hatte er mit dieſem merkwürdigen Manne eine auffallende Aehnlichkeit, wie denn Meyern unter jene Erſcheinungen gehört, die auf unſern Freund am bleibendſten gewirkt haben. Manches deutet auf eine nähere Verbindung, als durch Lektüre. Der uns allen rühmlichſt bekannte ehemalige Hofopernſänger Vogel gehörte zu den Freunden Meyerns und zugleich zu denen Mayrhofer's, und den Brief Meyern's, welchen ich in der neuen Auflage von Dya-Na-Sore (Wien bei Klang 1840 1. Band) mittheilte, erhielt ich aus den Händen Mayrhofers, der ihn ſehr hoch hielt. Dem ſei wie ihm wolle; eine tiefe, innere Verwandtſchaft waltete zwiſchen Beiden; Beide machten an die Welt und an ſich ſelbſt übertriebene Anforderungen; Beide waren gleich rechtlich und gleich hypochondriſch, — nur mein Freund wußte ſich mehr objektiv zu machen und mit der Welt durch poetiſche Geſtaltung fertig zu werden. Es iſt die Handhabe, an welcher man ſie am beſten faßt und er hatte dieſen Kunſtgriff, nebſt dem Triebe des angebornen Talentes, vorzüglich dem Einfluſſe Goethes zu verdanken, der ihm eben auch in jener Epoche zum größten

Heile gedieh. Man kann ſich gar keine glücklichere Verbindung, kein fruchtbareres Gleichgewicht denken, als die Miſchung der in Mayrhofer liegenden und der von Goethe ausgehenden Elemente hervorrufen mußte. Es iſt wie die Harmonie von Innen und Außen, von Kraft und Schönheit, von Streben und Ruhe. Auch war dieſe Einwirkung Goethe's tief und dauernd und prägte ſich beſonders in Mayrhofer's Gedichten, mitunter bis zum Scheine der Nachahmung aus. Er lebte noch jene Zeit mit, in welcher Werke von Goethe erſchienen und auf das begierige Publicum wirkten. Die Nachgebornen, welche Goethe's Werke nur wie eine todte Sprache ſtudiren, haben keine Vorſtellung von jener Epoche und erfahren von ihnen auch jene lebendige Einwirkung nicht mehr, welche die früheren ſo ſehr gefördert hat. Beſonders war Mayrhofer durch Pandora, die Wahlverwandtſchaften, den Divan und ſpäter die Wanderjahre angeregt. Es findet ſich auch in einer hinterlaſſenen Notiz, daß er an Goethe geſchrieben; von einer Abſchrift des Briefes aber, wie von einer Antwort iſt keine Spur. Es iſt jedoch zum Verſtändniſſe wichtig, daß ihm Goethe gerade damals Alles ward, als die Welt ſich vom Dichter wandte. Der allbewunderte Goethe war es weniger, der ihn intereſſirte, als der nicht mehr verſtandene. Die erhöhten und geläuterten Anſichten, zu welchen der weiſe Dichter erſt nach mancher Lebensfahrt, vorzüglich durch ſeine naturwiſſenſchaftlichen Bemühungen gelangt war, — dieſe waren es, die unſern Freund im Innerſten trafen und mit dem Lichte zuſammenfloſſen, das die Betrachtung des Lebens

in ihm bereits entzündet hatte und hier war es auch, wo wir uns besonders begegneten; denn wir beide schätzten das Leben blos nach den Ergebnissen, die sich ihm abgewinnen ließen — und wenn ich Mayrhofer mit Einem Ausdrucke schildern müßte, so würde ich sagen: er war von allen mir bekannten Menschen derjenige, dem das Leben die größten Resultate gebracht hat. — Ward ihm Goethe auf diesem Wege nützlich, so ward dagegen Herder sein eigentlicher Vater und Bruder im Geiste. Diese Art, Alles im Großen und Ganzen anzuschauen, Geschichte als Naturforschung und diese geschichtlich zu behandeln, geflügelte Worte der Ahnung auszusprechen und zuletzt alle Elemente des Weltlebens in einem Glauben, in einer Religion, versöhnend zu einigen, — was konnte einem Naturelle, wie das unseres Freundes gemäßer sein? — Wenn ich nun noch Feßler nenne, dessen ahnungsvolle Betrachtungen über Musik, Weiblichkeit, ethische und religiöse Symbolik in den „Rückblicken auf eine siebenzigjährige Pilgerschaft" wohl geeignet waren, den eigenen Ansichten Mayrhofers einen verklärenden Nimbus zu verleihen, so habe ich so ziemlich Alles aufgeführt, was in der ersten Bildungsperiode entschieden auf Mayrhofer einwirkte. Im Zuge der letzt erwähnten Denkreihen gelangte er denn bis zu den fabelhaften Büchern, die dem dreimal großen Hermes zugeschrieben werden, über deren Inhalt wir manches abenteuerliche Gespräch führten. — Unter den persönlichen Bekanntschaften, welche sein Aufenthalt in Wien damals herbeiführte, ward ihm besonders im Jahre 1812 die des braven Theodor Körner lieb,

ſo kurz ſie währte; denn Körner kam im Jahre 1811 nach Wien, und ſchied im Jahre 1813, um noch in demſelben Jahre den Heldentod zu ſterben. Mayrhofer hat dieſe kurze, aber innige Verbindung, dieſen ſchmerzlicherhebenden Verluſt in mehreren bedeutenden Gedichten beſungen.

Allein im Jahre 1814 war es, wo ſich ein Verhältniß bildete, welches im Leben unſeres Freundes den Mittelpunkt ausmachte, welches mehr als alle andern den Dichter in ihm zu der ihm möglichen Reife brachte und welches nicht nur im Leben Mayrhofers, ſondern man darf wohl ſagen überhaupt, einzig und unvergleichbar daſteht.

Ich laſſe ihn ſelbſt ſprechen: „Mein Verhältniß mit Franz Schubert, — ſchrieb er in einem Tagebuchaufſatze, den er ſpäter zum Theil in Hormayr's Archiv veröffentlichte, — wurde dadurch eingeleitet, daß ihm ein Jugendfreund mein Gedicht „am See" zur Kompoſition übergab. An des Freundes Hand betrat Schubert das Zimmer, welches wir fünf Jahre ſpäter gemeinſam bewohnen ſollten. Es war in einer düſtern Gaſſe. Haus und Gemach haben die Macht der Zeit gefühlt, die Decke ziemlich geſenkt, das Licht von einem großen, gegenüber ſtehenden Gebäude beſchränkt, ein überſpieltes Klavier, eine ſchmale Bücherſtelle: ſo war der Raum beſchaffen, welcher mit den darin zugebrachten Stunden meiner Erinnerung nicht mehr entſchwinden wird." — Ich habe dieſe Worte abſichtlich angeführt, weil ſie zugleich ein Beiſpiel von jener treuen Auffaſſung und Feſthaltung der Zuſtände geben, welche Mayrhofern ſo

eigen war, und welche ja eigentlich den Dichter macht. „Gleichwie der Frühling die Erde erschüttert — fährt Mayrhofer fort, — um ihr Grün, Blüten und milde Lüfte zu spenden, so erschüttert und beschenkt den Menschen das Gewahrwerden seiner produktiven Kraft; denn nun gilt Göethes:

Weit hoch, herrlich der Blick,
Rings in's Leben hinein,
Von Gebirg zu Gebirg,
Schwebet der ewige Geist,
Ewigen Lebens ahndevoll!

Dieses Grundgefühl und die Liebe für Dichtung und Tonkunst machte unser Verhältniß inniger; ich dichtete, er komponirte, was ich gedichtet und wovon Vieles seinen Melodien Entstehung, Fortbildung und Verbreitung verdankt." „So weit jener Aufsatz; aus dem Manuscripte theile ich das weitere mit. „Gehülfe — heißt es daselbst — in der Schule, die sein Vater in einer entlegenen Vorstadt hielt, hatte Schubert in einer engen Stube ein elendes Klavier stehen. Wie oft hab' ich ihn da aufgesucht! mit welcher Empfindung betrat ich im November 1829, am Tage, da das Requiem für den Verewigten gehalten ward, wieder dieses Haus. Der Strom der Verhältnisse und der Gesellschaft, Krankheit und geänderte Anschauung des Lebens hatten uns später auseinander gehalten; aber was einmal war, ließ sich sein Recht nicht nehmen. Oft hatte ich Schubert's würdigen Vater über das Fortkommen des Sohnes zu trösten, und ich wagte es zu prophezeihen, daß Franz gewiß durchdringen,

ja, daß eine ſpätere Welt ihm den Antheil nachtragen würde, der ihm anfangs nur langſam ward. Während unſeres Zuſammenwohnens konnte es nicht fehlen, daß Eigenheiten ſich kund gaben; nun waren wir jeder in dieſer Beziehung reichlich bedacht, und die Folgen blieben nicht aus. Wir neckten einander auf mancherlei Art und wendeten unſere Kanten zur Erheiterung und zum Behagen einander zu. Seine frohe, gemüthliche Sinnlichkeit und mein in ſich geſchloſſenes Weſen traten ſchärfer hervor und gaben Anlaß, uns mit entſprechenden Namen zu bezeichnen, als ſpielten wir beſtimmte Rollen. Es war leider meine eigene, die ich ſpielte.“ — Ich habe hier den Geſchilderten ſich ſelbſt ſchildern laſſen, weil ich das Verhältniß ſo wie den Uebergang zur zweiten traurigen Hälfte von Mayrhofers innerem Leben nicht wahrer zu geben wüßte. Jenes Verhältniß, wie es der Zenith ſeines Lebens war, iſt überhaupt einzig und wird kaum wiederkehren, wie es noch nie da war. Denn Zelter war kein Schubert, und Goethe war über ſeine lyriſche Periode zu der Zeit, auf die ich anſpiele, hinaus. Und doch, nur durch ein ſolches Zuſammentreffen entſteht das ächte Lied. Denn wie man vom Dramatiker mit Recht fordert, daß ihm bei Behandlung ſeines Stoffes ein Publicum vorſchwebe, dem dieſer Stoff zur Gegenwart werden muß, ſo legt der Lyriker ſeinem Gedichte ſchon die Melodie in's Herz, die der Tonſetzer demſelben nur entlockt. So war es hier, und es iſt merkwürdig, daß Mayrhofer ſelbſt ſagt, ſein herrliches Gedicht „Memnon“ „kläre ſich erſt durch Schubert's Töne.“ Auch zu größerm Verſuchen ward

unſer Dichter durch das gemeinſame Streben veranlaßt. Er verfaßte zwei Opern, wovon Schubert die eine: „die Freunde in Salamanka“ in zwei Akten komponirte, die andere „Adraſt“ ſich im Nachlaſſe des Dichters findet. Der Gehalt dieſes Textes zeigt, daß man in jeder Form den Kern des tiefſten eigenen Daſeins zu geben im Stande ſei; die Behandlung iſt ſkizzenhaft und unreif; der muſikaliſchen Bearbeitung widerſtrebt der Zeitgeſchmack, welchen das Einfach-Große, wie es im Sinne der Antike hier bezweckt werden mußte, nicht zuſagt. Wie ich ihm in dieſen Zeilen, ſo ſetzte Mayrhofer ſeinem Freunde in den erwähnten Blättern (1829) ein Denkmal der Erinnerung, welches er mit den Worten abſchließt: „Mir war und bleibt Schubert ein Genius, der mich mit angemeſſenen Melodien durch's Leben, bewegt und ruhig, räthſelhaft und wechſelnd, verworren und leicht wie es iſt, treulich geleitet.“ Und ich, indem ich die ſchönen Worte mit Wahrheit auf das Verhältniß der Gedichte Mayrhofers zu mir beziehe, ſchließe mit ihnen, nicht ohne Rührung, die Darſtellung dieſes Verhältniſſes.

Denn von nun an, wie ſich auch die äußern Zuſtände geſtalten mochten, wird es dunkler in der Geſchichte jenes Inneren, das ich ja eigentlich nur vor Augen habe. Anfangs hatte die Verbindung mit Schubert und der beide umgebenden geſelligen Kreiſe das Rauhe in Mayrhofers Weſen gerundet und die holde Blüte der Dichkunſt in ihm gezeitigt. Aber es blieb nicht ſo. Zarte Naturen mögen ſich, einem neuen, geiſtigen Klima gemäß, allgemach umgeſtalten; kräftige kehren, je heterogener ihre

Umgebung iſt, nur um ſo ſchärfer ihr Eigenſtes heraus. Sie bilden ſich, recht eigentlich durch den Widerſpruch, zu dem aus, was urſprünglich in ſie als Keim gelegt iſt. Und ſo erging es auch dieſem edlen Geiſte, deſſen Härte in der Milde der Geſelligkeit, deſſen herber Ernſt in ihrem Frohſinn, ſich erſt recht klar ward. Er konnte, wie er von ſich ſelbſt ſagte, „zerbrochen aber nicht verwandelt werden.“ Er zerbrach, und gar Vieles wirkte zuſammen, ehe die traurige Kataſtrophe eintrat. Die erwähnte, nach dem Geſetze des Kontraſtes vor ſich gehende, innere Entfaltung ward durch eine körperliche Dispoſition zu jenen komplizirten, das Leben verbitternden Qualen, unterſtützt, welche unter dem Namen Hypochondrie mehr als die Hälfte des menſchlichen Geſchlechtes peinigen, und im Grunde unſerer Zeit ihre Farbe leihen. Sie hatten bei ihm ihre Wurzel in der geſtörten Funktion des Ganglienſyſtems und ſteigerten ſich mit den Jahren nur immer mehr; zumal als durch innern Zwieſpalt der Trieb zu müſſigem Meditiren unterhalten und durch äußere Berufspflicht die ſitzende Lebensart geboten ward, und jene Ausflüge durch die romantiſche Gebirgswelt der Heimath ſeltener ſtatt finden konnten, von welchen er nie zurückkam, ohne neue Nerven, neue Hoffnungen und neue Gedichte mitzubringen. Zu allem dem kam noch eine unglückliche Neigung; — und wie hätte die Liebe im Leben des Dichters fehlen ſollen? wie hätte ſie im Leben dieſes Dichters anders erſcheinen können, als in der Geſtalt des Schmerzes? Und ſo geht ſie denn auch verhüllt und mit räthſelhaftem Zauber, durch ſeine Geſänge. Der Tod eines theuren Mitgliedes der Familie

zu Pesth 1819 gesellte sich zu so vielen schmerzlichen Eindrücken und warum sollte man nicht auch den Mangel der Anerkennung dazu rechnen dürfen, als er die Blüten seiner stillen, innern Pflanzung einer stumpfen, gleichgiltigen Tageswelt darbot? Es entstand eine ängstliche Scheu vor der Veröffentlichung in ihm, die endlich, mit so vielen andern in sich verhaltenen gährenden Gefühlen bis zum Krankhaften wuchs. Das Motto aus seinen hinterlassenen Blättern, das ich diesen über ihn vorsetzte, bezeichnet ganz die Stellung, in der er sich empfand, und die Stimmung, die daraus hervor ging. Er konnte sich nicht verhehlen, daß er der Welt, die ihn umgab, im Geiste vorausgeeilt sei, — oder daß er lieber in einer größer gesinnten, thatkräftigen Vorwelt hätte geboren werden sollen. Doch ich will mir nicht vorgreifen. Dieß Eine ist mir gewiß: wenn irgend in der Welt, so war in diesem Leben etwas Dämonisches. Nicht jene Fratze, mit welcher moderne Poeten zur Kurzweil ihrer Damen spielen; es war der ungeheure Abgrund, der zwischen Ideal und Leben liegt, und der in Mayrhofers merkwürdigsten Gedichten, wie ein dunkles Schreckniß in der Tiefe lauert.

In den Jahren 1817 und 1818 verband sich Mayrhofer mit seinen Freunden, die mehr oder minder begabt sämmtlich von jugendlich edlem Streben durchdrungen waren, zur Herausgabe einer Zeitschrift, von welcher sie Förderung ächt menschlichen und zugleich vaterländischen Sinnes bei den Jüngeren erwarteten. Unter dem Titel: „Beiträge zur Bildung für Jünglinge" erschienen (bei Härter) zwei Bände. Ob etwas und was dadurch gewirkt ward, weiß

ich nicht; aber das weiß ich, daß ſelten eine Jugendſchrift das Tageslicht erblickte, welche ſo durch und durch ein wahrhafter, ein bildender Geiſt belebt. Die ſchönſten Talente, Mayrhofer, von Spaun, Kenner, Ottenwalt, Kreil u. a. vereinten ſich in der edelſten Richtung. Die Gefühle, welche in der ewig denkwürdigen Kriegs-Epoche, die wir mitlebten, jeden Deutſchen ergriffen, hatten ſich zumeiſt unſeres Freundes bemächtigt. Patriotiſcher Sinn, der ſich mit den Idealen der Humanität und Weltbeglückung, mit dem Glauben an die in Geſchichte und Natur ſich offenbarende Vorſehung verband, ſammelten ihre Strahlen zu dem letzten Geſtirne, das von nun an ſeine inneren Pfade erleuchtete. Das Studium der Alten, welches überhaupt die Grundlage ſeiner Bildung, wie der Bildung Aller, die groß geworden ſind, ausmachte, war ſolchen Beſtrebungen günſtig. Sie hatten auch nichts Trübes, ſo lange ſie ſich in jene Welt münden konnten. Von einer verſuchten Ueberſetzung Herodots, der ihm beſonders ſymboliſch ward, finden ſich Fragmente. An Horaz übte er ſich auch, aber die Stoiker blieben ihm beſonders Vorbild. Jemehr ſich jedoch ähnliche Anſchauungen der Gegenwart zuwendeten, deſto mehr waren ſie geeignet, den Flor, der ſich um den Horizont ſeiner Seele legte, nur dichter zu verweben. Es war gut, daß auch hier die geſchichtliche Tendenz eine Ableitung im Studium der öſterreichiſchen Geſchichte fand, in welche ſich Mayrhofer eine Zeitlang mit Emſigkeit verſenkte. Er nahm in dieſem Sinne thätig an den öſterreichiſchen Jahrbüchern und an Hormayr's Archiv Theil. Es gibt nichts Hö-

heres, als das Intereſſe an den Angelegenheiten der Menſchen im Ganzen. Wenn Jemand ſagt: was kümmert mich Geſchichte und Staatenweſen! ſo iſt er noch nicht auf der Stufe der mündigen Menſchheit. Auch gibt es kein beſſeres Mittel gegen den Egoismus der Milzſucht, als die Weltanſchauung im Großen und in dieſem Sinne ſuchte ſie auch unſer Freund, und ſie ward ihm Balſam. Aber es gibt auch nichts Kleinlicheres und Verderblicheres als das politiſche Kannegießern, die ärmliche Liebhaberei des Dünkels und der Unwiſſenheit. Wie will der Spießbürger zwiſchen ſeinen Pfählen das Weltregiment beurtheilen? Wer in die Zeiten ſchaut, wird dieſe höchſten Angelegenheiten am wenigſten mit Leichtſinn behandeln. Sie ſind eher geeignet, ſchmerzlich zu ſtimmen, und dieß hat ſich leider! an ihm, den ich ſo tief bedauere, nur zu ſehr bewährt. Einer ſolchen Stimmung mußte beſonders Salvandy's zarte, hohe Denkart und Reinheit zuſagen, welchen Schriftſteller ich durch ihn kennen lernte. Aber allen dieſen innerlichen Wirren wußte der tüchtige Mann einen kräftigen Damm entgegen zu ſtellen: angeſtrengte Berufsthätigkeit. Er ward angeſtellt und übte als k. k. niederöſterreichiſcher Regierungskoncipiſt und Bücherreviſor, ſeine Pflicht mit der ſtrengſten Gewiſſenhaftigkeit. Ja, man darf wohl ſagen: den Zwieſpalt zwiſchen Ideal und Leben, den er nur in frühern glücklichen Momenten durch Dichtung auszuſöhnen fähig war, ſuchte er, dem höchſten Begriffe gemäß, zu dem der Menſch gelangen kann, durch eine faſt grillenhafte Pflichterfüllung zu vernichten.

Seine eigentliche Erholung aber, sein Genuß, bei einer höchst einfachen Lebensweise, waren die Ausflüge in seine Heimat. Ich theile ein Blättchen mit, wie er sie bei solchen Anlässen zu seiner Erinnerung seinem Tagebuche einschaltete.

„Salzburg. Die hiesigen Gebirgsgegenden sind großartiger, milder und bisweilen fruchtbarer, als die unseren. In der Umgegend der Stadt gleicht das Land einem bezaubernden Parke, durch den die reizende Salza strömt und in welchem sich riesenhafte Berge heben. Ein smaragdenes Grün, wie man es selten gewahrt, schmückt den Boden; schöne Landhäuser, erzbischöfliche Schlösser beleben die Ansicht. Die Stadt, voll hoher in italienischer Weise gebauter Häuser, mit einem herrlichen Dom und manchen Prachtpaläſten. Der männliche Menschenschlag mehr nach dem Typus des angränzenden Baiern; die Weiber auffallend schön gewachsen, aber, wie im Gebirge oft, durch schlechte Zähne entstellt. Der Wuchs steigert sich bei den Weibern in Gastein bis zum Riesenhaften; dazu kommen hohe Hüte, die vorwärts hängen und mit einer Nadel gehalten sind, so daß man besorgen muß, sie möchten in den Teller fallen, auf dem man eben speist.

Den 10. März 1828. Das gut genährte Hornvieh ist von glänzend brauner Farbe mit weißen Hörnern. Baumgartenberg. Der Wanderer zündet seine Pfeife an und besteigt, ein Buch in der Tasche, den Ulrichsberg, an dessen Fuße das Kloster liegt. Er läßt die entzückten Blicke herumschweifen: Urbing mit seinem Thurme, das stattliche Wallee; Donau, Wiesengrün, gelbgraue Korn-

felder, ſtille Wäldchen und als letzte Begränzung lichtblaue Gebirgsketten, entfeſſeln und befriedigen Herz und Auge. Dieſes aber kehrt zu dem Kloſter zurück, wo eine theure Familie lebt, und der Geiſt überdenkt die Schickſale dieſes weitläufigen Gebäudes. Otto, Herr von Machland, ſtiftete um die Mitte des 12. Jahrhunderts die Klöſter Baumgartenberg und Waldhauſen aus ſeinen großen in Machland zerſtreuten Beſitzungen. Er war kinderlos, wurde in Baumgartenberg Mönch und ſtarb hier. Sein Grabſtein iſt noch zu ſehen. Des Kloſters Name deutet auf frühe Obſtkultur. Im März 1784 ward das Ciſterzienſerkloſter aufgehoben und 1785 zu einem Straf- und Arbeitshauſe verwendet; mit dem Jahre 1812 hörte auch dieſe Beſtimmung auf. Nun erquickt man ſich im Gaſtzimmer, in welches ſich die traurigen Räume verwandelten. Der Wanderer tritt den Rückweg an. Die letzten Gluten der Abendröthe malen die ſtille Landſchaft und verklären das Schloß Wallee; die Röthe erliſcht und Heſper beginnt zu funkeln. Die Glocke von Mitterkirchen tönt in feierlichem Takte, die Landleute haben ſich in ihre Wohnungen zurückgezogen, und dort oder da ſchlägt ein wachſamer Hund an.“

Von dieſer Art waren die Gedächtnißbilder, die er ſeiner Seele vorhielt. Er ſuchte das Aeußere aufzufaſſen, nicht Träume an deſſen Stelle zu ſetzen. Selbſt Lieder in ob der enniſcher Mundart verſuchte er, von denen ein kräftig frohes übrig iſt. *)

*) Abgedruckt im „Album aus Oeſterreich ob der Enns.“ Linz bei Fink 1843.

Im Jahre 1824 gab er auf Anrathen und Dringen seiner Freunde, bei Volke das Bändchen seiner Gedichte heraus. Der geringe Anklang, den diese lebensvolle Blätter fanden, ist leicht zu erklären. Sie erschienen auf dem wenig empfehlenden Subskriptionswege; der Dichter gehörte keiner literarischen Koterie an; die Recensenten waren ihm nicht gewachsen, der Antheil an der Lyrik, zumal der österreichischen, war damals gering und endlich war Niemand zur Selbstredaktion so wenig geeignet, wie mein Freund. Er sah sich als Organ einer poetischen Macht an, deren Offenbarungen er ohne Kritik annahm. „Es sind Trümmer" sagte er, indem er auf seine Blätter wies — „ich muß in ihnen den Plan eines Tempels ehren, den ich nicht gemacht habe." Was für ihn die bedeutendste Reminiscenz enthielt, schien ihm am bedeutendsten. Und so enthält jenes Bändchen nicht das Beste, was er hervorgebracht.

Soll ich nun den Charakter seiner Lyrik entwickeln, so darf ich sagen: Indem ich ihn zu schildern bemüht war, habe ich seine Gedichte geschildert. Denn so wahr wie Mayrhofer sind nur wenige. Er gab sein Herz und seinen Glauben und war in diesem Sinne subjektiv. Manier hatte er keine, wenn man nicht die Kraft so nennen will, die er vor Andern besaß, möglichst vielen Gehalt in möglichst wenige Worte zu bringen. Man muß sich in seine Rythmen hineinleben; sie öffnen immer neue Schätze. Treues Auffassen der Natur, insofern sie dem Geiste Symbole liefert, macht seine besten Gedichte zu Tropen. Ruhige, versöhnende Weisheit, auf dem dunkeln

Grunde der Melancholie, waltet allenthalben. „Die Poesie, sagt er, soll ja versöhnen, nicht aufregen.“ Selbstbeschwichtigungen sind eigentlich seine Gedichte. Sinn für das Große, für Liebe und Natur durchwaltet sie, Reflexion herrscht vor; jene Reflexion, ohne welche ich nicht Dichter, nicht Mensch sein möchte. Ideale Richtung bei reeller Grundlage, Kraft, Tiefe und Klarheit, große Ergebnisse in gediegener Form, ein um den Gegenstand gleichsam gegossener Ausdruck mit seelenvollem Wohlklang, — das sind die wesentlichsten Eigenschaften jener Dichtungen. Wo finden sie sich zum zweitenmale so schön vereint? Mir stehen sie als Vorbild dessen da, was die Lyrik überhaupt sein sollte; denn habe ich nicht, indem ich diesen Dichter zeichnete, das Ideal des lyrischen Dichters überhaupt entworfen? Man warf ihm vor, er habe zu sehr den Standpunkt eines Eremiten festgehalten, abgeschlossen von der Welt; ich weiß für den lyrischen Dichter keinen besseren; es ist die Vogelperspektive, aus der er dem wüsten Getriebe ruhig aus seinem klaren Himmel zusieht!

Aber immer weniger regte es ihn zur dichterischen Produktion an. Diese war ihm ohnehin, bei der Skrupulosität, mit der er verfuhr, keineswegs bequem; ich erinnere mich noch, wie er mir gleich Archimedes, mit seinem „Eureka“ entgegenrief: „Endlich habe ich die zwei Endverse zu den Glücklichen (ein Stoff, den wir im Wettversuche behandelten) gefunden, an denen ich seit einer Woche kaue.“ — Er war mit allen Kräften bei der Produktion und fühlte sich darnach angegriffen und erschöpft. Dazu kam die erwähnte Aufopferung an's reale Leben,

die ihn der Muſe für lange entfremdete. „Wer nichts Beſſeres kann, als Gedichte machen, pflegte er zu ſagen, mag ſich ſchlafen legen.“ Wenn äußere Impulſe fehlten, — von Innen fühlte er kaum einen mehr, ſeit Schubert nicht mehr war. Bei ſeines Beethoven's Leichenfeier, bei Goethe's Tod erklangen ſeine lang verſtummten Saiten noch einmal. Uhland's Gedichte regten ihn zur Produktion an; an Petrarka's lyriſchem Schmelz ſuchte er überſetzend die vermeintliche eigene Härte zu mildern; aber das Ueberſetzen gelang nicht, er war zu ſehr Er ſelbſt.

Im Jahre 1835 machte er noch einmal einen Ausflug nach Salzburg. Das Fuſchler Bad ſollte ſeine unterminirte Geſundheit herſtellen, Gebirgsluft ſeine Seele erquicken. In Gaſtein lernte er Ladislaus Pyrker kennen, deſſen humanes Entgegenkommen er dankbar rühmte. Geſtärkt, erheitert, mit Hoffnungen und Vorſätzen gerüſtet, kehrte er zurück. Wir fanden ihn mit froher Rührung, in einen Andern, in einen Frohen verwandelt. Selbſt die Muſe ſchien ihm noch einmal zu lächeln; er hatte den Plan zu einem epiſchen Gedichte gefaßt, in welchem er den Zuſtand der Ritter- und Prieſterſchaft im Mittelalter ſchildern, und wie er ſagte, „einmal ganz Gegenſtand“ ſein wollte. Ein Fragment davon iſt übrig voll Fleiſch und Blut. *) So war ihm denn das Leben, in all ſeiner Schönheit, wiedergekehrt, — um für immer von ihm Abſchied zu nehmen. Es war das letzte Aufflackern der ſterbenden

*) Das Gedicht „der Vogelſteller.“

Flamme. Der alte Dämon dieſes großen traurigen Lebens nahm wieder Beſitz von dem Daſein, das ihm verfallen war, — und es ereignete ſich, was man beſſer nicht ausſpricht, was man vor dem eigenen Gedächtniſſe lieber für ewig mit einem undurchdringlichen Schleier verhüllen möchte. Mayrhofer ſtarb am 5. Februar 1836 im 48. Lebensjahre. Er hinterließ eine trauernde Schweſter — und eine heilige Wehmuth der Erinnerung in allen Jenen, die ihn verſtanden haben.

Denn eine Zerſtreuung ſuchende Geſelligkeit knüpfte ihn, auch in der letzten Zeit noch, an den Kreis, der ihm mit Achtung und Herzlichkeit entgegenkam. Der würdige Vorſteher des Bücherreviſionsamtes, Hölzel, ein Kenner und Förderer jedes geiſtigen Strebens, erſetzte ihm durch ſein Wohlwollen das Treiben der lauten Geſellſchaft. Mit mir verband ihn die Geſinnung, wie ihn mit Schubert das Talent verbunden hatte. Uns hatte ſich auf verſchiedenen Lebenspfaden das Gleiche ergeben. Sogenannte Literatoren mied er. Der unbefangene, geſunde kräftig reine Menſch war ihm der liebſte. Die Späße eines ſolchen, unwillkürlich witzigen Naturmenſchen, der einer luſtigen Abendgeſellſchaft manche Stunde würzte, trug er jeden Morgen darauf in ſein Tagebuch ein; da ſtehen ſie, neben Auszügen aus Young's Nachtgedanken und Herme's Trismegiſtos. Bei einer Pfeife Tabak, zumal im Grünen, bei einem geſelligen Spiel, ſuchte der Gute mit ſichtbarer Bemühung das Gefühl des Behagens zu tröſtender Selbſttäuſchung in ſich hervorzubringen. Seine Haushaltung war höchſt einfach. An Mäßigkeit und

Mangel an Bedürfnissen glich er einem Stoiker. Einige gute Bücher, eine Guitarre und seine Pfeife machten den Hausschmuck aus; ein Schläfchen nach Tische, ein Spaziergang, seine Genüsse. Einfach, bis zum Vernachläßigten, war sein Anzug. Seine Beschäftigungen kehrten geordnet und pünktlich Tag für Tag wieder. Seine Repräsentation hatte etwas Starres, wie es Einsamen eigen ist. Unbeugsamer Ernst wurde von grellem Lachen unterbrochen. Charakteristisch waren sein Gang und seine Handschrift; jener so entschieden fest, als ob ein Feldherr schritte, — diese in jedem Buchstaben einen Lanzenschaft darstellend. Sein Bau war gedrungen, mittelgroß, seine Gesichtszüge wenig bedeutend, eher gemein; nur der Mund verzog sich gerne zu einem bedeutenden, sarkastischen Lächeln; nur das Auge blitzte scharf und weitaus mit einem Adlerblick, wie ich ihn noch nie gesehen habe. Stolz kannte er nur innerlich. Andere Menschen überschätzte er durchaus, wie es alle Guten, Hohen thun. Beifall war ihm gleichgiltig. Wer ihm über seine Gedichte Schönheiten sagte, beleidigte ihn wirklich. Bettina's Briefwechsel war das letzte Buch, das er las, das letzte Glück, dessen er theilhaftig wurde. Nichts glich dem Enthusiasmus, mit welchem er diese Erscheinung aufgriff. Sie war ein verklärender Spiegel für ihn. Er nahm das Buch mehr kontemplativ als historisch, und sah Resultate darin. Diese Anschauung war ja auch seine tiefste. Er faßte das Leben mit allen Kräften, und indem er in der Philosophie eine Einseitigkeit sah, da sich der Gedanke auch dessen bemächtigen will, schwebte ihm die Kunst als die Sonne alles menschlichen Strebens vor, in deren Anblick er sich versenkte.

Mich wird die Erinnerung an dieſen ächten, würdigen Menſchen nie verlaſſen. Sie ſtärkt mich bei der entmuthigenden Betrachtung des blinden Haufens, der ſich, vom Winde der Mode getrieben, zum Feldgeſchrei um die Standarte jener Lebens- und markloſen Idole ſammelt, welche die Schüler, die ſie gemacht haben, für Götter ausgeben. Wenn ich ſein Bild gegen das ſo vieler dieſer voreiligen Verkünder einer neuen Dichtkunſt halte, ſo erſcheint er mir als ein Mann gegen Knaben. Ein Mann aber iſt es eben, der uns in unſern jetzigen literariſchen Zuſtänden Noth thut. Mögen auch die Freunde wahrer Poeſie das Gefühl für ſie, das man faſt zu verlernen in Gefahr iſt, an dieſen reinen Gebilden erneuen und befriedigen. Du aber edler, verklärter Geiſt, der Du nun jene Ruhe gefunden haſt, nach welcher Du im Leben vergebens ſchmerzlich rangſt, nimm dieſen Zoll meines Deingedenkens in Dein ernſtes Aſyl hinüber! In der Vereinigung mit Dir ward mein Geiſt in ſeiner höchſten Richtung bekräftigt, in ihr ward ich inne: daß die Gemeinſchaft mit den wahrhaft Guten der eigentliche, der höchſte Segen iſt, mit welchem die Gottheit ſegnet.

W. H. Meyern.

Le regard attaché à une etoile, qui seul dirigeait sa course ... Ne devons nous pas ainsi regarder, non à nos pieds, non autour de nous, mais plus haut?

Salvandy.

Ein Charakter, wie der Meyern's, iſt nicht durch die Ereigniſſe, die ihn umgeben, wichtig, ſondern durch ſich ſelbſt. Meyern's Geſinnung iſt ſeine wahre Geſchichte, Meyern's Schriften ſind ſein Leben. Es wäre am meiſten in ſeinem Geiſte, dieſes Buch durch ſich ſelbſt wirken zu laſſen, und nichts Biographiſches vorauszuſchicken, wie er ja ſelbſt vor ſein erſtes, berühmt gewordenes Buch nicht einmal ſeinen Namen ſetzte. Ueber das Mißliche biographiſcher Schilderungen derer, die man nicht auf's Genaueſte gekannt hat (und ſelbſt der Freunde!) kann man ſich nicht erſchöpfender ausſprechen, als Meyern ſelbſt in dem vortrefflichen Briefe gethan hat, den wir an den Schluß ſeiner übrigen Briefe ſetzten. Alle dieſe Betrachtungen dictiren mir Geiſt und Form der folgenden Zeilen. Denn wie es die wahrſte Liebe iſt, ſich nichts anzuſchmeicheln, und aufzudringen, ſondern ſich zu nehmen und zu geben wie man iſt, ſo iſt es die ſchönſte Pietät, im Geiſte deſſen zu ſprechen, den man vertritt, und die Zwecke und Formen ſeines Lebens zu ehren, wie man den letzten Willen der Sterbenden ehrt. Ich will alſo von Meyern's Leben

nur das Weſentliche in großen Contouren umzeichnen, und mehr ſeine Briefe und Schriften, als mich, ſprechen laſſen. Die Quellen, aus denen der Wißbegierige ein genaueres Detail ſchöpfen kann, ſind folgende; Neuer Nekrolog der Deutſchen. 7ter Jahrg. 1829. 1. Thl. Zeitgenoſſen. 1829. 2ter Bd. 1ſtes Hft. Varnhagen v. Enſe, Denkwürdigkeiten. 1ſter Bd. S. 304. Theod. Mundt, Dioskuren. 1ſter Thl. und Zodiacus. Lewald's Europa. Der Vergnügling, vom Verfaſſer der Briefe eines Verſtorbenen, II. Bd. — Aber ſelbſt aus dieſen Quellen geben wir für die Leſer Meyern's, welche ſie nicht aufſuchen, nur das Factiſche, Verläßliche und Uebereinſtimmende, was geeignet iſt, um ſich ein beſtimmtes und wahres Bild von dem Manne zu entwerfen, deſſen höchſter Grundſatz ja die Wahrheit geweſen iſt. Die erwähnten Aufſätze ſind von verſchiedenen, geiſtreichen Verfaſſern; ſolche tragen unbewußt manches Eigene in ihre Darſtellung fremder Geiſter; wie mir denn ſo mancher dort eingeflochtene Zug, aus innern und äußern Gründen, gar nicht authentiſch ſcheint. Dieſes Fremde nun auszuſcheiden, ſcheint mir — beſonders jetzt, wo es Mode wird, Details über wichtige und unwichtige Perſonen zu häufen — mehr Verdienſt, als Neues hinzuzufügen. Was ich des Letztern hier mittheile iſt theils Ergebniß der in meinen Händen befindlichen authentiſchen Papiere, theils höchſt verläßlicher, aber ſparſam benützter, mündlicher Auskunft von Freunden des Geſchiedenen.

Wilhelm Friedrich von Meyern war in oder bei Ansbach in Franken im Jahr 1762 geboren. Sein Vater

war dort Rentbeamter oder Gutsbesitzer (vielleicht Beides), seine Mutter eine geborne Herbst. Ein an Leib und Seele mißgebildeter pedantischer Hofmeister vergällte ihm das Glück der Kindheit. Um so inniger mußte der freundliche Contrast auf ihn wirken, als er, zur höhern Erziehung, einem trefflichen Manne anvertraut wurde. Der Bruder des durch sein Werk über Schmetterlinge berühmten Professors Esper in Erlangen führte, als Landgeistlicher, ein stilles, gemüthliches Leben. Seine Schwester leitete die Wirthschaft und besorgte liebevoll die Pflege des Knaben. Wie es bei Brüdern Gelehrter so oft vorkommt, dilettirte auch Meyern's Erzieher in der Naturkunde, und machte mit seinem Zögling öftere naturhistorische Ausflüge in's benachbarte Fichtelgebirge. Ein doppelter Gewinn erwuchs hieraus für diesen. Sein erster Unterricht war die Natur, und zwar unmittelbar durch die frischen Eindrücke der Sinne, — die unstreitig glücklichste Grundlage für alle menschliche Bildung; auch hielt das Studium der Naturwissenschaften Meyern's späterer philosophisch-geschichtlicher Lieblingsrichtung ein segenreiches Gleichgewicht. Zugleich aber wurde hier mit seinem Kopfe sein Gemüth gebildet; in späten Jahren noch dachte er gerührt dieser frühesten, und auch dadurch entstand ein schönes Gleichgewicht, als bittere Enttäuschungen die Erkenntniß auf Kosten des Gefühls zu reifen drohten. Ja, wer sich geübt hat, menschliche Eigenheiten zu beobachten und zu erklären, wird es nicht unwahrscheinlich finden, daß das scheinbar Harte und Ueberstrenge in Meyern's Charakter eigentlich nur eine verhüllte und unterdrückte

Weichheit war, wodurch der Ernſt, weil er das Werk der Selbſtüberwindung iſt, nur noch ein rührenderes Colorit erhält. Sein Vater ſcheint andere Anſichten gehabt zu haben. Der Knabe machte ihm zu wenig äußerlich erſichtbare Fortſchritte, und öftere Mahn- und Strafbriefe drückten ſein Mißfallen aus. Meyern ſchrieb den Eindrücken derſelben ſeine ſpätere Lauigkeit gegen alles Correſpondiren zu. Es mochte ſich wohl übrigens manches Träumeriſche und Jugendlich-Poetiſche in die realiſtiſchen Studien gemiſcht haben; denn wir erfahren, daß die „Inſel Felſenburg" damals ſein Lieblingsbuch geweſen ſei. Es möchte viel zu ſeinem Durſt nach Reiſen und Abenteuern beigetragen haben, der ſich dann in eine practiſche Bewegung verwandelte. In Altorf (wohl auch in Erlangen) ſtudierte Meyern die Rechte, und nebenbei mit eigener Intention Mathematik, Sprachen, Geographie, Geſchichte. Die große Capacität ſeines geiſtigen Vermögens, wie ſein eben erwähnter Hang, ſpiegeln ſich in dieſen Studien. Mancherlei Pläne beſchäftigten die hoffnungsreiche, aber ſchon der wirklichen Welt zugewendete Fantaſie. Erſt wünſchte er in engliſche Seedienſte zu treten, und ſcheint in dieſen Abſichten England und Schottland durchreiſt zu haben; allein er fand als Ausländer zu viele Schwierigkeiten, und behielt nur, als Andenken an jene Zeit, eine ſtete Vorliebe für das Leben zur See, das Schiffs- und Matroſenweſen bei; die ſich übrigens auch an ſich, aus ſeiner Denkart erklären läßt. Denn Meyern hielt nichts für ſo achtungswürdig, als die Bethätigung männlicher Kraft und Geiſtesgegenwart im entſcheidenden Momente, — das, was

den Menſchen nicht in dem, was er hat oder weiß, ſondern in dem was er iſt, bewährt; und man kann wohl ſagen, daß es, in unſern jetzigen Verhältniſſen, nicht leicht einen Zuſtand gibt, in welchem ſich der Werth der Perſönlichkeit auf eine ſo entſchiedene Weiſe zeigen kann, als der des Seedienſtes. Dann nährte Meyern wieder den Plan, ſich jenſeits des atlantiſchen Oceans eine neue, kleine Welt zu gründen und zu bilden; doch alle dieſe Träume ſchwanden, und — machten nicht, wie bei ſo vielen Söhnen unſerer thatenloſen Zeit, einem blaſirten Müſſiggange, oder — was daſſelbe iſt — einer nichtsſagenden Schriftſtellerei, ſondern einer eingreifenden Thätigkeit Platz. Der große Revolutionskrieg brach aus, und Meyern trat bei der öſterreichiſchen Artillerie in Dienſte. Hier ſetzte er, in dienſtfreien Stunden, mit raſtloſem Fleiße ſeine Studien fort, und hier war es, wo er jenes Werk concipirte, welches, aus dem Herzen jener Zeit entſprungen, auch das Herz jener Zeit getroffen hat. Die erſte Auflage von „Dya-Na-Sore" erſchien in Wien in den Jahren 1787 bis 1791, die zweite eben daſelbſt im Jahr 1800; beide ohne Namen des Verfaſſers, dem es um Wirkung, nicht um Ruhm zu thun war. Erſtere ward in vollem Maße erreicht, und ein norddeutſcher Gelehrter ſtellte die Bibel, Homer und „Dya-Na-Sore" an die Spitze aller Bücher. So viel iſt gewiß, daß Gefühle und Erkenntniſſe, die jetzt das jüngere Geſchlecht gleichſam mit der Muttermilch einzuſaugen glaubt, aus Quellen entſprangen, welche theils Dunkel deckt, theils wenigſtens die nicht immer dankbare Nachwelt manchmal zu nennen

vergißt. Unter ſolche Quellen gehören die Schriften Leſſing's, Herder's und — „Dya=Na=Sore.“ Doch die Zeit hat über dieſes Werk gerichtet, und ich habe hier nur Thatſachen mitzutheilen. Nur Eins ſei einzuſchalten erlaubt. Die Bemerkung des Verfaſſers des in unſerm Vorworte erwähnten Artikels (Zeitg. f. d. el. Welt), daß in manchen Stücken die ältere Bearbeitung vor der ſpätern den Vorzug verdiene, iſt ſehr begründet.* Jene hat

*) Aus dieſem Vorwort, im Ganzen nicht mehr zur Mittheilung geeignet, verdient nachſtehende Charakteriſtik der Meyernſchen Beſtrebungen erhalten zu werden: Alles, was wir hier mittheilen, ſtellt im Grunde nur Vorarbeiten zu dem Einen großen Werke vor, deſſen Plan Meyern zur Aufgabe ſeines Lebens gemacht hatte, und wozu auch „Dya=Na=Sore“ nichts als ein einladendes Präludium ſein ſollte. So bezog ſich auch alles eben Erwähnte, von uns Ausgeſchiedene, zu welchem Fache es auch gehöre, zuletzt doch nur auf jenen Hauptgedanken. Das Ganze, das er ſich dachte, ſollte nicht weniger als alle menſchlichen Intereſſen, in ihrem Bezuge auf das Total=Intereſſe der Menſchheit, umfaſſen. Er ſtellte ſich, ein ideeller Solon, in die Mitte einer ideellen, auf ethiſches Fundament gebauten Geſetzgebung; Stein für Stein ſollte einzeln behauen, dabei das Verhältniß zum Ganzen feſtgehalten, und ſo dem „Einen, was Noth thut,“ ein Tempel gebaut werden, der wenigſtens auf minder hypothetiſchen Säulen ruhen ſollte, als Bacon's atlantiſche Sonnenſtadt. Noch nie hat ein Schriftſteller einen kühnern Gedanken gehabt und beinahe ausgeführt, als dieſer. Was wären alle Encyklopädien gegen einen ſolchen Organismus, von der höchſten menſchlichen Idee beſeelt? Allein eine ſolche Arbeit kann nie die eines Einzelnen ſein; ſie iſt das

die Urſprünglichkeit und den Fluß einer erſten Conception; als ſich dann Meyern immer enger in das Syſtem ſei=

Ergebniß der ſich fortbildenden Menſchheit, — und wer wagt es zu beſtimmen, wann ſelbſt dieſe reif genug ſein wird, ſie in ihr Bewußtſein aufzunehmen? Doch was wir hier mittheilen, reicht hin, den Begriff des Ganzen feſtzuſtellen und Verſuche der Ausführung anzudeuten. Es bietet eine reiche Fülle prägnanter Gedanken und anregender Winke, die den Blick jedes Leſers, dem dieſe Intereſſen wichtig ſind, in alle Regionen menſchlicher Bildungs= und Lebenspfade lenken und erhellen. So ſind dieſe Blätter zugleich rhapſodiſch und abgeſchloſſen; jenes der Form, dieſes dem Geiſte nach, indem ſie ſich alle auf Verwirklichung des Geſellſchaftsideals beziehen, die ſich ihr Verfaſſer als idealen politiſchen Haushalt: „Staatsökonomie" dachte, in ſo fern Oekonomie die Lehre von dem rechten Verhältniſſe und Gebrauche der Mittel zu den Zwecken bedeutet. Es ſind alſo eigentlich Pläne, gebaut auf eine Vorausſetzung, für welche die Welt erſt reifen muß, und man darf Meyern wie es Goethe und Wilh. Schütz ſagten, unter die „Vorgreifenden" zählen. Ein ſolches Vermächtniß aber, unter den Wirren der Gegenwart wie eine Hieroglyphe, der Zeit zu erhalten, für die es, ſeinem Weſen nach, beſtimmt iſt, erſchien mir ein Verdienſt, wie eine Pflicht. Ich übernahm ſie mit dem Gefühle, das uns am Grabe eines Bruders bewegt, der ſich auch an den Räthſeln der ſittlichen Welt müde gerungen, und, in das Geheimniß der höhern Menſchheit durch Denken und Handeln eingeweiht, ſein Wort der Löſung mit hinüber nahm. Dieſe Blätter ſind „ſibylliniſche" Blätter. Ihr Verfaſſer fragt mehr, als er ſetzt. Er denkt ſich einen Leſer, deſſen Herzen dieſelben Fragen heilig ſind, wie dem ſeinen, der ſich, leſend, mit ihm in einen geiſtigen Verkehr, in ein Geſpräch der Seelen einläßt.

nes Denkens einwebte, und das poetiſche Element immer mehr verließ, ja faſt geringſchätzte, ward die Ueberarbeitung knapper, ſchärfer, reſultat-artiger — aber auch kälter. Zur erſten Lectüre iſt die erſte Auflage anzurathen; wer ſie aber ſchon geleſen, oder in Meyern's Gedankengang ſonſt ſchon eingeführt iſt, wird die letzte vorziehen. Hiezu kommt, daß, wie wir ſpäter erfuhren, die Geſtalt (wenn man eine faſt formloſe Erſcheinungsweiſe ſo nennen darf) des Werkes eigentlich Meyern gar nicht angehörte. Ein Freund hatte es aus einzelnen, von Meyern angeſchriebenen Blättern und Papierſchnitzeln zuſammengeſtellt. Hieraus erklärt ſich ſo manches Eigene, Ungleiche des Buches; hieraus das noch Schroffere der ſpätern Ueberarbeitung.

So viel von der Geſchichte eines denkwürdigen Buches.

Meyern's lang gehegte Reiſepläne fanden endlich auch ihre Verwirklichung. Zwei junge Männer, die er durch edle Begeiſterung ſich gewann (eine Wirkung, die er, wie man aus allen brieflichen und perſönlichen Nachrichten über ihn entnimmt, durch Kraft der Geſinnung und Perſönlichkeit ſehr oft und in hohem Grade ausübte), ſchloſſen ſich ihm zu einer Reiſe in die claſſiſchen Gegenden des Alterthums an. Er quittirte als Lieutenant, und es ging zuvörderſt nach Italien. Hier galt es vor allem den Denkmalen der antiken Kunſt, die in ſeinem für alles Große empfänglichen Sinne eine würdige Stätte fanden. Viele glauben, daß Kunſtſinn und Wärme für die Intereſſen des Staatslebens ſich nicht gut zuſammen vertragen. Sie mögen dieſe ſeltſame Meinung wohl aus Goethe's

Kunſtſtudien während der bewegteſten Kriegsepoche, worüber noch Manches zu ſagen wäre, abſtrahirt haben. An Meyern's Beiſpiele können ſie dieſelbe berichtigen, wenn ihnen die Griechen nicht Beiſpiels genug ſind. Er verachtete den Luxus, aber er war ein enthuſiaſtiſcher Verehrer und Kenner der Kunſt des Alterthums, wovon ſich auch in dieſen Bänden Beweiſe herausſtellen werden. Er liebte das Schöne, wie er das Wahre ſuchte und das Gute wollte, — indem er alle drei Manifeſtationen des Einen Göttlichen auf ihre vollendete Ausbildung in ſeinem idealen Staate bezog. Es finden ſich mancherlei Zeichnungen nach griechiſchen Landſchaften, meiſt eines wild-erhabenen Charakters, Architecturen mit Angabe der Maße, Arabesken u. dgl., die alle, ohne eigentlich artiſtiſchen Werth, eine geübte Hand zeigen, in ſeinen Papieren. Doch vergaß er ſeines rauheren Berufes nicht. Schlachtfelder wurden beſucht, Völkerzuſtände beobachtet, Natur und Menſchen ſtudirt. Sieben Monate blieb er in Sicilien; dann ging es über Griechenland nach Konſtantinopel und Kleinaſien, an deſſen Küſten er länger verweilte. Ungarn und Polen wurden gleichfalls durchreiſt. Seine nachfolgenden Briefe theilen hierüber manche Ergebniſſe mit. In Konſtantinopel ſcheint er ſich gefallen zu haben; er brachte längere Zeit dort zu, und ſein Urtheil über den Orient wich ſehr von dem alltäglichen ab, und bewährte ſeine Fähigkeit, auf das Innere und Weſentliche auch ſehr fremdartiger Zuſtände einzugehen, gegen welche er, ſeinen Lieblingsideen nach, ein ungünſtiges Vorurtheil hegen mußte. Ich weiß nicht, wann es war, daß der Fürſt Ypſilanti durch

ihn seine kleine Kriegsmacht, die größtentheils erst geschaffen werden sollte, gegen den Pasman Oglu führen lassen wollte. Es traten aber wieder friedliche Verhältnisse ein. In Rom und Sicilien gewährte ihm die österreichische Gesandtschaft Schutz und Vortheile. Er faßte den Gedanken, eine zahlreiche Kolonie emsiger deutscher Landleute nach Sicilien zu führen, um dort der Uebervölkerung, hier dem Mangel an Arbeitenden abzuhelfen. Aber der Gedanke konnte nicht verwirklicht werden. In Verona lernte er im Vorsteher des Pesthospitals einen Mann kennen, der ihm Ehrfurcht einflößte. Dieser achzigjährige Greis, schön, kräftig und mild, war als junger Kaufmann in Smyrna von der Pest ergriffen worden, und hatte gelobt, wenn er genese, sein ganzes übriges Leben der Pflege von Pestkranken zu widmen. Er genas, und war, erst als Wärter, dann, vierzig Jahre lang, als Vorsteher, im Hospitale der Pestkranken. Ein vielseitig gebildeter Mann, lebte er hier ganz diesem Gelübde, oft Monate lang von allem Umgang, außer mit Pestkranken, getrennt, so daß er mit Andern nur vom Balcon herab das Nöthigste sprach. „Wie klein fühlte ich mich gegen diesen Mann!“ sagte Meyern — und war es nicht, indem er es sagte. Während des französischen Krieges hatte er einen Entwurf zur Landesbewaffnung ausgearbeitet, und persönlich dem Kaiser überreicht. Er wurde in einer verhängnißvollen Epoche zu Rathe gezogen und mit einigen Modificationen in's Leben geführt. Meyern trat nun wieder als Hauptmann in die Dienste der österreichischen Artillerie, und war vom Jahr 1809 bis 1812 bei Organisirung und Leitung der

Landwehr und des Landsturms thätig. Es war die glücklichste Zeit seines Lebens. „Ich habe" — sagte er mit Ironie im hohen Alter — „nur eilf Monate gelebt!" Das Jahr darauf ward er zum Generalstab versetzt, und half am Rhein das Volk bewaffnen. Er war vielleicht nicht ganz gerecht gegen das Schicksal; denn, so weit es die Zustände unseres Zeitalters erlauben, hat es ihm doch Raum für jede seiner Thätigkeitsrichtungen bereitet. So war es eine schöne Fügung, daß er, als Krieger und Kunstfreund zugleich, ein Geschäft des Krieges und Friedens vollenden half, als er im Jahre 1815, an Canova's Seite, die Rücklieferung der italienischen Kunstwerke aus Paris in ihre alten Heimatstätten besorgte. Es war nicht sein Name, es war die That, was er in Anschlag brachte; und so wurden ihm die wichtigsten, zumal militärischen Angelegenheiten übertragen; Vieles geschah und der Urheber ward nicht genannt. In Wien wirkte er, an der Seite des geistvollen Generals Grafen von Radetzky, für militärische Bildung und Gesetzgebung. Er gab vor der Schlacht bei Wagram eine Zeichnung ein, wie, vermittelst einiger Balken, jeder Donaukahn zum Kanonirboot umgewandelt werden konnte; eine Einrichtung, die er vom englischen Seewesen her kannte und mit einigen alten Schiffern völlig in's Werk zu setzen schon verabredet hatte. Er gab eine Art von Telegraphen für die Linie unserer Armee an; und war so in jenen heißen Tagen mit Rath und That überall bei der Hand. Sein letzter Aufenthalt im Auslande war mit dem österreichischen Gesandten Grafen Kaunitz in Spanien, und so hatte er nun Europa in

jeder Richtung geſehen, durchforſcht. Im Jahre 1820 ſah man ihn wieder in der Umgebung des Fürſten Schwarzenberg, der ihn ſehr hochſchätzte. Er begleitete den ruhmbedeckten Feldherrn nach Leipzig, blieb bei ihm bis zu deſſen Tode, und führte die Leiche nach Prag. Er ſoll dann ſeinen Abſchied mit einer mäßigen Penſion erhalten haben. Zugleich fallirte in Wien ein Haus, bei dem er ſein kleines Vermögen niedergelegt hatte. Meyern würde nun dem kleinlichſten aller Verhängniſſe, im Greiſenalter um Beſitz ringen zu müſſen, verfallen ſein, — da ſtand die Achtung, die ihm ſein Leben erworben, für ihn ein. General Langenau, Präſident der Militärcommiſſion bei der Bundesverſammlung in Frankfurt, kannte und ehrte den charaktervollen Sonderling, bewirkte ſeine Anſtellung bei dieſer Commiſſion, — und Meyern's Lebensreſt war geborgen. Er weihte ihn der Freundſchaft und ſtillen Beſchäftigungen mit den mannigfachen Stoffen, die ſein reiches Leben in einer ſo langen Reihe von Jahren geſammelt hatte. Ungeſchwächt bewahrte er ſein merkwürdiges Gedächtniß, ſeine ſcharfe Denkkraft, ſein gläubiges Wollen. So wirkte er bis an's Ende, wenn nicht mehr durch Thaten, noch immer durch ſein Weſen. Im Mai des Jahres 1829 meldeten die Zeitungen, am 13. desſelben Monats ſei zu Frankfurt am Main der öſterreichiſche Hauptmann Meyern, Verfaſſer von Dya-Na-Sore, im achtundſechzigſten Lebensjahre geſtorben. Sein Tod war leicht, ſein Geiſt blieb hell und bewußt bis an's Ende. Seine Leiche iſt nach Mainz gebracht, und dort von ſeinen Waffenbrüdern zur Erde beſtattet worden. So weit

reichen unſere Nachrichten. Es iſt hinlänglich, um ſeine Schriften zu erklären und aus ihnen erklärt zu werden.

Sprechender als Begebenheiten, die doch nicht von uns abhängen, und welche die Ferne von Zeit und Raum nur zu oft auf's trüglichſte verſchiebt, ſchließt uns den Kern bedeutender Menſchen — ihre Perſönlichkeit auf, von der man nicht glaube, daß ſie blos Schale ſei. Alle, die ihn kannten, ſtimmen darin überein, daß Meyern's Erſcheinung auf eine ganz eigenthümliche Weiſe imponirte. Eine ſelbſt im hohen Alter noch gerade, militäriſche, faſt heroiſche, Haltung, zurückgeworfener Kopf, freie, ernſte Stirne, ſcharfer, ſinnender Blick, ſorgloſer, aber nicht, wie hie und da übertrieben wurde, cyniſcher Anzug, ein Geſpräch voll Leben, Geiſt und Feuer, das ſtets in das innere Weſen der Gegenſtände griff, und ſich in originellen Wendungen gefiel, dem der erworbene Schatz des Wiſſens immer gleich zu Gebote ſtand, ein mildes und doch treffendes Urtheil, ein ſchlichtes, die äußerlichen Dinge mit freundlicher Nachläſſigkeit abfertigendes Betragen, — alles dies, verglichen mit den Zügen ſeines Geſichts und den feinen, ſichern, eigenthümlichen und immer gleichen ſeiner Handſchrift, ergänzt völlig und übereinſtimmend das Bild, das man ſich aus dem folgerichtigen Geiſte und der kühnen und knappen Darſtellung ſeiner Werke zu erſchaffen geneigt iſt. Auch Lectüre und Auszüge charakteriſiren den ſtrebenden Menſchen, in welchem Alles zur Bildung ſeines eigenſten Weſens kryſtalliſirt. Meyern las mit der Feder in der Hand. Es finden ſich Auszüge aus dem merkwürdigen Buche Maximum s. Archimetria (das auch den verwandten

Herder — ſ. deſſen Nachl. hiſt. Schrift S. 420 — lebhaft anſprach und den Prof. Thorild zum Verfaſſer hatte), — Andeutungen und Randgloſſen aus und zu: Klinger's Gedanken über Welt und Literatur, Arndt's und Krauſe's Schriften, Humboldt's, Franklin's, Turner's Reiſen, Sismondi's, Smith's, Say's, Malthu's, Buchanan's ſtaatswirthſchaftlichen Werken. Franzöſiſche und engliſche Autoren, Prachtwerke über Kunſt, ſcheint er ſehr geliebt zu haben. Dagegen deuten Skizzen der Chronologie, der Kirchengeſchichte und der Geſchichte des Feudalismus, engliſche Notizen über den Bau der Kamine, ein Firnißrecept, Einiges über Kryſtallformen, über Forſchung der keltiſchen Sprache und über Forſtverwaltung, auf die praktiſche Vielſeitigkeit ſeiner Beſchäftigungen und ſeines Antheils. Ehe ich das Reſultat aller dieſer Details ausſpreche, ſei es mir erlaubt, auszugsweiſe noch zwei Schilderungen von fremder, aber zuverläßiger Hand aufzunehmen, die ſehr gut zuſammenſtimmen, — vorher aber noch eine Bemerkung einzuſchalten. Es iſt ein kleinlicher Irrthum, wenn Biographen meiſt glauben, ſie müßten, um für unparteiiſch und einſichtig zu gelten, von ihrem Helden immer auch die ſogenannte Schattenſeite bezeichnen. Einſeitig ſind wir Alle — weil wir Individuen ſind; und wer fähig iſt, ein Individuelles rein aufzufaſſen — wozu nur die Liebe fähig macht — der begreift, daß es hier verneinen mußte, um dort bejahen, um ſchaffen zu können; daß gewiſſe — ſoll man es Mängel nennen? — zu gewiſſen Vorzügen unentbehrlich ſind. Mag ich immerhin mit Jemanden nicht übereinſtimmen! wenn er nur mit ſich ſelbſt übereinſtimmt,

mit seinem löblichen Zwecke übereinstimmt, so kann er meiner Achtung gewiß sein. Soll ein großer General sich vorzüglich durch Friedensliebe auszeichnen? ein Priester oder Arzt durch Bravour? Hier sind wir bei Meyern. Sein mehr rhapsodisches als schulgerechtes (obwohl organisch verbundenes) Denken, welches gleichsam bei jedem Gegenstande von vorne anfing, und ihn sofort auf die Idee, welcher Meyern sein Leben weihte, bezog; sein eben so naives Produciren, wodurch weder ein poetisches noch ein wissenschaftliches Ganzes, sondern immer nur Etwas zwischen Beiden zu Stande kam; seine, vielleicht zu weit getriebene Verachtung des Luxus und der feinern Sinnlichkeit, die, so wie die Mode, Producte einer halben und Ressorts zu einer völligen Cultur sind; sein gewiß zu weit getriebener Enthusiasmus für den Krieg, als ein negativ Gutes; seine manchmal fast komische, sich unnöthig erhitzende, Polemik gegen das Weibliche, — alle diese Knoten können aus dem Ganzen seines Wesens und seiner Zeit vollkommen gelöst werden.

Die erste der erwähnten Schilderungen rührt von dem Mittheiler der unten folgenden Briefe aus Ungarn her. Er lernte Meyern im Jahre 1803 in Wien kennen. „Stets" — sagt er — „mit gelassenem Blicke über die gewöhnlichen Vorfälle des Lebens hingleitend, sich selbst in seltener Anspruchslosigkeit der Letzte, überkam Meyern ein schöner, männlicher Eifer, wenn es seinem Volke galt. Mit breiter, offener Brust, die er auch an den englischen Matrosen, denen er überhaupt gewogen war, vorzüglich lobte, stand er da, ein mittlerer Vierziger, wie der kühnste Jüng-

ling. Mit durchdringendem Scharfblick für politiſche und militäriſche Konjunkturen begabt, der ſo manchen ſchlimmen Ausgang herannahen ſah, und ihn nicht abwenden konnte, hatte ſeine Stellung in der menſchlichen Geſellſchaft Etwas vom Geſchicke der Kaſſandra. In ſeinen Bedürfniſſen höchſt beſchränkt, begnügte er ſich meiſt mit Einem Gericht, am liebſten von Reis, und einem Trunk Waſſer. Es war bei ſolchen Eigenheiten begreiflich, daß, als er, nach langem Widerſtreben, mit dem Sohne des berühmten Arztes Stoll, eine Reiſe unternahm, beide nicht länger als bis Salzburg bei einander aushielten." — Die zweite Schilderung rührt aus ſpäterer Zeit (im Jahr 1811) von einem Offizier her, der ſie dem oft beſprochenen Grafen v. Schlaberndorf ſandte. Dieſer letztere und Meyern lernten ſich nachher in Paris kennen, ohne ſich beſonders anzuziehen. „Ich machte" — ſchrieb der Offizier — „Meyern's Bekanntſchaft vorigen Winter in Prag; und es traf ſich, daß er einige Monate lang mit mir dasſelbe Zimmer bewohnte. Von ſeinen frühern Verhältniſſen habe ich nur wenig, durch ihn ſelbſt beinahe nichts erfahren, weil ſeine Perſönlichkeit überall hinter die Sachen zurücktrat. Dazu ſtimmte auch ſein äußeres Leben, das, nach Selbſtwahl, in jeder Art enthaltſam, ſtreng und hart iſt; er bedarf wenig Schlafes, geringer Koſt; ſeine Kleidung zeigt, daß er ihrer zu keinem Scheine braucht. Beſchwerden, Arbeiten und Gefahren ſcheut er nicht und iſt vertraut damit. Durch ihn hätte ich auch nie etwas von ſeinem Buche „Dya-Na-Sore" erfahren; er betrachtete ſich davon wie abgelöſt, und wurde verdrießlich, wenn die Rede darauf kam. Seine

ſtrenge Rechtſchaffenheit, ſeine thätige Menſchenfreundlichkeit, ſeine Kenntniſſe und Talente, ſein Schweigen, wo Reden unnütz geweſen wäre, ſeine Anſpruchloſigkeit gerade in den Dingen, wodurch Menſchen gewöhnlich am meiſten beleidigt werden, haben ihn ſeit langer Zeit den Großen angenehm gemacht. Ich kann nicht ſagen, mit welcher innern Freude ich ihm zuhörte, wenn er Abends mir von ſeinen weiten Reiſen erzählte! Die Kriegskunſt verſteht er in allen ihren Zweigen. Was den Staat angeht, Geſellſchaft, Landwirthſchaft, Handel, Finanzen, Alles hat er mit tiefem Sinne durchdacht. Meiſt in katholiſcher Umgebung, iſt er ſtrenger Proteſtant. Welche Tugend gehört dazu, um in einem Leben, das in vergeblichem Wiſſen und Bemühen ſich hinſchleppt, doch wieder thätig und freudig einzugreifen, ſo oft nur der geringſte Keim des Beſſern ſich leiſe regt! Was wir ſehen, ſind gerettete Trümmer; von ihnen haben wir auf das mögliche Ganze zu ſchließen. Die Geſchichte rauſcht vorüber im Sturme, und die Nachwelt erfährt nicht, welches Licht im Verborgenen dieſe Zeit durchleuchtete.“ — Wir hoffen, daß unſer Vaterland dieſe Klage nicht verdienen wird, und legen ihm das Andenken an einen ſeiner beſten Söhne in dieſen Blättern an's Herz.

Hier ſcheint der Ort, auch noch der unausgeführten Entwürfe zu gedenken, die ſein Nachlaß uns aufbewahrt hat. Was die Correſpondenz betrifft, ſo beſtätigt ſich aus ihr der erwähnte Verkehr mit hochgeſtellten und einflußreichen Perſonen. Die Briefe an ihn bieten aber für die Oeffentlichkeit kein nützliches Intereſſe. Man iſt überhaupt in neueſter Zeit in Mittheilung ſolcher Dokumente offenbar

zu weit gegangen; es entsteht der Verdacht, daß man mehr der Neugierde, als dem Verständnisse, dienen wolle, — und wir wollen diesen Verdacht nicht auf uns laden. Von Schriftstellern, die an Meyern schrieben, ist der einzige Matthisson zu nennen. Auch sein Brief ist persönlich; er handelt von einer silbernen Schnalle, die Meyern im Gasthofe verlor. Nun zu Meyern's Entwürfen. Der ausgeführteste, welcher im Zusammenhange mit den großen staatsökonomischen Arbeiten aufzufassen wäre, ist überschrieben: „Summe meiner Ansichten über die mehrfach zusammenwirkenden Ursachen des Creditverfalls." Er ist aphoristisch, sehr tiefgehend, und entwickelt den Begriff „Geld", die Folgen der schwankenden Giltigkeit dieses Mittels, die Grundlagen des Credits, die Wege ihm aufzuhelfen, ein in sich geschlossenes Brouillon zu einem Creditsysteme fester Selbstständigkeit. Die Frage: „ob denn Papier nicht — außer allem Vergleich mit Metallgeld, wodurch es von Abwerth zu Abwerth sank, — durch sich selbst, im Vereine mit andern Werthen, zu einer Gewährleistung seiner selbst gelangen könne? bildet den Ausgangspunkt zu detaillirt durchgeführten Vorschlägen, wobei freilich zuletzt auch ein moralischer Faktor mit in den Calcül gezogen werden muß. Dieser Aufsatz war, wie es scheint, vom Verfasser selbst für den Druck bestimmt; denn auf einer Art von Umschlag finden sich, von Meyern's Hand, die Worte:

„Diese Aphorismen sind entstanden lange, ehe man deren wirkliche Erfüllung hoffen konnte.

„Als einzelne Bruchstücke eines größern Ganzen wage ich sie jetzt nur in so weit vorzulegen, als sie erweisen,

daß dieſelben Ideen ſchon von Mehreren beſprochen und erwogen worden ſind, und in wie ferne der, welcher ſo denkt, vielleicht noch nützlich werden kann, gegen manche zu erwartende Irrung der öffentlichen Meinung oder der einzelnen Abſicht, welche der Ausführung eines ſo wohlthätigen Planes noch entgegenwirken dürften.

„Jedes Staatsunternehmen, vorzüglich in Geldſachen, gründet ſich außer der Redlichkeit und dem Scharfblick der Regierung, auch noch zuvörderſt . . . auf die Fähigkeit der Nation dieſes Innere der Regierung anzuerkennen . . . und den redlichen und verſtändigen Sinn Aller, ſich ſelbſt unter einander zu vertrauen und der wahren Fortdauer des Ganzen einen Rang über jeden einzelnen Vortheil einzugeſtehen.

„Nur wo alle dieſe Dinge vereint ſind, kann eine wahre und große Wirkſamkeit entſtehen.

„Es wird daher eine fortgeſetzte, ſtufenweiſe Einwirkung auf den Geiſt der Nation nie unnütz ſein bei den vielfachen Stufen von Erkenntnißfähigkeit und vereinzelten Anſichten, welche ſich in ihr mit jeder öffentlichen Anſtalt durchkreuzen. Bei dem Kampfe einer Feſthaltung der alten Nominalpreiſe gegen den neuen Realwerth; weil vor Allem und ſchwer zu vermeiden iſt, daß wir nicht plötzlich aus dem wohlfeilſten Lande zum theuerſten werden.

„Endlich damit ſo manche Vortheile, welche aus dem Abwerth der Papiere ſich entwickeln, nicht verloren gehen.“

Daß hier nicht der Ort iſt, dieſen Entwurf in ſeiner ganzen Ausdehnung mitzutheilen, brauchen wir wohl kaum zu erwähnen. — Ein zweiter Entwurf war der zu einer

„Geſchichte des Jahres 1797.“ Zu dieſem, deſſen Nichtausführung oder Verluſt wohl am meiſten zu bedauern iſt, findet ſich ein Vorbericht, mit der Aufſchrift: „Geſichtspunkt der Bearbeitung.“ Dieſes Vorwort ſcheint mir zu anziehend, um es unſern Leſern vorzuenthalten. Hier iſt es.

„Actenſtücke waren meine Quellen *). Sicherſtellung der Thatſachen war mein erſter Zweck.

„Den Geiſt, aus welchem, was geſchah, geſchehen mußte, wünſchte ich durchſcheinen zu laſſen.

„Aktenſtücke ſind Werke der Nothwendigkeit; ſie tragen die Beſchränkung, unter welchen die Form der Geſchäfte, die Erforderniſſe des Tages ſie veranlaſſen. Sie ſind Ausflüſſe der Individualität, welche in ihnen nach ihren Abſichten ſich ausſpricht. . . . Verſtändigungen, Rechtfertigungen ꝛc. entſtanden, wie der Augenblick für den Augenblick ſie fordert. Aber eben dadurch ſind ſie auch keine, auf reinhiſtoriſches Erforderniß, auf einer entfernten Zeit hiſtoriſche Fragen — in ihrer Entſtehung berechneten Stücke.

„Starr und abgeriſſen ſtehen ſie meiſt. Sie verknüpfen ſich ſelten; ſie erklären ſich ſelten; ſie laſſen ſich aufnehmen in ein Ganzes; aber ſie führen auf keines; ſie ſind mehr an ſich; aber darum führen ſie nicht auf Wahrheit der Verkettung, noch zum Innerſten der Ergebniſſe. Sie fordern eine kritiſche Erwägung. Aber eine

*) Denn auch die gedruckten Werke der Zeit kann ich für nichts Anderes nehmen.

ſolche Erwägung fordert den Standpunkt entſcheidender Ueberſicht: oder ſie kann nur die Lücken, welche ſie bemerkt, andeuten, und ſich ſelbſt beſcheiden, daß ſie Stückwerk liefere.

„Sind es vollends nur die Geſellſchafts-Acten des einen Theiles, ſo zeigen ſie meiſtens nur zufällig die zweite, wichtige Hälfte des hiſtoriſchen Stoffes . . . die Schritte und Beſchaffenheit des Feindes, des Landes, der allgemeinen Lage der Dinge.

„Darum wählte ich den Weg, welcher künftige Aufklärung am leichteſten in ſich aufnimmt . . . um „Jeden, ſo viel möglich, durch ſich ſelbſt ſprechen zu laſſen", auch darum,

a) „weil dabei am angemeſſenſten, viele kleine Momente ſich erhalten, welche in eine Erzählung kaum zu faſſen ſind; welche kaum hervortreten; welche unmerklich, ohne daß man ihre einzelne Wirkung beſtimmen kann, und doch ſo mächtig in die Ferne wirken.

b) „Weil, indem Jeder ſelbſt ſpricht, ſeine eigenthümliche Sehart, ſein Charakter, die Eindrücke ſeiner Lage auf ihn . . . Dinge, welche in der Wirklichkeit ſo viel entſcheiden — anſchaulicher als in der Erzählung beſtehen.

c) „Weil das Gute oder das Hinderliche der Geſchäftsführung, die Form der Verhältniſſe, dabei am ſprechendſten aufbewahrt wird.

d) „Endlich, weil die, auf dieſem Wege um ſo ſichtbarere Lückenhaftigkeit der Akten ein Anlaß werden kann . . . nachzudenken über eine verbeſſerte Grundlage der Quellen für künftige Feldzüge; in welchen mit beſtimmter Rückſicht

auf Geſchichte und Belehrung, aus unmittelbarer Anſicht und friſchem Gedächtniſſe,

Ereigniſſe nach ihrem Zuſammenhang und innern Antrieben,

Gegenden nach gegenwärtiger Anſchauung,

jede Sache, wie ſie übereinkommend oder verfehlend, zu rechtem oder unrechtem Zeitpunkt geſchah, und was von ferneher darauf einwirkte — von ſorgfältiger Hand verzeichnet würden.

„Es fordert aber eine ſolche Verzeichnung noch keine hiſtoriſche Kunſt, ſondern nur hiſtoriſche Methodik und hiſtoriſchen Sinn, einen ſtets herrſchenden Hinblick auf das entſcheidend Hiſtoriſche vorzüglich des militäriſchen und des materiellen Stoffes der Geſchichte, nämlich des Ortes und der Ortsbeſchaffenheit, Lage und Gegenſtände, welche den Bewegungen zu- oder entgegenſtanden.

„Der Witterung und der Wege;

„Der Zeit und der Zeitdetails; weil auch Stunden für die Beurtheilung eines Vorganges entſcheidend werden können.

„Der Beſchaffenheit der Truppen, eigne und feindliche Truppenzahl und ſtetiges Ganzes ihrer Vertheilungen, ihrer Verſtärkungen; nach den Verhältniſſen des Landes und der Unternehmungen; der Verpflegung und innern Erhaltungsanſtalten beider Theile;

„Der aus frühern Vorfällen herabſtrömenden Anläſſe der jetzigen;

„So wie der in den Anſichten, Meinungen, Theoremen ꝛc. der Anführer und ihrer Rathgeber vorbereiteten

oder auf die hervorgebrachten organiſchen Verfaſſungen, Einrichtungen, Fertigkeiten und Bildungsweiſen der beiden Heere gegründeten Form und Anwendung der Unternehmungen.

„Genaue und ſorgfältig geſicherte, militäriſch wiſſenſchaftlich erhobene Angaben der eigenen, wie der feindlichen Stellungen und Bewegungen, als: wiſſenſchaftlich erhellenden Gegenſatz, um Glück und Unglück, Weisheit oder Nichtweisheit der eigenen und feindlichen Unternehmungen ermeſſen zu können.

„Es iſt aber nur die ächte Wahrheit belehrend, d. h. die richtige Entwicklung jeder Sache nach den Elementen ihres Geſchehens, und die feſte Unabhängigkeit der Strenge auch gegen eigene Fehler.

„Für den ſo wichtigen Theil der feindlichen Bewegungen beſchränkten ſich meine Quellen auf

den Moniteur.

Campagnes de Buonaparte.

Desjardins Campagnes des Français en Italie.

Campagnes des Gaulois en Italie.

Vies des Generaux.

La Trille Considerations.

Poſſelt's Annalen und Taſchenbuch.

Politiſche Journale.

„Alle enthalten beinahe nur „Worte zu jener Zeit handelnder Perſonen", etwas geordneter oder lockerer zuſammengeſtellt. Auch die in den gedruckten Schriften vorfindlichen Berichte feindlicher Generale ſehe ich bis jetzt nur als individuelle Actenſtücke an, von denen auch das

Eingangs Geſagte gilt. Geſchichtlich vollſtändigen Stoff jener Zeiten gibt es noch von keiner Seite. Nur wenn einſt Viele, was ſie geſehen und beobachtet haben, mit freier Ruhe eröffnen — wenn ſie ſich aufgefordert dazu ſehen durch die Verhältniſſe — wenn die Parteien und Urſachen der Verhüllungen wegfallen — wird ein Ganzes möglich werden.

„Ich kann alle dieſe genannten Werke im Grunde nur für ein Werk erklären, da ſie alle nur Abſchriften ein und derſelben Quelle — der Berichte des Moniteurs — enthalten. Einſeitige Ausflüſſe des Zeitgeiſtes, das Treiben einer Nation, die nur ſich betrachtete und nur ſich ſelbſt erheben wollte: die Stimme derer, die da glänzen oder Abſichten erreichen, oder ihre Macht befeſtigen wollten, oder ihrer Anbeter, welche in fremdem Schimmer ihren eigenen ſuchten, ſind eine ſehr trübe, ſchwache Quelle der Geſchichte.

„Nirgends tritt richtige Bezeichnung ihrer Feinde, hiſtoriſche Tendenz oder wiſſenſchaftliche Abſicht mit ein. Was Jomini, als Lehrender, ſagt — iſt nur allgemein oder zur Hervorhebung eines Theoremes geſprochen, nicht geſchichtliches Entwickeln.

„Noch ſind die Stoffe der Zeit nicht reif, nicht reich, nicht treu und nicht umfaſſend für ihre Geſchichte. Die ſtille Wahrheit findet noch keinen Schutz. Die Werke der Wenigen, welche für eine ernſtere Belehrung der Nachwelt ſorgen, liegen verſchloſſen. Noch ſprechen nur die Parteien, der Ton derer, welche Alles nach ihrem Gebrauche ſtempeln, oder welche dienen und gewinnen

wollen. Noch iſt Alles viel zu ſehr Stoff der Individualität und der Lebenden, nicht freigewordener, allgemeiner Stoff der Menſchheit, entbunden von der Polarität vereinzelter Beziehung.

„Vor Allem aber hindern zwei Dinge, wie zu jeder Zeit, ſo vorzüglich in unſerer, das wahre, ruhige, belehrende Hervortreten der Ergebniſſe.

„Erſtens ſind die, welche die Dinge hervorbringen, ſelten geeignet oder auf dem Standpunkte hiſtoriſchen Sinnes; noch iſt der Ton der Geſchäfte dafür geſtimmt. Jedes Handeln verſenkt in die Gegenwart. Ihre Berichte ſagen alſo nur mit wenigen Umriſſen, was ſie erreichten oder erreichen wollten, oder was für die, welche ſelbſt im Gang der Geſchäfte leben, hinreichend iſt, ein Motiv ihres eigenen Mitwirkens vor Augen zu haben: nicht aber für Andere.

„Zweitens: die Macht und der Geiſt des Volkes, welches jetzt vom größten Einfluß iſt: deſſen Charakter nie und jetzt am wenigſten einem edlern hiſtoriſchen Sinne ſich verwandt erzeigte, weil das Glück den, der in glänzenderem Erfolge ſich ſelbſt nur ſchmeichelt, durch Trotz und Hoffart von jedem Streben nach Wahrheit zurückzieht, die aber, welche unglücklich werden, ihren noch friſchen Gram in Schweigen verhüllen. Nur wenn die erſten Eindrücke vorüber ſind, wenn die Gegenwart in eine entferntere Zeit ſich verwandelt, werden die, welche wahrhaft ſich belehren wollen, oder welche das Unglück dazu zwingt, ernſthafter in den Ereigniſſen nach deren Urſachen forſchen, oder die, welche frei beobachteten, den Zeitpunkt finden, wo ihre Bemerkungen ſich mittheilen laſſen.

„Nach den Materialien, welche mir offen ſtanden, fixire ich den Standpunkt meiner Arbeit durch den Namen einer Chronik.

„Liegt auch auf dieſem Namen eine Art Geringhaltung; ſo glaube ich doch, daß eine, mit hiſtoriſchem Streben geſchriebene Chronik die brauchbarſte Form für die Erweckung hiſtoriſcher Anſicht ſei; denn die Zeitfolge allein zieht ſchon von Urſache auf Wirkung — eine beſtimmt erſichtliche Bahn.

„Die ſchlichte Darlegung der Thatſachen, wobei weder die Eitelkeit, durch Stellung, Zeichnung und Farbe zu glänzen, noch die Beſchäftigung eigner abſichtlicher Wendungen, oder die nach eignem Meinen geordneten Verhältniſſe ihr Spiel ſuchen, verbreitet eine ruhige, durchſichtige Helle über das Ganze, in welcher jeder Leſer ſich wohl befindet.

„Auch die Schwächen, die Unarten des Verfaſſers erſcheinen in dieſer einfachen Form weit warnender und klarer, als unter blendenderm, künſtlicherm Anſtrich.

„Alſo habe ich der Geſtalt einer Chronik mich näher zu halten geſucht.

„Sehr militäriſch belehrend konnte meine Erzählung nie werden. Es fehlen die Stoffe. Nur was Unternehmungen begründet und Erfolge entſcheidet, macht, wenn es darzulegen iſt, die Erzählung belehrend.

„Weniger entſchied in dieſem Feldzuge die militäriſche Kunſt, als das Langverſäumte, das matt Schleichende, das Verworrene der Anſtalten; ich habe überall den Blick darauf zu richten geſucht: wie viel bedeutender der admini-

ſtrative Organismus auf die Erfolge wirkte, als irgend etwas Anderes. Der Feldzug ward mehr verloren durch die, welche die Armeen aufſtellten und ſammelten, als die, welche ſie anführten. Vieles entſchied der Ton und die Stimmung der Gemüther. So umſtändlich auch die Actenſtücke über den Tag bei Viroli ſind: wer kann ſich darum das plötzliche Nachlaſſen aller Springfedern erklären!?

„Kriegeriſche Ereigniſſe aber werden nur vollſtändig ermeſſen durch den Vergleich der phyſiſchen nnd moraliſchen Kräfte, der Oertlichkeiten und der Beweglichkeit, der Umſtände und der Geſinnungen, der militäriſchen Formen und des militäriſchen Wiſſens ꝛc., welche beiden Theilen zu Gebot ſtanden. Aber in dem Vergleiche des Geiſtes, mit welchem Regierungen und ihre Heerführer dieſes Alles in frühern Anordnungen der nationellen Hilfsquellen vorzubereiten, für jetzige Erforderniſſe zu benutzen wußten, in dem Vergleiche des Einfluſſes, mit welchem Glück oder Unglück auf die Meinung, auf das Vertrauen, auf die innere techniſche oder geiſtige Haltung der Heere wirkte — liegt der höhere, entſcheidendere Stoff der Geſchichte.

„Keine Gegenwart kann verſtanden werden ohne das Licht, welches die Vergangenheit auf ſie wirft. Keine jetzige Periode kann hiſtoriſch betrachtet werden, ohne eine genaue Umfaſſung der beherrſchenden Zeit. Gleich jeder andern Geſchichte beruht die Kriegsgeſchichte — für jede tiefere Durchſchauung, und alſo auch jede tiefere Darſtellung — auf zwei Elementen: a) Vergangenheit und b) Gegenwart.

a) „Vergangenheit nenne ich das, was eine

Regierung seit Jahren zu sein wußte und ihr Volk werden ließ: das, was also an Kraft der Gesinnungen, der Veranstaltungen, der Vorbereitungen und des Wissens seit Jahrhunderten sich sammelte . . . die frühern Ursachen der jetzigen Wirkungen, der alte angestammte Geist, der Keim und der Charakter eines Staates: Maximen und Illusionen, welche die Meinung des Regenten von seinem Volke, des Volkes von seinem Regenten ꝛc. entscheiden.

„Jeder Krieg ist, seinem größten Theile nach, der Erfolg eines lange vorher bestandenen Zustandes, der Probetag der Völker vor den Augen der Zeit: ein Weltgericht über die seit Jahren mit mehrerer oder minderer Weisheit gesammelten Elemente wahrhafter Kraft.

b) „Gegenwart nenne ich . . . die Summe aus der Vergangenheit gesammelter Kräfte, die Masse seit Langem her bestehender Anstalten, die Art ihrer Anwendung, welche aus dem Geiste des jetzigen Geschlechtes ihre Bewegung, ihre Haltung, ihre Bahn zum wirklichen Gebrauch der jetzigen Erfordernisse empfängt, welche die Begebenheiten veranlaßt, die aus dem Kampfe mit dem Geiste eines Gegners hervorgehen mußten.

Um zu noch wahrern Ergebnissen zu gelangen, muß dies alles endlich übertragen werden auf den Charakter, auf die Verhältnisse des Heerführers in dem dreifachen Kampfe seines Amtes.

Gegen den Feind; gegen den Charakter der feindlichen Heere und Führer.

Gegen die Beschaffenheit oder das Mangelhafte seiner eigenen Werkzeuge.

Gegen den Geiſt derer, welchen die oberſte Macht über ſeine Unternehmungen, oder die Vorbereitung ſeiner Werkzeuge, ſeiner Bedürfniſſe ꝛc. zuſteht.

Etwas Unmeßbares aber bleibt immer .... das Genie — die Gewalt einer Begeiſterung ... das menſchlich Unvorſehbare eines plötzlichen Ereigniſſes.

Auf dieſer ſteten Nebeneinanderſtellung beider Staaten, beider Heere, beider Heerführer, und der Reize, welche alte Eigenſchaften höher beleben oder neue entwickeln, beruht das wahrhaft Belehrende der Geſchichte ... d. h. die Erleuchtung der Urſachen des verſchiedenen Erfolges beider Theile; die Erleuchtung der Kräfte, durch welche das Wiſſen in ſeiner Wirkung bedingt, das Talent entbunden oder beſchränkt wird: und was als Maxime der Verbeſſerung ſich daraus ergibt. Denn zum Beſſern, d. h. zur Erkenntniß des Gebrechenden — führen ſoll doch jede Geſchichte.

Ohne dieſen ihren geiſtigen Stoff gibt es meines Erachtens keine durchgreifend umfaſſende, alſo wahrhaft belehrende Kriegsgeſchichte. Darum ſind aber auch die meiſten ſo unbefriedigend, und können es auch nicht anders ſein, weil ſie in ſich ſelbſt nur auf Trümmern beruhen; weil die Wahrheit ſo häufig verhüllt und die vorüber fliegende Wirklichkeit von ſo Wenigen richtig ergriffen, dem Geſchichtſchreiber zu umfaſſender Richtigkeit aufbewahrt wird; weil im unendlichen Stoffe der Zeit das Meiſte in ſeinem Entſtehen ſchon dem Auge ſich entzieht; weil die Meiſten aus Technik und Berechnungen allein erklären wollen, was nur durch menſchliche Stimmung möglich

ward und ohne den Geiſt der Zeiten und Regierungen ſich nicht verſtehen läßt. So lange wir für dieſen Theil nicht reinere Stoffe und Quellen anzuwenden haben, ſo lange man ſie nicht vorbereitet, ſie verweigert oder nicht herbeiführt: werden alle Kriegsgeſchichten, auch noch ſo wiſſenſchaftlich gedacht, dennoch nur halb belehrend, ein nie in ſich ſelbſt geſchloſſenes Ganze ſein.

Da ich nur eine vollkommene Darſtellung, nicht bloß deſſen, Was — ſondern Wie es geſchah (d. h. das vollſtändige Ganze einer Periode von Ereigniſſen, nach dem vollen Umfange all ihrer erkennbaren, weit oder nahe zuſammenwirkenden, innerſten Urſachen entwickelt), für Geſchichte halte: da ich dafür keine Stoffe fand, und mir kein, das Ganze bis in ſeine innerſten Elemente verfolgendes Urtheil beimeſſe: ſo habe ich meine Arbeit nur unter dem Geſichtspunkt einer Chronik vollbracht und ſtelle ſie nur auf dieſe Linie."

So weit Meyern's Vorwort.

Zuletzt muß ich noch eines einzelnen, abgeriſſenen Blattes erwähnen, welches ein, freilich ganz kleines und ungenießbares Bruchſtück einer Erzählung enthält, die in der Epoche Konradin's von Hohenſtaufen gehandelt zu haben ſcheint. Ich halte es für eigene Conception, weil der zu charakteriſtiſche, aus „Dya-Na-Sore" bekannte Styl in den Landſchaftsſchilderungen auffällt. Es würde nur zum Belege dienen, daß Meyern doch auch den Umgang der Muſe nicht ganz verſchwor.

So viel von Meyern's Geſchichte, Charakter, Erſcheinung, Entwürfen. Ueber ſeine Stellung zur Literatur,

über seinen Werth als Schriftsteller weitläufig zu verhandeln, scheint mir überflüssig. Ich habe mich im Vorworte zu der neuesten Auflage von „Dya-Na-Sore" (I. S. III u. f.) darüber ausgesprochen, und will mich nicht wiederholen. Seine ältere Schrift ist bekannt; das Vaterland hat darüber geurtheilt. Die hinterlassenen liegen vor; es wird sie beurtheilen. Ueberhaupt will Meyern's Wort nicht als ein geschriebenes, sondern als ein gesprochenes aufgenommen und gerichtet sein. Und diese Ansicht von dem geistigen Verkehr durch die Presse, in so fern sich das Wort um Denken und Handeln bewegt, wird, wenn ich nicht irre, mit der fortschreitenden Zeit, sich immer klarer und allgemeiner herausstellen. Denn alles Schreiben, die dichterische Production ausgenommen (und selbst diese sollte eigentlich gesungen, erzählt oder gespielt werden!), ist eigentlich Gespräch, — lehrendes oder wechselseitiges. Möchten Schreibende wie Lesende dies bedenken!

Nun zum Schlusse das Hauptergebniß in größeren Contouren: Meyern war, — was man von so wenigen unserer Landes- und Zeitgenossen sagen kann, und was so viel sagen will — ein Selbstdenker. Er geht frisch, wie ein kräftiger Sohn der Natur, an die ewigen Probleme, welche die Geschichte, wie die Gesellschaft, durch ihre wachsenden Verwicklungen nur noch mehr verdunkelt hat; die Bildung, die er sich angeeignet, liefert ihm Waffen; aber ihr schweres Rüstzeug hindert ihn nicht im Kampfe; er verliert nicht, wie es ganze Nationen und Epochen gethan haben, über den Mitteln den Zweck aus den Augen; und wir, die wir ihn lesen, fühlen uns mehr

gestärkt, bestätigt oder angeregt, als belehrt oder unterhalten. Meyern's Schriften können eigentlich nur von Wohlwollenden verstanden werden; nicht von Solchen, die dem Verfasser, sondern von Solchen, die überhaupt wohl wollen; denn sie sprechen im Grunde mehr zum Willen, als zum Gedanken; und ich möchte in diesem Sinne die Wirkung, die sie hervorbringen, eine erbauliche nennen; sie bauen Kraft, Erkenntniß und Schönheit in uns auf. Sittlicher als Montaigne, tiefer als Labruyere, praktischer als Jacobi, schärfer und bestimmter als Herder, hat er Etwas von allen diesen, und Etwas dazu. Es ist nicht, was Meyern sagt, es ist der Geist, aus dem er es sagt, was seinen Worten ihren Werth verleiht. Dieser Geist spricht sich denn auch in der Darstellung aus; und wenn irgendwo, so gilt es von ihm: Le Style c'est l'homme. Die hingeworfene, abgebrochene Kürze, die kühnen Worterfindungen und Combinationen sind nicht, wie es flüchtig erscheinen mag, skizzenhafte Eile, sondern — wie einst Wieland's hingegossene Verse — Resultate des sorgfältigsten Kürzens und Feilens. Ein Beleg dieser Sorglichkeit ist der Aufsatz „Stammfolge der Wissenschaften," wozu sich wiederholte Concepte fanden (vom Abschnitte „Mathematik" allein vier); wir haben natürlich das Reifste gewählt.

So ragt Meyern in unsere Gegenwart herüber, wie die einfache, große Natur mit Fels und Wald in unsere, durch Villen und Gärten verkünstelten — wir sagen „verschönerten" — Landschaften. Glaube und Liebe sind ihm nicht, wie jetzt den Meisten, Treibhausgewächse einer durch

müßige Sehnſucht genährten Weichlichkeit, ſondern kernhafte Früchte des ſittlichen Charakters. Auf ihn, als dasjenige, wodurch alles Andere bedingt und bewerthet wird, dringt er überall; und wenn ein großer Dichter, als er von uns ſchied, in unſerer neuen Literatur das Männliche vermißte, ſo können wir dieſe Lücke nicht beſſer ausfüllen, als durch Meyern, der dies Element vollkommen — Viele werden ſagen: bis zum Uebermaße — repräſentirt. Seine Schriften ſind von einem kundigen Beurtheiler treffend „geiſtige Thaten" genannt worden, und ſo möchte ich ihn als einen „Krieger unter den Schriftſtellern" bezeichnen. Er rang mit Fichte, Peſtalozzi und andern deutſchen Männern einer ſchönern Epoche um die Palme intellectuellen Heldenthums. Das Vaterland ehrt ihre Gräber. Ihr Ringen war nicht vergebens; denn eine unberechenbare Wirkung im Reiche der Geiſter geht von jedem, auch dem ſtillſten, menſchlichen Daſein aus. Warum erkennen wir die Beſten ſo ſelten im Leben? „Wie Wenige wagen es, einen Andern zu verſtehen; wie Wenige wagen es, ſich verſtehen zu machen! Wir gehen aus der Welt, ohne uns zu faſſen; der ſchönſte Theil unſeres Daſeins: das Anerkennen edlerer Menſchheit, die freie Gerechtigkeit offener Gemüther, die Kunſt, ſich jeden Menſchen als ein Ganzes zu denken, wird ſo furchtſam geübt. Nur ſtückweiſe ſehen wir uns, und nur im Tode, wie in einem trüben, ſtillen Spiegel, wagen wir einen Blick auf die reine Lichtgeſtalt des Entflohenen. — Laßt dies meine Grabſchrift werden." (Dya-Na-Sore: V. 296. 234.)

Wir aber wollen ſie, indem wir ſie ſetzen, als ein

Wort des Lebens aufnehmen, und die ernſte Betrachtung ſoll uns Muth und Stärke zu friſchem Wirken, — Glauben an eine Ewigkeit geben!

Die Kunſtvereine.

Jetzt, wo man ſich zu Allem aſſociirt, wo der Einzelne ſich nur dadurch verzinſt, daß er ſich der Totalſumme des Ganzen zulegt, wo durch die Uebung, zu den verſchiedenſten Zwecken Vereine zu bilden, das Vereinweſen in ſich ſelbſt ausgebildet worden iſt, und dadurch auf die ſchon beſtandenen Vereine ein neues Licht fördernd zurückſtrahlt, — mag es denn auch an der Zeit ſein, die Frage von den Kunſtvereinen wieder einmal aufzunehmen. Nicht ſie allſeitig zu beantworten, kann hier unſere Aufgabe ſein; ich ſetze Leſer voraus, welche die bisherigen Antworten gehört haben, und begnüge mich, ohne alle concrete Anwendung, allgemeine, abgeriſſene, — wenn man will, einſeitige — Andeutungen zu geben; mag man ſie nun zur Antwort oder zur weitern Frage zählen. Wäre doch Jeder, der ein Ganzes zu integriren denkt, ehrlich bemüht, nur Eine Seite desſelben ganz und deutlich zu ſehen!

Was wollen Kunſtvereine? oder eigentlicher: was ſollen ſie wollen? Den Künſtler bilden? gewiß nicht. Den Künſtler bilden drei Dinge: die Schule, die ihm die Grundbedingung aller Kunſt, das Handwerk, überliefert, — das Leben, das ihm Stoff, Anregung und einen Raum des Wirkens gewährt, — und der eigene Genius (denn

ich ſprach vom Künſtler, — und wer es nicht iſt, wird es ewig nicht!), der mit jenen Beiden gebahrt, und Etwas ſchafft, das nicht gegeben werden kann. Dieſe Bedingungen erſetzt kein Kunſtverein. Er iſt zu weit, um eine Schule, — zu eng, um ein Leben zu vertreten, — und den eigenen Genius — wer verträte den? Der Verein kann höchſtens geiſtig auf den Künſtler zurück wirken, indem er ſein Beſtreben an dem Bedürfen und Erkennen ſeiner Zeit rectificirt, kann ihm materiell nützen, indem durch vermehrten Abſatz ſeiner Werke ſeine Thätigkeit unbedingt vermehrt wird. Iſt er dadurch wahrhaft gefördert? Dem Künſtler alſo nutzen Vereine nur ſecundär. Freilich iſt auch dieſe ſecundäre Wirkung wichtig, und wir wollen ſpäter auf ſie zurückkommen. Aber wem ſollen ſie denn eigentlich und vor Allem nützen? Ich ſage: der Kunſt. Der Kunſt? das iſt ſehr abſtract. Kann man ſich eine Kunſt ohne Künſtler denken? nein, aber ſehr gut ſogenannte Künſtler ohne Kunſt! Doch, ohne Scherz in einer völlig ernſthaften Sache! Einſam und abgetrennt bleibt ewig der Künſtler von ſeiner Mitwelt, ſein Streben ſinkt in ſich zuſammen und verglimmt traurig, wenn nichts eintritt, was ihn und die Welt, in einem gemeinſamen Bedürfniſſe, vermittelt. Zwiſchen ihnen wird dieſe Vermittlung nie zu Stande kommen, oder doch nie Segen bringen; denn erniedrigt ſich der Künſtler dahin, ſeiner Welt und Zeit zu ſchmeicheln, ſo iſt Er und mit ihm — ohne es zu ahnen — auch ſie ruinirt. Mit der Sehnſucht nach dem Beſſern iſt das Gute für immer vernichtet. Ueber ihnen jedoch gibt es eine Vermittlung: die Kunſt. Wenn ſie Beide dahin ge-

leitet werden können, zu ihr hinaufzuseh'n, so wird dort ihre Ausübung, hier ihre Anerkennung möglich werden. Und diese Versöhnung, zum Frommen Beider, des Künstlers und des Publikums, im Leben zu vermitteln, — das scheint mir die schöne, die erreichbare Aufgabe der Kunstvereine; deßhalb ihre Aufgabe, weil sie von Einzelnen durchaus nicht zu lösen ist. Diese Vereine hätten also das herrliche Prärogativ, die Kunst selbst zu repräsentiren, — durch Bewahrung ihres Palladiums auch den Sinn für sie, bei Schaffenden und Genießenden, zu wecken, (ältere, bezopfte Zeiten hießen's „Geschmack," neuere haben mit dem Worte auch die Sache verworfen); laßt sehen, wie sie dieser Mission würdig sein können!

Für's Erste müssen sie an dem Alpha und Omega festhalten und kein Haar breit davon weichen: Die Kunst hat ihren Zweck in sich, und nicht außer sich; eben der Zweck der Kunst aber, und kein anderer, ist und bleibe auch der Zweck der Vereine. Jede äußere Rücksicht, und wäre es eine höhere, als die Kunst selbst, hindert diese an ihrer Vollendung in sich selbst. Ich sage nur, was schon oft gesagt worden ist, und was, obwohl es nie gesagt zu werden nöthig sein sollte, doch nie genug gesagt werden kann: Wer die Kunst kennen, üben und fördern will, muß sie um ihrer selbst willen kennen, üben und fördern lernen, oder sie bleibt ihm ewig stumm und todt. Religion, Moral und Staat können nur mittelbar aus der Kunst gewinnen, in so ferne sie nämlich überhaupt den Menschen bildet, erhebt, verschönert. Emollit mores, nec sinit esse feros. Wenden wir das auf die Gegenstände

dieſes Aufſatzes an, ſo tritt uns gleich das wichtige Ergebniß entgegen: Es gibt keine patriotiſche Kunſt, — es gibt nur vaterländiſche Künſtler. Dieſe Letzteren können bei einem vaterländiſchen Vereine im Auge behalten werden, ohne das Phantom der erſtern verkörpern zu wollen. Man weckt ihren Kunſtſinn, indem man ihn, die Feſſeln der Oertlichkeit und Gegenwart abſtreifend, in's Weite und Große, in's menſchlich Allgemeine führt. Das heißt nicht den vaterländiſchen Künſtler fördern, wenn man ihn und ſeine Sphäre vor dem Fremden bevorzugt, ſondern wenn man ihn, an dem Großen der Vergangenheit, über die Enge ſeines bisherigen Geſichtskreiſes erhebt. Man fördert ihn nicht, und noch weniger die Kunſt, wenn man ihm durch Ankauf ſeine Thätigkeit überhaupt erleichtert, ſondern wenn man ihn veranlaßt, das Vortreffliche, es komme, von wo es wolle, zum Muſter zu nehmen und auch etwas Gutes hervorzubringen, welches dann erkannt und unterſtützt werden ſoll. Es kommt nicht darauf an, daß man wie ein thörichter Verſchwender eine Menge, die ſich herandrängt, für Nichtigkeiten belohne, ſondern daß man wie Papſt Julius II. ein Auge habe, einen — Raphael zu erkennen. Das Publikum aber wird nicht gefördert, indem man ihm ſchmeichelt und es mit Modekram ſättig't, ſondern indem man es achtet, ihm Sinn für das Schöne zutraut, und dadurch dieſen Sinn, auch wenn er nicht da wäre, erregt, — da der an das Beſſere gewöhnte Blick nicht umhin kann, ſich allmählich vom Gemeinen wegzuwenden, wie es ja bei den Griechen war, und in Italien faſt noch iſt. Das können Vereine durch

das Hervorziehen noch unbekannter Talente, durch den Ankauf und die Ausstellung bedeutenderer Kunstversuche, und besonders durch öffentliche Besprechung derselben,

Bei der Wahl der Arbeiten wäre denn besonders auf die Kunstrichtung, auf den innern Ernst des Bestrebens, zu sehen, — und hier scheint mir ein einseitiges Wort an der Zeit. Es ist allerdings wahr, daß in der Kunst nicht das Wollen, sondern das Können entscheidet, und daß das Kleine, aber in sich Vollendete, vor dem unreifen, unzulänglichen Großseinwollenden den Vorzug verdient. Aber eben so wahr ist das Gegentheil; daß das Großgedachte, wenn auch Unfertige, dem meisterhaft ausgeführten Unbedeutenden vorzuziehen ist. Wie solche Gegensätze gleich wahr sein können? Zu verschiedenen Zeiten. Man erwäge den Gang und die Zustände der Kunst reiflich, und man wird sich nicht verhehlen können, daß der zweite Fall der unserer Zeit ist. Es ist wieder wahr, daß alle Gattungen der Kunst, von der Darstellung des Weltgerichtes bis zur leblosen Arabeske, gleichmäßig Kunst sind — oder besser: daß der vollendete Meister, der im Elemente der Kunst webt und waltet, vom Gotte zum Schnörkel herab, Alles, was er berührt, in diesem Elemente zu verklären weiß; aber es ist eben so wahr, daß es doch eben Gattungen sind, von denen die eine dieser Verklärung fähiger, die andere ferner ist, also jene höher, diese niedriger genannt werden muß. So hielt man es von jeher und wird es stets so halten müssen. — Auch Blume, Landschaft, Stillleben sind dem echten Künstler Buchstaben für die Sprache seines Geistes, wodurch er zu

dem unſern ſprechen kann, — und man muß beim Kunſturtheile darauf ſehen, daß er auch in ihnen ſich wirklich ausſpricht. Aber das Antlitz und die Geſtalt des ſeiner Zeit- und Ortsbedingung entrückten Menſchen, des Heroen, des Halbgottes, des Gottes, den nur die wahre Kunſt unſerem Auge faßlich machen kann, wird doch, denke ich, eine andere, eine höhere Sprache geben, als Blume, Landſchaft, Stillleben und die aufgeputzte Wirklichkeit? Laßt uns daher den ungeſchickten, längſt getadelten Ausdruck „Hiſtorienmalerei" wegwerfen, aber jeden Verſuch in der höheren Kunſtſphäre, wenn er nur irgend Sinn und Anlage für das Rechte und Große zeigt, wie einen Wunderkeim begrüßen und hegen! Vereine können hier viel thun, ohne auf zufällige Begünſtigungen zu warten; ſie können jenen Sinn nähren, und dadurch dieſe Begünſtigung herbeiführen. Hierzu ſind, außer dem erwähnten Ankauf und der Ausſtellung ſolcher Werke, an denen ſich dann das Anſchauungsvermögen der Liebhaber üben kann, beſonders Aufgaben, nach Umſtänden Prämien, wobei der Verein Gegenſtände der höhern Gattung wählt, und dann die Zuerkennung oder Nichtzuerkennung des Preiſes durch öffentliche Kritik motivirt, ein treffliches Mittel. Man lernt dann allmälich bemerken, worauf es bei Compoſitionen eigentlich ankommt, und die durch Licht-Effecte, Farbenglanz oder gar Kleiderſtoffe bereits blaſirte Aufmerkſamkeit findet neue Nahrung.

Dasſelbe, was hier von den Gattungen einer Kunſt angedeutet worden, gilt denn auch von den verſchiedenen Kunſtzweigen, von welchen namentlich dem unbeſtreitbar höchſten

und edelsten, der Plastik, die zur traurigen Ironie ihrer selbst zu werden droht, wieder einiger Aufschwung sehnlichst von jedem echten Kunstfreunde gewünscht wird. Ihr könnte vielleicht außer den Kunstvereinen auch ein Verein der Künstler, wie ihn Goethe („Verein Deutscher Bildhauer." Werke. 12 z. Ausg. 44. Bd.) vorschlug, frommen. Kunstvereine müßten besonders ihre Verzweigung mit den verschiedenen Ständen der Gesellschaft benützen, um zur künstlerischen Verzierung verschiedener Localitäten, Kirchen, Paläste, Schulen, Aemter, Plätze, Vergnügungsorte, Brunnen, u. s. w. einzuladen, dadurch die Künstler zu beschäftigen und zugleich die Kunstliebhaberei und in ihrem Gefolge allmählich den Kunstsinn zu wecken und zu verbreiten. Ueber das Reisen der jüngern Künstler, welches gut dotirte Vereine gleichfalls unterstützen können, ist manches Für und Wider gesagt worden. Unter der gehörigen Anleitung, bei passender Wahl und Ueberwachung wird das Für noch immer den Vorrang behalten. Der autochthonische Dichter, der nichts liest, und der autodidaktische Mahler, der nichts sieht, werden immer bornirt bleiben, und hätten sie die Innigkeit eines Dürer.

Eine schöne Wirksamkeit der Vereine nach Innen wäre auch die Vereinigung der Künstler und der Künste. Welche Welt eröffnet sich uns in der Aussicht, daß sie Hand in Hand, von einnander lernend, einander helfend, sich verbänden, unser Dasein wie einen schönen Tempel zu bauen und zu schmücken?

Eine andere Frucht nach Außen fiele von dem unausbleiblichen Einflusse ab, den selbst Gewerbe und Ma-

nufacturen durch einen im Ganzen geläuterten Geſchmack und eine im Einzelnen geſteigerte Kunſtübung erfahren würden.

Die Herausgabe einer Sammlung, ſo wie, etwa damit in Verbindung, einer periodiſchen Schrift (wie z. B. die „Annales du Musée et de l'école moderne des baux-arts“ in Paris) würden die Bildung des Geſchmacks im Publicum und die allgemeinere der Künſtler gleichmäßig befördern helfen. Die Letztere iſt wichtiger als man glaubt. Stets gab Allem, was vom Menſchen ſich ablöſte, ſein Inneres das unauslöſchliche Gepräge; aber jetzt vollends kann ſich die Kunſt nur erhalten, wenn ſie die Elemente der Bildung in ſich aufnimmt und zeigt, daß vollendete Cultur ihrer nicht entbehren kann.

Ich ſcheine hier in allzu nebelhaften Umriſſen ein Utopien in die Lüfte gezeichnet zu haben. Seien es pia desideria, wie ſie jetzt ſo vielfach zum Vorſchein kommen, — und mögen ſie es immerhin noch eine Weile bleiben! ohne das Ideal kein Fortſchritt, ohne Vorbild kein Streben. So viel bleibt doch gewiß, daß Vereine Viel thun können, daß ſie Mittel in Händen haben, und Mittel zu Mitteln, an die kein Einzelner reichen kann; dieſen entſchuldigt ſeine Begränzung, — auf ſie, die im Großen und Ganzen wirken können, hie und da ſchon gewirkt haben, blickt der Künſtler, der echte Künſtler, in dieſer für ihn bedrängenden Epoche des Ueberganges mit hoffendem Vertrauen!

Aber dieß Vertrauen ruht nur auf Einer Stütze, und jenes Utopien kann nur unter Einer Bedingung wirklich werden, — wenn die Vereine und die ſie Leitenden ſich

zu dem uralten und ewig einzigen Kredo der wahren Kunſt bekennen, und ihr Bekenntniß als Grundſatz und Richtſchnur laut ausſprechen und feſthalten. Es heißt: „Das Fundament aller Kunſt iſt die Natur, ihr Gipfel das Ideal (die Bedeutung); zwiſchen Beiden bewegt ſich bildend, unentbehrlich, das techniſche Beſtreben.

Inhalt.

Seite

J. J. Wagner's kleine Schriften. Auch unter dem Titel: Strahlen deutscher Weltanschauung. Herausgegeben von Ludwig Philipp Adam 1

J. J. v. Littrow's vermischte Schriften. Herausgegeben von C. L. v. Littrow, Director der Sternwarte zu Wien ꝛc. 17

Betrachtungen über einige Stellen aus Rahel und Bettina, mit Bezug auf den Aufsatz: Ueber die Wahrheit gegen die Welt und gegen sich selbst 46

Briefe über Goethe's Faust, von M. Enk 59

Goethe's Faust. Andeutungen über Sinn und Zusammenhang des ersten und zweiten Theils dieser Tragödie, von Dr. F. Deycks ..... —

K. L. v. Knebel's literarischer Nachlaß und Briefwechsel 76

Louise Strozzi. Eine florentinische Geschichte aus dem sechzehnten Jahrhundert; vom Verfasser der Nonne von Monza. Nach dem Italienischen bearbeitet..... 87

Wanderungen durch den Thierkreis. Von Lud. Wienbarg.. 93

Frauenbilder; oder Charakteristik der vorzüglichsten Frauen in Shakespeare's Dramen; von Mrs. Jameson. Deutsch von Dr. Ad. Wagner 100

Hindeutungen auf eine neuere vaterländische Dichterin 107

Digitized by Google

Seite

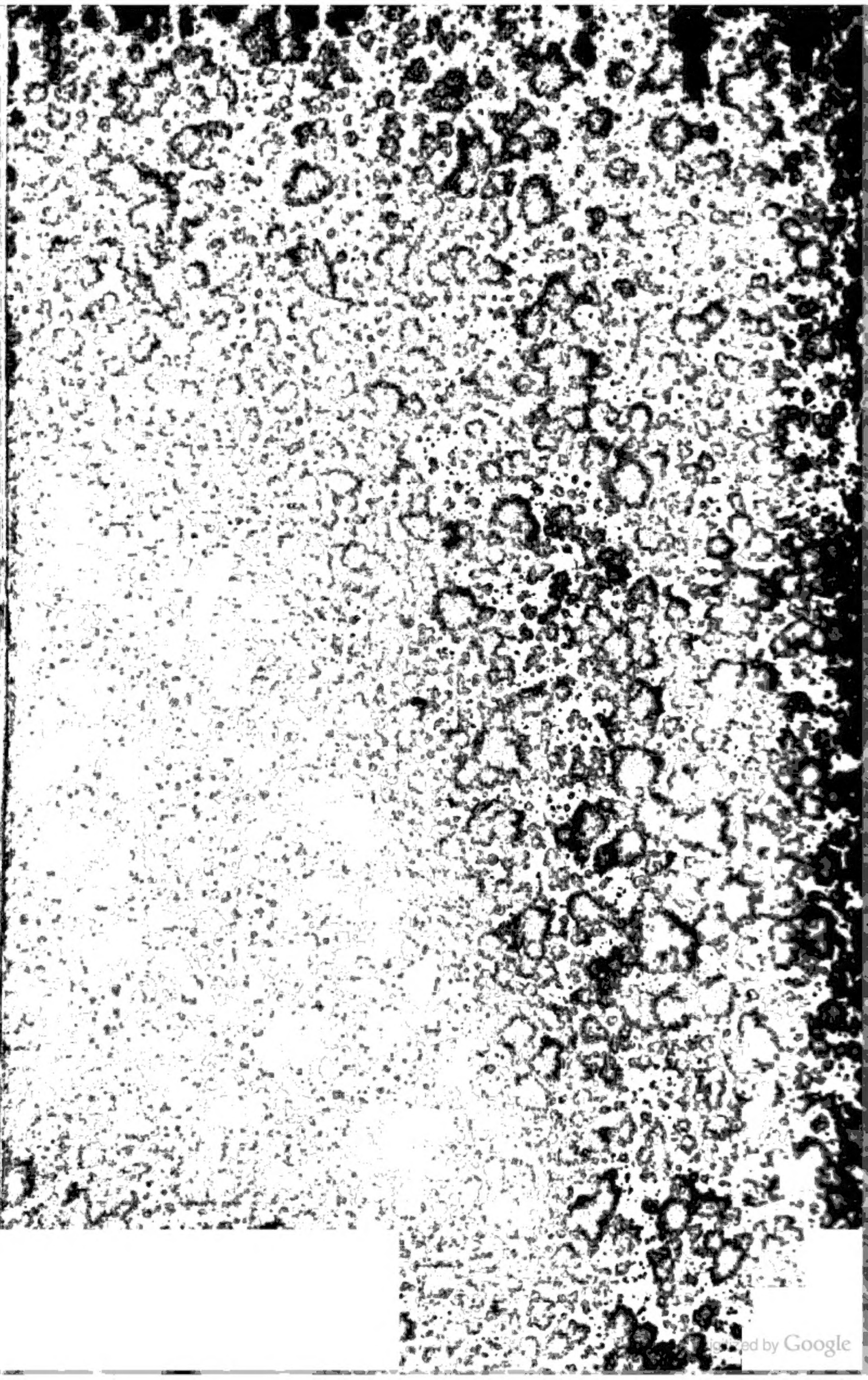
Briefe an Joh. H. Merck, von Goethe, Herder, Wieland u. a. bedeutenden Zeitgenossen. Herausgegeben von Dr. K. Wagner 120
Franz von Schober's Gedichte 133
Ueber Bildung und Selbstbildung. Von M. Enk 141
Ueber die poetischen Richtungen unserer Zeit. Von Melchior Meyr 148
Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen, von Dr. G. G. Gervinus. Erster Theil. Von den ersten Spuren der deutschen Dichtkunst bis gegen das Ende des 13. Jahrhunderts 153
Geschichte der Osmanischen Dichtkunst bis auf unsere Zeit. Mit einer Blütenlese aus zweitausend zweihundert Dichtern. Von Hammer-Purgstall. 1. Band. Von der Regierung Sultan Osman's I. bis zu der Sultan Soleiman's 1300—1521 195
— — 2. Band. Von der Regierung Sultan Soleiman's des Gesetzgebers bis zu der Sultan Murad's III.; 1521—1574 230
Friedrich von Schlegel's Biographie 248
Johann Mayrhofer 281
W. F. Meyern 305
Die Kunstvereine 338

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 015 289 924

DATE DUE			

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004

Digitized by Google